ARCHIV FUR LITTERATURGESCHICHTE

dr. franz schnorr von carolsfeld

Digitized by Google

~~128 c.42~~
~~189 d.12~~

B. Pc.

Digitized by Google

ARCHIV

FÜR

LITTERATURGESCHICHTE

HERAUSGEGEBEN

VON

Dr. FRANZ SCHNORR von CAROLSFELD,

K. BIBLIOTHECAR IN DRESDEN.

XI. Band.

LEIPZIG,

DRUCK UND VERLAG VON B. G. TEUBNER.

1882.

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhaltsverzeichniss.

Seite

Ottmar Nachtigalls „loci ac sales mire festivi". Ein Beitrag zur Kenntniss der Schwanklitteratur im 16. Jahrhundert. Von Hermann Arthur Lier . . . . . 1—50

Neue Mittheilungen über die Schicksale der von Hans Sachs eigenhändig geschriebenen Sammlung seiner Werke. Von Edmund Goetze . . . . . 51—63

Klinger in Weimar. Von Heinrich Düntzer . . . . . 64—86

Henriette von Arnim. Ein Beitrag zu ihrer Charakteristik. Von Gustav Buchholz . . . . . 87—93

Briefe von Heinrich Voss an Karl Solger . . . . . 94—141

„Die poetischen Erzählungen des Herrand von Wildonie. Hggb. von K. F. Kummer." Angezeigt von Ludwig Blume . . . 142—147

Anzeigen aus der Goethe-Litteratur (1. Goethe-Jahrbuch Bd. II. 2. H. Schreyer, Faust als einheitliche Dichtung. 3. W. Herbst, Goethe in Wetzlar. 4. W. Creizenach, die Bühnengeschichte des Faust. 5. E. Niemeyer, Goethes Stellung zur Tonkunst. 6. H. Rollett, die Goethe-Bildnisse). Von Woldemar Freiherrn von Biedermann . . . . . 147—166

Miscellen.

1. Dem fliehenden Feinde eine goldene Brücke bauen. Von Georg Büchmann. 2. Zu Rosenblüt. Von Gust. Milchsack. 3. Zu Burkard Waldis. Von demselben. 4. Kilian Brustfleck. Von Christian Rumpf. 5. Die Aufführung des „Doctor Faust" von der Schuchischen Gesellschaft zu Berlin im Jahre 1754. Von Heinrich Düntzer. 6. Zu Goethes „Musen und Grazien in der Mark". Von Robert Boxberger. 7. Zu Uhlands „Der Wirthin Töchterlein". Von demselben . . 167—176

Erasmus Alberus als Verfasser der anonymen Schrift „Vom Schmalkaldischen Kriege". Von Franz Schnorr von Carolsfeld . . . . . 177—195

Shakespeares Antheil an dem unter seinem Namen veröffentlichten Trauerspiel Timon. Von Georg Kullmann . . . . 196—245

Drei Oden aus Klopstocks Jugendzeit. Von Franz Muncker . . 246—276

Eine Erinnerung an Schönaich. Von Ewald Flügel . . . . . 277—280

Digitized by Google

Seite

Zwei Briefe von Lessing. Ein Brief von Schiller. Aus Karl Gustav Wenzels Sammlung mitgetheilt v. Robert Boxberger 281—284

„K. Th. Gaedertz, Gabriel Rollenhagen." Angezeigt von Erich Schmidt . . . . . 285—288

„Gr. Konst. Wittig, neue Entdeckungen zur Biographie des Dichters J. Ch. Günther." Angezeigt von Berthold Litzmann 289—293

„Fr. J. Frhr. v. Reden-Esbeck, Caroline Neuber." Angezeigt von demselben . . . . . 293—296

„K. Seldner, Lessings Verhältniss zur altrömischen Komödie." Angezeigt von Boxberger . . . . . 296—297

„J. Minor, J. G. Hamann in seiner Bedeutung für die Sturm- und Drangperiode." Angezeigt von Daniel Jacoby . . . 297—301

„J. Baechtold, Aus dem Herderschen Hause." Angezeigt von Boxberger . . . . . 301—302

Anzeigen aus der Goethe-Litteratur (1. Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe. 4. Aufl. 2. Briefwechsel mit einem Kinde hggb. von Herman Grimm. 3. Fr. Strehlke, Goethes Briefe, Verzeichniss derselben. 4. Faust hggb. von K. J. Schröer Th. 2. 5. H. Rollett, die Goethe-Bildnisse 2. Lieferung). Von Woldemar Freiherrn von Biedermann. . . . . 302—315

„Ge. Voigt, Rückerts Gedankenlyrik." Angezeigt von Boxberger 316—317

Miscellen.

1. Kleine Beiträge zur Lebensgeschichte von Schriftstellern aus Württembergisch-Franken. Von Gustav Bossert. 2. Zu Heinrich Heines Ballade „Die Grenadiere". Von Jacoby. . . . . 317—320

Lesefrüchte. Von Erich Schmidt . . . . . 321—327

Codrus. Lateinische Schulkomoedie aus dem Jahre 1485. Von Wilhelm Schulze . . . . . 328—341

Fischarts Tratzfatzbrief. Von Karl Goedeke . . . . . 342—344

Ueber die Ausgaben von Balthasar Schupps Freund in der Noth vom Jahre 1657. Von Benno Mecklekburg . . . . . 345—348

Ein Jugendbrief von Leibniz. Mitgetheilt von Theodor Distel 349—352

Ein Wort Friedrichs des Grossen über einen anonymen deutschen Dichter. Von Philipp Kohlmann . . . . . 353—366

Zur Kritik des Textes von Lessings Emilia Galotti. Von Emil Grosse . . . . . 367—376

Eine vergessene Schrift Chr. M. Wielands. Von Ludwig Hirzel 377—385

Ein Brief Goethes an Alessandro Poerio und Aufzeichnungen des letzteren über seinen persönlichen Verkehr mit Goethe. Mitgetheilt von Reinhold Köhler . . . . . 386—395

Noch einmal die „Mütter" in Goethes Faust Theil II. Von Paul Hohlfeld. . . . . 396—401

Ueber Göschens historischen Kalender. Von Bernhard Seuffert 402—415

Digitized by Google

Seite

Abwehr. Von Heinrich Düntzer . . . . . 416—423

Anzeigen aus der Goethe-Litteratur (1. Faust ein Fragment hggb. von B. Seuffert. 2. Dasselbe hggb. von W. L. Holland. 3. Fr. Strehlke, Goethes Briefe, Verzeichniss derselben. 4.—6. Lieferung. 4. Goethe-Jahrbuch Bd. III. 5. Rich. und Rob. Keil, Goethe 1806). Von Woldemar Freih. von Biedermann 423—431

„M. Krafft, Erklärungen deutscher Klassiker 1. Bdch." Angezeigt von Robert Boxberger 432

„Th. Zolling, H. v. Kleist in der Schweiz." Angezeigt von Kohlmann . . . . . 433—439

Miscellen.

1. Ein Bruderschaftslied aus dem Anfange des 16. Jahrhunderts. Mitgetheilt von Theodor Kolde. 2. Nachtrag zu X, 147 ff. Von Hugo Holstein. 3. Schottische Uebersetzung eines Kirchenliedes von Luther. Von Karl Bindel. 4. Zu Zinegref, Archiv VIII S. 19***). Von Boxberger. 5. „Schuldner" statt „Gläubiger" bei Lessing. Von Grosse. 6. Ein Volkslied des Siebenjährigen Krieges. Von Eduard Heydenreich. 7. Zu Goethes Italienischer Reise. Von Joh. Jak. Baëbler. 8. Zwei Vossische Gedichte in früherer Fassung. Von Johannes Crueger. 9. Zu den von F. Polle herausgegebenen Briefen von Ernestine Voss an Abeken. Von Arnold Schaefer. 10. Zu Schillers Jungfrau von Orleans. Von Bindel. 11. Zu Rückerts „Heut auf die Nacht Schüttl' ich meine Birn". Von Boxberger. 12. Salomon Gessners Todesjahr. Von Gotthold Klee. . 439—456

Briefe über den Tod Ewald von Kleists. Mitgetheilt von August Sauer . . . . . 457—483

Beiträge zur deutschen Litteraturgeschichte des 18. Jahrhunderts. Aus handschriftlichen Quellen. Von August Kluckhohn. I. Neues von und über Anna Luise Karsch . . . . . 484—506

Oden Klopstocks in ursprünglicher Fassung. Von Heinrich Funck 507—516

Noch ein ungedruckter Lessing-Brief. Mitgetheilt von Karl Redlich . . . . . 517—519

Wieland und Orell, Gessner u. Comp. Mittheilungen von Bernhard Seuffert . . . . . 520—526

Die Prosascene in Goethes „Faust". Von Heinrich Düntzer. . 527—542

Sechste Fortsetzung der Nachträge zu Hirzels „Neuestem Verzeichniss einer Goethe-Bibliothek". Von Woldemar Freiherrn von Biedermann . . . . . 543—552

Zu Langbeins Schwänken. Von Hermann Ullrich . . . . . 553—559

Friedrich August Eschen. Ein verschollener Dichter aus der Zeit unserer grossen Classiker. Lebensbild von August Eschen . . . . . 560—581

Digitized by Google

Seite

„Herm. Varnhagen, Ein indisches Märchen auf seiner Wanderung.“ Angezeigt von Reinhold Köhler . . . . . 582—585

„Rich. Wegener, Aufsätze zur Litteratur.“ Angezeigt von Robert Boxberger . . . . . 586—588

„Joh. Wilh. Schaefer, Geschichte der deutschen Litt. des 18. Jahrh. 2. Aufl.“ Angezeigt von demselben. . . . . 588—589

„R. M. Werner, Lessings Emilia Galotti.“ Angezeigt von demselben . . . . . 589—590

„Rich. Thiele, Eva Lessing.“ Angezeigt von August Sauer. . 590—592

Anzeigen aus der Goethe-Litteratur (1. A. Schöll, Goethe in den Hauptzügen seines Lebens. 2. E. Lichtenberger, Études. 3. R. Noetel, Goethes Egmont. 4. H. Rollett, die Goethe-Bildnisse. 3. Lieferung. 5. Fr. Strehlke, Goethes Briefe, Verzeichniss derselben. 7. und 8. Lieferung). Von Woldemar Freiherrn von Biedermann . . . . . 592—601

„Osk. Erdmann, Ueber Klingers dramatische Dichtungen“ und „Erich Schmidt, Lenz und Klinger“. Angezeigt von Otto Brahm . . . . . 601—625

Miscelle.

Die älteste Nachricht über eine Aufführung von Shakespeares Romeo und Julie in Deutschland (1604) . . . . . 625—626

Verbesserungen und Nachträge . . . . . 627—628

Register . . . . . 629—632

Digitized by Google

Ottmar Nachtigalls „Ioci ac sales mire festivi".

Ein Beitrag zur Kenntniss der Schwanklitteratur im 16. Jahrh.

Von

Hermann Arthur Lier.

Für die Erkenntniss nicht nur der Litteratur des ausgehenden fünfzehnten und des ganzen sechzehnten Jahrhunderts, sondern auch des gesammten geistigen Lebens dieser Zeit sind die damals entstandenen Schwanksammlungen, die lateinischen wie die deutschen, von hervorragender Bedeutung. Je tiefer die wissenschaftliche Forschung in das Verständniss dieser so überaus anziehenden Periode eindringt, desto mehr würdigt sie jenen einer nur oberflächlichen Betrachtung als nebensächlich erscheinenden Litteraturzweig, der wegen der Fülle urwüchsigen Humors und derben, fast immer zündenden Witzes auch für unsere Tage noch eine reiche Fundgrube der Erheiterung darbietet. Geht doch eine ganze Reihe von Darstellungen in den mit Recht beliebten „Münchener Bilderbogen" und „Fliegenden Blättern", wenn auch nur indirect, auf jene Schwanksammlungen des sechzehnten Jahrhunderts zurück, sind doch einzelne der Spässe aus Bebels Facetien in die „Kinder- und Hausmärchen" der Gebrüder Grimm übergegangen, während die langathmigen Romane dieser Jahrhunderte so gut wie vergessen sind und nur noch von Specialforschern für rein gelehrte Zwecke eingesehen werden.

Aus der Zahl der deutschen Schwanksammlungen und Novellen besitzen wir bereits eine stattliche Reihe von Neudrucken, die von Männern wie Keller, Oesterley, Kurz in trefflicher Weise besorgt sind. Für weitere Kreise hat Karl

Digitized by Google

Goedeke in seinen „Schwänken des 16. Jahrhunderts"* eine vorzügliche Auswahl gegeben und in der ausgezeichneten Einleitung zu dieser Sammlung eine leider nur kurze, aber eindringende Darstellung der Entwicklung jener poetischen Gattung beigefügt.

Weniger Aufmerksamkeit als den deutschen hat man den lateinisch geschriebenen Schwanksammlungen zugewendet, obwol z. B. gerade eine philologisch treue Ausgabe von Bebels Facetien trotz ihrer weiten Verbreitung in fast allen Bibliotheken sicherlich ebenso verdienstvoll wäre, wie die von Suringar veranstaltete Ausgabe seiner „Adagia Germanica". Damit würde ein werthvoller Beitrag zur Geschichte des deutschen Humanismus geliefert werden; denn gerade die deutschen Humanisten haben sich auf diesem Gebiete und zum Theil nicht ohne Erfolg versucht. Ich unternehme es, in der folgenden Untersuchung einen Beitrag zur Geschichte dieser Seite der humanistischen Thätigkeit zu geben.

Im Anfange des Jahres 1524 liess der sowol für die Geschichte des Elsässischen als auch des Augsburgischen Humanismus bedeutende Strassburger Ottmar Nachtigall (1487? bis 1536) eine Schwanksammlung, betitelt „ioci ac sales mire festivi"** zu Augsburg erscheinen, ein Seitenstück zu

* Deutsche Dichter des 16. Jahrhunderts hggb. von Goedeke und Tittmann. Bd. 12. Leipzig 1879.

** Den genaueren Titel und die verschiedenen Ausgaben s. im Anhange. — Eine Biographie Nachtigalls, oder, wie der Name eigentlich lautet, Nachtgalls (Luscinius) gab zuerst, freilich nur unvollkommen, Am Ende (Versuch einer Lebensbeschreibung Ottmar Nachtgalls) bei Strobel, Miscellaneen literarischen Inhalts. Nürenberg 1781, 4. Sammlung S. 1—70. Aus diesem Versuche ist zum grossen Theil das geschöpft, was ich in meiner Abhandlung „Der Augsburgische Humanistenkreis mit besonderer Berücksichtigung Bernhard Adelmanns von Adelmannsfelden" (Zeitschrift des Hist. Vereins für Schwaben und Neuburg. VII. Jahrgang. 1. Heft. S. 72 ff.) über Nachtigall mitgetheilt habe. Mir war damals noch unbekannt, dass Charles Schmidt in seinem vortrefflichen, aber bei uns in Deutschland bis heute fast unberücksichtigt gebliebenen Buche „Histoire Littéraire de l'Alsace à la fin du XVe et au commencement du XVIe siècle." Paris 1879. T. II. S. 174—208 eine ausführliche Darstellung von Nachtigalls Lebensgang

Digitized by Google

den vielbekannteren „facetiae“ des Tübinger Humanisten Heinrich Bebel und doch im Grunde ein ganz anders geartetes Werk. Der Zweck, den Nachtigall mit dieser ziemlich umfangreichen Sammlung von Schwänken und Anekdoten verfolgt, ist derselbe, wie der, welchen sich auch Bebel gesetzt hatte, aber Mittel und Weg zu ihm sind fast durchaus verschieden. Beide wollen zunächst nur unterhalten und durch witzige Einfälle den Geist erheitern und erfreuen. Nicht langathmige Romane, welche die Zeit des Lesers auf lange Dauer in Anspruch nehmen, sondern kurze Erzählungen, „Schnaken und Schnurren“, für den Augenblick bestimmt, erkoren sie sich

---

gegeben hatte. Schmidt, welcher auf der Grundlage einer fast vollständigen Kenntniss von Nachtigalls Schriften gearbeitet und überdies auch handschriftliches Material benutzt hat, ist für den Theil von Nachtigalls Thätigkeit, welcher sich auf Strassburg bezieht, vorzüglich unterrichtet; nicht so tief ist er in die Augsburgischen Verhältnisse eingedrungen. Hier bietet schon Fr. Roth (Augsburgs Reformationsgeschichte 1517—1527. München 1881) mehr. Seitdem aber in jüngster Zeit durch Herrn Schönchen der Briefwechsel des Benedictinermönches Veit Bild aus dem Kloster von St. Ulrich und Afra in Augsburg und die „Chronographia“ des Chronisten Clemens Sender aufgefunden worden ist, haben wir auch neues Material für die Thätigkeit Nachtigalls in Augsburg erhalten, da in beiden Codices Nachtigalls vielfach Erwähnung gethan wird. Ich sehe daher von einer Biographie Nachtigalls hier ab um mit meinen darauf bezüglichen Studien erst dann hervorzutreten, wenn die Benutzung des vollständigen Materials möglich sein wird. Die „ioci ac sales“ machen einen besonderen Theil der litterarischen Wirksamkeit des Mannes aus und erfordern darum eine besondere Betrachtung, zumal Schmidt von dieser Schrift nur sehr kurz und im allgemeinen spricht. — Was sonst über die „ioci ac sales“ Nachtigalls bekannt ist, geht kaum über den Rahmen einer bibliographischen Anzeige hinaus. Fel. Bobertag, Geschichte des Romans I, S. 129, weiss nicht mehr, als dass „Othomar Luscinius, ein Benedictiner, wenige, aber um so zotigere «sales mire festivi» lieferte. Nachtigall war aber niemals Benedictiner, obwol er im Benedictinerkloster von St. Ulrich und Afra zu Augsburg als Lector der griechischen Sprache angestellt war. Da ferner das Werk Nachtigalls 233 Numern enthält, so darf man kaum von „wenig“ sprechen. Ebenso ungenau und ungenügend ist übrigens auch das, was Bobertag über Bebel sagt, dessen Tod er mit Goedeke in das Jahr 1514 setzt, während er frühestens in das Jahr 1518 fallen kann, da Bebel am 4. März 1518 noch am Leben war: vgl. Geiger in der Hist. Zeitschrift. N. F. Bd. V. 1879. S. 538.

Digitized by Google

zu diesem Behufe. Sie folgten darin dem Vorgange Poggios, welcher mit Erfolg in lateinischer Sprache zunächst für humanistische Kreise das versucht hatte, was seit des Strickers Pfaffen Amis in Deutschland und seit Boccaccios Decamerone in Italien den allgemeinen Beifall und die volle Gunst des Publicums gefunden hatte. Bebel sandte das erste Buch seiner Facetien seinem Freunde, Peter Jacob Arlun, Propst zu Backnang,* als vergnügliche Badelectüre zu, Nachtigall aber bestimmte seine Sammlung, wie er im Widmungsschreiben sagt, seinen Gönnern Sebastian Ilsung, Jakob Heinrichmann, bekannt als Verfasser einer lateinischen Grammatik, und Wolfgang Rhäm von Khätz, den drei obersten Richtern des Schwäbischen Bundes, nach der Sitte der alten** — ohne classische Reminiscenz geht es bei ihm einmal nicht ab — zum Neujahrsgeschenk. Zu nichts anderem als um nach ernster Arbeit eine angenehme Erholung zu bieten und die erregten Affecte zur Ruhe zu bringen soll sie nach den Intentionen des Autors dienen. Um so willkommener, meint er, würde sie sein, je weniger man in der erregten Zeit für derartige Dinge Musse finde, und da niemand seines Wissens den Versuch dazu gemacht habe. Im Scherz seien ihm diese Possen entfallen, nicht im Ernst habe er sie niedergeschrieben; denn was habe der Scherz mit ernsten Dingen zu thun, welcher nur dann seine Aufgabe erfülle, wenn er am Platze sei.***

* Woher die Angabe Goedekes, dass die Facetien dem Abte von Zwiefalten zugeeignet seien, stammt, ist mir unerfindlich. Bereits in der ältesten Ausgabe der Facetien vom Jahre 1508 findet sich der Widmungsbrief: „viro disertissimo, iuris consultissimo atque integerrimo Petro Iacobi Arlunensi, praeposito Backnangensi, canonico Stutgardiano etc. ducalique senatori, Henricus Bebelius S. D. — Tubingae sexto Idus Maias anno M.D.VI." Eine Ausgabe der Facetien aus dem Jahre 1506 existiert meines Wissens nicht. Auch Zapf und Franck (Herrigs Archiv. Bd. 40. 1867. S. 77 ff.) kennen eine solche nicht.

** — „strenarum vice, quas veterum Saturnaliorum ritu Kalendis Ianuariis ultro citroque missitamus amicis" (Blatt A 3b).

*** „Opus exhilarandis animis, si quando a forensibus negotiis feriari contigit, appositum et, ut docuit Fabius, ad concitatos affectus sedandos plurimum conducibile. Atque eo id spero fore gratius, quo minus horum est temporum et a nemine, quod sciam, tentatum. Per lusum enim mihi quondam exciderunt hae nugae, magis quam quod serio videantur

Digitized by Google

Ch. Schmidt, der sich nicht recht erklären kann, wie ein von ihm so hoch geschätzter, meiner Meinung nach überschätzter, Mann dazu kommen konnte, seine Feder zur Darstellung so vieler schmutziger Dinge, wie sie sich auch in diesem Werke finden, herzugeben, nimmt an, dass Nachtigall, welcher sich nie eines besonders reichlichen Einkommens zu erfreuen hatte, die Sammlung veröffentlicht habe um aus ihr grössere Einnahmen, als ihm seine Ausgaben von griechischen Schriftstellern und seine rein wissenschaftlichen Arbeiten darboten, zu erzielen.* So wahrscheinlich diese Annahme auch sein mag, so wenig ist sie doch mehr als eine blosse Vermuthung, welche sich quellenmässig nicht erhärten lässt. Der pecuniäre Erfolg litterarischer Werke war damals überhaupt fast nie beträchtlich. Viel mehr hatte es zu bedeuten, wenn es gelang, durch die Widmung eines Buches Gönner zu erwerben oder zu erhalten, und Nachtigall, welcher es verstand, sich, wie man zu sagen pflegt, nach der Decke zu strecken, hat sicher nicht ohne Absicht seine Schriften an einflussreiche und mächtige Männer, wie z. B. wiederholt an die Fugger, gerichtet. Vielleicht hoffte er auch von jenen drei Richtern des Schwäbischen Bundes, welche er in seiner Dedication mit schmeichelhaftem Lobe überhäuft, Vortheile für seine Person zu erlangen. Ausgesprochen aber hat er nur die Absicht, durch die Sammlung erheiternd wirken zu wollen.

Daran gilt es besonders festzuhalten, wenn man nicht bei der Beurtheilung des Werkes in einen Irrthum verfallen will, welcher sich besonders an Bebels Facetien geheftet hat. Seit Hagens** Vorgang kehrt man so gern das satirische Element, welches allerdings in jenen Schwanksammlungen reichlich ver-

descriptae. Quid enim cum rebus seriis ioco? qui tum demum suo respondet officio, si apte noverit ineptire" (ebd.).

* Schmidt a. a. O. II S. 195.

** Hagen, Deutschlands literar. und relig. Verhältnisse im Reformationszeitalter, 2. Ausg. Frankfurt a. M. 1868, Bd. I. S. 393 f., spricht nur von denjenigen Numern, welche auf die Unsittlichkeit und Dummheit von Geistlichen abzielen; alle anderen Seiten der Sammlung lässt er unberührt, obwol unter den 447 Schwänken die Zahl derer, welche eine Verspottung der Geistlichkeit enthalten, die minder grosse ist. Auch findet er in einer Reihe der von ihm mitgetheilten Schwänke Ten-

Digitized by Google

treten ist, einseitig hervor — bei Nachtigall tritt es, wie ich zeigen werde, verhältnissmässig in den Hintergrund — und erblickt dann in ihnen vorzugsweise eine Verspottung der kirchlichen Zustände und des Klerus jener Zeit, oder findet sogar gegen hergebrachte Dogmen gerichtete destructive Tendenzen in ihnen.*

Bei genauerer Prüfung wird sich diese Ansicht kaum halten lassen. Jenen Männern kam es vor allem auf den Witz an; um eine komische Pointe zu erzielen scheuten sie selbst nicht davor zurück, Dinge in das lächerliche herabzuziehen, für deren Heiligkeit sie sonst vielleicht mit Eifer eintraten. Sittliche Lockerung, ein gewisser Mangel an Ehrfurcht vor dem kirchlichen, selbst ein wenig Aufklärung im Sinne des 18. Jahrhunderts war auch den deutschen Humanisten eigen; zu vollständiger Negierung der kirchlichen Glaubenslehre oder gar zur atheistischen Loslösung vom Glauben ist keiner fortgeschritten, am allerwenigsten Bebel. Nach seiner Angabe verfolgte er ähnlich wie Wimpheling und Sebastian Brant mit seiner Schilderung der moralischen Verdorbenheit eine Art von paedagogischem Zweck; er will dadurch von dem Laster abschrecken**, ein Mittel, das uns freilich bedenklich erscheint, zumal gar oft die Freude am Skandal sehr deutlich durch-

denzen, welche nicht darin liegen. Vgl. auch die Zusammenstellungen Bd. I. S. 331 f.

* So Ludwig Geiger bei Bebel: Allgemeine deutsche Biographie. II, 195 f. Vgl. auch Maurenbrecher, Geschichte der kath. Reformation. I, 83: „auch in seiner Sammlung spasshafter Anekdoten — zielte er (Bebel) ganz besonders auf die Dummheit und Gemeinheit, die Genusssucht und Käuflichkeit des Clerus —." Die richtige Auffassung bei Goedeke a. a. O. S. XVII—XIX. Auch Boccaccio verspottet bekanntlich in einer eigenen Gruppe unter den Decamerone-Novellen die Unsittlichkeit der Geistlichen, woraus man aber keineswegs den Schluss ziehen darf, dass er ein Feind des Klerus und der Kirche gewesen sei. S. darüber die vortrefflichen Bemerkungen Körtings in seiner Geschichte der Litteratur Italiens. II, 659—660.

** Ich citiere nach der Strassburger Ausgabe von 1514: De eodem (sacerdote), sign. Ee4a: „Institueram nihil lascivum inserere, sed quoniam non desunt qui turpia faciunt, praesertim qui alios a vitiis deterrere deberent, parcat mihi candidus lector, si interdum lasciva, vera tamen ad detestandam turpidinem (sic!) narravero."

Digitized by Google

blickt. Nur ungern versichert er von den Thorheiten der Priester zu erzählen; er würde sich schämen davon zu berichten, wenn sie sich nur schämen wollten dergleichen zu begehen.* Aber ausdrücklich versichert er, dass er es nur mit den einzelnen zu thun habe, nicht mit dem ganzen Stande.** Gilt doch Bebels Spott ebenso sehr dem dummen Bauern, dessen Einfalt und Tölpelhaftigkeit mit behagen geschildert wird, dem unehrlichen Müller, den leichtfertigen Weibern, überhaupt allen Thorheiten der Gesellschaft, die Stoff zu einer komischen Erzählung geben; immer aber wird nur der einzelne, niemals die Gesammtheit an den Pranger gestellt.

Ebenso verbreitet sich Nachtigall wiederholt über die Unwissenheit der Sophisten, berichtet gern von allerhand unzüchtigen Handlungen der Geistlichen, fügt sogar spöttische Bemerkungen anderer über kirchliche Einrichtungen ein***; aber das hat seinen Grund einmal in dem leicht erkennbaren Wunsche, die eigene Tugend durch den Vergleich mit der Lasterhaftigkeit anderer in das rechte Licht zu stellen, und dann in einer gewissen Freude an dem obscoenen, welche auch Nachtigall, darin ein echtes Kind seiner Zeit, trotz aller moralischen Entrüstung, mit der er gelegentlich aufzutreten pflegt, nicht verleugnen kann.

Also nicht in erster Linie als Satire, sondern als angenehme, leichte Unterhaltungslectüre, als ein Abbild der Gespräche, welche in den humanistischen Kreisen gepflogen wurden, der Spässe und Bonmots, an denen man sich bei den gemeinsamen Gelagen erfreute†, haben wir diese Anekdotensammlungen anzusehen; es sind Bilder aus der Zeit für die Zeit. Darauf beruhte ihr Erfolg, daraus erklärt sich die Menge

* De alio sacerdote, sign. Cc4^{b}: „Puderet me profecto prodere tot sacerdotum ineptias, nisi ipsos non puderet talia facere.“

** Contra curtisanos et indoctos, sign. Gg7^{b}: „Nolo tamen de omnibus loqui, quoniam et docti et probati viri etiam inveniuntur in hoc ordine.“

*** So die witzige Vertheidigung eines Ketzers, der nichts vom Fegefeuer, Weihwasser und Processionen hält, in Nr. CLI.

† Darauf weist Nachtigall im Prooemium hin, sich auf Aristoteles berufend: „In convictu igitur hominum convivantium aut indulgentium otio Aristoteles viam aperit iocis et iucundis ac festivis salibus etc.“ (Blatt A 5).

Digitized by Google

der rasch auf einander folgenden, immer wieder vermehrten und umgestalteten Nachdrucke, worin allerdings Nachtigalls Buch sich nicht im entferntesten mit dem Bebels messen kann.

An welchen Ursachen das lag, wird eine nähere Betrachtung der „ioci ac sales" deutlich zeigen. Obwol beide Männer denselben eben dargelegten Zweck der Unterhaltung verfolgen, gehen sie doch fast ganz entgegengesetzte Wege. Bebel, überhaupt derjenige deutsche Humanist, welcher am meisten Sinn und Verständniss für das volksthümliche besass — ich erinnere an seine Sammlung deutscher Sprichwörter, die er freilich ins Lateinische übertragen zu müssen glaubte, an seine Uebersetzung des Volksliedes „Stund ich an einem Morgen" ins Lateinische — Bebel ist auch in seinen Facetien durchaus volksthümlich. Selbst ein Kind des Volkes, der Sohn eines Bauern aus Justingen, wählt er mit Vorliebe Stoffe aus dem Volksleben und greift sogar auf die ältere deutsche Schwanklitteratur zurück. Die Schwänke des Pfaffen von Kalenberg, den Renner des Hugo von Trimberg zieht er herbei und erzählt auch die Lügengeschichte vom Schmidt zu Cannstadt. Meist einfach, kurz und treffend im sprachlichen Ausdrucke unterscheidet er sich wesentlich nur durch die lateinische Sprache von den späteren Schwanksammlungen,* welche, wie z. B. Kirchhofs „Wendunmuth", in ziemlicher Ausdehnung aus Bebels Facetien geschöpft haben. Auch ist er sich klar der Schwierigkeit bewusst, welche in der Uebertragung der deutschen Schwänke in das lateinische Idiom lag**; ja er verschmäht es nicht, da nicht nur einzelne deutsche Worte, sondern auch ganze Wendungen und Sätze aufzunehmen, wo der Witz gerade auf dem Wortlaute der deutschen Sprache beruht. Von Bedeutung erscheint mir auch der locale

* Gut drückt das Bobertag a. a. O. S. 128 aus: „Die lateinische Sprache, welche Bebel mit Bewusstsein leicht und schlicht behandelt, erscheint als eine nur dünne Verhüllung des durch und durch volksthümlichen Gehaltes."

** „Sed credite non mediocre esse artificium nec fieri posse sine singulari eruditione, ut iocos teutonicos in latinum convertatis cum venustate et gratia servatoque facetiarum decoro." Aus dem Widmungsbriefe zum dritten Buche an Vitus von Fürst (Blatt $Ss2^b$). Zwei ähnliche Citate bei Bobertag a. a. O.

Digitized by Google

Zug, welcher durch die ganze Sammlung geht. Wie Boccaccio eine grosse Anzahl seiner Novellen im Decamerone in Florenz oder in dessen nächster Umgebung sich abspielen lässt, so rühren gleichfalls bei Bebel eine ganze Reihe von Anekdoten und komischen Ereignissen aus seiner Schwäbischen Heimat her, für welche der Humanist einen besonderen Patriotismus hegte; oder es sind Erzählungen, welche er von seinen Freunden mitgetheilt erhielt, welche darum auch den Stempel einer wolthuenden Unmittelbarkeit und Frische tragen.

Ganz anders Nachtigall, dessen Arbeit eine durchaus gelehrte und für Gelehrte bestimmte ist und auch auf gelehrte Kreise beschränkt blieb. Ihm liegt vor allem daran, seine Kenntniss des Alterthums zu zeigen und mit seiner in der That nicht geringen Belesenheit zu prunken. Die grössere Anzahl seiner „ioci" ist deshalb griechischen und lateinischen Schriftstellern entlehnt. Das wäre zunächst noch kein Fehler. Haben doch auch die deutschen Sammlungen, namentlich Kirchhof, eine grosse Anzahl ihrer Geschichten dem Alterthume, freilich wol niemals direct, entnommen. Der Fehler liegt in dem wörtlichen, fast möchte ich sagen, philologisch treuen citieren der betreffenden Stellen, wodurch das ganze den gelehrten Anstrich erhält, der für derartige Zwecke nicht passen will. Nicht zufrieden mit dem lateinischen gibt Nachtigall sogar in den meisten Fällen, wo er griechische Autoren heranzieht, den griechischen Text um, wie er sagt, denen zu Gefallen zu sein, welche nach dem Beispiele der gelehrten Männer die Kenntniss des griechischen und lateinischen verbinden, und weil es angenehmer sei, die Wörte, aus denen der Witz hervorgehe, in der Originalsprache zu lesen.* Für die der griechischen Sprache unkundigen fügt er dann die lateinische Uebersetzung hinzu. Sein Verfahren ist dabei folgendes: er erzählt irgend eine Anekdote oder theilt einen witzigen Ausspruch mit und schliesst daran bald ein lateinisches, bald ein griechisches Epigramm an, letzteres in lateinischer, nicht immer

* „Graeca autem inseruimus non parum multa, quo iis gratificaremur, quos doctissimorum quorundam exemplo non piget graecas literas cum latinis coniungere, et quod iucundius sit verba illa, e quibus oritur iocus, in ea qua nata sunt lingua legere" (Blatt A 3b).

Digitized by Google

metrischer* Uebersetzung, welches entweder in praegnanter Weise das gesagte zusammenfasst oder einen verwandten Inhalt darbietet. Nicht selten beschränkt sich Nachtigalls eigene Zuthat darauf, dass er in prosaischer Form die Stelle des von ihm benutzten Dichters, ich möchte nicht sagen erläutert, sondern breit tritt, worauf er dann das wörtliche Citat folgen lässt. Die Unsitte des citierens, welche sich Bebel in seinen Schwänken so gut wie gar nicht zu Schulden kommen lässt, ist hier überhaupt auf die Spitze getrieben, da nicht selten wie in den Abhandlungen der Humanisten die Citate geradezu auf einander gehäuft werden. Der Vorwurf einer gewissen, in einer derartigen Sammlung durchaus unpassenden Pedanterie wird also dem Manne nicht erspart werden können. Hat er es doch nicht unterlassen, seinen „ioci" eine Abhandlung** über das Wesen des Witzes, welche übrigens nicht ohne Feinheit ist, vorauszuschicken und dem Leser seine Ansichten über die Entstehung und den Nutzen desselben vorzutragen.

Es ist von Interesse, zu sehen, welche Schriftsteller Nachtigall für seinen Zweck herangezogen hat, weil schon dadurch ein Licht auf den Charakter seiner Sammlung geworfen wird. Da er jedoch sehr oft seine Quelle nicht angibt, so ist es in dem einzelnen Falle meist nicht leicht, derselben auf die Spur zu kommen und zu bestimmen, ob ihm das Original vorgelegen hat, so dass die Benutzung eine directe ist, oder ob er auf Umwegen zu seinem Schwanke gekommen. Wo er auf antike Schriftsteller zurückgeht, führt er allerdings in der Regel den betreffenden Passus wörtlich an, so dass man sicher annehmen kann, dass ihm das Original bekannt war. Sagt er doch selbst

---

* Auch darüber spricht er sich in der Widmung aus: „Deinde epigrammata quaedam non fuit animus carmine reddere, quod sciam has dictionis veneres non facile *μετοικεῖν* et a multis hanc rem aliquando magis tentatam esse quam praestitam. Quamquam nihil est, cur in hoc argumento vereamur Momos; nam illi suo mox indicio se prodent desipere, si rem, quae magis constat natura aut fortuito quodam casu, sub leges conentur redigere. Denique ex Momis in proclivi fuerit hac via Moriones fieri."

** Prooemium in quo definitur, quid sit iocus et qua ratione differat ab urbanitate, scommate, cavillo, dicterio et similibus, unde iocus proveniat et quis illius sit fructus (Bl. A3^b—A6^b).

Digitized by Google

in der Vorrede, dass er einen Theil seiner „ioci“ sich einst aus den Geschichten der alten ausgeschrieben, den anderen aber auf seinen langen Wanderungen erfahren habe.* Wie weit diese letztere Angabe richtig ist, wird später geprüft werden. Indem ich also die Quellen für den ersten, weit umfangreicheren Theil zusammenstelle, bemerke ich, dass mir es, da es sich ja hier nicht um eine Ausgabe der Sammlung handelt, nicht um absolute Vollständigkeit zu thun ist; ich begnüge mich damit, die hauptsächlichsten Quellen, welche benutzt sind, anzuführen.

Ein Lieblingsschriftsteller Nachtigalls scheint Martial gewesen zu sein, dessen Epigramme er im August 1515 bei Johannes Knoblouch zu Strassburg erscheinen liess** und mit einer Erklärung der in denselben enthaltenen griechischen Ausdrücke versah. Martial ist es auch, welchen er am häufigsten heranzieht; wie er ihm denn eine ganze Fülle des pikanten darbot, worauf er es immer am meisten abgesehen hat. Nicht nur einzelne Stellen, sondern sogar ganze Epigramme, selbst umfangreichere sind von ihm aufgenommen worden.***

Nächst Martial finden wir mehrfach Ausonius citiert. Ihm entlehnt er z. B. jenes Epigramm von dem armen, welcher im Begriff sich zu hängen Gold findet und an dem Orte den Strick vergräbt, während derjenige, welcher dort seinen Schatz

---

* — „iocos quosdam per otium aliquando ex veterum utriusque linguae historiis exscriptos aut longis peregrinationibus perceptos“ (Bl. A 3^b).

** Vgl. Schmidt a. a. O. S. 180 und 413. Er begleitete die Ausgabe mit folgenden Hendekasyllaben:

„Vatem quisquis amat breviloquentem,
Tersum, delicias, sales, leporem,
Romanae specimen decusque linguae,
Hunc evolvere crebro Martialem
Tentet, qui Latiariter Lacaenum
Fert; horas bene, sic puto, locabit.“

*** So in Nr. XXVIII — 11, 31 (ed. Schneidewin); XXI — 3, 85; LXX — 6, 53 und 8, 74; LXXXII — 1, 110; XCII — 11, 84; XCIII — 6, 36, ferner 1, 3 und 12, 88; CII — 1, 50 und 5, 26; CVI — 13, 59; CXVII — 1, 102; CXXI — 4, 8; CXXV — 4, 65; CLIII — 9, 6; CLIV — 7, 10; CLVIII — 4, 10; CLXXX — 1, 18; CCVI — 5, 49; CCVIII — 2, 52; CCXXIII — 9, 18 (1—6 und 25—28); CCXXVI — 9, 37; CCXXVII — 10, 43; CCXXVIII — 3, 34; CCXXIX — 1, 19 und 12, 17.

Digitized by Google

verborgen hatte, als er statt desselben nur den Strick antrifft, sich diesen um den Hals schlingt, ein Gedanke, welcher in Paulis „Schimpf und Ernst" zu einer volksthümlichen Erzählung erweitert ist.*

Wie Nachtigall in einer späteren Sammlung aus dem Jahre 1529, in seinen „Seria iocique", etwa 200 Epigramme aus der griechischen Anthologie zusammenstellte und eine metrische lateinische Uebersetzung hinzufügte, so hat er auch in seine „ioci ac sales" eine nicht geringe Anzahl von Epigrammen der Anthologie aufgenommen.** Namentlich benutzte er diejenigen des Palladas, des Ammianos, des Lukillios, des Nikarchos und des Leonidas von Alexandria; doch sind Demodokos, Traian, Plato Junior, Paulos Silentiarios, Philippos, Bassos, Statyllios Flakkos, Nikeratos, Antipater (resp. Plato der Grosse) und andere gleichfalls vertreten.

Von neueren kam hier besonders Thomas Morus in Betracht, dessen Uebersetzungen sowol wie eigene Dichtungen Nachtigall oft verwendet, nicht ohne wiederholt die Bedeutung des Mannes und seine Hochschätzung desselben hervorzuheben.***

Pontanus, welcher, wie wir wissen, von Erasmus als Dichter unendlich hoch, ja weit höher als die kirchlichen Dichter gepriesen wurde, findet auch bei Nachtigall seine Stelle.

* In Nr. CL = 23 des Ausonius. Vgl. Pauli, Schimpf und Ernst, Ausgabe von H. Oesterley. Stuttg. 1866. Anh. Nr. 16 S. 552. Ausonius ist ferner benutzt in Nr. XI — 41; LXI — 142; LV — 45; LXIV — 137; CXXIV — 101; CLXV — 132; CLXXV — 89.

** Ich citiere nach der Anthologia Palatina ed. Jacobs: Nr. X — 11, 230; XXVIII — 11, 413; LXIV — 9, 168, 173; LV — 11, 151, 149; LXVIII — 11, 310; LXXIII — 9, 379; CLXVII — 11, 280; CCIII — 9, 378; CCXXVII — 11, 381; CXLII — 11, 391; CXLIX — 11, 261; CLVI — 11, 277; XX — 11, 111; LI — 11, 95; LXXIV — 11, 395; CXLI — 11, 251; CXVI — 11, 213; CLXV — 9, 12; LXXIII — 11, 237; I — 11, 441; CLXV — 9, 13; CCXVIII — 5, 234; CCXXIII — 8, 93; CCXXXI — 5, 125; CL — 9, 44; CLIII — 13, 29; CL — 9, 45 etc.

*** So z. B. in Nr. IV: „Thomas Morus, aetatis huius praecipuum decus"; CXXXI: „iocus — Thomae Mori, viri non tam patriae suae quam universae huic aetati illustrandae geniti". — „praeco abunde satis magnus ipse — sibi". Vgl. IX. LXIII. LXXIV. CLXV. LXXV. LXXIX. LXXXI. CXXXI. CXXXII. CXLVII. CLXVIII.

Digitized by Google

Ebenso wenig wie der Meister hält er mit dem Lobe des Mannes zurück: in Beredtsamkeit und Kenntniss stellt er ihn den alten gleich*, für die Darstellung komischer Situationen scheint er ihm wie geboren.

Dreimal begegnet uns Caspar Ursinus Velius, der nächst Celtis begabteste Dichter unter den Wiener Humanisten, welchem Nachtigall in richtiger Erkenntniss die Ueberlegenheit in poetischen Dingen zugesteht.**

Auffallend muss es erscheinen, dass Nachtigall von Hans Witz, genannt Sapidus, dessen von Wimpheling so warm empfohlene Epigramme ebenfalls von ihm herbeigezogen werden, noch als von einem alten, erprobten Freunde spricht, da dieser bereits eine offene Hinneigung zur Reformation zur Schau trug, von welcher sich Nachtigall wenig sympathisch berührt fühlte.***

Damit ist die Zahl der Epigrammendichter, welche in den „Ioci" angeführt werden, erschöpft, nicht jedoch die Zahl der benutzten Schriftsteller überhaupt. Wir sahen schon, dass es dem Autor vor allem auf Pikanterien ankommt und dass er mit gewissem Geschick gerade die schmutzigen Partien in seinen Quellen aufzufinden weiss. Begreiflicher werden wir es finden, dass ihm anekdotenhafte Züge, kurze, aber treffende Bemerkungen, witzige Antworten am meisten willkommen sind.

Natürlich also, dass besonders Schriftsteller wie Plutarch,

---

* Nr. XXXIII: „— in qua re exprimenda mire festivus fuit Pontanus, ut hominem eloquentia et eruditione cum vetustate certantem ad haec ludicra dumtaxat natum fuisse credas." Ferner Nr. LIII. Vgl. Geiger in Sybels hist. Zeitschrift Bd. 33. S. 63.

** Nr. CLXXXIX: „— Casparum Ursinum Velium, poëtam huius aetatis ingeniosissimum." Ferner Nr. XLVII und CXX. Vgl. über ihn Aschbach, die Wiener Universität und ihre Humanisten. Wien 1877. S. 382—390.

*** Nr. CLXIX: „Ioannes Sapidus Selestadiensis, vetus iuxta ac constans amicus, — ut est vir egregie eruditus, insigni eruditione ac festivitate tractavit." Ferner CLXX. Ueber Sapidus handelt W. Strüver, die Schule zu Schlettstadt von 1450—1560. Leipzig 1880. S. 46 f. Strüver kennt gleichfalls nicht das oben citierte Werk von Schmidt, der Bd. II ausführlich über Gebwiler gehandelt hat.

Digitized by Google

Diogenes Laertius, Sueton*, Valerius Maximus** bevorzugt werden, dass neben Suidas und Strabo, welche beide nur einmal erscheinen, vor allen Gellius hervortritt, welchen Nachtigall zweimal, zuerst im Jahre 1516 mit Matthias Schürer, und dann allein im Jahre 1521 zum Drucke gebracht hatte.*** Von Plutarchs Schriften sind es wieder die unechten apophthegmata regum et imperatorum und die apophthegmata Laconica, welche Nachtigall den meisten Stoff liefern. Er entnimmt ihnen Aussprüche des Alcibiades†, Archelaus††, Agathokles†††, Pausanias*†, Agesilaus.**† Für die bekannte Geschichte von dem Streite um den Schatten des Esels ist die Quelle die vita des Demosthenes in den ‚decem oratorum vitae†*. Was von der Bestrafung des Spartaner-Königs Archidamos, welcher eine kleine Frau heimgeführt hatte, gesagt wird, das findet sich in der Schrift über die Erziehung der Kinder†**, während der Witz des Aristoteles, dass er sich die kleinste Frau gewählt habe um auch das kleinste Uebel zu wählen, vielleicht auf die Abhandlung über die brüderliche Liebe†*** zurückgeht, wo ein nicht genannter Lakedaemonier dieselbe spasshafte Bemerkung macht. Ferner werden noch die Schrift über das Glück und Leben

---

* Z. B. Nr. LXIV — Claud. 32; XLII — Vespas. 23 (Die Urinsteuer des Vespasian, auch in Kirchhofs Wendunmuth 4, 21); CCX — Tiberius 52.

** Nr. LXXXIX — S. 13, 2—7 (ed. Halm); XC — S. 12 und 13; CCIII — S. 12, 10—16 und 13, 7—11; CCVII — S. 437, 7.

*** Schmidt a. a. O. II S. 183, 187, 188, 414. Gellius in Nr. LXXXIV — 5, 3; LVI — 13, 4; XVI — 5, 10; CXXI — 3, 3; CXXIII — 18, 8; CCIV — 11, 18; CCXII — 19, 12; CCXIV — 14, 1.

† Nr. CLV — Plutarch, Moralia (ed. Didot. Paris 1868—1877) 1, S. 224.

†† LXII — ebd. 1, 210.

††† XXVI — ebd. 1, 210.

*† CLXVII — ebd. 1, 284.

**† LXXXIV — ebd. 1, 253, und CIX — 1, 260.

†* VII — ebd. 2, 1033, 15—24.

†** L — ebd. 1, 2, 1 und 2.

†*** L — ebd. 1, 584, 18 und 19. Vgl. Wendunmuth, hgg. von Oesterley 5, 99 zu 3, 208.

Digitized by Google

Alexanders des Grossen*, das Leben des Agis** und die Tischgespräche*** herbeigezogen.

In jener Zeit liebte man es besonders, sich an den cynischen Philosophen Diogenes zu erinnern. Bestand doch eine Art von Verhältniss zwischen den komischen Volks- und Hofnarren und diesem alten Cyniker†, über dessen Leben und wirken man sich auch in weiteren Kreisen aus einer deutschen Uebersetzung des Diogenes Laertius (1490) unterrichten konnte.†† Nachtigall durfte also auf Beifall rechnen, wenn er auch in seine Sammlung zahlreiche Anekdoten über Diogenes eben aus jenem Schriftsteller aufnahm, der auch seine Quelle für dasjenige bildet, was er von Thales, Zeno und Antisthenes berichtet.†††

Dass Nachtigall Lucian nicht unberücksichtigt lässt, ist bei der besonderen Vorliebe, welche er ähnlich wie Erasmus für diesen Schriftsteller hegte, nicht zu verwundern. Die erste grössere Arbeit, welche Nachtigall unternommen hatte, war eine Ausgabe von Lucians Götterdialogen nach einem Texte von Aleander in Paris gewesen, welcher er eine im Anfange wörtliche, allmählich aber freier werdende Uebersetzung hinzufügte. Dieser ersten Uebersetzung aus dem Jahre 1515 liess er im Jahre 1517 eine weitere folgen, in welcher er seine Kunst an dem Traume des Lucian, am Prometheus, Nigrinus und Caucasus versuchte, und im Januar 1519 schloss er diese Studien mit einer Uebersetzung der Todtengespräche, so dass ihm eine gründliche Kenntniss des antiken Satirikers nicht abgesprochen werden kann.*† Ich kann jedoch nicht finden,

---

* Nr. LVI — ebd. 1, 418, 2 und 3. ** CCXX. *** LXI. CVI.

† Vgl. Gervinus, Geschichte der poetischen Nationalliteratur der Deutschen Bd. II, S. 340 (2. Aufl.).

†† S. Zapf, Augsburgs Buchdruckergeschichte I, S. 97 Nr. XII.

††† Diogenes Laertius ist benutzt in Nr. IV — 1, 31; XXI — 6, 40; XXXIX — 6, 47; LVII — 6, 53; XCVII — 2, 70; CI — 6, 32; CXIX — 6, 4; CLXVI — 6, 58; CCI — 6, 57; CCIV — 6, 45; CCXI — 7, 21; CCXIV — 6, 39. Da Nachtigall den griechischen Text an verschiedenen Stellen gibt, eine Ausgabe des Diogenes Laertius aber erst später veranstaltet wurde (edit. pr. Basil. 1533. 4°.), so muss ihm eine Handschrift dieses Autors vorgelegen haben.

*† Vgl. Schmidt a. a. O. 2, 179, 183, 185, 186, 412, 414, 415.

Digitized by Google

dass seine satirische Begabung, welche Schmidt höher als die Murners und Brants schätzt*, wesentlich durch die Lectüre Lucians gefördert wurde, und möchte nicht, wie das Roth** thut, von „Lucianischem Witz" bei Nachtigall sprechen. Seine „ioci ac sales", welche so wenig eigenes bieten, berechtigen zu diesem Urtheile gewiss nicht, das selbst mit Rücksicht auf den im Jahre 1522 erschienenen Dialog Nachtigalls, welcher den Titel „Grunnius sophista" trägt, sich kaum begründen lassen wird***.

Um zu beweisen, dass alle grossen Feldherrn einäugig gewesen seien, wird die Erzählung des Livius von der Erblindung des Hannibal† wiedergegeben, der ferner noch die Geschichte von dem Zuge der tibicines†† und die Rede des Menenius Agrippa über die Glieder des Körpers†††, welche zu ihrem eigenen Schaden dem Magen den Dienst versagen, darbot. Letztere Parabel, welche sich bis in das früheste Alterthum hinein verfolgen lässt, hat später auch Camerarius*† in seine Fabelsammlung aufgenommen.

Ciceros Schriften, z. B. die Briefe*††, de divinatione*†††, de natura deorum†*, de fato†**, gewährten Nachtigall erwünschte Ausbeute. Eine Reihe von Bonmots des Cicero und von witzigen Bemerkungen des Augustus entlehnte er den Saturnalien des Macrobius.†*** Die reizende Antwort jenes

---

* Ebd. S. 206: „Son talent satirique, nourri par la lecture assidue de Lucien, avait plus de finesse que celui de Murner et plus d'ironie que celui de Brant."

** Vgl. Roth a. a. O. S. 101.

*** Lucian ist benutzt in Nr. LVI — Mort. D. XIV; CCXIIII — Prometheus; CCXV — Mort. D. XIX; CCXVI — Mort. D. XXX.

† Nr. CXII — Livius 22, 2, 11.

†† CXIII — Livius 9, 30.

††† CCXIX — Livius 2, 32, 9—12.

*† Vgl. J. Camerarii fabulae Aesopicae etc. Lipsiae 1570. S. 449.

*†† LXXIII — Fam. 9, 22, 5.

*††† CXCIII — Div. 2, 65, 134; CXCIV — Div. 2, 24, 52; XII — 2, 64, 133.

†* CCXXV — Nat. Deor. 3, 37, 69 (CXCIV — Nat. Deor. 2, 37?).

†** CCXIII — Fat. 15, 29.

†*** XXXVIII — 6, 6, 3 und 6, 4, 8; LXI — 7, 1, 3; XCV — 2, 4, 11; CXXXVIII — 2, 4, 23; CC — 2, 4, 11; CXXXIX — 2, 3, 5 und 6; CXCV — 2, 3, 12.

Digitized by Google

Malers, der gefragt, warum er so schöne Engel male und so hässliche Kinder zeuge, lakonisch antwortet: mane pingo, nocte fingo, erzählt Nachtigall wörtlich in der Fassung des Macrobius, welche entschieden weniger witzig ist als die in Paulis „Schimpf und Ernst" zu findende.*

An zahlreichen Stellen begegnen wir Citaten aus Horaz**, dessen ars poëtica viermal herbeigezogen ist. Ihm zur Seite erscheinen Juvenal*** und Persius Flaccus†, die sich Nachtigall ebensowenig entgehen lässt, wie Ovid†† und Vergil. Wie die meisten Humanisten überschätzte auch Nachtigall diesen Dichter, da er geneigt scheint denselben höher als alle anderen zu stellen.†††

Ziemlich ausgedehnt ist endlich die Benutzung des Homer in den „ioci"; zu ihrer Ausschmückung müssen sowol Ilias wie Odyssee herhalten.*† Die eigene Uebersetzung unseres Humanisten, welche er seinen im Urtext gegebenen Citaten folgen lässt, muss in Anbetracht der damaligen noch geringen Verbreitung der Kenntniss des Griechischen in Deutschland als nicht ungeschickt bezeichnet werden.*†† Nur an einer

* Nr. CXCVIII — 2, 2, 10. Vgl. Paulis „Schimpf und Ernst" Nr. 412.

** LXIV — A. P. 76, 268 und 269; CXLVIII — A. P. 355; CCXI — A. P. 385. Ferner LXIX — Sat. 2, 8; CLXIV — Ep. 1, 2, 25; CCIV — — Od. 3, 24, 11—15; CCXVII — Od. 4, 1, 1—8.

*** LI — 13, 167—173; LXXIII — 2, 63.

† CXXII — Pers. prol. 10 und 11.

†† CIX — A. Am. 2, 437 und 438; CCXVII — Amor. 1, 9, 3 und 4; CCIV — Pont.

††† CXI: „Vergilius Maro, poëtarum omnium facile princeps." LXIV: „Aeneis divina." Vgl. CII — A. 1, 210 und 211; CCXVII — Georg. 3, 100.

*† CII — Il. 1, 465; CIII — Il., 586—594; XLIII — Il. 1, 80—84; CCXIII — Il. 1, 106—108; CXXX — Od. 7, 215—221; CXXXIII — Od. 8, 265.

*†† Hier eine Probe (Nr. CIII — Ilias, 586—594):

„Fer Iovis imperium, genitrix, quamquam tibi iustus
Corde dolor sedet; an maestum me cernere cogis,
Quas dedit ille tibi plagas? prosint ubi nulla
Auxilia, adversus durum est pugnare tonantem:
Ut nuper tibi promptus opem cum ferre pararem,
Me pede corripiens celso deturbat olympo.
Tum ego per vacuas die toto pendulus auras

Digitized by Google

Stelle (LXIV) führt Nachtigall die lateinische Uebersetzung des Anfangs der Iliade von Nicolaus Valla an. Da wir bis jetzt von der Ilias-Uebersetzung des Nicolaus de Valle († vor 1473) nur die des 3., 4., 5., 14., 18., eines Theiles des 19. Buches und der Bücher 20—24 in einer Ausgabe von Theodorus Gaza kennen, so könnte man aus diesem Citate schliessen wollen, dass mindestens auch noch das erste Buch der Iliade von Nicolaus de Valle übersetzt worden sei. Sieht man aber näher zu, so erweist sich diese Vermuthung als ein Irrthum. Die von Nachtigall angeführten Verse sind weiter nichts als der Anfang des metrischen Auszuges der Ilias, welchen man gemeinhin dem Pindarus Thebanus zuschreibt, dessen Werk auf Wunsch des Papstes Nicolaus V. von einem ungenannten zu Rom eine kritische Recension erfahren hatte* und in jener Zeit auch in Deutschland in einer ganzen Reihe von Ausgaben verbreitet war. Wunderbar bleibt dabei nur, dass Nachtigall, dessen Citate fast immer genau sind, diese Verse dem Nicolaus Valla zutheilt. So nahe die Annahme liegt, dass es eine Gesammtübersetzung der Ilias gegeben habe, welche unter dem Namen des Nicolaus Valla umlaufend die von ihm übersetzten Theile mit Stücken des Pindarus Thebanus vereinigte, so wenig kann sie mit einiger Sicherheit ausgesprochen werden, zumal da auch in den bibliographischen Sammelwerken, wie bei Hoffmann, keine derartige Ausgabe angemerkt ist. Sicherer ist die von Schmidt** aufgestellte Vermuthung, dass Nachtigall der im Jahre 1516 bei Johannes Schott in Strassburg erschienenen Ausgabe des ersten Buches der Iliade im Urtext nicht fern stand.

Ausserdem sind noch angeführt je einmal Aristophanes, Prokop, die historia naturalis des Plinius, wiederholt Aristo-

---

Iam paene exanimis in Lemnum forte relabor,
Indigenae accurrunt ubi curaruntque misellum."

Für Homer hat übrigens Nachtigall eine ganz richtige Schätzung: „In Homero poëseos perenni quodam fonte" (ebd.).

* Ueber Nicolaus de Valle und seine Homer-Ausgabe wie über Pindarus Thebanus vgl. Vahlen, Laurentii Vallae opuscula tria, Wiener Sitzungsberichte Bd. 61. 1869. S. 376. 377. 379. 380.

** Schmidt a. a. O. S. 181.

Digitized by Google

teles und Seneca. Die Anzahl der von Nachtigall benutzten antiken, resp. heidnischen Autoren ist also in der That keine geringe und beweist immerhin eine ziemliche Vertrautheit desselben mit dem classischen Alterthum.

Sicher werden wir das von Nachtigall eingeschlagene Verfahren, weil es die Wirkung seiner Sammlung beeinträchtigt, von unserem Standpuncte aus verurtheilen müssen; denn ein derartiges haschen nach Citaten und prunken mit Gelehrsamkeit will uns in einer Schwanksammlung nicht gefallen. Ganz anders aber wird sich unser Urtheil gestalten, wenn wir die Erklärung für diese Erscheinung suchen und fragen: wie kam Nachtigall dazu, in seiner Sammlung einen so ausgibigen Gebrauch von seiner classischen Gelehrsamkeit zu machen. Die Antwort auf diese Frage ergibt sich sofort, wenn wir die eigenthümliche Stellung, welche Nachtigall in der Entwicklung des deutschen Humanismus einnimmt, in Betracht ziehen.

Nachtigall gieng aus dem Strassburger Humanistenkreise hervor, jener älteren mehr theologischen Richtung des deutschen Humanismus, welche wol die Form der classischen Autoren bewunderte, vor dem heidnischen, ihr vielfach lasciv und unmoralisch erscheinenden Inhalte aber zurückschrak. Wimpheling*, der Lehrer Nachtigalls, ist sogar der eigentliche Repraesentant dieser Richtung. Seine erbitterten Kämpfe mit dem Ingolstädter Professor Jakob Locher zeigen uns zum ersten Male die alte und die junge Generation, welche letztere man wol auch die rein wissenschaftliche genannt hat, in vollstem Gegensatze. Dieser jungen, freieren Generation schloss sich nun auch Nachtigall an, dessen geistiger Horizont sich schon durch seine grossen Reisen erweitert hatte. Ganz im Gegensatze zu Wimpheling war er ein Freund der heidnischen Poeten, an denen er nicht nur die Form, sondern gerade auch den Inhalt schätzte. Dazu kam noch, dass er zuerst in Strassburg das Studium des Griechischen einführte**, worin ihn einst Aleander in Paris unterrichtet

* „Iacobus Vinphelingius, praeceptor olim meus" (Nr. XLI).

** — „praegustamenta illa graecitatis, quae nos pro captu nostro illis (sc. Argentinensibus) suppeditavimus"; vgl. den gehaltvollen Wid-

Digitized by Google

hatte. Und ähnlich stand es in Augsburg. Auch hier, wo er im Kloster von St. Ulrich und Afra als Lector der griechischen Sprache angestellt war und einer vorzüglichen Autorität auf diesem Gebiete sich erfreute, war die Kenntniss des Griechischen noch im Anfangsstadium begriffen. Kein Wunder also, dass Nachtigall, der keineswegs so bescheiden war, wie Schmidt annimmt, sich auf seine Gelehrsamkeit etwas zu gute that und dieselbe sogar in einer Schwanksammlung zu beweisen suchte. Von diesem Gesichtspuncte aus werden uns selbst die vielen griechischen Citate in den „ioci" erklärlich, welches Werk in der That ein neues Genre in der Schwanklitteratur des sechzehnten Jahrhunderts begründet hat.

Weniger wunderbar wird es bei einem Schüler Wimphelings erscheinen, wenn wir auch patristische Schriftsteller wie Augustin, Hieronymus und Tertullian citiert finden, so wenig man sie in einer derartigen Sammlung suchen wird. Wer aber würde in den „ioci" Spuren juristischer Studien vermuthen? Und doch sind auch diese vorhanden. Nachtigall war Doctor des canonischen Rechtes, hatte selbst canonistische Schriften ediert* und war in der Litteratur der Commentatoren bewandert, eine Kenntniss, mit der er natürlich auch in den „ioci" hervortritt. Um einen Witz über die Beguinen zu machen nimmt er also Bezug auf den Erlass Clemens V. gegen dieselben** und kommt an einer anderen Stelle auf die decreta Gratiani*** zu sprechen, wobei er Gelegenheit findet den durch seinen „apparatus decretorum" berühmt gewordenen Magister Johannes, genannt Teutonicus†, zu citieren. Zweimal entlehnt er seine Spässe den Werken des so überaus fleissigen Sammlers Johannes Andreä††, gewiss einer Quelle, welche zu

mungsbrief an Johann Botzheim in den „Progymnasmata Graecae literaturae", Argentorati 1521.

* Schmidt a. a. O. S. 182. 184. 413. 414.

** Nr. XXXV — Clementinarum Lib. V. Tit. III. De haereticis. Cap. III.

*** Nr. CXLVI — Decreti secunda pars. Causa XXXII. Quaestio II. Cap. IX.

† Vgl. G. Philipps, Kirchenrecht IV. S. 180.

†† Nr. CIV und CLXXXV. Vgl. Philipps a. a. O. S. 188. — Nr.

Digitized by Google

solchem Zwecke nicht leicht vorher oder nachher benutzt sein dürfte.

Zahlreich sind endlich die Numern, in denen der Witz sich in durchaus profaner Weise an biblische Sprüche anknüpft.* Gerade jedoch unter ihnen befinden sich mehrere witzige Bemerkungen und Anekdoten, welche zu den besten der Sammlung gehören, so dass hier einmal der gelehrte Charakter des Citates ganz in den Hintergrund tritt.

Fehlt es doch überhaupt nicht an allerhand Spässen in der Sammlung, welche nicht auf dem Wege gelehrter Studien aus classischen oder mittelalterlichen Schriftstellern zusammengetragen wurden, sondern zum Theil geradezu einen volksthümlichen Charakter aufweisen und der mündlichen Ueberlieferung entnommen sein können. Ob dies der Fall ist, oder ob Nachtigall beim niederschreiben andere Sammlungen vor sich gehabt hat, wird in vielen Fällen schwer zu entscheiden sein, zumal er selbst niemals eine derartige Quelle angibt. Diese Stoffe lagen damals gleichsam in der Luft, sie gehörten dem allgemeinen Anekdotenschatze der Zeit an, welchen kein Mensch als sein Eigenthum für sich allein beanspruchen durfte; sie bildeten die Würze bei heiterem Mahle und belebten die Gespräche der gelehrten wie der ungelehrten, der mächtigen und grossen wie des gemeinen Mannes. Man darf daher auch nicht so ohne weiteres aus der Aehnlichkeit eines Schwankes in der einen Sammlung mit dem einer anderen auf die Benutzung des einen Werkes in dem anderen schliessen. Ein Beispiel möge diese Bemerkung erläutern. Ein Bauer, welcher das begegnen eines Hasen für ein ungünstiges Omen hält, lässt, als ihm eines Morgens, da er ins Holz zieht, ein Hase

CLXXXVI wird citiert: Bernardus iure consultus eximius in capitulo primo Tit. „Ne sede vacante" (aliquid innovetur), also eine Erläuterung zu Sexti Decretal. Lib. III. Tit. VIII.

* Biblische Citate in Nr. LXI — Psal. 140, 4; LXXXVII — Psal. 127, 3; CLXXXIII — Psal. 113, 16; 4, 3; 13, 2—5; CLXXXI — Sap. 6, 7; CLXVI — Exod. 21, 22; LXXXII — Matth. 25, 20; LXXXVIII — Matth. 6, 34; CLXXXII — Matth. 25, 41; CLXI — Luc. 22, 15; 10, 8; Joan. 19, 30; LII — Luc. 7, 6; XXXIV — Joan. 18, 11; CLXXXIII — Joan. 1, 13; LVIII und CXLV — Cor. 1, 15, 33; CXVIII — Thess. 1, 5, 3 u. s. w.

Digitized by Google

über den Weg läuft, sofort seine Pferde vor der Gefahr in Sicherheit bringen, wobei er seinen Knecht belehrt, dass im Gegensatze zu dem unheilvollen Anblick des Hasen der eines Wolfes Glück verheisse. Von seiner abergläubischen Thorheit wird der dumme Bauer erst dann überzeugt, als die Wölfe einmal über seine Pferde herfallen. In ähnlicher Gestalt findet sich diese Erzählung auch in Bebels Facetien*, ohne dass ich auf dieses eine Beispiel hin eine Benutzung Bebels von seiten Nachtigalls constatieren möchte. Hat hier Nachtigall nach einer gedruckten Sammlung gearbeitet, so wird diese gewiss nur in Paulis „Schimpf und Ernst" zu suchen sein, wo die erwähnte Anekdote allerdings mit merkwürdiger Aehnlichkeit erzählt wird.** Wie nahe lag doch auch eine solche Benutzung für Nachtigall. Zwei Jahre vor dem erscheinen der „ioci", im Jahre 1522 hatte der Franciscaner Johannes Pauli seine schon 1519 zusammengestellte Arbeit veröffentlicht, in welche er so vieles von den Fabeln, Parabeln und Märchen aufgenommen hatte, welche sein Meister Johann Geiler von Kaysersberg in seinen Predigten angewendet hatte. Nachtigall, auf den nach seinem eigenen Zeugnisse Geiler nicht ohne Einfluss geblieben war, hat sicherlich gern zu einem Buche gegriffen, welches so geeignet war die Erinnerung an den verehrten Mann kräftig zu beleben. Leider aber hat Nachtigall von dem trefflichen Beispiele, welches ihm Pauli bot, nur wenig gelernt. Der volksthümlichen Erzählung entspricht bei Pauli eine kurze, einfache Moral, die vollständig am Platze ist, während Nachtigall seine Anekdote in höchst trivialer Weise schliesst.***

Die Zahl der übereinstimmenden Schwänke bei Pauli und Nachtigall ist, wie aus den Nachweisen Oesterleys in seiner

---

* Nachtigall Nr. XLVIII — Bebel, Opusc. nova (1514), sign. Ff4ᵃ: „De superstitione rusticorum".

** Pauli (ed. Oesterley) Nr. 152. Weitere Nachweise S. 491. Sehr ähnlich ist die Antwort des Knechtes: „Optatam ac felicem fortunam gestat (equus) in ventre". (N.) — „Meister, das glück steckt im pferd". (P.)

*** N.: „Unde colligitur artes quasdam suis officere autoribus, ut praestiterit aliquando etiam illas nesciisse". P.: „Dem geschahe auch nach seinem bösen glauben, der hasz het im das pferd nit fressen".

Digitized by Google

Ausgabe von Paulis „Schimpf und Ernst" zu ersehen ist, nicht gering. Der aus Macrobius entnommenen Anekdote von dem Maler, dessen nächtliche Production nicht gleichen Erfolg hat, wie die künstlerische Arbeit des Tages, ist schon oben gedacht worden. Hier hat Nachtigall der Text des Macrobius vorgelegen, welchen er einfach abschrieb; nicht so der Verfasser von „Schimpf und Ernst", der sich sicher um Macrobius gar nicht gekümmert hat. Gleichfalls direct nach dem griechischen Originale berichtet Nachtigall von Diogenes, welcher wegen der Eleganz des prächtigen Gebäudes nicht auf den Boden zu spucken wagt und deshalb seinen Führer anspeit. Bei Pauli ist es der König, welchem der Philosoph in dieser Weise mitspielt.* In diesem und in jenem Falle also inhaltlich das gleiche, aber durchaus keine Entlehnung.

Jedesfalls ergibt sich daraus, dass auch Nachtigall nicht völlig das Verständniss für das abgieng, was gerade den weitesten Kreisen in seiner Zeit willkommen war.

Weit in das Alterthum zurück geht die Erzählung von dem Wanderer, welcher den Geruch des Essens, denn mehr ist für ihn nicht übrig geblieben, mit dem schimmernden Glanze des Goldes oder in anderer Fassung mit dem Klange desselben bezahlt. Sie ist auch bei Pauli zu finden, und Nachtigall hat sie gleichfalls aufgenommen, nur den Kern derselben beibehaltend, im übrigen aber durchaus frei gestaltend.**

Bei einem Vater dreier heiratsfähiger Töchter hält ein Freier um die Hand einer von ihnen an. Doch keine derselben will das Anerbieten annehmen. Da lässt der Vater ein mit Wasser gefülltes Becken kommen, in welches sie ihre Hände tauchen müssen. Es wird die Bestimmung getroffen, dass diejenige von ihnen sich zuerst vermählen müsse, deren Hände zuerst trocken sein würden. Die jüngste zeigt sich am meisten ungeberdig. Sie fährt heftig mit den Händen durch die Luft herum, indem sie dabei ausruft: Ich will, ich will keinen Mann. Natürlich trocknen ihre Hände durch die rasche Bewegung am schnellsten, und so muss sie sich ihrem Los ergeben.

---

* N. Nr. CI — Pauli 475 S. 279.
** N. Nr. LXVI — Pauli 48 S. 44.

Digitized by Google

Doch sie hatte es ganz anders gemeint, als sie gesagt hatte. „Denn die Mädchen," setzt Nachtigall hinzu, „wünschen sobald als möglich Frauen zu werden, aber die Scham hindert sie es einzugestehen."* Dieser Schwank, welcher auf die Scomata Geilers** zurückgeht, wird von Pauli und Nachtigall, der hier einmal recht gut den volksthümlichen Ton getroffen hat, fast übereinstimmend erzählt.

Berechtigte das oben angeführte Beispiel noch nicht anzunehmen, dass Nachtigall auch aus Bebels Facetien geschöpft habe, so zeigen doch eine Reihe anderer Schwänke, dass eine Benutzung derselben allerdings stattgefunden hat. Bebel theilt an zwei Stellen eine witzige Aeusserung des Propstes von Ellwangen, Albert Rechberger, mit, welcher sowol bei seinem Weggange aus dem Gymnasium zu Tübingen als bei seiner Abreise von Pavia feierlich bezeugte keinerlei Wissenschaft und Kunst aus jenen Bildungsstätten mit hinweg genommen zu haben. Dasselbe weiss Nachtigall von einem Ritter zu erzählen, welcher ein berühmtes Gymnasium verliess, das freilich nicht näher bezeichnet ist.*** So verschieden auch hier der Wortlaut in den Facetien und den „ioci" ist, so sicher ist es auch, dass Nachtigall in diesem Falle sich an Bebel angeschlossen hat, dessen Werk er freilich an keiner Stelle zu nennen beliebt.

Der durch das eingreifen des Sohnes verunglückte Versuch der Erbschleicherei eines Bettelmönches, welcher von einem reichen Manne, der auf dem Todbette lag, reiche Schenkungen zu erhalten hoffte, bildet den Inhalt einer Anekdote†, welche sich in gleicher Weise bei Bebel wie bei Nachtigall

* N. Nr. LXXVI — Pauli 14 S. 23.

** Die Scomata Geilers finden sich in einer von Johann Adelphus Muling, einem humanistisch gebildeten Arzte zu Strassburg, unter dem Titel „Margarita facetiarum" veranstalteten Sammlung (Strassburg 1508). Vgl. Schmidt a. a. O. II, 138. 402. Der angeführte Schwank ist dort (Bl. E 8[a]) ganz kurz unter folgendem Titel zu finden: „In puellas quae simulant se nolle tradere nuptui".

*** N. Nr. CLXXIX — Bebel II. „De praeposito Elwangensi" (sign. Ff 4[b]) und unter derselben Ueberschrift III. (sign. Tt 3[b]).

† Mitgetheilt von Hagen a. a. O. I, S. 398. N. Nr. XIV — Bebel I. „De monachorum avaritia" (sign. Dd[a]).

Digitized by Google

findet, so dass wir auch bei dieser Numer eine Benutzung Bebels durch Nachtigall zu constatieren haben.

Wie sehr aber Bebels Darstellung derjenigen Nachtigalls überlegen ist, zeigt sich am deutlichsten gerade da, wo dieser aus jenem schöpft. Die zuerst bei Bebel auftretende und von Kirchhof wiederholte Erzählung von dem kranken, welcher hoch erfreut ist, als ihm der Priester mittheilt, dass er noch heute in den Himmel fahren werde, weil er sich zu schwach und hinfällig fühlt um gehen zu können, finden wir gleichfalls bei Nachtigall, welcher sie auf seinen Freund Hieronymus überträgt.* Der ziemlich dürftige Witz, welcher noch angehen mag, wenn er wie bei Bebel knapp und kurz auftritt, wird von Nachtigall ungebührlich in die Länge gezogen. Denn ehe bei ihm die Pointe kommt, theilt er noch die ganze fromme Predigt mit, welche er dem kranken an seinem Lager gehalten haben will. Hier muss also die fromme Betrachtung den mangelnden eigenen Witz ersetzen.

Wie anmuthig erzählt doch Bebel die Fabel Hugos von Trimberg von der Beichte des Wolfes, des Fuchses und des Esels!** Kein Zug, der sich bei dem deutschen Dichter findet, wird übergangen. Wie die ganze Situation — die drei Sünder sind auf der Bussfahrt nach Rom begriffen — örtlich näher bestimmt ist, so hat auch ein jeder dieser drei eine besondere Sünde auf dem Gewissen, welche uns kurz und anschaulich vorgeführt wird. Und auch darüber werden wir aufgeklärt, warum sie sich gegenseitig die Beichte abnehmen: der Papst, meinen sie, sei durch andere Geschäfte in Anspruch genommen; gewiss ein feiner, schalkhafter Zug. Dieselbe Fabel steht auch in den „ioci“. Aber wie ist hier das volksthümliche verwischt und das einfache, anschauliche, concrete verloren gegangen! Es hat nichts zu sagen, dass an die Stelle des Wolfes der Löwe und an die des Fuchses der Wolf getreten ist, aber ganz verkehrt ist es, wenn bei Nachtigall der

* N. Nr. LXIII — Bebel 163 sign. Ff 3ª: „De alio infirmo“ — Kirchhof 1, 263.

** Nr. CXXVI — Bebel sign. Ee 6ª: „De poenitentia lupi et vulpis et asini ex Hugone Trimpergio egregio in vernacula nostra poëta“. Eine Wiedergabe dieser Fabel bei Hagen a. a. O. I, 396 fg.

Digitized by Google

Löwe statt eine bestimmte Unthat zu bekennen sämmtliche Synonyma herbetet*, die sich zur Bezeichnung des Begriffes Schlechtigkeit auffinden lassen. Hier sind eben allgemeine Phrasen an die Stelle eines bestimmten Vergehens getreten; der humanistische Wortschwall hat die poetische Anschaulichkeit des Volksdichters zerstört. Die einfache Fabel wird von Nachtigall durch lange Reden zu höchst unnöthiger Länge ausgedehnt, ohne dass auch nur ein witziger Gedanke mehr hinzugefügt ist. Nur der Fehltritt des Esels, der das Stroh aus den Stiefeln seines Herrn gefressen, so dass dieser böse Füsse bekommen hat, ist näher ausgeführt. Bezeichnend ist auch für Nachtigall die allgemeine, triviale Moral**, welche er aus der Fabel zieht, während Bebel die Anwendung, welche Hugo von der Fabel auf die verschiedene Art der Bestrafung unter den Mönchen macht, seiner Uebersetzung gleichfalls folgen lässt.

Die eben besprochene Numer ist überschrieben „apologus". Solcher „apologi", also Fabeln und Märchen, finden sich mehrere in der Sammlung.*** Woher sie genommen sind, ob direct aus einer der damals so viel verbreiteten Fabelsammlungen oder einfach aus der Erinnerung, versuche ich nicht zu entscheiden. Wie in Kirchhofs „Wendunmuth", jener Sammlung, welche gewissermassen die endgiltige Codificierung des gesammten im Umlauf begriffenen Anekdotenschatzes des sechzehnten Jahrhunderts darstellt, eine ganze Reihe der in den „ioci" enthaltenen Schwänke wiederkehren, so sind dort auch zwei der Fabeln Nachtigalls mit aufgenommen.† In Oester-

---

* „Leo longo ordine recenset tot oppressiones, iugulationes, laniamenta, praefocationes et alia id genus damna hominibus, iumentis et feris illata etiam nec quidquam commeritis, ut si persequi conetur singula dies illum magis deficere possit quam memoria aut narrandi studium" etc.

** „Ita fere fit, ut exigua malefacta luat vulgus innocuum, magnates vicissim sibi conniveant summaque impunitate peccent."

*** Nr. XII. Jupiter und die Schildkröte. — XLIII. Wie Tyrannen zu behandeln sind (Der Fuchs merkt nichts von dem Gestanke in der Höhle des Löwen). Vgl. Kirchhof 4, 87. — LIX. Löwenantheil. Kirchhof 7, 24. — CXXXVI. Hahn und Pferde. Auch bei Camerarius a. a. O. S. 396.

† In der folgenden Tabelle stelle ich kurz die Uebereinstimmungen

Digitized by Google

leys Ausgabe dieser Sammlung ist die Verbreitung derselben ausreichend nachgewiesen.

Wir haben jedoch noch eine dritte Art von Quelle für die „ioci" zu unterscheiden, diejenige, welche für Bebel am meisten in Betracht zu ziehen ist, bei Nachtigall aber sehr in den Hintergrund tritt. Diese dritte Art ist die mündliche

---

und Aehnlichkeiten zusammen, welche zwischen den einzelnen Numern der „ioci" und den wichtigsten Schwanksammlungen des 16. Jahrhunderts obwalten, hauptsächlich auf die Nachweisungen Oesterleys in seinen Ausgaben von Paulis „Schimpf und Ernst" und Kirchhofs „Wendunmuth" mich stützend und die Citate auf diese beziehend. Bei Bebels Facetien citiere ich die Ausgabe von 1514. Vollständigkeit liegt hiebei nicht in meiner Absicht.

Nachtigall.	Bebel.	Pauli.	Kirchhof.
7.	—	—	5,120.
14.	sign. Dd^a: De monachorum avaritia.	—	—
42.	—	—	4,21.
43.	—	—	4,87.
48.	sign. Ff4^a: De superstitione rusticorum.	152.	—
50.	—	—	3,208.
59.	—	—	7,24.
60.	sign. Aa3^a: Dict. facetum c. quend. vagantem.	—	1,137.
63.	sign. Ff3^a: De alio infirmo.	—	1,263.
66.	—	48.	—
76.	—	14.	—
77.	—	—	1,171.
86.	—	—	2,72.
101.	—	475.	—
126.	sign. Ee6^a: De poenitentia lupi.	—	—
143.	—	356.	—
150.	—	Anh. 16.	—
160.	sign. Ee8^a: De quodam Bavaro.	—	1,201.
173.	sign. Ss3^a: De quod. in adulterio deprehenso.	—	1,323.
179.	—	14.	—
198.	—	412.	—
207.	—	—	1,178.
219.	sign. Ff4^b: De praeposito Elwangensi. Vgl. Tt3^b.	—	—

Oesterley verweist zu 3, 242 (V, S. 102) auf N. Nr. 179. Da aber der Inhalt in beiden Schwänken ganz verschieden ist, so ist sein Citat unrichtig.

Digitized by Google

Ueberlieferung, die persönliche Erfahrung und endlich die eigene Erfindung. Nachtigall bemerkt in der Vorrede selbst, dass er einen Theil seiner Spässe auf seinen Reisen vernommen habe, und in der That besteht eine ziemliche Zahl der Schwänke geradezu in Reiseerlebnissen und da und dort gemachten Beobachtungen des Autors. Er erzählt z. B., dass er niemals, so oft er auch Salzburg besucht habe, die Stadt unbelästigt vom Regen habe besichtigen können, eine Beobachtung, welche wol jeder, der mit den dortigen Witterungsverhältnissen vertraut ist, glaublich finden wird. Das artige von Nachtigall mit Rücksicht auf diese Erfahrung gedichtete Distichon werden auch heute noch viele als aus ihrer Seele gesprochen bezeichnen:

„Moenia Saltzburgi nunquam mihi cernere sicco
Contigit, aeternis urbs madet ista notis" (Nr. LIII).

Ueberhaupt ist die Sammlung eine überaus wichtige Quelle für die Erkenntniss von Nachtigalls Leben und für seine Beziehungen zu den zeitgenössischen Humanisten, obgleich man nicht blindlings den einzelnen vagen Andeutungen und volltönenden Beiwörtern wird trauen dürfen. Ich werde gelegentlich noch auf diese Seite der „ioci" zurückzukommen haben. Im folgenden versuche ich zunächst ihren noch nicht berührten Inhalt darzulegen, indem ich einige besonders charakteristische Momente hervorhebe.

Wiederholt erhalten wir ein Bild von dem leben und treiben der gelehrten Kreise jener Zeit, Schilderungen von Gastmählern und litterarischen Zusammenkünften, Einblicke in die Art der Unterhaltungen und Vergnügungen, an denen sich der Humanist und seine Gönner erfreuten. Namentlich werden wir in die Gelehrten- und Patricierkreise Augsburgs eingeführt, in das Haus eines Peutinger (Nr. XVII), in die Gesellschaften eines Wolfgang Rhäm von Khätz und in die Johann Cholers (Nr. CXV. CCXVII). Fast immer ist dann, wenigstens nach seiner Darstellung, Nachtigall derjenige, welcher das witzigste Wort gesprochen, den Nagel auf den Kopf getroffen hat. Das seltsame dieses treibens erhellt namentlich aus einem Beispiele, welches mir überaus charakteristisch sowol für Nachtigall als für die ganze Zeit erscheint. Bei

Digitized by Google

einem Mahle, welches Nachtigalls Gönner, der schon mehrfach erwähnte Wolfgang Rhäm, ihm und seinen Freunden Johann Choler und Jakob Heinrichmann gab*, kam das Gespräch auf einen schwer verständlichen, äusserst dunkeln Autor. Man bemühte sich die Construction seiner Sätze aufzufinden, suchte nach dem Subject, nach dem Hauptverbum, kurzum, verfuhr nach allen Regeln der Schule um nur überhaupt den Sinn ausfindig zu machen, wie es scheint, ganz vergebens. Da fällt Nachtigall ein, dass ja einst Hieronymus mit Jovianus eine ähnliche Mühe und Noth gehabt habe. Man holt das Buch aus der Bibliothek des Wirthes herbei und liest die betreffende Stelle vor zum höchsten ergetzen Nachtigalls, welchem die Polemik des Hieronymus über die Massen zusagt. Indem er von diesem Vorfalle berichtet, versichert er nie einem so gelehrten Gastmahle beigewohnt zu haben; er ist im Zweifel, was von beiden wol trefflicher gewesen sei, der aufs reichste ausgestattete Tisch oder die geistige Würze des Mahles.**

Mehrfach erzählt uns Nachtigall von Disputationen, die er zum Theil selbst sowol in Paris als an anderen Orten hatte ausfechten helfen. Natürlich ist er auch hier stets der überlegene, welcher die Sophisten tüchtig heimzuschicken versteht und mit den scholastischen Magistern wenig Feder-lesens macht. In der That ist die Schilderung, welche er uns von der Disputierkunst jener Leute entwirft, welche mit Händen und

* Nr. CXV: „in quo (sc. convivio) dum praeter Saliares epulas convivarum primae quoque deliciae mihi contigissent. Quippe celeberrimorum iure consultorum par Ioannes Cholerus Augustanus, praepositus Curiensis meritissimus, et Iacobus Heinrichmannus, Canonicus et Vicarius Augustensis, Sueviae triumvir, uterque politiori literatura insignis, id quod hic editis iamdudum ostendit lucubrationibus, ille brevi edendis perspicuum reddet; avide enim in diem illas expectamus."

** „Ceterum quod ad me attinet, quoties animo mecum repeto doctissimum Rhaemum parochum, pari eruditione convivas et incomparabili doctrina convivii exhilaratorem Hieronymum, dispeream, si unquam interfuerim convivio tam omnibus partibus literato, nisi quod mensae apparatus luxum magis, quam doctiorum hominum praeferebat frugalitatem. Atque nescio equidem, an illinc discesserimus delicatius pasti an eruditi."

Digitized by Google

Füssen agieren, Gesichter schneiden und die Glieder verrenken, höchst ergetzlich und die Gewandtheit, mit welcher er die Sätze der scholastischen Logik handhabt um ihre Widersinnigkeit darzuthun, entschieden anzuerkennen.* Seine Abneigung gegen die Philosophie des Mittelalters und ihre dialektischen Fechterkünste tritt wiederholt hervor**; aber auch den Streitigkeiten in den verschiedenen Heerlagern der Juristen gilt sein Spott (Nr. LXV).

Zwischen den Anhängern des römischen (Caesareani) und des kanonischen Rechts (Canonistae) hat sich ein Streit über die gegenseitigen Vorzüge erhoben. Er spitzt sich darauf zu, dass doch der Augenzeuge (testis oculatus) vor dem Ohrenzeugen (auritus) entschieden den Vorzug verdiene. Da nun in den Erlassen der Päpste und überhaupt im kanonischen Recht oft die Wendung: „ad aures nostras pervenit" erscheint, so wird daraus nicht unwitzig die geringe Bedeutung desselben gefolgert.

Am wenigsten hält Nachtigall von den Theologen der alten Schule, welche ihm die eigentlichen Sophisten sind und ihre Zeit mit höchst unfruchtbaren Dingen hinbringen.*** Er schlägt einen neuen Namen für sie vor: unter Hinzusetzung einer einzigen Sylbe solle man sie statt Theologen *ματαιολόγοι*, vaniloqui nennen. Für schlechte Interpreten sage man statt expositores besser impositores, ungelehrte Lehrer solle man nicht praeceptores, sondern richtiger deceptores nennen.

Derartige Wortspiele, eine echt humanistische Liebhaberei, scheinen Nachtigall besondere Freude gemacht zu haben. Er theilt die Parodie des Palladas auf den Anfang der Ilias und die des Ausonius auf den der Aeneide mit, denen eben jenes Princip der Wortverdrehung zu Grunde liegt, und freut sich an dem Epigramm des Martial auf den Koch des Aemilianus,

---

* Nr. XVII, abgedruckt von Am Ende bei Strobel a. a. O. S. 12. 13.

** Ebd. „de sophistica Parisiensium —, in quibus per malignitatem illorum temporum aliquando iuventutem detrivissem." — Nr. LXXXIII: „magistri nostrandi (haec est enim par ingenio multorum latinitas)." — Nr. XCIV: „cum inter philosophastros olim tempora tererem."

*** Nr. VIII: „— theologos, sophisticos horum temporum, in perpetuis concertationibus dialecticis occupatos."

Digitized by Google

der den Namen Mistyllus führte, aber nach Martial mit gleichem Rechte Taratalla hätte genannt werden können.*

Zu den „ioci ac sales“ gehören für den Humanisten auch allerlei etymologische Versuche, welche freilich keine höhere Bedeutung beanspruchen können. Mit Morus leitet er den Namen Nicolaus von *νίκη* und *λαός* her, ein Versuch, der, wenigstens von uns, nicht in einer Schwanksammlung gesucht wird. Gar abenteuerlich ist aber Nachtigalls Versuch den Namen des Sebastian Sperantius (Sprenzer), des Bischofs von Brixen (1521—1525), zu erklären.** Der bekannte Dichter Caspar Ursinus Velius hatte den Namen dieses in der Geschichte des Humanismus nicht unbedeutenden Mannes, welchen auch Nachtigall zu seinen Gönnern zählte, in zwei zierlichen Distichen*** mit sperare und *σεβαστός* in Verbindung gebracht um damit seiner Verehrung für den Bischof Ausdruck zu geben. Obwol nun Nachtigall sich gern von einem Dichter wie Ursinus besiegt erklärt, so kann er es doch nicht unterlassen, seine eigene Ableitung des Namens mitzutheilen und die immerhin einfache Erklärung durch eine überaus künstliche, um nicht zu sagen, unsinnige zu überbieten, indem er Sperantius auf *σπαίρω* zurückführt.

Für die leoninische Poesie des Mittelalters hat der Hu-

---

* Nr. LXIV und Nr. CII. Martial knüpft in diesem Epigramm (1,51) an Ilias 1, 465 an: *μίστυλλόν τ' ἄρα τ' ἄλλα*, eine Wendung, welche Nachtigall ebenso lächerlich findet als das verum enimvero bei Sallust (z. B. Cat. 21).

** Vgl. über ihn Schmidt a. a. O. 1, 211.

*** Ursinus: Quam bene Speranti cognomen itemque Sebasti
Nomen habes, virtus et benefacta docent.
Nam venerabilius nil te cognovimus uno,
Quo de spes nulli falsa recepta fuit.

Nachtigall: Graia simul *σπαίρων* et *ἐπίσκοπος* atque *σεβαστός*
Nomina quis nolit forte venisse tibi?
Sublimis modo sit saltu et venerabilis, omnes
Virtute exsuperet prospiciatque suis.

Das Epigramm des Ursinus ist entlehnt der Sammlung von Gedichten des Ursinus, welche unter dem Titel „Casparis Ursini Velii e Germanis Silesii poëmatum libri quinque“ 1522 bei Froben in Basel erschien (Bl. u 2[b]) und mehrere an Sprenzer gerichtete Epigramme sowie einen Brief des Ursinus an den Bischof enthält.

Digitized by Google

manist nur ein mitleidiges lächeln übrig. Wenn er an verschiedenen Stellen dergleichen Verse einflicht, so geschieht dies im Gefühl entschiedener Ueberlegenheit, welche sich seine Zeit vor der vergangenen so gern beilegte.*

Derartige Verse**, deren Wesen nach ihm in dem Gleichklang und der Aehnlichkeit des Rhythmus besteht, gelten ihm als unpassender und ungeschickter Schmuck der Darstellung. Nicht gerade zutreffend will es uns jedoch erscheinen, wenn Nachtigall hier jene Stelle des Gellius (18, 8, 1) heranzieht, wo von dem Spotte des Lucilius über die ὁμοιοτέλευτα und ὁμοιόπτωτα der Isokratiker die Rede ist. Aber darauf kommt es ihm ja nicht an, sondern es gilt ihm nur seine classische Gelehrsamkeit zu beweisen; dazu aber ist jede Gelegenheit, auch die schlechteste, gut genug.

Aus diesem bestreben allein wird es uns verständlich, dass Nachtigall selbst mit einer Art von historischer Untersuchung in den „ioci" auftritt. Die Frage nach dem Ursprunge der Zigeuner gibt ihm Veranlassung dazu. Nach der volksthümlichen Ansicht, sagt er, stamme jenes Volk aus Aegypten***; weil es Maria und Joseph mit dem Christuskinde auf der Flucht vor Herodes nicht aufgenommen habe, ruhe noch immer

---

* Nr. CXXII: „versibus susurris huius modi et similiter cadentibus, quibus unice delectata est paulo superior aetas." — Nr. CLXXXVI: „— carmina quaedam citat illi aetati gratissima, quae nostri ridebunt."

** Die citierten Verse sind folgende:

„Stat foris ante fores Petrus dicens, quod honores
Immutant mores, raro tamen in meliores." (Nr. CXXIII.)

„Hospes erat mundo per mundum semper eundo;
Sic suprema dies fit sibi prima quies."

„Domine, me pone creditorem in legione." (Nr. CLXXXVI.)

Hieher möchte ich auch das folgende Zwiegespräch zwischen dem Satan und einem Mönche rechnen:

Satan: „Supra latrinam non debes dicere primam."

Mönch: „Do quod supra deo, tibi caedet quod cadit infra." (Nr. CLXXVIII).

*** Nr. CCIV: „Gens quaedam vafra, multis iam seculis per omnes regiones quaqua versum incertis sedibus vagata, quae, ut est versipellis et subdola, Germanis nostris iam olim persuasit, ab Aegyptiis se trahere originem" etc. Ueber diese lang verbreitete Ansicht vgl. C. v. Heister, Notizen über die Zigeuner. Königsberg 1842. S. 93fg.

Digitized by Google

der Zorn Gottes auf ihm. Beständig umherschweifend, niemals zur Ruhe kommend heisse jener Stamm beim Volke „zieginer", in der That ein prächtiges Beispiel von Volksetymologie. Bei einer solchen Erklärung kann sich natürlich der Humanist nicht beruhigen, aber was er selbst bietet, ist nicht besser. Er meint, es möchten vielleicht die von Justinian aus Africa vertriebenen Mauren sein, welche Prokop (Res Pers. IV) erwähne. Mehr aber neigt er sich der Annahme zu, dass es Geten seien*, welche, wie er selbst gesehen habe, viel ähnliches mit den Zigeunern hätten. Zum Glück haben Ovid und Horaz von den Geten gesungen, welche ohne weiteres zum Beweise herbeigezogen werden.

Mehr Werth und Interesse als diese gelehrten Spielereien, welche ich nur zur Charakteristik des Werkes anführe, hat für uns die Polemik Nachtigalls gegen die selbst von Humanisten gepflegte Astrologie und Wundersucht seiner Zeit. Die Prophezeiungen der Astrologen findet er nicht nur lächerlich, sondern er stellt sie geradezu als schädlich und verderbenbringend hin. Zum Beweis dafür erzählt er, dass ein Müller im Gebiete von Augsburg aus Furcht vor einer Ueberschwemmung, welche die Astrologen aus dem Zusammenstoss des Jupiter und Saturn prophezeit hatten, den an seinem Hause vorüberfliessenden Fluss abgeleitet habe. Zur Stunde nun,

* Ebd. „Ego magis crediderim Getas esse, quod apud pontum Euxinum viderim studio, moribus, habitu corporis et lingua prorsus consimilem populum." In dieser Weise allgemein sind alle Angaben, welche Nachtigall über seinen Aufenthalt in Griechenland und Asien macht, so z. B. die Stelle in dem Widmungsbriefe der „progymnasmata Graecae literaturae" (Strassburg 1521): „Lustravi totam ferme Europam et bonam Asiae partem peragravi", so dass mir es bei dem Bilde, das ich von dem Charakter Nachtigalls mir gemacht habe, schwer fällt, daran zu glauben, dass Nachtigall in Asien gewesen sei. Auch sind die geographischen Begriffe in jener Zeit so unbestimmt, dass man nicht nothwendig unter der „bona pars Asiae" das eigentliche Asien verstehen muss, sondern vielleicht unseren modernen Begriff „Halbasien" einsetzen darf. In Ungarn und Siebenbürgen, ja noch südlicher, scheint Nachtigall allerdings gewesen zu sein. Da ich leider noch kein Exemplar der „collectanea sacrosancta", worin Nachtigall von seinem Aufenthalte in Griechenland spricht, gesehen habe, so wage ich darüber noch keine Entscheidung. Vgl. Schmidt a. a. O. II, 175.

Digitized by Google

wo man die Sündfluth erwartet habe, sei plötzlich Feuer bei dem Manne ausgebrochen und habe denselben, bei dem gänzlichen Mangel an Wasser zum löschen, seiner sämmtlichen Habe beraubt (Nr. CCXXXII).

Darum wünscht Nachtigall die Gesetze des Kaisers Constantin gegen jene Leute angewendet zu sehen; dann werde man wol endlich einmal in grösserer Sicherheit leben.* Das herbe Wort, welches Agamemnon dem Seher Kalchas (Ilias 1, 106fg.) entgegenschleudert, gilt nach ihm auch für die Astrologen seiner Zeit.

Mit um so grösserer Bewunderung sah er deshalb zu seinem Freunde, dem berühmten Mathematiker und Astronomen Georg Tanstetter, nach seinem Geburtsorte Rain in Baiern Collimitius** genannt, auf, welchen er bei einem Ausfluge nach Bruck in Steiermark kennen gelernt hatte. Er findet nicht genug Worte der Anerkennung und des Lobes sowol für die wissenschaftliche Bedeutung des Mannes wie für sein freundliches Wesen und seine moralische Tüchtigkeit. Wie dieser in einer besonderen Schrift die Aufregung der Wiener über ein vages Gerücht, dass wegen der im Jahre 1524 auf Lichtmess bevorstehenden Planetenconstellation der Untergang der Welt bevorstehe, zu beruhigen suchte, so sah sich auch Nachtigall genöthigt seine Feder gegen diesen Wahn zu ergreifen, welcher gerade zu Augsburg grossartige Verwirrung anrichtete.*** Er that dies, indem er eine denselben Irrthum bekämpfende und dem Papst Clemens VII. gewidmete Schrift

---

* Nr. CCXXXII: „Indignum sane facinus, sed cuius culpa omnis in impostores illos vulgo rejicitur, qui de bonis astris pessima quaeque nugantur. Atque utinam aliquando in eos animadvertant leges Constantini Caesaris; fore arbitror, ut in maiori tranquillitate vivatur."

** Nr. CCXIII: „Georgius Collimitius, philosophus, mathematicus et medicus insignis suaeque Viennae in Pannonibus decus et ornamentum insigne, in Valeria, quam hodie Styriam vocant, urbe Brugensi ad Mueram fluvium, cum illic res ageremus, consuetudine dulcissima me identidem exhilaravit. Atque adeo incertus sum, an ulla mihi gratior amicitia magisque frugifera unquam contigerit. Ita captus sum hominis plurifariam eruditi mira quadam comitate ac morum perpetuo candore." Ueber Collimitius s. Aschbach a. a. O. S. 271—277.

*** Roth a. a. O. S. 121.

Digitized by Google

des Bischofs von Fossombrone, Pauls von Middelburg (1494—1524), übersetzte, welche er seinen Gönnern, den Fuggern, zu Neujahr 1524 widmete.*

Es versteht sich danach von selbst, dass auch die in seiner Zeit so viel verbreitete Sitte, Prognostica zu stellen — in Augsburg war besonders der Benedictiner Veit Bild dieser Liebhaberei ergeben — den Spott Nachtigalls herausforderte. Nur post eventum hätten solche Prophezeiungen Anspruch auf Sicherheit. Aristophanes, welcher Kleon einen Prometheus nach vollendetem Ereigniss nannte, Diogenes, Lucian, Cicero, Gellius werden zur Stütze seiner Anschauung herangezogen. Das Endurtheil lautet: um keinen Preis darf man sich an Menschen wenden, welche die Zukunft vorher verkünden wollen.** Ganz gewiss ist diese Einsicht, diese von Aufklärung zeugende Nüchternheit des Mannes in einer Zeit, wo weit grössere unter dem Banne des astrologischen Wunderglaubens standen, mit vollster Anerkennung von uns zu begrüssen; aber dass in einer Schwanksammlung derartige Dinge mit solcher Ausführlichkeit und dabei mit so wenig Witz behandelt werden, beweist wiederum deutlich den meist unvolksthümlichen, gelehrten Charakter derselben.

Gelegentlich jedoch, wenn es gilt die Schwächen der Zeit zu geisseln, verfährt Nachtigall nicht ohne Geschick. Er macht sich über die eitle Titelsucht der Gelehrten lustig, welche alles erreicht zu haben glauben, wenn sie sich Baccalaureus, Magister, Licentiat oder Doctor nennen können. Wie viel klüger sei doch jene Frau, die erklärte, möge ihr Mann immerhin ein Doctor sein, daheim führe sie das „magisterium“, welches mehr werth sei als alle anderen Würden (Nr. CLII).

Damals waren fast überall die Beguinen, welche namentlich in Schwaben zahllose Häuser besassen und stark verbreitet waren, in Verruf gekommen. Geiler z. B. zweifelte, wie uns Wimpheling erzählt***, nicht wenig an der Aufrichtigkeit

* Schmidt a. a. O. S. 194. 303.

** Nr. CCXIV: „Nullo igitur pacto utendum est istiusmodi hominibus res futuras praesagientibus.“

*** Riegger, Amoenitates Friburgenses. Ulm 1775, I. S. 114. Ueber

Digitized by Google

ihrer religiösen Gesinnung und an der Keuschheit ihres Lebenswandels. Wir hören von einem Statut, welches Frauen unter vierzig Jahren den Eintritt in den Stand der Beguinen verbot. Wiederholt waren auch von Seiten der Päpste Verbote gegen sie erlassen worden; nicht selten waren sie der bittersten Verspottung ausgesetzt. Wie in Bebels Facetien, welcher namentlich die Lollarden zur Zielscheibe seines Witzes macht, finden sich auch bei Nachtigall satirische Ausfälle gegen die Beguinen. Er vergleicht diese Weiber mit Gott: sie sind allgegenwärtig; überall, in den Häusern der Obrigkeit wie der Privaten, in engen Gässchen, auf den Strassen, an den Kreuzwegen sind sie zu finden — allwissend; von allem haben sie Kunde, alles plaudern sie aus — allmächtig; sie vermögen alles, selbst anständige junge Mädchen und ehrsame Matronen verstehen sie für verliebte zu kuppeln.*

Die übrigens bei Bebel zuerst auftretende Erzählung von dem Baccalaureus der sieben freien Künste**, welcher auf der Universität das Geld seines Vaters verthan hat und, von Mangel bedrängt, einem Bauern die päpstlichen Indulgentien anbietet, führt uns in das mittelalterliche Vagantenleben ein und zeigt uns zugleich die Reaction des schlichten, kernigen Arbeitsfleisses gegenüber dem Faullenzerthum und Müssiggang der damaligen studierenden Jugend. Der Bauer erkennt nämlich den Schwindler, welcher schon im vorigen Jahre ihn und die ganze Nachbarschaft betrogen hatte, und weist ihn mit derben Worten zurück. Als jener sich beklagt, dass ein Bauer in der Weise einem Baccalaureus mitzuspielen wage, ruft ihm dieser zu: „Fort mit Dir, Betrüger, ich ernähre mit der einen Kunst des Ackerbaus mein Weib und viele Kinder, und Du, der Du Dich sieben*** Künste auszuüben rühmst, gehst schimpflich auf Bettel aus."

---

die Beguinen in Schwaben s. Stälin, Wirtembergische Geschichte III. S. 744.

* Nr. XXXV. Vgl. auch Nr. CIV.

** Nr. LX: „baccalaureus septenarum artium liberalium (ita enim quidam speciosos titulos foedae ignorantiae praetexunt)" etc.

*** Die sieben freien Künste sind nach Nachtigall folgende: „nugari, fallere, versipellem esse, nebulonem, sycophantam, vafrum, perversum, denique hominum faecem."

Digitized by Google

In ganz trefflicher und überaus witziger Weise bringt ein anderer Schwank die Ueberlegenheit des einfachen gesunden Menschenverstandes über den hochmüthigen Gelehrtendünkel zum Ausdruck.

Ein Bauer lässt seinen Sohn mit grossen Kosten in Paris studieren, wo dieser sich nur mit scholastischer Philosophie und zwar nicht gerade mit Glück beschäftigt.* Heimgekehrt als „laureatus“ soll der Sohn nun einmal eine Probe seiner Gelehrsamkeit geben, damit der Vater sieht, zu welchen Hoffnungen ihn seine Ausgaben berechtigen. Das lehnt jedoch der Sohn vornehm ab; was in Paris gelehrt werde, meint er, das gehe über den Horizont des Volkes**, aber es könne sich einmal eine Gelegenheit bieten, wo er seine durchaus nicht gewöhnliche Gelehrsamkeit zeigen würde. Da kommen eines Tages drei Eier auf den Tisch; der Sohn will sie benutzen um sein seltenes Wissen zu beweisen. „Wer in der ganzen Nachbarschaft,“ so fragt er, „vermag zu zeigen, dass in drei Eiern fünf enthalten sind?“ Dem Vater kommt diese Frage gar seltsam vor, aber er will doch sehen, wie der Sohn das Exempel ausführen wird. „Nicht wahr,“ so fährt dieser fort, „wer drei Eier hat, der hat auch zwei? Und wer drei und zwei hat, der hat ohne Zweifel fünf?“ „Allerdings,“ versetzt der Vater. „Also,“ schliesst nun jener, „wer drei Eier besitzt, der besitzt auch fünf.“ Natürlich lacht der Vater über diese Weisheit seines Sohnes; er beschliesst ihm zu zeigen, wie nichtig seine Kunst sei. „Du, Sohn,“ entgegnet er, „magst die beiden Eier essen, welche Dir Deine Kunst verschafft hat; ich will meinen Hunger mit den drei Eiern der Henne stillen.“ — Leider ist die Zahl solcher witziger und fein pointierter Schwänke in der Sammlung durchaus nicht gross.

Auf seinen wiederholten Reisen durch Italien scheint sich Nachtigall auch einige Kenntniss des italienischen angeeignet zu haben. Es fehlt nicht an Spässen, welche aus Italien stammen, und an kleinen Abenteuern, welche ihm dort zuge-

---

* Nr. XXXVI: „Ceterum dum infelices quasdam disciplinas argutiarum sophisticarum neque illas admodum feliciter attigisset“ etc.

** Ebd. „extra captum — vulgi esse, quae illic docerentur.“

Digitized by Google

stossen sind.* Von Rom nach Deutschland zurückkehrend traf er einmal mit sechs Landsleuten in einer Herberge zusammen. Es erhebt sich ein Streit mit dem Diener des Wirthes über die Zeche, da die Deutschen ausser dem, was sie verzehrt hatten, auch noch das „bon profaza sei", d. h. das wolbekomme bezahlen sollen. Die Deutschen, welche der Meinung waren, dass Nachtigall etwas italienisch verstehe, rufen ihn zum Schiedsrichter auf, der dann dahin entscheidet, dass das „bon profaza" nur für Italiener sei; die Deutschen verständen das nicht, und wenn sie es auch noch so gut verständen, so würden sie doch von Worten nicht satt. Andere Anekdoten**, bei deren Wiedergabe er italienische Worte und einmal sogar zwei italienische Verse anführt, mag er in Italien gesammelt haben.

Nur eine derselben möge hier noch Platz finden. Ein Italiener, welcher auf dem Sterbebette das Sacrament empfängt, soll dem Priester die Worte des Hauptmanns von Capernaum: „Herr, ich bin nicht würdig, dass Du in mein Haus eingehest" (Matth. 8, 8) nachsprechen. Er thut dies, bis er zu den Worten „in mein Haus" (a casa mia) kommt, bei denen er stutzt und sich weigert sie auszusprechen. Hat er doch, wie sich alsbald herausstellt, immer nur in einem gemietheten Hause gewohnt. Nachtigall kann nicht umhin seiner Entrüstung über diese Unkenntniss der heiligen Schrift, von der all unser Glück abhänge, lebhaftesten Ausdruck zu geben.***

Derartige moralische Nutzanwendungen von Schwänken, welche wir schon bei Tünger, dann bei Pauli und am ausgedehntesten bei Kirchhof finden, während sie bei Bebel fast ganz fehlen, sind allerdings ganz dem Charakter der Zeit entsprechend, welche einer eigenthümlichen Abschreckungstheorie

---

* Nr. XIII. XXVII. CXXX. CXC. CXCII.

** Z. B. Nr. XLVI. XCIX.

*** Nr. LII: „Atqui miror ego vehementer, quomodo Christianum non pudeat sui nominis, qui per universam vitam ne tantillum quidem otii impertiit Christo, quo evangelicam historiam de illo conscriptam imbiberet, adeo ut novum huic et inauditum videatur, quod e medio literarum sacrarum, unde omnis nostra pendet beatitudo, apparet esse depromptum."

Digitized by Google

huldigend der Fabel und dem Schwanke eine Art von paedagogischer Wirkung beimass. Diese Neigung zu moralisieren ist Nachtigall in hohem Grade eigen und tritt auch hin und wider in den „ioci“ hervor.* Charakteristisch für den Mann, welcher sich vortrefflich den Verhältnissen anzupassen verstand und mit den mächtigen und reichen es nicht gern verdarb, ist die Lehre, welche er aus der Fabel von dem Wolf und Fuchs zieht, von denen der erstere, da er dem Löwen den dritten Theil seiner Jagdbeute verweigert, sein Fell lassen muss, der andere aber, durch das Schicksal des Genossen gewitzigt, dem Löwen die ganze Beute anbietet. „Wir lernen,“ sagt Nachtigall, „aus diesem Märchen, dass wir bisweilen mehr für unsere Sicherheit und Leben sorgen müssen als für unser Hab und Gut, und zwar dann am meisten, wenn die Fürsten nach den Gütern der Privatleute lüstern sind.**

Selbst bei der Wiedergabe von Zoten, an denen es, wie schon bemerkt ist, selbstverständlich in der Sammlung nicht fehlt, spielt Nachtigall gern den sittlich entrüsteten. Aber es gelingt ihm nicht recht, uns an die Wahrheit dieser Entrüstung glauben zu machen: sein behagen an derartigen Dingen ist zu offenbar, zu deutlich seine laxe Anschauung in moralischen Dingen. Er erklärt sich wol gegen das zusammenleben eines betagten Priesters mit einer Concubine, aber nicht, weil die Kirche dergleichen verbot, sondern weil ein Vergnügen, dessen Anreizungen nicht gestillt werden können, zur Qual werde.*** Und welche Stützen führt er zur Bekräftigung seiner Ansicht an? Ovid, Vergil, Horaz, die von der Thorheit der Liebe im Alter gesungen haben; von moralischen oder gar kirchlichen Bedenken irgend welcher Art ist nicht die Rede.

Freilich ist die Zahl der obscoenes enthaltenden Numern weit geringer als z. B. in Bebels oder gar in Poggios Facetien, aber einige darunter sind so unfläthig, dass die Quantität hier

* Z. B. in Nr. XII. XLIII. LVIII. CLXIV.

** Nr. LIX: „Docemur hoc apologo incolumitati ac vitae nonnunquam magis quam rei familiari consulendum atque tum maxime, ubi privatorum opibus inhiant principes.“

*** Nr. CCVII: „At ego — tormento similem voluptatem esse praedicabam, quae stimulos haberet, ubi desit facultas.“

Digitized by Google

reichlich durch die Qualität ersetzt wird. Es wird nicht zu umgehen sein, falls die Charakteristik vollständig werden soll, auch bei diesem Theile der „ioci" einen Augenblick zu verweilen.

Am meisten verletzt uns Nachtigall, wenn er heilige Dinge durch seinen Spott in den Koth zieht. Hiefür nur wenige Belege. Während seines Aufenthaltes in Siebenbürgen kommt das Gespräch bei Gelegenheit eines Gastmahles, welchem Nachtigall selbst beiwohnte, auf die Grausamkeit der Türken gegen christliche Frauen, welche sie in der Gefangenschaft durch allzuhäufigen Beischlaf zu Tode quälten. Eine junge Frau, welche mit an der Tafel sitzt und der Unterhaltung lauscht, findet das gar nicht so übel. Sie meint, wenn es ihr je beschieden sein sollte, den Tod um Christi willen zu erleiden, würde sie diesen Märtyrertod allen anderen Todesarten vorziehen (Nr. VI).

In Wien berathschlagte man einst, wie man die Feierlichkeit beim Fronleichnamfest heben und die Betheiligung an der Procession steigern könne. Dass man dazu die Nonnen herbeiziehen müsse, dahin einigte man sich bald, aber wo sie im Zuge einordnen? diese Frage gab viel zu erwägen, zumal die Studenten (scholastici) und Mönche sich stritten, indem jede der beiden Parteien die Nonnen für sich beanspruchte. In diesem Dilemma ertheilt nun einer ungefragt den Rath, dass man es bei dem langen Zuge, damit keine Ermüdung eintrete, so machen müsse wie die Fuhrleute, welche vor die Hengste die Stuten spannten, damit jene um so eifriger nachfolgten (Nr. XCVIII).

Ein andermal wird die Obscoenität an ein Bibelwort angeknüpft. Ein Priester hat der Reihe nach fünf Nonnen*, welche seiner besonderen Obhut überwiesen waren, geschwängert. Zur Rechtfertigung gezogen entschuldigt er sich mit den Worten der Schrift: „Herr, Du hast mir fünf Pfund gegeben, siehe die anderen fünf" (Matth. 25, 20).**

* Für Nonne braucht Nachtigall in der Regel das Wort vestalis; doch findet sich auch monialis.

** Nr. LXXXVI. Vgl. Oesterley zu Kirchhofs Wendunmuth V, S. 78. Bei Castiglione wie bei Kirchhof ist der Schwank in Padua locali-

Digitized by Google

Jedem, dem eine genauere Kenntniss des 16. Jahrhunderts abgeht, wird diese Art und Weise kirchliche Gebräuche und biblische Worte mit gemeinem Witz zu besudeln als der Gipfelpunct der Abscheulichkeit und Frechheit erscheinen. Und doch fand man an dergleichen Dingen gar nichts besonderes. Die soeben angeführte Anekdote, die auch bei Kirchhof wiederkehrt, ist kaum zuerst von Nachtigall aufgezeichnet worden. Sie findet sich zuerst in dem berühmten Werke des Italieners Castiglione, in dem „Cortigiano", dessen Gespräche bekanntlich in den Kreis der hochgebildeten Herzogin Elisabeth Gonzaga verlegt sind und ein Muster der feinen, für Höfe berechneten Unterhaltung darbieten.* Es war eben, um eine von Scherer aufgebrachte Bezeichnung zu wählen, eine durchaus „männische" Litteraturperiode, in der man sich nicht scheute auch das derbe und derbste auszusprechen. Wenn uns Bebel gelegentlich** versichert, dass er nichts in sein Werk aufgenommen habe, was er nicht in den Gesprächen ernster Männer, ja sogar zum grossen Theil vor ehrbaren Frauen gehört habe, so befremdet uns das allerdings angesichts des vielen Schmutzes in seinen Facetien nicht wenig; aber wir haben keinen Grund dieser seiner ausdrücklichen Angabe zu misstrauen, zumal da uns in ähnlichen Sammlungen ähnliche Versicherungen begegnen. In dieser Allgemeinheit von Zoten aller Art und der freien Anschauungsweise der Zeit liegt auch die Rechtfertigung für Nachtigall, da dem einzelnen unmög-

---

siert und erscheint an ein bestimmtes Kloster angeknüpft. Nachtigall hat diese localen Beziehungen ganz aufgegeben. Ob er Castigliones Werk gekannt hat, scheint indessen fraglich. Die erste uns bekannte Ausgabe erschien erst 1528 bei Aldus in Venedig, nachdem das Werk bereits 1518 fertig war, in welchem Jahre es dem Cardinal Bembo zur Prüfung übergeben wurde.

* Vgl. J. Burckhardt, Die Cultur d. Renaissance in Italien (3. Aufl. hggb. von Geiger) I, 46.

** In der Vorrede zum dritten Buche der Facetien: „In hoc libello paulo iucundiora interdum inserui et quae imperitis videbuntur quandam prae se ferre lasciviam, sed nihil etiam nunc acceptavi, quod non a gravibus viris in conviviis recitari audivi et maiori ex parte apud matronas, quae res me movit, ut et nostris confabulationibus adiungerem" (sign. Ss 3ª).

Digitized by Google

lich das zur Last gelegt werden kann, was das moralische Gebrechen einer ganzen Periode ausmacht. Wir haben uns hier vor einem zu rigorosen Urtheile, zu dem wir so leicht geneigt sind, ernstlich zu hüten: wie eine jede Anschauung, so hängen auch die moralischen von dem Gesammtcharakter einer Zeit ab; sie sind nichts festes, sondern ebenso wandelbar und verschieden wie alles in der Welt.

Dass aber Nachtigall recht wenig Geschick auch für die Wiedergabe von dergleichen Dingen hat, mag ein Beispiel zeigen, in dem so recht der gelehrte Humanist, der überall mit seiner Kenntniss des Alterthums zu prunken sucht, uns vor Augen tritt. Homer, sagt Nachtigall, hat das stuprum des Mars und der Venus*, welche von Vulcan überrascht werden, trefflich besungen (Odyssee 8, 265 fg.); aber noch besser und dem Homer überlegen** sang ein hochberühmter Dichter von einem Mönche, welcher mit einer Metze unter freiem Himmel sein Wesen trieb, und dann führt Nachtigall das nach seiner Meinung höchst elegante Gedicht dieses zweiten Homer an.

Unter den Schwänken dieser Art sind in der That einige nicht ohne Witz***, während eine ganze Reihe derselben höchst unbedeutend, ja sogar durchaus witzlos sind.† Der getäuschte Ehemann, das schlaue Weib, der unsittliche Priester sind die Figuren, welche vielfach in ihnen wiederkehren. Jedesfalls glaube ich mir weitere Proben ersparen zu können.

---

* Für diesen Abschnitt der Odyssee scheinen die Humanisten eine besondere Sympathie gehabt zu haben. So hat z. B. Ursinus in seiner oben angeführten Gedichtsammlung die ganze Stelle im Originaltexte aufgenommen und eine eigene Uebersetzung folgen lassen (a. a. O. F 2^{b}—G 3^{b}).

** Nr. CXXXIII: „— quem (sc. Homerum) imitatus nuper quidam poeta cum primis laudatus in hoc vel superior Homero fuit, quod rem visam et non fabulosam carmine elegantissimo, verum non admodum pudico descripserit de quodam pallio tenus monacho sub divo cum scorto rem habente."

*** So die äusserst wolgelungene, freilich wenig anständige Umschreibung des Wortes „mentula" durch eine Nonne, welche sich scheut dasselbe auszusprechen, in Nr. CXLIV. Vgl. ferner Nr. XCIII. CXXXIV. CXXXV. CLIX. CLXXXIV, auch LXXXVII.

† Z. B. Nr. XXIV. XXV. CX. CXI. CLIV. CLXXIV. CLXXI. CLXXII.

Digitized by Google

Weniger anstössig erscheinen andere Possen, bei denen das komische in einer profanen Anwendung von Bibelworten besteht. Auch hier einige Proben.

Ein Priester verwundet einen Einbrecher; man hält ihm das Wort Christi an Petrus: „Steck Dein Schwert in die Scheide" (Joh. 18, 11) entgegen. Seine Entschuldigung ist die, dass Christus jenen Befehl erst dann ertheilt habe, als das Ohr bereits abgehauen war, woraus deutlich hervorgehe, dass man erst nach Ueberwindung und Niederwerfung der Feinde die Waffen niederzulegen brauche (Nr. XXXIV).

Recht gut ist folgender Schwank erzählt, welchen ich überschreiben würde: „Es ist vollbracht". Drei Studenten der Theologie in Paris erhalten einmal eine ausgezeichnete Speise vorgesetzt, aber leider in so geringer Menge, dass sich nur einer daran sättigen kann. Sie beschliessen also, dass derjenige den Vorzug haben solle, welcher den am besten passenden Spruch aus der heiligen Schrift anführen könne. Der erste citiert daher Lucas 22, 15: „Desiderio desideravi hoc obsonium manducare", der zweite Lucas 10, 8: „Domum quam piam ingressi comedite quae apponuntur vobis." Anders der dritte. Dieser ergreift die Speise und schlingt sie auf einmal hinunter, wobei er sich auf Joh. 19, 30: „Consummatum est" beruft (Nr. CLXI).

Gleichfalls witzig, wenn auch ziemlich leichtfertig und der Bedeutung, welche die Streitfrage über den Werth des Glaubens und der Werke gerade für seine Zeit hatte, wenig angemessen, ist das, was Nachtigall zum Beweise dafür anführt, dass der Glaube ohne Werke durchaus unwirksam sei.* Er wählt dazu ein Beispiel aus seinen eigenen Erlebnissen. Bei seiner Uebersiedelung von Strassburg nach Augsburg hatte

* Nachtigall, dem überhaupt die ganze reformatorische Bewegung unbequem gewesen zu sein scheint, weil sie ihn zu einer Entscheidung für oder wider dieselbe nöthigte, legte wenig Werth auf diese Fundamentalfrage. Er sagt darüber in Nr. LIV: „De fide et operibus vetus est quaestio et in theologorum scholis, quod satis constat, iam olim probe decocta, verum, quae horum temporum est malignitas, iam prorsus recruduit et ab his plerumque tractatur, qui nihil unquam degustarunt sacrarum literarum."

Digitized by Google

er sein Gepäck, Kleider und Bücher, Fuhrleuten übergeben und sich möglichst rasche Beförderung ausbedungen. Die Fuhrleute hielten aber ihr Versprechen nicht; sie liessen bei ihrer ersten Fahrt Nachtigalls Gepäck ruhig in Strassburg zurück. Erst nach dreimonatlichem vergeblichem harren erhielt er das seine und zwar, da die Fuhrleute durch starken Regen und Ueberschwemmung aufgehalten waren, zum guten Theil von der Nässe verdorben. Da erkannte Nachtigall, dass sein Glaube an jene unzuverlässigen Menschen schädlich gewesen sei. War doch der Glaube nicht von den nöthigen Werken begleitet gewesen. Oft, fährt er fort, habe er auf blossen Glauben hin unter Vernachlässigung jeder Vorsichtsmassregel Freunden ein Darlehn gemacht; heute, nach Jahren, sei ihm das Geld immer noch nicht zurückerstattet worden. So sei der Glaube ohne Werke nicht nur unnütz, sondern geradezu schädlich. Mit dieser Lösung der Frage, welche allerdings beim Becher gestellt und beantwortet wurde, gaben sich die anwesenden vollständig zufrieden.*

Eine derartige Gleichgiltigkeit für die wichtigsten Fragen der Zeit, wie sie uns in dieser Ausführung entgegentritt, hat für uns allerdings etwas befremdendes, entspricht aber durchaus dem Bilde, welches wir uns nach dem leben und wirken des Mannes von seinem Charakter entwerfen müssen. Wir gelangen entschieden zu der Empfindung, dass Nachtigall sich so viel wie möglich von den religiösen Kämpfen fern zu halten suchte und geradezu auf neutrale Gebiete flüchtete um den aus der Reformation entspringenden Unbequemlichkeiten zu entgehen. Wie es scheint, erwartete man von dem gelehrten Manne, dass er sich an dem alle Geister bewegenden Streite betheiligen und mit eigenen Schriften auf dem Kampfplatze erscheinen würde.** Statt dessen stellte er die „ioci" zusam-

* Ebd.: „His igitur verbis omnes qui aderant hanc quaestionem satis magistraliter ac scientifice inter pocula absolutam et omnino pro dignitate fatebantur."

** In dem Widmungsschreiben spricht er sich darüber in folgender Weise aus: „Atqui calumniaturos meum fortasse officium nonnullos video, qui aliud a nobis id temporis expectent quam iocos. Primum editos isti sciant iam a nobis iuveniles olim conatus. Deinde licuisse mihi

Digitized by Google

men in der Hoffnung, durch Scherz und Witz sich und andere über die trüben Zeitverhältnisse hinweg zu täuschen. Freilich ist ihm das nicht gelungen. Von den Fuggern bei St. Moritz als Prediger angestellt kam er mehr und mehr in eine antireformatorische Thätigkeit hinein, die ihn schliesslich um seine Stellung in Augsburg brachte. Wir werden uns also nicht wundern, dass Nachtigalls Polemik gegen die sittliche Verwilderung der Geistlichkeit in den „ioci" ziemlich zurücktritt und da, wo sie vorhanden, nur schwach und matt ausfällt. Mehrfach hat es sogar den Anschein, als ob Nachtigall das Lotterleben der Geistlichen nur als Folie geschildert habe, damit sich sein eigener reiner und trefflicher Lebenswandel in der nöthigen Weise davon abheben könne. Das zeigt sich bei der Beschreibung, welche er von dem Faullenzerthum und von der Siebenschläferei ungarischer Augustiner entwirft, das auch an jener Stelle, wo er das nächtliche leben und treiben in Flandern in Gegensatz zu seiner regelmässigen Lebensweise bringt.* Wo es aber scheinen könnte, dass seine Schwänke sich gegen eine kirchliche Einrichtung wenden, da erklärt er gewiss, dass es nur der Missbrauch und die Uebertreibung ist, wogegen sich sein Angriff richtet.** An denen Stellen endlich, wo Priester, Mönche oder Nonnen die Helden einer schlüpfrigen Erzählung bilden, wird der unbefangene Leser sich kaum des Eindruckes erwehren können, dass derartige Dinge gewiss zunächst um ihrer selbst willen, d. h. aus einer

totos dies dormire, vino aut aleae indulgere, librum aliquem seditiosum pietatis praetextu conscribere aut certe res theologicas tractanti aliorum mores incessere et interea arrogantiam, ambitionem, virulentiam vel alium affectum pestilentem evomere" (Bl. A 3ᵃ).

* Nr. CV und Nr. CLIII.

** Nr. LXXXV. Nachdem durch die Anekdote der Vertrieb des Ablasses gleichsam als kaufmännisches Geschäft hingestellt und lächerlich gemacht ist, fügt Nachtigall hinzu: „Ita per bonae rei exsecrandum usum vitiantur omnia ac nimirum fiunt ridicula." In Nr. LXXII ist von dem missbräuchlichen Verkaufe der „ecclesiastica munera" die Rede, welcher so allgemein war, dass alle Welt den Vers: „Vendere iure potest, emerat ille prius" im Munde führte. Gleich darauf aber weist Nachtigall auf die göttliche Strafe hin, die schon wiederholt diesen einzigen Schaden getroffen habe.

Digitized by Google

gewissen Freude an dem schmutzigen aufgenommen sind, und dass die polemische Tendenz, welche vielleicht auch vorhanden war, sicher erst in zweiter Linie auftritt oder doch zum mindesten ohne rechte Kraft ist.*

Ich sehe davon ab, durch weitere Beispiele den Charakter der Sammlung zu veranschaulichen. Dieselbe erwies sich zunächst als eine durchaus gelehrte Arbeit, und wenn es glücklicher Weise an volksthümlichen Zügen nicht ganz fehlt, ein trefflicher Witz und frischer Humor hin und wider zu Tage tritt, so sind doch derartige Numern die weniger häufigen. Es erklärt sich aus diesem vorwiegend gelehrten Charakter auch leicht der geringe Erfolg der „ioci". Während die Zahl der Ausgaben von Bebels Facetien eine ungemein grosse und noch lange nicht bibliographisch vollständig festgestellt ist, kennen wir bis jetzt nur die eine Ausgabe der „ioci" vom Jahre 1524. Erst im Beginn des siebzehnten Jahrhunderts wurden dieselben als Anhang zu der „Mensa philosophica"** des Michael Scotus, welcher unter diesem Titel eine Art von Leitfaden für Tischgespräche herausgab, wiederholt mit abgedruckt, allerdings bedeutend verkürzt und unter fast durchgehender Fortlassung der griechischen Citate. Mehr Verbreitung hat eine grosse Anzahl von Schwänken Nachtigalls durch die in einer ganzen Reihe von Ausgaben bekannte Sammlung des Baseler Theologen Johannes Gast*** gefunden. Diese gleichfalls als Stoff

* Es kommen hier in Betracht z. B. Nr. XIV. XL. XLI. XLVI. LXXXVI. LXXXVII.

** S. den bibliographischen Anhang.

*** Ueber die einzelnen Ausgaben und ihren verschiedenen Werth s. Grässe, Trésor de livres rares. Mir liegen nur die weniger werthvollen Ausgaben von 1649 und 1666 vor. Eine genauere Untersuchung dieser meines Wissens noch nicht gewürdigten Sammlung wäre sicherlich sehr schätzenswerth. Interessant ist namentlich das 2. Buch, welches eine durchaus protestantische Färbung trägt und zum Beispiel eine ganze Zusammenstellung von Geschichten enthält, welche man sich von Tezels Ablasshandel erzählte. In dem Widmungsbriefe wird dasselbe besonders den Predigern empfohlen: „Concionatoribus divini verbi etiam illa emolumentum maximum allatura sunt, si diligenter quae damus evolverint. Speculum enim huius deterrimi status proponitur omnibus, in quo nihil purum et nitidum apparere sapiens quisque affirmat. Dein malorum hominum naevi, consilia ac stultae rationis facta oculis sese

Digitized by Google

für Tischgespräche zusammengestellte und danach „Convivales sermones" betitelte Sammlung, welche im gewissen Sinne die lateinische Facetienlitteratur ebenso abschliesst wie Kirchhofs Wendunmuth die deutschen Schwänke, ist in ihrem ersten Buche, welches zunächst für sich allein erschien, zu einem grossen Theile aus Nachtigalls „ioci" geschöpft, welche der Verfasser entschieden vor Bebels Facetien bevorzugt. Aber darin ist der protestantische Theolog dem Humanisten überlegen, dass er vollständig auf die Einflechtung der griechischen Partien in den „ioci" verzichtet und sich mit den lateinischen Citaten begnügt. Dieser einzige neue Gedanke, welchen Nachtigall in seiner Sammlung ausgeführt hat, hat sich also als überaus unfruchtbar erwiesen. Die griechische Sprache war niemals, selbst in gelehrten Kreisen, so allgemein verbreitet und so leicht verständlich, dass man da, wo man sich nur leicht unterhalten und an Spässen erfreuen wollte, sich ihrer gern bedient hätte. Das fühlten Nachtigalls Benutzer, und nachdem sie sein Werk von jenem schweren Ballast befreit hatten, wurde demselben wenigstens in den Kreisen, für die es bestimmt war, einige Aufmerksamkeit zugewandt. In der originalen Gestalt, in welcher uns die „ioci" in der ersten und einzigen Ausgabe von 1524 vorliegen, scheinen sie in der That keinen Erfolg gehabt zu haben. Nachtigall theilt dieses Los mit grösseren; denn auch die ähnlichen, lateinisch geschriebenen Werke eines Joachim Camerarius und Nicodemus Frischlin blieben auf gelehrte Kreise beschränkt.

Nichtsdestoweniger behalten auch derartige Litteraturproducte für den Forscher ihren Werth. Sie zeigen uns die eigenartige Welt- und Lebensauffassung der Humanisten, gewähren uns gleichsam einen tieferen Einblick in ihr privates Dasein, als dies ihre wissenschaftlichen Schriften thuen; wir sehen aus ihnen wie durch einen dünnen Schleier den ganzen Menschen fast unverhüllt vor uns; jene merkwürdige Mischung von Gelehrsamkeit und Selbstdünkel, von Wahrheitsliebe und Frivolität, welche uns bei fast allen Humanisten begegnet, spiegelt sich hier ebenso gut, ja oft noch deutlicher ab als

objiciunt tam clare, ut Praxiteles aut Holbeynius exprimere vividius non potuissent."

Digitized by Google

in ihren Briefen. Aus diesem Grunde hat die lateinische Facetienlitteratur ein entschiedenes geschichtliches Interesse für uns, darum gebührt auch unter den Werken Ottmar Nachtigalls den „ioci" eine hervorragende Stelle.

Bibliographischer Anhang.

Von Ausgaben der „ioci" sind mir folgende bekannt geworden:

I.

IOCI AC
SALES MIRE FESTIVI, AB OT
tomaro Luscinio Argentino partim selecti ex bonorum utriusq; linguæ au
thorū mundo, partim longis peregrinatiōibus
uisi & auditi, ac
in Centurias
duas di-
gesti.
AD LECTOREM
Hinc hinc procul moneo facessat tetricus
Cato mihi, triste & supercilium sophō̃n
Non iurgijs fori, aut curis edacibus
Hic conuenit liber. sales meros habens,
Iocos, lepores, & ueneres, facetias.
Hilarem expetit lectorem, aut certe mox facit.
CVM GRATIA ET PRI-
uilegio Cæsareo, ad sex annos.

Am Ende:

Excusi sunt hij ioci Ottomari Luscinii, typis
Symperti Růff, accuratissima adhibita opera, Impensa uero D. Sigismundi Grimmij Medici, Augustæ Vindelicorū. Idibus
Februarij. Anno à red
dita salute. D. M.
XXIIII.
τῷ θεῷ δόξα.

Digitized by Google

Auf der letzten Seite das Buchdruckerzeichen: der monstrorum profligator Hercules.

Darunter:

CVM GRATIA ET PRI

uilegio Cæsareo, ad sex annos.

Bl. Aij Dedicationsbrief: Clarissimis iureconsultis. Sebastiano Ylsung. Iaco|bo Heinrichmañ Canonico Vicarioq; Augusten|si, & Vuolphgango Ræm ab Khætz, iuris dicun|di Sueuiæ, atq; adeo pacis et publicæ tranquillitatis con|seruandæ Triumuiris. Ottomarus Luscinius Argētinus S. D. | — Augustæ | Vindelicorum, Nonis Ianuarij, Anno à reddita Salute. | MDXXIIII.

112 Bll. oder 14 Bogen in 8°; signiert A—O; Rückseite des Titelblattes leer. Die einzelnen ioci numeriert I—CCXXXIII.

II.

Mensa Philosophica,
SEV
ENCHIRIDION,
IN QVO DE QVÆSTIONIBVS MENSALIBVS, RERVM NAturis, statuum diuersitate, variis & iucundis congressibus hominum philosophicè agitur,
In quatuor Libros accuratè distributum.
Auctore
MICHAELE SCOTO.
PRO CVIVS MAIORI VENVSTAte & vrbanitate accessit Libellus Iocorum & Facetiarum lepidissimus, olim operâ OTHOMARI LVSCINII Argentinensis concinnatus.
FRANCOFVRTI,
Typis Wolfgangi Richteri, sumptibus Nicolai Steinii Not.
Anno M. DCII.

Digitized by Google

S. 295:

SEQVVNTVR
IOCI AC SA-
LES MIRE FESTI-
VI, AB OTHOMARO LV-
SCINIO ARGENTINO PARTIM
selecti ex bonorum vtriusque lin-
guæ authorum mundo, partim
longis peregrinationibus
visi & auditi.
SVPERIORI MATE
RIAE PHILOSOPHICAE
coherentes, ac eiusdem Auditoribus
& Studiosis apprime delecta-
biles.

276 Bll. oder 23 Bogen in 12°; signiert A—Y. 12 Bll. Titel, Vorrede und Index. Text paginiert 1—527. S. 295—527 die ioci ac sales, welche bedeutend der Originalausgabe von 1524 gegenüber verkürzt sind; dort CCXXXIII Numern, hier nur CLXXVI; namentlich fehlen vielfach die von Luscinius gegebenen griechischen Citate. — Ein fast vollständig gleicher Nachdruck: Lipsiae | Imprimebant hæredes FRACISCI SCHELBOLTZII. | Typis hæredum BEYERI | Anno MDCIII. | — Am Ende bei Strobel a. a. O. führt eine Frankfurter Ausgabe desselben Verlegers Nicolaus Stein aus dem Jahre 1608 an (S. 54). Vgl. noch Schmidt a. a. O. S. 416.

Digitized by Google

Neue Mittheilungen über die Schicksale der von Hans Sachs eigenhändig geschriebenen Sammlung seiner Werke.

Von

Edmund Goetze.

In den Vorreden zu seinen handschriftlichen Meistergesang- und Spruchbüchern sagt Hans Sachs zu wiederholten Malen, dass er die Lieder und Gedichte deswegen in die Bände zusammengetragen habe, „darmit sie auch nit vergingen vnd gar verloren würden“ oder „das die langwirig arbeit meiner gedicht nicht wieder mit der zeit zerstrewet würde.“ Ja er führt sogar alte Gewährsmänner an um seine Ordnungsliebe zu vertheidigen, „weil alle ding zergencklich sint, wie Petrarcha sagt, wo die nicht gepessert vnd ordenlich zwsamen gehalten werden, verderben vnd vergent,“ oder: „Seneca der frum haid haist das den schentlichsten schaden der aus verwarlosikait kum.“ Vergl. a. Bechsteins deutsches Museum N. F. 1, 158 und die Vorreden zu dem ersten und zweiten Bande der Folioausgabe.

Und wirklich waren auch später lange Zeit seine 34 Manuscriptbände in Zwickau vereinigt, wo sie als theuere Reliquien geschätzt wurden. Wagenseil sagt zwar auf S. 517 seiner Schrift von der Meister-Singer Holdseligen Kunst, der berühmte Daumius habe nur einen Theil der Meistergesänge besessen „und, weil sie Hannß Sachs mit eigener Hand geschrieben, als ein sonderliches Cimelium fleißig beybehalten“; alle näheren Umstände weisen jedoch mit Sicherheit darauf hin, dass der ganze Schatz in Zwickau gewesen ist.

Wie er dahin gekommen, hat auch Hertel, dem wir die erste ausführliche Nachricht über die im Zwickauer Rathsarchiv verbliebenen Bände verdanken, nicht in Erfahrung

Digitized by Google

bringen können. Die Reihe war aber schon bedenklich gelichtet, als man sie in den fünfziger Jahren gleichsam von neuem entdeckte. Was an anderen Orten aus derselben noch vorhanden, wurde im VII. Bande dieses „Archivs" S. 5 genau angegeben. Mannigfach zerstreut also sind gegenwärtig die Bücher des Hans Sachs, viele scheinen ganz verschollen.

Vor einiger Zeit fand ich die Spur von einer Sachsischen Handschrift, die ich unablässig weiter verfolgte, bis ich endlich den Band vor mir sah. Vielleicht bietet sich einmal Gelegenheit die Abenteuer desselben, der nur durch einen Zufall vor der Papierstampfe gerettet wurde, ausführlicher zu berichten. Jetzt befindet er sich im Besitze Sr. Excellenz des Grafen Ludwig Paar, Botschafters der Oesterreichisch-Ungarischen Monarchie bei dem heil. Stuhle.

Fast zu gleicher Zeit erhielt ich auch Kenntniss von einem anderen handschriftlichen Bande, der schon seit dem 21. März 1846 der Königl. Bibliothek in Berlin gehört, dem fünften Spruchbuche des H. Sachs. Die einzige gedruckte Notiz, die ich über denselben gefunden, ist in einem Verzeichnisse enthalten, das bei Gelegenheit der von der Berliner Bibliothek vom 18. bis 24. Februar 1846 veranstalteten Ausstellung von Luthers Schriften u. s. w. den Besuchern in die Hand gegeben wurde (vgl. E. G. Vogel, bibliotheca biographica Lutherana, Halle 1851, Nr. 1203). Dort heisst es unter Nr. 35: „Ein Epitaphium Doctori Martini Lutheri von Hans Sachs, von dessen eigner Hand, in einer Sammlung von Gedichten desselben. (Noch nicht Eigenthum der Königlichen Bibliothek.)" Wenn das Epitaphium in Sachsens Werken auch nicht mit dem Datum versehen ist, so konnte man doch mit grösster Wahrscheinlichkeit voraussetzen, dass es kurze Zeit nachher gedichtet wurde, nachdem die Trauernachricht von dem Tode des Reformators nach Nürnberg gelangt war. In Hinsicht auf die chronologische Ordnung seiner Gedichte in Sachsens handschriftlichen Bänden hätte man dann schliessen können, dass jene Sammlung von Gedichten der fünfte Band sein müsse. Die Notiz wurde jedoch gar nicht weiter beachtet, der Berliner Band blieb unbekannt und galt als verloren.

Von beiden Handschriften, die schon dem äusseren nach als

Digitized by Google

zugehörig zu den genannten 34 Bänden sich erweisen, will ich hier der erfreulicher Weise immer grösser werdenden Gemeinde der Hans-Sachs-Freunde ausführlich Nachricht geben um dadurch vielleicht Nachforschungen nach anderen dergleichen zu veranlassen, die hie und da noch vergraben sein mögen.

Das im Besitze des Grafen Paar befindliche Manuscript enthält zwei Bände, das wichtige sechzehnte Meistergesangbuch und das vierzehnte Spruchbuch. Sachs liess sie zusammenbinden, weil beide wenig Stücke enthielten. Er hatte ebenso das erste Gesang- und erste Spruchbuch vereinigt; Anfang und Ende der Reihe seiner handschriftlichen Werke sollte gleich sein, bemerkt er selbst; meinte er doch, als er am 14. Spruchbuche schrieb, dass der Tod ihn bald abfordern werde.

Ausser 98 Meisterliedern, von denen mehr als die Hälfte schon aus anderen handschriftlichen Sammlungen, eines sogar durch Einzeldruck Valentin Neubers in Nürnberg bekannt war, sind in dem 16. Gesangbuche auch weltliche Lieder nichtmeistersängerischer Art aufgezeichnet, „puelieder so ich in meiner jugent gedichtet hab in kurczen hoffdönlein, auch gaistliche kirchen geseng vnd psalmen vnd krigslieder.“ Angehängt aber hat sie der Dichter an das letzte seiner Gesangbücher, „weil sie sunst in keinem puch verfasset sint darmit sie auch nit vergingen vnd gar verloren würden wie mir mit etlichen vorher geschehen ist.“

Die Anfänge all dieser interessanten Gedichte hat Goedeke nach dem von Sachs geschriebenen, in Zwickau vorhandenen Generalregister schon in Wagners Archiv für die Gesch. d. d. Sprache und Dichtung I (1874) S. 67 ff. veröffentlicht. Danach konnte man einige Lieder Sachs zuweisen, die ohne seinen Namen in die Welt gegangen waren, wie z. B. in Bruder Veytten ton: der gantz handel der Türckischen belegerung der Stat Wienn. Dasselbe hätte deshalb in H. Káb de bos Sammlung: die Dichtungen des Hans Sachs zur Geschichte der Stadt Wien, Wien 1878, nicht fehlen dürfen. Im Paarschen Manuscript nehmen seine 37 Strophen Bl. 133—137 ein.

Ein anderes Kriegslied, auf die Schlacht bei Mühlberg und

Digitized by Google

die Gefangennahme des „Herzog Hans“ auf der Locherhaid 1547 (Bl. 120—122′) ist in einem gleichzeitigen Drucke dem Hans Bawman von Rottenburg fälschlich zugeeignet worden, indem man die beiden letzten Verse:

so hat Hans Sachs gesungen
got helff vns durch sein hant

umänderte in

hat Hans Bawman gesungen,
dem der krieg ist bekant.

Der Sachverhalt mag in Kürze erörtert werden. Dass Sachs nach Baumans Bericht über die Schlacht, der dieser als Augenzeuge beiwohnte, sein Spruchgedicht auf die Niederlage des Kurfürsten Johann Friedrich am 4. Aug. 1547 gedichtet habe (Dresdner Mscr. M 10ˣ, Bl. 13—14′), ist von R. Bechstein in seinem deutschen Museum N. F. 1 S. 186 ff. nachgewiesen worden. In dem in Rede stehenden Kriegsliede stimmen nun so viele Ausdrücke und Wendungen mit dem Spruchgedichte überein, dass man schliessen muss, entweder haben beide denselben Verfasser gehabt, oder eines ist die Vorlage des anderen gewesen. Das Spruchgedicht ist aber zu Zeiten des Hans Sachs nicht veröffentlicht worden. Wie ist danach wol die Uebereinstimmung der beiden Dichtungen zu erklären? Soll man annehmen, Sachs habe zu seinem Spruchgedichte das Kriegslied eines anderen Dichters benutzt und später sogar bei dem eintragen in das 16. Meistergesangbuch sich die Autorschaft jenes fremden Gedichtes angeeignet? Wenn das an und für sich höchst unwahrscheinlich ist, so werden sich bei einer späteren ausführlichen Besprechung auch innere Gründe angeben lassen, beweiskräftig genug, dass man für das bei Liliencron, die histor. Volkslieder 4, 421—423, mitgetheilte Gedicht Hans Sachs als Verfasser anerkennen wird. Wie hier der Name Hans Baumans aus der Reihe der Dichter verschwindet, so ist er auch, um das beiläufig anzudeuten, für die beiden anderen Lieder, die ihm Weller, Annalen I, 192 und 213, zuschreibt, schwerlich als Autor anzusehen.

Die weiteren Lieder im sechzehnten Meistergesangbuche beziehen sich auf des Kaisers Kriegszug in Africa 1535; ferner auf des Kaisers Sieg in demselben Lande und in demselben Jahre;

Digitized by Google

ein drittes auf ein Lob der Landsknechte bei der Belagerung Wiens. Andere sind schon gedruckt vorhanden, wie die vermonung zw ainem statlichen Dürcken zug an das reich (Weller, Hans-Sachs-Bibliogr. Nr. 210 und Hans Sachs, hggb. von Goedeke I, S. 73) oder der Kriegszug nach Savoyen und Frankreich aus dem Jahre 1536 (Weller a. a. O. Nr. 112). Eine Veröffentlichung der noch unbekannten Meisterlieder, Gedichte und der „puelieder" darf zunächst noch nicht geschehen.

Ebenso müssen auch die bisher ungedruckten Sprüche des 14. Spruchbuches vor der Hand noch zurückgehalten werden. In der Vorrede zu demselben klagt Sachs sehr, dass „das schwach, geprechlich alter nach seinem prawch" ihn verhindere so arbeitsfrisch wie früher zu dichten. Er stand damals in seinem 65. Lebensjahre. Und doch verdross es ihn, dass er seit Beginn des Bandes am 10. October 1559 erst dreizehn Stücke vollendet hatte, als er am 1. Juni 1560 das Buch durchmusterte.

Auch hier erkennt man wieder, welch hohe Anforderungen an seine Schaffenskraft zu stellen der Dichter sich für berechtigt hielt und welch ungewöhnliche Gestaltungsgabe ihm eigen gewesen sein muss; denn unter den 13 binnen weniger als acht Monaten vollendeten Stücken befanden sich neben Schwänken und Historien von 50 bis 150 Versen nicht nur zwei Komoedien: her wilhalm von orlienz (4. Folioband 2, 15) mit 1260, und Künig Sodras mit Holebat (4, 2, 40) mit 1234 Versen, und zwei Tragoedien: von der junckfraw vnd martrin Pura (XI [Keller] 343—358) mit 470, und von der künigin Arsinoes (XIII [Keller-Goetze] 547—579) mit 997 Versen, sondern auch die drei Fastnachtspiele Nr. 81 bis 83: klas schellen taus, die zwen gefattern mit dem zorn und der Doctor mit der grosen nasen. Und trotzdem erschrak er „von herczen" und meinte, die Dichtungen seien sehr langsam „an tag kumen". Diese verzweiflungsvolle Stimmung, die ihm alles schlimmer erscheinen liess, als es wirklich war, diese Müdigkeit und Muthlosigkeit müssen wir freilich wol auch als eine Folge der damaligen trüben Verhältnisse in seinem Hause betrachten; denn am 28. März 1560 hatte der Tod seine erste Frau nach kurzer Krankheit weggerafft. Als er sich von dem Schlage wieder zu erholen anfieng, sang er das von Goedeke mit Recht so

Digitized by Google

hoch gelobte Lied: Der wunderparlich traumb von meiner lieben abgeschidnen gemahel kunigund Sechsin, das zugleich auch Ausgangspunct neuen schaffens wurde; denn das ganze 14. Buch vom 106. bis 213. Blatte ist nach und nach gefüllt worden; Sachs hatte „hinden etlich vngeschrieben papir mit einpinden lassen ob got noch lenger sterck vnd kraft geben wolt weitter mer etwas durch meine gedicht an dag zv geben darzw ich von herczen guet willig wer." Der letzte Eintrag in dieses Spruchbuch ist sein letztes Meisterlied, das wirklich den Worten Adam Puschmans in seinem Elogium Vers 152 f. entsprechend in der kurzen Amselweise Puschmans am 8. Dec. 1567 gedichtet wurde und von dem Gleichnisse der „kluckhenn" im 23. Capitel des Matthaeus-Evangeliums handelt.

Aber nicht nur noch 24 Dichtungen hat Sachs in das 14. Buch eintragen können; es ist auch bekanntlich nicht sein letztes geblieben, wie er fürchtete; denn noch vier gleich starke Bände hat er füllen können, von denen der 16. und 18. in Zwickau bis heute bewahrt werden.

In einer viel früheren Zeit ist das fünfte Spruchbuch abgefasst worden. Der Dichter begann es am 1. Mai 1543 mit dem verloren gulden und vollendete es am 31. December 1546. Es enthält 14 gaistlich sprüech, 3 comedi, 2 dragedi, 3 fasnachtspil, 8 kampfgesprech, 14 poetisch sprüech, 7 gemain vnd frey sprüech, 18 gemengte allerlay sprüech, 22 histori und 17 fabel vnd schwenck, zusammen also 108 Stücke, wie auch das Generalregister angibt (vgl. „Archiv" VII S. 4 Nr. 91). Auf dem ersten Blatte oben steht der Titel: „Das 5 puech mit sprüechen vnd comedien hab ich volent im 46 jar vnd meins alters im 52 jar vnd andern monat." Auf dem zweiten Blatte folgt die Vorrede, welche zuletzt die Einrichtung des das dritte und vierte Blatt füllenden Registers erläutert.

Der Schluss des Bandes bietet des interessanten sehr viel. Zuerst die Gesänge, welche zwischen den einzelnen Acten der Tragoedie Gismunda und der Komoedie Griselda gesungen werden sollten, Zwischenacts-Musik, wie sie später Adam Puschman in seiner Comedia von dem Patriarchen Jacob, Joseph und seinen Brüdern auch statt eines Instrumentes angewendet wissen wollte. Solche Sapphica, so bezeichnet sie H. Sachs, enthalten

Digitized by Google

die Moral des voraufgegangenen Actes; sind diese gesungen worden, so ist der Beschluss des Heroldes wahrscheinlich weggeblieben, da er ja denselben Inhalt hat. Es scheint, als wenn Sachs die Strophen der Sapphica, wie in den vorliegenden Gesängen, so jedesmal in 7 Versen gedichtet hätte; denn in seinem Generalregister, wo er andere Sapphica erwähnt, ist dazu auch bemerkt, dass jedes Gesätz 7 Zeilen enthalten hätte. Die ersten Sapphica zur Gismunda sind nicht von H. Sachs selbst geschrieben, sondern wol von derselben Hand, welche die dazu gehörigen Noten aufgezeichnet.

Zur gleichen Zeit, als H. Sachs dies fünfte Spruchbuch vollendete, beschloss er auch sein achtes Meistergesangbuch. Und wie er dort ein besonderes Register über alle bis dahin gedichteten Meisterlieder anfertigte, das vielfach richtigere Angaben bietet als das Generalregister, so schloss er dem Spruchbuche ein Register an über „alle gedicht so ich vor spruchweis gemacht hab so in 5 puechern pegrieffen." Abgesehen davon, dass darin die Citate viel ausführlicher sind als in dem späteren grossen Register, so ist dasselbe auch bibliographisch wichtig. Sachs selbst sagt in dieser Hinsicht folgendes: „Weil aber nun aus meinen gedichten vil gedrucket sint worden so hab ich alle werck so gedrückt worden sint mit diesem zaichen —o hinden an seiner zeil verzaichnet hab [!] auch aus vrsach das man nicht etwan mir etliche gedicht zw meß der ich nit gemachet hab wie mir den schon widerfaren ist zum öftern mal wan ich ie wisentlich meiner gedicht kaines ausen gelassen hab darin ich doch allein gotes Er lob der tugent vnd straff der laster auch freud vnd frolikeit des nechsten gesuecht hab wie mir das ein ides gedicht in sunderheit vor feinden vnd freunden zewgnus geit got sey lob von ewikeit zw ewikeit amen."

Sachs sah sich also genöthigt sich gegen diejenigen zu verwahren, die seinen Namen zum empfehlenden Aushängeschilde für fremde Arbeiten gebrauchten. Von einem Schicksale, wie wir es aus d. J. 1547 kennen gelernt haben, ist er vielleicht vorher noch nicht betroffen worden, so dass er keine Veranlassung hatte eine darauf bezügliche Andeutung zu machen.

Digitized by Google

Das Verzeichniss Hans Sachsens ergänzt das der Einzeldrucke im ersten Foliobande insofern, als einige Stücke in die Gesammtausgabe nicht aufgenommen worden sind, die doch vorher durch den Druck verbreitet waren. Täusche ich mich nicht, so haben wir in dem zweiten Spruchbuche (= S 2) Bl. 250 in dem Gedichte „die pitter lieb, 74 vers" ein solches vor uns. Ich glaube es in dem bei Weller, Hans-Sachs-Bibliogr. Nr. 168, aufgeführten Einzeldrucke gefunden zu haben. Auf der 5. Seite beginnt in diesem Drucke ein zweites, von Weller nicht angegebenes Stück mit der Ueberschrift:

Die lieb ist leydes anefang
Es stehe gleych kurtz oder lang
So nimbt sie trawrigen außgang

Eins morgens ich spacieren ging
Eh das der Sonnenglantz anfieng.

Ist vielleicht der auf Bl. 119 des dritten Spruchbuches verzeichnet gewesene Schwank: „paum darauf maid vnd gsellen wachsen" anderswoher bekannt? In den Foliobänden erinnere ich mich nicht ihn gelesen zu haben.

Anderseits erhalten manche Datierungen, die nach dem Generalregister zu Zweifeln Anlass gaben, durch das Register des fünften Bandes ausdrückliche Bestätigung, da hier die Zahl des Blattes, wo die Stücke aufgezeichnet waren, mit angegeben ist. So meinte ich (Sämmtliche Fastnachtspiele I. Bändchen. S. V) das Fastnachtspiel „der füerwitz mit dem eckhart" bestimmt in das Jahr 1535 setzen zu müssen. Hier finde ich, dass es in S 3, 407—415 stand; ihm folgte auf Bl. 415 das letzte Spruchgedicht des dritten Bandes: die guelden mitelmesikeit, das (III [Keller] 256—263) mit dem Datum des 16. Juli 1538 versehen ist. Halten wir daneben, dass das vierte Spruchbuch am 1. Januar 1539 beginnt, so werden wir den 12. Juli 1538 für das 8. Fastnachtspiel unbeanstandet lassen.

Die Reihe der Fastnachtspiele aus dem dritten Spruchbuche hat überhaupt Hans Sachs in seinem Generalregister, dem ich in meiner Ausgabe gefolgt bin, ganz ohne chronologische Ordnung gegeben. Dem 5. Spiele: pueler spieler vnd drincker auf Bl. 235, dem unmittelbar zwei Sprüche aus dem Februar 1535 vorangehen, folgt auf Bl. 262 das 9.: die sechs

Digitized by Google

armen klagenden, das in den Ausgaben das Datum 21. Dec. 1535 hat; der vngeraten sun Bl. 304 und das narrenschneiden Bl. 310 (im Drucke 1557, 3. Oct.) stehen zwischen Stücken vom 24. Sept. und vom 8. Oct. 1536; die rockenstueben Bl. 331 hat in dem 3. Foliobande unzweifelhaft richtig die Unterschrift: 28. Dec. 1536; der milt und karg Bl. 370 folgt einer Historie vom 2. Aug. 1537; endlich der füerwitz mit dem eckhart Bl. 407. Danach lässt sich mit einiger Wahrscheinlichkeit das Datum der Entstehung der genannten Fastnachtspiele ergänzen.

Muss ich in dieser Hinsicht schon bedauern erst vor kurzem das fünfte Spruchbuch kennen gelernt zu haben, so noch viel mehr, weil es drei Fastnachtspiele enthält, die ich im II. Bändchen nach anderen Vorlagen bereits habe drucken lassen. Erfreulicher Weise werden zwar die vorgenommenen Aenderungen fast alle durch des Dichters Handschrift bestätigt, die Gleichmässigkeit in der Schreibung wäre aber eine grössere geworden. Genauere Auskunft verspare ich mir auf die Vorrede zum III. Bändchen.

Von ungedruckten Gedichten, die der Band enthält, erwähne ich hier nur solche, die durch den Stoff Interesse erwecken. Bl. 12′—13 findet sich: Die schlacht zwischen der küngin Marie heer vnd des herzogen von Cleue zwischen Zitart vnd Reümund 1543 jar am 24 tag Marci geschehen. Man vergl. dazu Goedekes Grundriss 264, 154 und Liliencron, Volkslieder 4, 214—216.

Wie bei diesem Spruchgedichte gewiss eine Zeitung benutzt wurde, so wol auch bei folgenden zwei Stücken: Bl. 140—140′ Der erschrecklich erdpidem zw Corphw in Moria im 1545. jar den 24 tag Marci, und Bl. 159—160′ der krieg herzog Hainrichs von Praunschweig, der in den Liedern bei Liliencron 4, 285—290 besungen ist.

An den Schluss sei das letzte Stück des fünften Spruchbuches gestellt, von dem man aus dem Generalregister schon wusste, dass es in Prosa verfasst ist. Damit wird der sechste Prosadialog bekannt, der sich wie die vier ersten auf die religiösen Verhältnisse in Deutschland bezieht.

Digitized by Google

[S 5 Bl. 271]

Ein wünderlicher dialogus vnd newe zeittung

[A]ls mir egestern ein prieff meiner gescheft halben [von?] Nörling kam fragt ich den potten neben andern vmb newe zeittung wie ich aber anhilt mit fragen zaigt er mir ein wunderlich vor vngehörtte geschicht an vnd sprach als ich den Nouembris auf nörling des morgens zw gangen ist mir pegegent ein lang gerade person mit langem praunen har einer Naßarenischen schaitel mit zwißletem part vnd schönen augen der was herlicher gestalt doch aufgeschuerzt als ein wandrer der ging eillent als ein flüechtiger oft hinter sich schawent Als aber ich neher zw im kam vnd in recht pesach Da war es vnser hergot den ich als pald an seinem parfues gen vnd praunem gestrickten rock erkennet da fasset ich ain hercz naigt mich vnd grüeset in nent in auch mit namen Er aber wincket mir zw schweigen vnd eylet nur fort Da sprach ich zw im:

POT

Her wo wiltw so eyllent allein hin gen

HERGOT

in Egipten

POT

Herr was wiltw in Egipten es regiret icz der soldan darin

HER

pey dem pin ich sichrer [Bl. 271'] den miten im deutschlant

POT

wie köm das dw pist nit allain sicher sunder am allersichersten im tewtschlant da man icz dein heillig ewangelj öffenlich predigt

HER

Ja eben das ist die vrsach meiner verfolgung

POT

ach mein herr wer verfolgt dich ist doch der tüerck icz ein zeitlang stil gewest wer wolt dich den verfolgen

HER

die hohen priester vnd fursten der juden/ hohen schriftgelertten vnd phariseer so mich almal verfolget haben

POT

ach mein herr welcher gestalt wie oder wen solchs als ist mir armen potten verporgen

HER

pistw den der frembling allain im teutschlant der diese ding nit wais wie oft die hohen priester vnd schriftgelerten mit ein geratschlagt haben ueber mich Doch almal ainer aufrur im gemainen folck pesorget wie in den vil haimlicher pratic vber mich offen war auch zum tail sint prochen worden Aber icz sint die hohen priester vnd schriftgelerten in der sinagog zw drient gar ainig worden/ vnd

Digitized by Google

mich zumb dot verurtailt pesser sey deutschland verderb den das ir gwalt macht vnd simoney gar sterb Derhalb hat der hoch priester [Bl. 272] zw rom der mein stathalter vnd apostel sich nent vnd den pewtel als mein schaffner dregt darin er versamelt hat (·sam mir vnd meinen armen jüngern zw gut·) das aplas gelt/ anaten pallium vnd sant peters patrimonium in solchem ist der dewfel in in gefaren vnd ist mir zum Judas worden hat mich veratten vnd nit gelt genumen wie der erst Judas, sunder sein peütel aufgethon vnd dem römischen richter pilato etliche hundert dawsent silberling zw geschickt vnd mich darmit zw crewczigen uebergeben Er aber pilatus wolt lang nit vrtail ueber mich fellen wan sein fraw verste sein gewissen vnd etlich haimlich jünger haben vil vnrwe im schlaff von meinenthalben gehabt im anzaigt mit dem vnschuldigen pluet nichs zw thun haben/ aber das anhalten der hohen priester vnd fürsten der juden pewegten in wo er disen ledig lis wer er nicht ein freunt des römischen pischoff Auch schrir das gemain vnwissent payrisch volck sein pluet ge vber vns vnd vnsre kinder welchs auch zum tail an ganzn mit der zeit volendet wirt mit der gleich anhalten troen vnd raiczen hat pilatus verwilligt mich zw crewzigen auf das im mein gestrickter rock verste das [Bl. 272'] theutschland erblich pleib/ der zog darauf aus dem regenſpurgerischen Jerusalem geruest mit den fürsten der hohen priester uber den pach die thonaw mit vil spaniern/ niderlendern vnd deutschen/ welche doch pillicher ueber ir vatterlant soltn gewainet haben vnd Judas Jscariot ging vor an mit den dinern der hohen priester die taliener zw ros vnd fues vnd solchs geschach doch als im schein sam wolt der richter pilatus etlich gallier straffen vnd das opfer mit irem pluet vermieschen mit solchem schein hat er vil lewt irr gemacht Als ich aber west was mir zwkünftig was stund ich auf vnd ging in entgegen vnd sprach wen suechet ir/ sie sagten Jesum von Naßaret/ da sprach ich ich pins Da wichen sie zw rueck vnd fillen ir vil tawsent vnter die erden nach dem legten sie hant an mich zw fangen

POT

ach mein herr, was thetten deine jünger darzw

HER

es plieben ir nur drey pey mir die andern aber waren pey der nacht (·wie Nicodemus·) for forcht der juden pey mir gewest vnd mich getröst

POT

was thetten aber die drey darzw in deiner gefencknus

HER

petrus hieb dem malchus das orlepplein ab Aber ich wolt [Bl. 273] nit lenger gestaten zw fechten vnd hies in einstecken wan in solcher meiner grosen not fert mein freunt zw der mein prot [gegessen] dem ich alles guez vertrawet vnd verett mich dem plutgirigen künig herodes vmb 30 sechsisch silberling

Digitized by Google

POT

herr hastw mer den ainen Judas

HER

vor het ich vnter 12 jüngern ein Judas iczund hab ich 12 Judas für ainen die sich doch alle meine jünger rüemen

POT

was thet dir künig herodes

HER

Er sendet seine diener die husaren vnd lies erwürgen die vnschuldigen kinder pey plauen vnd straiffet vmb die grenz des wittenwergischen Bethleem meinr gepurt stat mit groser verwüestung vnd schaden der armen da macht er vil petrübter müeter herczen Als ich das vernumen pin ich den juden frey miten am ölperg aus den henden entgangen ganz forchtsam vnd erschluchzet wie dw mich sichst derhalb pit ich dich als ein lant erfarnen zaig mir den nechsten weg auf egipten zw wan pilatus vnd herodes sampt die hohenpriester werden nicht nach lassen mich zw suechen vnd wider zw creuczigen

POT

weil dein fluecht (mein herr·) so eillent ist wolt ich mich etwan in der nech verpergen

[Bl. 273'] HER

Ja wohin es sint perait so erschröckliche edickt vnd mandat aufgangen im Niderlant vnd anderfwo pey acht vnd pon pey prant vnd mort mich nimant zw hawsen hoffen eczen/ drencken nennen noch pekennen darob das volck erschluchzet mich idermon weitter weisset wan auch petrus mein zum oftern mal mein [!] verlaugnen mocht das er nicht sambt mit mir vmb leib vnd guet kem

POT

herr ich wolt mich zw den gaistlichen thon

HER

zw welchen gaistlichen

POT

in den stift zw maincz oder wurzpurg oder ainen der geleich

HER

pey den wer ich als sicher als in dem hoff Anne oder Caiphe wan die pischoff sint meine ergste feint von wegen des Ewangeli

POT

So wolt ich mich aber in die fürsten kloster oder pettel orden thon mich pey in erhalten sam in einer speluncken verporgen liegen

HER

Ja freilich spelucken vnd mörders grueben haben die Saduzeer vnd Esseer aus meiner kirchen gemacht von wegen irs pauch ein kaufhaus darin sie ire guete vermainte werck verkawffen darmit mein pitter leiden verlewgnen wie küent ich pey den lebentig pleyben so mich forhin teglich creuczigen

Digitized by Google

POT

wie dünckt dich (·mein herr·) aber vmb etlich gros reichstet die deinem wort anhangen vnd dich [Bl. 274] lieb wert vnd wol zw peschützen haben ein lange zeit vor den juden

HER

o ich vertraw mich inen nit wan ich wais was in inen stecket wie hoch sie sich meines wortz ruemen mit dem mund so ist doch ir hercz vnd leben weit von mir wan sie in woluest vnd aignem nuecz zw dieff versuncken sint Derhalb wo ich mit ernstlichem gewalt pey in gesuchet vnd verfolget wuert ich in die hant pilati uebergeben werden/ weil auch in vil steten die eltesten im volck nit gar meines tails sint derhalb ire reichtum meinenthalb nit geren in gefar sezten Der gleich der gemain hauf ist mir wol hiczig angehangen weil ich sie mit freyheit speisse nun aber die verfolgung an get vmb meinen willen fahen sie an law vnd kalt zw werden der halb ich gancz vnsicher pey inen wer derohalb wil ich [mich] widerumb in Egipten (·verste in der rechtglaubigen herczen·) verpergen da ich am sichersten pin weil sie guet vnd plut ob mir wagen

POT

ach her wo sint deine jünger das sie dich also allein lassen im elent irrgen

HER

sie sint zerstrewet ein ider in das seinig aber palt nach dem dot pilati vnd herodis wirt ich wider aufersten nach dreyen tagen vnd meine jünger wider versam- [Bl. 274'] [meln] vnd in vorgen in dem teut[s]chen galilea Da werden den die hohenpriester vnd fursten der juden sehen in wen sie gestochen haben Der frid sey mit dir

Mit dem wort sprach der pot ging der herr eillencz vir mich hin sein stras als ich mich aber im augenplick wider nach im vmbsach da war der herr verschwunden vnd nicht mer da Solchs erczelt mir der pot von wort zw wort mit solichen ernstlichen geperden/ das ich das genczlich pezwungen war des zv glauben Solche wunderparliche Neue Zeittung hab ich euch im pesten nit verhalten wollen Darmit got pefolhen Datum Nürenberg den 31 tag Decembris anno 1546

Digitized by Google

Klinger in Weimar.

Von

Heinrich Düntzer.

Riegers längst erwartetes Buch über Klinger* hat auch über dessen Aufenthalt in Weimar neue Quellen eröffnet; leider sind die darauf bezüglichen Briefe durch bedauerliches Versehen falsch datiert, und in Folge dessen ist alles in Verwirrung gebracht, das bis dahin feststehende als unwahr verworfen. Wenn es in Goethes Tagebuche unter dem 24. Juni 1776 heisst: „Wieland und Lenz bei mir zu Mittag. Abends nach Tiefurt. Nachts Klinger", und an den vorigen Tagen Klingers noch gar nicht gedacht ist, so muss es als gewiss gelten, dass Klinger erst an diesem Tage in Weimar angekommen war, wo er sofort zum Freunde eilte, dessen Rückkunft von Tiefurt er erwartete.** Bei Klingers inniger Verbindung mit Wieland und Lenz wäre es sonderbar, wenn wir diese am 24. ohne ihn bei Goethe zu Mittag fänden, falls jener bereits angekommen gewesen wäre. Die von Rieger mitgetheilten Briefe Klingers stimmen, wenn man sie richtig datiert, damit auf erwünschteste Weise. Nur einer trägt das richtige Datum, der 18., der am 6. Juli geschrieben ist; dass in dem auf dem 20. Briefe stehenden Datum des „7. Juli 76" der Monatsname auf Versehen beruht, er vielmehr im August geschrieben ist, hat Rieger bemerkt, aber übersehen, dass der-

* Klinger in der Sturm- und Drangperiode dargestellt von M. Rieger. Mit vielen Briefen. Darmstadt, Bergsträsser 1880.

** Aehnlich heisst es im Tagebuche am 16. November: „Nachts Corona" mit Bezug auf die eben an diesem Tage angekommene Corona Schröter.

Digitized by Google

selbe Irrthum auch bei dem 19. anzunehmen, von dem nur eine kurze Stelle auszüglich vorliegt; statt des 11. Juli ist der 11. August zu setzen. Die Reise, welche er „nächsten Woche (so!)“ nach Gotha, Erfurt und Eisenach machen wollte, kam wol in anderer Weise, in der letzten Woche des mit einem Sonnabende schliessenden August zu Stande. Aber auch bei der von Rieger besonders benutzten Datierung des 17. Briefes „Sonntag im Juni 76“ (Rieger nimmt den 30. an) liegt ein Versehen zu Grunde; der Brief ist aus dem Juli, wie sich aus der richtigen Bestimmung der undatierten Briefe 11—15 ergibt. Rieger setzt die an demselben Tage geschriebenen Briefe 11—13 auf den 12. Juni, wonach Klinger schon am 10. angekommen sein müsste. Sehen wir ganz von der Angabe des Goetheschen Tagebuchs ab, das Klinger erst am 24. erwähnt, so ergibt sich die Unmöglichkeit der Riegerschen Datierung daraus, dass nach diesem Goethe am 10. „Nachts im Garten mit Lenz“ war, und doch Klinger gleich am ersten Abende in Goethes Garten von diesem jubelnd empfangen wurde. Freilich werden im Tagebuche am 14. „K. und Wieland“ erwähnt, aber hier ist, wie auch am 11. Juli, trotz Rieger unter K. natürlich nur Kalb zu verstehen, dessen Name am 16. ausgeschrieben ist. Goethe setzt hier und sonst bald den ganzen Namen, bald den ersten oder, wenn derselbe mit zwei Consonanten anfängt, die zwei ersten Buchstaben. Wenn Klinger in dem Briefe berichtet, Goethe sei Legationsrath, und er Alexander von Kalb ohne weiteres als Praesidenten bezeichnet, so konnte dies nicht wol am 12. geschehen sein, da das Decret erst am 11. ausgefertigt wurde und nicht vor dem 19. in die Hände der beförderten kam, die Einführung erst am 25. erfolgte. Am letzteren Tage ass Goethe Mittags bei Hofe, Abends hatte er nach dem Tagebuche Wieland, Kalb, Lenz, Klinger zum Besuche. Dass statt des Punctes nach Lenz in der sehr ungenauen Abschrift des Tagebuches Komma stehen müsse, ist längst bemerkt und fällt so in die Augen, dass es unbegreiflich, wie Rieger (S. 147*) sich an diesen widersinnigen Punct anklammern kann um die Uebereinstimmung des Tagebuches mit den Worten des Briefes: „Wir assen gestern Butterbrod zusammen alle vier (Goethe, Kalb, Lenz und Klinger) und

Digitized by Google

tranken Wein in Goethes Garten", leugnen zu können. Dass die Aeusserung desselben Briefes: „Vor einigen Tagen war der Herzog, dein Prinz [der Erbprinz von Darmstadt, der sich seit dem 4. wieder in Weimar befand], die beiden Herzoginnen mit all dem Adel in Goethes Garten und hielten ein Vogelschiessen," gegen das von Rieger angesetzte Datum spricht, da das Tagebuch nur einmal, am 18., eines Vogelschiessens im Garten gedenkt, wird durch die Vermuthung beseitigt, schon vor dem 10. müsse ein ähnliches Schiessen stattgefunden haben, obgleich das Tagebuch, das über jeden Tag vom 1. bis 10. berichtet, davon nichts weiss. Noch entschiedener beweist Brief 14, der jedesfalls nur wenige Tage nach dem ersten fallen kann, die Irrigkeit von Riegers Datierungen; denn wir lesen hier: „Lenz ist aufs Land gezogen" (den Entschluss dazu spricht schon die Nachschrift von Lenz zu Brief 12 aus), und es ist bekannt, dass dieser bis zum 27. Juni zu Weimar im Gasthofe zum Erbprinzen wohnte, wo der Herzog bis zu diesem Tage seine „Zehrung" durch Bertuch bezahlen liess. Damit fallen alle Berechnungen Riegers zusammen, die ihren Grund und Boden in der Verwechslung des Juni mit dem Juli bei der Datierung von Brief 17 haben. Alles stimmt vortrefflich zu der Angabe des Tagebuchs, wonach Klinger am 24., am Johannistage, einem Montage in Weimar ankam.

Am Morgen des 26. schreibt er an Schleiermacher, Kayser und seine Schwester Agnes. Den 25., wo Goethe verhindert war, da seine Einführung ins geheime Conseil stattfand und er bei Hofe essen musste, war Klinger, wie wir aus seinem Briefe sehen, den ganzen Tag über bei Wieland, erst Abends bei Goethe im Garten zugleich mit Wieland, Lenz und Kalb, dem neuen Kammerpraesidenten. Goethe hatte ihn zum bleiben in Weimar eingeladen, Wieland wollte ihn nicht fortlassen, aber über vier Wochen dachte er nicht zu bleiben. In Kalb, „einem Bruder von Goethe", sieht er einen „grossen Menschen". Er will bald ein ander Logis nehmen, „in Pension bei einem Wirthe ziehen, wo es wolfeiler zu leben ist". Der Schwester schreibt er, heute (am 26.) wolle ihm Kalb „ein wolfeiler Logis sagen". Mit Goethe wird er an demselben Tage wieder zusammengetroffen sein, wo dieser sich denn deutlich gegen ihn

Digitized by Google

erklärt haben muss, dass er ihm keine Stelle in Weimar verschaffen könne, wie Klinger gehofft hatte. Letzteres ergibt sich aus einem Briefe an Kayser vom 27. Mai. Diesem schrieb Klinger von Giessen aus: „Ich bleibe höchstens noch 16 Wochen [bis Mitte September, dem Schluss des Semesters] hier und dann absolvir' ich meine Studia. So nennen sie's, wenn man die Wissenschaften nun aufgeladen hat und hingeht Geld vor saure Müh' und Schweiss einzuernten. Ich weiss nicht, wie das mit mir steht, ich lass mein Gewissen schweigen. Ich schrieb das gestern an Goethe und sagte ferner: Meine Absolution wäre nun hier bald zu Ende. In was für einem Menstruo ich nun ferner sollte solvirt werden, wüsste ich nicht; ob die Ingredienzien bitter, sauer, herb, salzigt, süss oder angenehm wären, wollt' ich erwarten. Wenigstens sollten sie mich in Frankfurt nicht in Tiegel kriegen. Und das schwör' ich dir auch! Ich hoff', es soll in W.(eimar) geschehen, doch kann ich noch nichts zuverlässiges sagen. Ich lass das all werden vom wilden Ungefähr, und baue in mir fort, und reiss (reis) hinauf der Sonne an, Sturz oder Gipfel." Jedesfalls wird Goethe, dem schon Lenz Unannehmlichkeit genug machte und der in seiner bald anzutretenden neuen Stellung so viel mit Neidern und Gegnern zu kämpfen hatte, ihm keine Aussichten eröffnet haben; am wenigsten hatte er gefürchtet, Klinger werde mitten aus dem Semester (am 28. April war dieser mit Schleiermacher nach Giessen zurückgekehrt) ausreissen und ihm über den Hals kommen, was ihm, der schon an Lenz zu leiden hatte, äusserst misslich sein musste, da er dem Herzoge keinen seiner Freunde empfehlen mochte, wenn sich dieser nicht schon als tüchtig zu einem bestimmten Dienste bewährt hatte. Wie herzlich Goethe ihn auch empfieng, er konnte ihm gerade zu keiner ungelegeneren Zeit kommen als eben jetzt, wo das Gerede seiner Gegner leidenschaftlich sich ergieng, er seine ganze Kraft darauf wenden musste, sein übernommenes Amt ernst und würdig auszufüllen, auch die Sehnsucht nach Frau von Stein ihn aufregte und sein Verhältniss zum Herzoge inniger und brüderlicher als je geworden, so dass daneben der stürmische Jugendfreund zurückstehen musste. Und mit diesem war eine grosse Veränderung vorgegangen: der keusche, von idealer

Digitized by Google

Freiheit getriebene Jüngling wollte das Leben geniessen und besonders, statt des Glücks herzlicher Liebe, den Becher sinnlicher Lust vollauf trinken, wie der Held seines eben vollendeten „Simsone Grisaldo". Die „Grisaldische Demuth und Liebe" sei ihm jetzt eigener, als Schleiermacher glaube, schrieb er; er liess, wie er selbst sagt, sein Gewissen schweigen, er wollte sich ganz den Wogen des Schicksals und den Freuden des Genusses hingeben, wobei ihm seine jetzt erlangte Gewandtheit in allen körperlichen Uebungen sehr wol zu statten kam, die, wie seine ganze äussere Erscheinung, ihm Glück bei den Damen versprach. In welcher ganz anderen Stimmung fand er den älteren Freund, der ihm bisher alles gewesen, dessen Mahnungen er wie einer höheren Stimme gefolgt war! In seiner von der Freundschaft des jungen Fürsten ihm gebotenen Stellung wollte er sich zu ernster Thätigkeit zusammenfassen, und sein ganzes Herz lebte in der edlen Frau, die ihm nicht angehören durfte, die seine glühende Leidenschaft immer in Schranken hielt. Goethes gefasstem Ernste und verehrender Frauenliebe trat Klingers leichtsinniges vertrauen auf die Fügungen des Schicksals und herzloses haschen nach Frauengunst und wildem Genusse entgegen.

Am Morgen des 28., zwei Tage nach dem ersten Briefe, erwiderte Klinger auf einen „zuckenden" Brief seines in Giessen zurückgebliebenen Freundes Schleiermacher, der über seine Entfernung untröstlich war. Hier hören wir, dass Goethe schon mit ihm „über alles ein für allemal geredet" habe. Was er ihm gerathen, ergibt sich aus dem Schlusse des Briefes. „Wenn ich hier weg geh, weiss ich noch nicht. Nach Giessen wol nie wieder, aber gewiss nach Frankfurt. Denn es muss alles reifen, eh man erntet." Er hatte ihm den Eintritt in ein thätiges Leben gerathen, ohne das es kein fortkommen gäbe, und ihn über seine eigene Stellung und sein streben aufgeklärt. Am 27. war Goethe ganz vom Herzoge in Beschlag genommen worden, bei dem er auch die Nacht schlief. Klinger gieng, wie wir aus seinem Briefe hören, Abends in Goethes Garten, wo er auf einem Rasensitze im Homer las. „Da kam ein Schwarm Prinzen und Herrn. Baron von Knebel spürte mich auf und machte auf die herrlichste[?] Art Bekanntschaft mit mir, dass

Digitized by Google

ich mich ihm eben sogleich überliefern musste. Er führte drauf Prinz Constantin zu mir, der ein Engel ist, wie sein Bruder, der Herzog.“ Letzteren hatte er noch immer nicht gesehen, obgleich er am 26. schon Hoffnung hatte, dass dieses an demselben Tage geschähe; zu seiner Freude vernahm er, dass dieser durch seine „Neue Arria“ eine gute Idee von ihm hatte. Dass seine noch ungedruckten „Zwillinge“ in Hamburg den Preis davon getragen und bei der Aufführung Beifall gefunden, war längst bekannt. Zunächst hielt er sich jetzt an Prinz Constantin, der mit dem Herzoge nicht zum besten stand. Wenn Klingers Brief von einem „Schwarm Prinzen“ spricht, so wissen wir nicht, welche andere Prinzen zu verstehen sein sollen, gewiss nicht der Darmstädtische Erbprinz, der Prinz Schleiermachers, an den er schreibt; von sonst damals bei Hofe anwesenden Prinzen weiss wenigstens das Fourrierbuch, das die Hofbesuche genau verzeichnet, gar nichts zu melden.

Weitere Auskunft gibt uns der nächste Brief an Schleiermacher (15), der nicht am 23. Juni, wie Rieger will, sondern am 2. Juli geschrieben ist. Tags vorher, eben am Anfange des Monats, hatte er sein „neu Logis“ bezogen, in einem „schönen, neugebauten“ Hause, wo er „zwei angenehme, ganz moderne, und hübsch aufgeputzte Zimmer“ hatte, mit der „herrlichsten Aussicht, erst in eine öffentliche Promenade und weiter in Gärten, Feld und Berge“. „Keine fünfzig Schritt von mir wohnt die Herzogin Mutter, an deren Wohnung ein surrender Wasserfall seitab in Garten rauscht und mich in Schlaf und poetische Träume plätschert.“ Er wohnte demnach auf der Esplanade. Den 28. war er bei Prinz Constantin gewesen, hatte auch wol dort den Erbprinzen von Darmstadt kennen gelernt. „War den langen Tag unter den Prinzen,“ schreibt er, „ass und ritt mit ihnen, tollte und was so ist — und hätt' ich nicht den seligen Gedanken gefasst, mich manchmal einige Tage zu Haus gehalten [zu halten?], wär' ich erstlich crepirt vor langer Weile, und zweitens ihnen so gemein worden, wie einer, den sie täglich sehen. Dein Prinz ist ein herrlicher Mensch, der ganz in unser Leben und Denken passt, und wir haben Zeug zusammen abgehandelt, so wie wir gewöhnlich,

Digitized by Google

wenns uns recht säuwohl ist.“ Auch der Herzogin will er einigemal nahe gestanden haben, gesprochen hat er nur mit der Herzogin Mutter, an der er viel grosses fand. Etwas voller nimmt er den Mund im gleichzeitigen Briefe an die Schwester: „Zeitüber war ich in einem grossen Gebraus von Leben mit dem Prinz Constantin und Prinz von Darmstadt und dem Herzog und den Edelleuten. Wir assen und ritten zusammen; beim Prinz Constantin kann ich essen, wenn ich will.“ Gegen Schleiermacher hatte er des Herzogs nicht gedacht. Wenn er sagt, seit Samstag (dem 29.) habe er sich zurückgezogen um nicht ganz zu versauern, so erklärt sich dies daraus, dass an diesem Tage bei Hofe Besuch der Gothaischen Herrschaften seit 10 Uhr (nach Goethes Tagebuche, nach dem Fourrierbuche seit halb 11) und grosse Mittags- und Abendtafel war, an welcher der ganze Hof Theil nahm. Nachts war Klinger nach Goethes Tagebuche wieder bei diesem im Garten. Sonntag den 30. befand sich der Hof in Tiefurt, weshalb Klinger von dort zurückblieb. Den 1. Juli bezog er sein neues Logis. Erst am 3. finden wir ihn wieder in der grossen Welt, wovon er Samstagabend den 6. Schleiermacher berichtet: „Mein Leben hier ist immer gut und fangt sehr an unter einander wild und zerstreut zu gehn. — Am Mittwoch ward ich vom Prinz Constantin nach Difurt zur Tafel gebiet. Was das ein Mensch ist, kann ich dir nicht sagen, wie wir über all das gute wenig Worte haben. Er drückte und herzte mich und hat mich so lieb als ich ihn. Daselbst ist der Baron von Knebel, ein Mensch, mit dem ich ganz existirn kann und der sich lebendig für mich interessirt. Nach der Tafel giengen wir zu einem Adelichen, der in der Nachbarschaft ein grosses Rittergut mit Dörfern hat, Herr von Linker [Oberconsistorialrath von Lyncker in Tennstädt], einer von den treusten Kerls, die mir vorgekommen und bei dem ich meine Niederlage beschloss. Sein Weib ist eine von den Weibern, die man gleich liebt. Jung und schön wie ein Engel, ganz reine, unverdorbene Natur. Wir assen da zu Nacht, tranken Bunsch und bekrenzten das Weib. Ich kam nach 12 nach Haus. Donnerstag bei Goethe, Freitag bei Linker, und heute wieder nach Diefurt, wo der ganze Hof war und wo ich eben herkam.“ Nach dem Fourrierbuche

Digitized by Google

speisten die Herrschaften diesen Mittag in Tiefurt. Der Herzog liess ihn, wie er weiter berichtet, rufen. „Ich kam hinaus und da sassen wir und rauchten Tabak und waren gleich· Es war da der Prinz von Darmstadt, der ein herrlicher Mensch ist, und hier wird, der mit ganzer Seel' an Goethe hängt. Wir wurden sehr einig zusammen.“ Nachdem er berichtet, was er mit diesem über Schleiermacher und „die Kerls in Darmstadt“ gesprochen, nennt er von den ihm interessanten Bekanntschaften den Baron von Einsiedel, einen der liebsten Menschen [er war auch dramatischer Dichter], den Baron von Wedel, einen braven Menschen, barsch und gut, und den Oberstallmeister von Stein. Die beiden Herzoginnen giengen mit den vornehmen Damen im Garten spazieren. Auch hören wir jetzt, dass er seinen Landsmann, den Maler Kraus, kennen gelernt, der hübsches Talent habe. Das lustige Leben soll so fortgehen. Tags darauf, es war Sonntag, will er frühmorgens wieder zu Lyncker nach Tennstädt und zu seinem „herrlichen Weibchen“. Dort sollte er den Prinzen, Einsiedel und andere treffen. Zu Lyncker zog ihn auch dessen Neigung für das Theater; dieser war einer der Hauptspieler auf der Liebhaberbühne. Montag den 8. will er wieder in Tiefurt beim Prinzen speisen. Schon damals studierte er die Taktik. Schleiermacher soll dies dem Professor Höpfner melden, der nicht gut auf ihn zu sprechen war, weil er statt seinen Studien obzuliegen ausschweifende Theaterstücke schrieb und von ihm, bei dem er wohnte, ohne seine Schulden zu bezahlen ausgerissen war. Höpfner fürchtete von ihm weitere tolle Streiche. Darum soll er ihm sagen, er thue dies „zum Amusement“ und werde nicht Soldat werden. Dass er dennoch diesen Plan gefasst, verräth er auch Schleiermacher noch nicht. Erst im nächsten erhaltenen Briefe geschieht dies. Seiner dramatischen Stücke wird auffallender Weise gar nicht gedacht. Wir wissen, dass Wieland die „Neue Arria“ nicht leiden konnte. Man sollte denken, er werde seinen „Grisaldo“ zum besten gegeben haben; doch haben wir gar kein sicheres Zeugniss, dass er diesen bei sich hatte; er könnte bereits an den Verleger gesandt gewesen sein, da er im October erschien. Auch der Verhandlungen mit dem Verleger wird gar nicht gedacht, ebenso wenig der Aussicht

Digitized by Google

des erscheinens, nur schreibt er am 25. September, mit seinem neuen („Sturm und Drang“) und seinem alten („Grisaldo“) Drama hoffe er in Leipzig so viel zusammenzubringen, dass er davon einige Zeit leben könne. Also damals war „Grisaldo“ wenigstens nahezu ausgedruckt.

Der nächste Brief ist Sonntag, den 14. oder 21. geschrieben, später unmöglich; denn der darin erwähnte Erbprinz von Darmstadt gieng am 18. nach Ilmenau, von wo er erst am 10. oder 11. August zurückkehrte. Nehmen wir den 14. an, so möchte es auffallen, dass des Weimarischen Vogelschiessens am 11. und 12. nicht gedacht ist; dagegen könnte man bei der Verlegung auf den 21. die Erwähnung vermissen, dass Goethe mit dem Herzoge, dem Erbprinzen, Kalb, Wedel u. a. auf längere Zeit nach Ilmenau gegangen. Aber Klinger berichtet eben nur, was ihm besonders anziehend ist und ihn bei Schleiermacher ins beste Licht setzt. Mit Goethe war er damals gespannt, wenigstens billigte dieser seinen Entschluss nicht, in den Soldatenstand zu treten, und das in ihm erwachte Martialische Wesen war ihm widerwärtig. Aeusserungen, wie die gegen Schleiermacher gemachte, das Militär sei der einzige Stand, wobei man Force des Geistes und Stärke des Charakters behalten könne und am wenigsten resignieren müsse, machten ihn unglücklich. Schon am 5. Juli schrieb Wieland an Merck, Klinger sei zwar ein guter Kerl, ennuyiere sie aber herzlich und er drücke Goethe. Dieser selbst äussert in einem von Ilmenau an Merck gerichteten Briefe, Lenz sei endlich gar lieb und gut in ihrem Wesen geworden, aber Klinger könne nicht mit ihm wandeln; er habe ihm dies gesagt, darüber sei er ausser sich gewesen und habe es nicht verstanden, und er selbst habe es nicht erklären können noch mögen. Was sie trennte, haben wir bereits angedeutet.

In dem eben angeführten Briefe meldet Klinger: „Die Woche über lag ich meistens beim Prinzen, wo wir die Zeit mit Reiten und Baden und dergleichen vertrieben. Wir haben ein eingeschlossnes Bad; denn im Fluss ist anders nicht fortzukommen. Es gibt hundert närrische Scenen hier und fallen einem so tausend Nebel von den Augen weg, z. E. am Dienstag staken wir, Prinz Constantin und Prinz von Darmstadt

Digitized by Google

und Kammerherr Wedel und ich, zusammen nackend im Fluss und trieben des Teufels Lärmen. Mit Prinzen baden und sein, das wär doch neidenswerth! und wohl ists wie allenthalben. Aber wie einem das so gleich ist, und wie gut einem die Lektion zu statten kommt, das ist der Spass. Prinzens Pferde ist das herrlichste für mich, und sein grosser junger Schimmel springt manchen Graben mit mir über." In demselben renommistischen Tone berichtet er, dass er von allen fürstlichen Personen geachtet und geliebt werde, auch von den Fürstinnen, je entfernter er sich von diesen halte, von denen die Herzogin ihn für menschenscheu halte, weil er ihr jüngst ohne sein wissen nicht Stand gehalten habe; dass alles auf ihn sehe und von ihm rede, er durch seine Resignation und Bescheidenheit sich möglichst wenige Neider zu machen suche, wobei seine „erschreckliche Feinheit und Klugheit" ihr Lob erhält. Jetzt erst vertraut er auch dem Freunde, dass er unter die Soldaten gehe, weil in diesem Stande allein „Zweck und grosser Zweck sei Fortun zu machen oder des Lebens Ende auf herrliche Weise". Das dürfen freilich Mutter und Schwester nicht wissen, seine „armen Leute", deren Hoffnung auf ihm ruht. Ausführlich berichtet er, wie die Sache in Gang gekommen. „Die Herzogin Mutter nahm mich in Achtung das erste Mal, da sie mich sah, das im Augenblick war, da ich ihr mit Prinz Constantin und dem Prinzen von Darmstadt zu Pferd begegnete, das lang ist [wol am 28. Juni]. Sie sah mich Zeitüber oft [in Tiefurt] und sprach immer mit mir. Redete mit jedermann von mir, denn mit Wieland, gab ihr grosses Interesse für mich an Tag, und da machte es sich. Sie hat an ihren Onkel [Friedrich II. von Preussen] geschrieben und noch an einen General, dass ich möchte unter die Preussen als Lieutenant kommen. Gehts da nicht, wie vielleicht zu vermuthen steht, wirds wol unter Russen gehn, das mir lieber wäre, weil man besser bezahlt wird, der Ausländer mehr gilt und eher Krieg zu hoffen ist. Dabei werden wir nun den Prinzen von Darmstadt nöthig haben [als Verwandten des Russischen Hofes], der nicht fehlen wird. Und dann haben wir noch kaiserliche Dienste übrig. Ich bin mit Leib und Seel dabei, studire Taktik und lern' exerciren beim Preussischen

Digitized by Google

Capitain von Knebel.“ Dem letzteren war das Preussische Garnisonleben ein Greuel, dem er sich zuletzt mit Gewalt entzogen hatte.

Neben dem kriegerischen Enthusiasmus, der sich das Aut Caesar aut nihil vorgesetzt hatte, brach aber auch die Liebe zu dramatischer Darstellung und Liebesabenteuern in dem zu keiner sonstigen Thätigkeit aufgelegten, sich leichtsinnig gehen lassenden Klinger hervor. Ende Juli oder am 1. August (der Brief ist nicht erhalten) wünschte er, Schleiermacher möchte ihm die Handschrift seiner „Zwillinge“ senden,* deren Aufführung auf der Liebhaberbühne er jetzt betrieb; von dem bereits gedruckten Stücke hatte er noch kein Exemplar. Am 7. August hören wir: „Ich bin in verliebten Zuckungen; das schönste Mädel in Weimar, in die ich mich seit acht Tagen verliebt habe, macht die Kamilla.** Du siehst also, dass du nicht schwind genug sein kannst. O, mein Carolinchen ist ein wildes liebes Ding Ich traf sie im Mondschein auf dem Spaziergang vor meinem Hause [auf der Esplanade] an und jetzt bin ich oben so fast täglich dort und schinde mich mit ihr herum. Denn unser ganzes Zusammensein ist Brusquerie, Schinderei, Neckerei Muthwillen und Teufelei, wobei die Mutter, die üns an Ausgelassenheit alle übertrifft, den grand maitre macht. Ich wollt, du könntest eine Scene mit ansehn, wenn ich in ausgelassnem Humor bin, du könntest dich dem Boden auf- und abwälzen, wenn dich ihre Schönheit und der Glanz ihrer Augen nicht alles vergessen machte.“ Daneben hat sich ein in Gotha auf sonderbare Weise angeknüpfter Liebesroman mit einer „Emilie de Fischer“ fortgesponnen, mit der er nächstens in Gotha „ein Rencontre zu haben“ denkt. „So nutz' ich,“ schreibt er, „die gute Momente des Lebens mit so weniger Passion als

* Die übrigen Handschriften sollte er behalten, nur den Pyrrhus wünschte er zu haben, der ihm eines seiner liebsten Stücke war; von den neun Scenen desselben waren nur zwei gedruckt, die anderen gab er in das mit dem folgenden Jahre beginnende Theaterjournal Reichards, den er wol in Gotha kennen lernte.

** Das wol auf der Esplanade mit ihrer Mutter wohnende Mädchen war keine adeliche, wonach hier wol an das bürgerliche Liebhabertheater zu denken ist.

Digitized by Google

möglich." Sollte es nicht gehen, „gleich als Lieutenant unter die Truppen zu kommen", weil er ohne Adel und Geld sei, so möchte er Schauspieler werden; das sei ausser dem Militär ein Stand, worin er gross, vielleicht Garrick werden, wo er Glück machen könnte, doch müsste es an einem Hofe sein. „Es wird an einem deutschen Hof [in Mannheim] eine Gesellschaft zusammengesucht, und mir könnte es nicht fehlen, der erste Acteur zu werden und zu sein. Es ist eine Idee zwischen mir und Wieland, die dann nur eintritt, wenns auf keine Weise möglich ist, unter Soldaten zu kommen, das immer noch so gewiss nicht ist." Viel Kummer hatte ihm eine schwere Krankheit des Prinzen Constantin gemacht, der sehr schwächlich war und sich vielleicht durch das tolle treiben mit Klinger verdorben hatte. Doch fand Klinger ihn am 6. schon etwas besser. Noch am 1. August war der Prinz an der Hoftafel, dann aber erst wieder an dem 28., doch war er nach Goethes Tagebuche schon am 23. in Belvedere, das die Herzogin am 22. Juli bezogen hatte, aber „zum ersten Mal". Auch Goethes gedenkt unser Brief vom 7. Klinger hatte Schleiermacher ein Lied desselben geschickt, ohne Zweifel ein damals ungedrucktes, etwa „Wanderers Nachtlied: Der du von dem Himmel bist"; er könne dieses behalten, schreibt er. Das Bild der wunderlichen Offenbacher schönen,* die Goethe, die Stolberge und Klinger so sehr angezogen, meldet er ferner, könne er von Goethe nicht zurückbekommen; vermuthlich habe dieser es verschleudert. Goethe war damals noch nicht von Ilmenau zurück; Klinger musste also schon vor vier Wochen das Bild zurückgefordert haben. Jedesfalls bleibt es auffallend, dass er der längeren Abwesenheit desselben nicht gedenkt, während welcher er sich zunächst an den gutmüthigen Wieland hielt. Kayser, der an Klinger länger als einen Monat nicht geschrieben, hatte unterdessen bei Goethe angefragt, ob es wahr sei, dass er mit dem Herzoge nach Italien reise (in der Schweiz trug man sich mit allerlei Gerüchten über Goethe), und er scheint Lust geäussert zu haben ihn zu begleiten, was wol zusammenhieng mit den

* So hat Rieger wohl richtig „die Offenbah." (Offenbacherin) gedeutet.

Digitized by Google

Zwecken, auf die er, wie er am 10. August an Schleiermacher schreibt, in der Musik ausgehe. Goethe erwiderte darauf am Tage nach seiner Rückkunft: „Wir gehen nicht nach Italien. Dies zu deiner Beruhigung. Ich trag dich immer am Herzen. Schick mir oft was. Bleib ruhig in Zürich! So ihr stille wäret, würde euch geholfen.* — Lenz ist hier. Leb wohl; es wird uns allen noch gut sein.“ Goethe fürchtete wol, auch Kayser möge, von innerer Unruhe getrieben, einmal, wie Klinger, ihm über den Hals kommen. Bezeichnend ist es, dass er Klingers gar nicht gedenkt, nur Lenz kurz erwähnt, der nicht einmal in Weimar, sondern noch in Berka war.

Auch als Goethe am 14. August mit dem Herzoge, der sich an einem Fusse verletzt hatte, zurückgekehrt war, kam es mit Klinger zu keiner näheren Verbindung. Goethe musste meist beim Herzoge sein und er war wegen seines sehnsüchtig gespannten Verhältnisses zu Frau von Stein in steter Aufregung. Auch Klinger selbst befand sich in grosser Bewegung, wie sein Brief vom 19. beweist. Der Eintritt in die Preussische Armee war gescheitert, aber die Herzogin Mutter hatte ihm Aussicht eröffnet durch Vermittelung ihres Vaters eine Officiersstelle bei den deutschen Miethstruppen zu erhalten, die man England gegen die von ihm losgerissenen nordamericanischen Colonien lieferte; bei der nächsten Recrutierung sollte er eintreten. Mit Begeisterung ergriff er den Gedanken, „auf Americanischem Boden zu stehen mit dem Muth, dem Blick, der Zuverlässigkeit“. „Hilf, ewiger Himmel!“ schreibt er am 19.; „es schlägt in mir wie tausend Flammen, und ich meinte, ich brennte und stürzte zusammen! O mir diesen Tag! Sieh, Bruder, wie herrlich das nun all wäre, und das romantische, poetische, wie's der Krieg überhaupt ist — und so fern, wo alles so neu, so bedeutend — und ich ahnde, ich komme wieder. Von Lindau** war bei der ersten Bataille mit dabei — ich ahnde, ich komme mit grössrem Herzen — neuer [?]

* Aehnlich muss Goethe schon vorher an Kayser geschrieben haben; denn dieser führt in dem Briefe an Schleiermacher vom 2. August dessen Wort an: „Seid ruhig, so wird euch geholfen.“

** Ein Bekannter Lavaters und Goethes, der im Frühjahre, ehe er nach America gieng, in Weimar gewesen war.

Digitized by Google

wieder.... Und lass mich auch bleiben — was denn weiter? — ist dieses ungestüme Herz denn nicht all der Qualen los, und wo ists besser als verschüttet liegen — um [und?] so fern zu Asche — O Bruder! Bruder! wir kommen wieder zusammen und liegen umschlungen Hals an Hals.“ Aber Geld braucht er und so schreibt er Schleiermacher: „Verkauf meine Sachen — mach Anstalten — aber wenn ich denk, wie wenig herauskommen wird — du kannst handlen, wie du willst.“ Aber die Unbestimmtheit quält ihn und würde ihn noch mehr quälen ohne den Engel, der ihm gute Stunden macht, der ihn versteht, in dessen Seele er alles lesen kann. „Und so gut mir? Ich treib mich in unendlichem Wirrwarr herum und flüchte da- und dorthin vor mir, dem Schrecklichsten.“ Er schliesst: „Ich seh' in ein paar Augen — beim Teufel! ich will lieber in Treffen vor den Canonen stehen — lass! lass! mir ist wohl! Schreib!“ In solcher Spannung konnte er Goethe nur sehr widerwärtig sein. Die Geldnoth muss gross gewesen sein. In Frankfurt hatte er vor der Reise 2 Carolin und 4 Louisdor sich geliehen, sein sonstiger Vorrath wird nicht gross gewesen sein und eine Einnahme hatte er in Weimar nicht gehabt, wo er schon acht Wochen gelebt.

Aus dem weiteren Briefe vom 4. September ersehen wir, dass er in der vorigen Woche (der 1. war Sonntag), vielleicht Dienstag den 27.*, den Tag vor Goethes Geburtstage, als Major in einem Stücke aufgetreten, wo ihm die Preussische Uniform so wol stand und ihm eigen zu Muthe war; dass er Tags darauf nach Gotha reiste, von wo er erst am 2. September zurückkehrte. Lenz war gerade an Goethes Geburtstage zurückgekehrt und, nach dem Tagebuche, Nachts in Goethes Garten, wo Wieland und dessen Gattin zu Abend waren. Klingers gedenkt das Tagebuch gar nicht, was sich leicht erklären

* Wir wissen, dass an einem Dienstage, dem 10., „Erwin und Elmire“ aufgeführt wurde, wozu die Herzogin nach dem Fourrierbuche von Belvedere nach Weimar kam, aber die Vorstellungen fielen auf verschiedene Wochentage, so auf Sonntag den 25. August, Montag den 16. September, Donnerstag den 21. und 28. November. Er ritt wol, gieng nicht, wie er früher vorhatte, mit Musaeus zu Fusse. Auf einen längeren Aufenthalt deutet die Aeusserung, er sei erst vorgestern zurückgekommen.

Digitized by Google

würde, wenn er an diesem Tage verreiste. Ueber sein Weimarisches Leben meldet er: „Den ganzen Tag zieh' ich von einer Dame zur andern. Bald Soupée bald Dejeunée — o Himmel! was macht Unbestimmtheit aus dem Menschen!“ Sodann gedenkt er einer Dame, die alle seine Glückseligkeit hier ausmache. Da er meint, er habe dem Freunde schon davon geschrieben („Und was ist schreiben?“ fügt er hinzu), so kann wol nur seine Caroline gemeint sein, obgleich wir ihn bald von einer anderen Dame sprechen hören. Auch mit den „adelichen Fräuleins und Weiber“ steht er sich wol. Von seinem Liebesroman in Gotha berichtet er nichts, wir erfahren nur, dass er Gotters Bekanntschaft gemacht, dem er nicht sehr feind sein könne. „Es ist würklich ein sehr guter, braver Mensch, der einen lieb hat.“ Der ganz nach französischem Geschmacke gebildete Gotter war, obgleich mit Goethe befreundet, ein entschiedener Gegner der neuen Genies und wurde in Gotha, wo er bei Hofe sehr angesehen war, hoch über den Stürmer Goethe gesetzt. Schon 1773 hatte er eine Liebhaberbühne gegründet, aber nach dem Brande des Weimarischen Schlosses wurde die Seylersche Truppe nach Gotha gezogen und im Juli 1775 ein Hoftheater errichtet, dessen Leitung Ekhof übernahm, „das litterarische Fach und die Kasse“ wurden nicht Gotter, sondern Reichard zugewiesen. Nach einem späteren Briefe sprach er in Gotha auch mehrere Damen, und es hatte ihm so wol dort gefallen, dass er in kurzem dahin zurückkehren wollte; besonders hatte er es auf den Prinzen August abgesehen, dessen vertrauter Freund Gotter war. Jetzt endlich hatte auch Schröder ihm zwei Exemplare der „Zwillinge“, aber kein Geld geschickt. „Das Geld will ich aber gleich fordern; denn mir gebrichts unendlich“, schreibt er. „Schröder bitt mich sehr um ein neues Trauerspiel, und wenn ich also für meinen Wirrwarr 20 K.(arolin) ziehen könnte — wär das ja gut.“ Dieser neuen Komoedie, die bald zu Ende sei, hatte er vorher gedacht. Er habe darin die tollsten Originalen zusammengetrieben; das tiefste tragische Gefühl wechsle immer mit lachen und wiehern. Das Stück muss er vor der Reise nach Gotha begonnen haben.

Als er am 2. September nach Weimar zurückkam, waren

Digitized by Google

eben der Herzog, Prinz Constantin, der Prinz von Darmstadt, Goethe und Lenz zur lustigen Feier des herzoglichen Geburtstages nach Ilmenau gegangen. Die nähere Verbindung mit dem Hofe scheint aufgehört zu haben; Klingers entschiedenes, anspruchsvolles Wesen gefiel eben nicht, und seine Excentricitäten waren nicht von der lustigen Art, wie die von Lenz. Erst am Mittage des 6. kehrte Goethe mit Lenz zurück. Die Spannung mit Frau von Stein, die ihm verbot sie in Kochberg zu besuchen, machte den Dichter unglücklich, dessen Eifersucht auf das bitterste erregt wurde, als die geliebte Frau statt seiner Lenz, „die zerstörte Seele", nach Kochberg kommen liess, damit er ihr Unterricht im Englischen gebe. Der Erbprinz war am 6., Prinz Constantin am 11. zurückgekehrt, aber von einer weiteren Verbindung mit beiden verlautet nichts. Doch sagt uns Klingers nächster Brief, dass er am 11. bei der Herzogin Mutter gewesen, die ihm grosse Hoffnung gemacht, dass bald etwas für ihn kommen werde. Mit ihr dürfte er auch wol die Aufführung seiner „Zwillinge" besprochen haben, die von ihnen, wie er mittheilt, im October dargestellt werden sollen; so lange also dachte er noch zu bleiben. Diesen Brief schrieb er am 12., als er eben „mit einem Troup Fräuleins vom Lande angekommen", wo sie sich „herrlich befanden". Fast könnte es verdächtig scheinen, dass keine bestimmten Personen genannt werden; die bisherigen Verbindungen scheinen grösstentheils abgebrochen zu sein. „Ich bin so herumgezogen überhaupt", äussert er, „und die Damen kosten einen so viel Zeit." An einem tollen Drama (er erinnert sich nicht, dass er schon früher davon geschrieben) fehlten nur noch einige Scenen; dann könnte der Freund „komisch und tragisch mit einer bittren Sauce zusammen verschlucken". „Ich wollte diese Woche schon nach Gotha," schreibt er weiter, „weil aber morgen Nacht Redoute ist* und ich vieler Ursachen wegen dabei sein muss, um mich hauptsächlich in einem paar schwarzen Augen und in einem paar blauen** herumzudrehen, so wars nicht möglich. Ich werde

* Das Fourrierbuch bemerkt unter dem 13.: „Abends in Weimar Redoute. Herzog ging nach Tafel hinunter."

** Von diesen beiden Damen war die eine Caroline. Am 4. schrieb

Digitized by Google

also nach geendigter Redoute erst mich aufs Pferd schwingen und 6 Meilen [bis Gotha] reiten. In Gotha will ich mich einige Zeit aufhalten, den Prinzen näher kennen lernen und viele Damen, die ich erst kurz gesprochen hab." Wir hören auch, dass seine Maske für morgen vor ihm liege und er sich „phantastisch machen" wolle. Die ärgste Missstimmung verräth sich in den Zeilen vom nächsten Morgen, obgleich er sagt, es sei heute wie gestern und gestern wie heute. „Ich bin toll und unausstehlich und kränke manch gute Seele dadurch. Mein Humor ist gallenbitter; sei froh, dass ich weg von dir bin; denn die Qual wär' etwas gross, und sie können nur Weibsleute ertragen. — Ich wollte dir gern was schreiben, aber aus der Feder kann ich nichts drücken, und aus dem Herzen darf ich nichts schreiben." Die Unbestimmtheit seiner Lage und dass es ihm in Weimar so wenig gelungen, er sich überall den Weg versperrt hatte, quälte ihn. Ganz unbefugt ist Riegers Vermuthung (S. 165), zwischen den Zeilen vom 12. und 13. habe eine unliebsame Erörterung zwischen Goethe und Klinger stattgefunden, die ersterem noch am 16. im Sinne gelegen, wo sie die Aeusserungen in den Briefen an Merck und Lavater veranlasst. Goethes Tagebuchaufzeichnungen vom 12. und 13. sind so eingehend, dass unmöglich an einem von diesen Tagen ein Besuch und eine Verhandlung mit Klinger, am wenigsten eine so bedeutende, stattgefunden haben kann, und die Bemerkungen in den Briefen an Merck und Lavater beziehen sich eben auf Anfragen dieser Freunde, gehen nicht auf ein neueres verhalten Klingers; ja die gegen Merck bestätigt nur das, was er diesem schon früher geschrieben. Nachdem er Lenzens gedacht, den sie wie ein krankes Kind wiegten und tänzelten und ihm Spielzeug gäben und liessen, heisst es von Klinger, er sei ihnen ein Splitter im Fleisch, seine harte Heterogeneität schwäre mit ihnen, und er werde sich heraus-

er, jemand werde von Weimar abreisen, die er nicht missen könne, und er deshalb am Ende der nächsten Woche auf einige Zeit nach Gotha gehen. Freilich trifft die Aeusserung vom 12., nur der Redoute wegen sei er noch geblieben, nicht ganz zu, die auch dazu nicht stimmt, dass er erst Ende der am 13. schliessenden nächsten Woche abreisen wollte.

Digitized by Google

schwären. Das ist deutlich genug, auch bezeichnend, dass, während er von den „Sublimiora“ spricht, die Lenz neuestens gefertigt, von einem neuen Drama Klingers keine Rede ist. Ueber „die beiden Kerls“ habe er nichts treffenderes zu sagen, äussert er, und so wiederholt er dasselbe kurz mit denselben bildlichen Ausdrücken im Briefe an Lavater, fügt nur zu der Bemerkung, Klinger werde sich herausschwären, ein „leider“ hinzu, das wenigstens zeigt, wie sein Herz noch Antheil an ihm nehme, er ihn aber aufgeben müsse, weil seine Natur ihn auf Wege treibe, auf denen er nicht mit ihm wandeln könne. Auch Goethe war auf der Redoute, auf der Klinger in einer phantastischen Maske auftreten wollte.

In Gotha fand er das Kraftgenie Kaufmann; dieser dachte über Weimar nach Dessau zu reisen, wo er Basedows Philanthropin stützen wollte. Er schien Klinger „einer der ersten Menschen“. „Unser Zusammenkommen war einzig, wie der Mensch selbst“, schreibt er an Schleiermacher. „Dank dem Himmel, dass noch solche grosse und starke Seelen existiren.“ Kaufmann hörte mit Begeisterung sein neues Drama, dem er den Namen „Sturm und Drang“ gab. Leicht bestimmte er ihn mit ihm über Leipzig nach Dessau zu ziehen, wo er im Philanthropin bei ihm wohnen sollte; auch hoffte Klinger durch den Fürsten von Dessau etwas zu erreichen. Sonst wissen wir von Klingers zweitem Aufenthalte in Gotha nichts. Kaufmann selbst schreibt an den Maler Müller, er sei mit diesem irrenden Ritter nach Eisenach und dann nach Weimar gereist. Dorthin kamen sie am 21. Kaufmann trat mit Goethe und Wieland in nähere Verbindung, während Klinger sich zurückhielt. Der Prinz von Darmstadt reiste endlich am 25. nach Hause, aber Klinger hatte längst mit ihm keine Verbindung mehr. Den 25. schrieb er an Schleiermacher, Mutter und Schwester, er reise nächste Woche über Leipzig nach Dessau. Schloss die nächste Woche auch erst den 5. October, so scheint er doch, nach der Aeusserung, es sei sein letzter Brief aus Weimar, die Abreise am Anfange der Woche in Aussicht genommen zu haben. Aber Kaufmann liess es sich zu Weimar im Kreise Goethes und Wielands wol sein und wartete noch Herders Ankunft ab, mit dem er eine ganze

Digitized by Google

Woche verlebte; erst am 9. reiste er nach Leipzig. Rieger nimmt (S. 176) ohne Grund an, Klinger sei, da durch Kaufmanns längeren Aufenthalt in Weimar seine Verabredung mit ihm zerfallen gewesen, allein nach Leipzig gereist. Im Briefe Kaufmanns an Müller ist von solcher durch nichts begründeten Trennung keine Spur. Am 9. kamen sie in Leipzig an, wo Klinger sich sofort durch den Schauspieldirector Seyler anwerben liess, was Nicolai schon den 12. an Höpfner schreiben konnte. Demnach ist Brief 26, wo Klinger meldet: „Ich bin seit 3 Tagen hier und hab mich auf [aus] Rücksicht meiner Mutter bei Seilern als theatralischer Dichter engagirt", am 11. geschrieben.

Wie aber verabschiedete sich Klinger von Goethe? Wenn er an die seinigen schreibt: „In Weimar kann ich auf keine Weise mehr bleiben. Goethes Liebe ist gross, aber die Umstände sind gegen uns", so verschont er diese mit der vollen Wahrheit. Der beste Gewährsmann ist Klinger selbst. Im Jahre 1789 vertraute er Schleiermacher (und dieser sollte seine Aeusserung an Goethe mittheilen, wie er auch that): „Ein elender Mensch, dessen Herz so schlecht ist als sein Verstand verwirrt [dass es „der Phantast" Kaufmann sei, sagt er selbst später], hat uns durch Trätschereien auseinander gesprengt. Er glaubte ihm erbärmliches Zeug, ich war zu stolz mich über Plackereien zu rechtfertigen, und die hohe Meinung, die ich von Goethe habe, liess es auch nicht zu, und so reisst' ich ab und warf mich ergrimmt und im tiefsten Herzen verwund, in die Armen [!] des Zufalls." Fünfundzwanzig Jahre später schrieb er Goethe, Kaufmann habe sich an ihm dafür gerächt, dass er sein Apostelamt vergeblich an ihm versucht. „Hätt' ich mich bei meiner Abreise mehr als durch Blicke des Herzens gegen Sie erklärt, ich wäre Ihnen gewiss werther als je geworden, aber ich sollte es nicht, vermöge dessen, was Sie in mir erkannt hatten." Dass Kaufmann ihn deshalb verleumdet habe, weil er ihn nicht bekehrt, ist jedesfalls irrig; in Weimar war er Klingers noch ganz sicher. Es lag ganz in Kaufmanns Wesen, bei Goethe sich auch dadurch einzuschmeicheln, dass er ihn über Klinger aufzuklären schien. Klinger hatte ihm viel über Goethe vertraut, wol auch seinen

Digitized by Google

Missmuth geäussert, dass es ihm leicht war, ihn bei diesem, der sich ganz von ihm zurückgezogen hatte, in ein falsches Licht zu setzen. Kaufmann selbst wird an manchen Orten schlimme Aeusserungen über Goethe vernommen haben, die er um so leichter Klinger zuschreiben konnte, als dieser unbesonnen sich ihm ganz eröffnet hatte, und Goethe musste um so eher Kaufmann glauben, als dieser manches erzählte, was er nur durch Klinger wissen konnte. Der Abschied war kalt; denn einen solchen setzt wenigstens die zweite Aeusserung Klingers voraus, während man nach der ersten auch annehmen könnte, er habe sich ohne einen solchen entfernt. Das Tagebuch berichtet am 8. nichts, als dass die Stein nach Kochberg zurück sei, wo Lenz noch weilte; die Spannung mit der Freundin hatte ihn damals ausserordentlich ergriffen, und da Klinger sich längst gegen ihn verstimmt fühlte, konnte es unmöglich zu einer Erklärung kommen, selbst wenn Kaufmann nicht die Vorsicht gebraucht hätte, sich mit ihm von Goethe zu verabschieden. Freilich kann man fragen, woher Klinger von Kaufmanns Verleumdungen gewusst, ob er sie nicht bloss vermuthet, als ihm Lavater 1779 über diesen sauberen Kraftapostel die Augen geöffnet. Aber noch im folgenden Frühjahre war er gegen Goethe so verstimmt, dass er schrieb, ausser Schlosser habe er unter allen Genies keinen braven Kerl gefunden. Als er später Lenz wiedersah, gestand dieser ihm, wie Klinger 1819 berichtet, was er alles gegen ihn unternommen, und brieflich äusserte er ihm, dass er Goethe ein Pasquill hinterlassen gegen ihn wie auch die Dichter Müller und Wagner. Bemerkenswerth ist, dass Klinger 1796 an die nach Weimar gehende Frau von der Recke schreibt, sie solle gegen Bertuch ja seinen Namen nicht aussprechen. Bertuch war bei Klingers Anwesenheit Chatoullier des Herzogs, aber in seinen Rechnungen hat man keinen Beleg gefunden, dass er für oder an Klinger, wie für Lenz, etwas bezahlt. Auch gegen Wieland soll sie ihn nicht nennen, den er als Menschen nicht achte, und doch liebte dieser ihn noch ein Jahr später als einen „honneten, gutherzigen Kerl“. Wie man dort über ihn denke, sei ihm gleichviel, nur der Herzog könne ihm helfen. Dass er auch zuletzt noch mit der Herzogin

Digitized by Google

Mutter gut gestanden, möchten wir nicht mit Rieger aus der Aeusserung des letzten Weimarischen Briefes an Schleiermacher schliessen, er könne in Weimar nichts wirken, und was geschehen könne, geschehe auch in seiner Abwesenheit. Es spricht dies wol ebensowenig seine volle Ueberzeugung aus, als er wirklich hoffte, wie er ebendaselbst schrieb, mit dem Militär werde es sich nun bald entscheiden.

Auffallend ist es, wie Rieger Böttigers Nachrichten über Klinger so viel Vertrauen schenkt, da sehr vieles in dessen „Literarischen Zuständen und Zeitgenossen" so völlig unzuverlässig, ja offenbar falsch ist, dass man nichts einzelnes ohne genaueste Prüfung annehmen darf. Als Goethes Jugendfreund Lerse im Winter 1798 ein par Tage in Weimar war, sah ihn Böttiger auch bei sich und sprach ihn Abends im Club; von seinen Mittheilungen gibt er einiges (I, 18 ff. 60). Schon in dem, was Lerse über sein eigenes Verhältniss zu Goethe gesagt haben soll, ist manches nicht richtig. So ist die Schrift über Erwin nicht in Strassburg entstanden (I, 60) und zwischen Goethes Abgange von Strassburg und der Sendung des „Götz" lagen nicht sechs Wochen (I, 61), sondern fast vier Monate. Auch dass Lerse durch Goethe mit Schlosser bekannt wurde, ist irrig; durch Pfeffel, an dessen Anstalt Lerse kam, wurde diese Verbindung vermittelt. Lerse selbst mag nach so vielen Jahren sich nicht mehr genau erinnert, und Böttiger einzelnes unwillkürlich geändert haben. Noch weniger kann auf volle Zuverlässigkeit das Anspruch machen, was Böttiger über Klingers Aufenthalt in Weimar von Lerse vernommen haben will. Goethe soll Klinger fortgebracht haben; aber davon, dass er seine Entfernung veranlasst, kann keine Rede sein. Schon in den ersten Tagen hatte er ihm gesagt, dass für ihn in Weimar keine Stelle sei, ein par Wochen später, dass er nicht mit ihm wandeln könne; er liess ihn dann ruhig gewähren; dass man sich von ihm zurückzog, war nicht Goethes Schuld. Und nun soll Klinger gar berichtet haben: „man habe damals im Gange des herzoglichen Wohnhauses [im Erdgeschosse befanden sich die Fremdenzimmer, die Kassen und Wohnungen der Hofbeamten] sich oft im Schiessen nach dem Ziele geübt. Dabei sei es Sitte gewesen, statt der Zielscheibe ein Porträt

Digitized by Google

hinzusetzen. Er habe einst Goethes Porträt hingesetzt, wonach denn wirklich geschossen worden sei. Dies habe ihm Goethe nie verzeihen können.“ Rieger hält sogar das nie für so ursprünglich, dass er daraus schliesst, dies müsse in den Anfang des Aufenthaltes zu Weimar fallen; er entstellt aber dann die Geschichte so sehr, dass er sie aus dem „Corridor des Fürstenhauses“ in das öffentliche Weimarische Vogelschiessen verlegt, und darauf den Eintrag des Tagebuches vom 11. Juli bezieht: „Erster Tag des Vogelschiessens. Aufspannung über K.“, wo K. offenbar wieder auf Kalb geht. Freilich bei einem öffentlichen Vogelschiessen den Kopf des von so vielen Neidern und Gegnern als Stichblatt gewählten, zum vertrauten des Herzogs erhobenen Landsmanns als Ziel zu setzen wäre eine so haarsträubende Albernheit, dass wir auch Klinger derselben für unfähig halten; aber Goethe würde auch darüber ihm nur tüchtig den Kopf gewaschen, nicht ihm ewig gegrollt haben, schlimmsten Falls gleich in ihn gedrungen sein, dass er Weimar verlasse. Und ein solches Skandalon hätte auch Bertuch wissen müssen, aber dieser bemerkt dagegen, wie Böttiger berichtet, es seien eher andere Gründe von Klingers Ungnade vorhanden gewesen. „Er hatte allerhand Klatschereien zwischen hohen Damen gemacht und wurde als ein tracassier verabschiedet.“ Das ist einfach von Lenz auf Klinger übertragen. Noch nicht genug, Lerse soll nach Böttiger gesagt haben, als Klinger nach Emmendingen gekommen, habe er kaum richtig schreiben und rechnen gekonnt — und doch hatte er rühmlich das Frankfurter Gymnasium durchgemacht und Jahre lang Privatunterricht ertheilt, und seine Rechtschreibung ist nicht schlimmer als die mancher anderen bedeutenden Männer der Zeit. Auch die Bertuch-Böttigerischen Berichte zeigen sich auf allen Seiten als unzuverlässig. Klinger war keineswegs „ein roher, ungeschlachter Naturmensch“ (I, 14), und die an diese Behauptung geknüpfte Anekdote darf auf nichts weniger als auf volle Zuverlässigkeit Anspruch machen. Selbst Bertuchs Behauptung (I, 53), man sei bei Klinger etwas sparsamer als bei Lenz gewesen, der ganz aus der herzoglichen Chatoulle unterhalten worden, möchten wir nicht als Beweis gelten lassen, dass Klinger von Seiten des Hofes unterstützt

Digitized by Google

worden. Auch sonst wimmeln Bertuchs Angaben von Unwahrheiten, wie z. B. das von Schiller I, 16 bemerkte in manchen Puncten nachweislich falsch ist. Aehnlich verhält es sich mit dem, was Böttiger von Wieland, Kalb u. a. gehört haben will. Auch die Geschichte, die Falk von einem Freunde in Goethes und Wielands Gegenwart (denn nur so kann man seinen Bericht verstehen) vernommen haben will, ist mindestens sehr verfalkt, sollte Klinger auch wirklich seinen „Simsone Grişaldo“ Goethe vorgelesen und dieser an der Ueberspanntheit des Stückes Anstoss genommen haben. Wielands Bezeichnung Klingers als „Löwenblutsäufers“ scheint eher auf eine Aeusserung desselben sich zu beziehen als auf eine Scene des Stückes, das dieser nach seinen Aeusserungen an Merck vom 17. October 1776 und 16. April 1777 vor dem Drucke nicht gekannt zu haben scheint; eher könnte man annehmen, er habe Wieland aus dem Gedächtnisse einiges daraus declamiert. Dass Göethe schon damals Wieland gesagt, Klinger sei zum General bestimmt, ist ebenso unwahrscheinlich, als dass er in seinem eigenen Hause davongelaufen und der zurückgebliebene Klinger darauf sein Stück ruhig in die Tasche gesteckt habe, wobei es schwer zu sagen, wer denn die Aeusserung von ihm vernommen, das sei ihm heute schon zum zweiten Male begegnet. „Sturm und Drang“ hatte er Goethe nicht vorgelesen, wie sich daraus ergibt, dass er mit ihm schon nicht mehr gut stand, als er dieses wirre Drama schrieb. Wieland scheint nichts weiter davon gewusst zu haben, als dass Klinger in der letzten Zeit ein neues Stück gedichtet.

Digitized by Google

Henriette von Arnim.

Ein Beitrag zu ihrer Charakteristik.

Von

Gustav Buchholz.

Ueber Schillers Dresdener Liebesepisode, sein Verhältniss zu Henriette von Arnim, herrschte lange Zeit völliges Dunkel. Erst nach und nach und spärlich fand sich einiges Material zusammen. Die Unterlage aller späteren Darstellungen wurde der kurze Bericht, den Caroline von Wolzogen in ihrem „Leben Schillers“* von der Leidenschaft gab, welche „eine ausgezeichnete Schönheit“ dem Dichter in Dresden einflösste. Dieser Bericht wies dem Urtheile die bestimmende Richtung zu, aber er war sehr dürftig in der Angabe von Thatsachen und beschränkte sich im Grunde darauf, statt die Ereignisse reden zu lassen die betheiligten Personen durch ein kurzes Raisonnement zu charakterisieren: — die Mutter als intrigant und gewissenlos und nur darauf bedacht, durch die Liebe des berühmten Dichters „die Gewalt der Reize ihrer Tochter zu verbürgen,“ die Tochter selbst nicht ohne ein wahres Gefühl der Zuneigung, aber zu sehr „dem Einfluss ihrer Umgebungen hingegeben,“ den armen Dichter endlich um Zeit, Geld und Herzensruhe gebracht, arg getäuscht und betrogen. Der Neugier späterer Biographen genügte diese flüchtig skizzierte Zeichnung von Frauenhand nicht. „Die ganze Geschichte ist dunkel — klagte Hoffmeister** — und es fehlen uns wahrscheinlich zu dem interessantesten Romane von Schillers Leben bestimmte und ausführliche Thatsachen.“

---

* (1830) 220f.

** Schillers Leben II (1838), 52.

Digitized by Google

Man kann nicht sagen, dass diese Klage heute noch am Platze sei. Der Schiller-Körnersche Briefwechsel, dem sich als äusserst willkommene Ergänzung einige Briefe Hubers an Schiller aus dieser Zeit anschliessen*, hat nicht allein eine Reihe interessanter Aufschlüsse im einzelnen ergeben und es überhaupt erst möglich gemacht, die Liebesepisode zeitlich mit Sicherheit zu bestimmen**, er gewährte zugleich die tiefsten Einblicke in das damalige Seelenleben des Dichters, dem das Feuer der erhitzten Sinne jede Schaffenslust verzehrte. Vollkommen freilich vermochte auch dieser Briefwechsel nicht zu befriedigen: schmerzlich vermisste man neben so mannigfachen mittelbaren Zeugnissen und Referaten die einzig authentische Quelle, den Briefwechsel der beiden liebenden. Von Schiller ist ausser einem Gedichte an Henriette von Arnim: „Am 2. Mai 1787“***, welches diese selbst dem Dichter Schenkendorf zur Veröffentlichung in seinen „Studien“ (1808) übergeben hatte, nichts erhalten, und es ist auch keine Aussicht vorhanden, dass je etwas zu Tage kommt. Denn nach dem Zeugnisse Ernst von Brunnows†, an dem zu zweifeln kein Grund vorliegt, hat Henriette von Arnim im Alter Schillers Briefe verbrannt, „fürchtend, dass sie nach ihrem Tode zur Publicität gelangen und sie und die Mutter compromittieren dürften.“ Da ist es denn als ein besonders glücklicher Umstand zu betrachten, dass uns wenigstens zwei Briefe Henriettens an Schiller überliefert worden†† und wir so in den Stand gesetzt sind, uns aus eigener Anschauung ein Urtheil zu bilden.

Diese Briefe zusammengenommen mit dem Gedichte Schillers, das sie zeitlich eng umgrenzen†††, führen uns in die Epoche ein, in welcher sich rasch und unerwartet der Bruch

---

* Veröffentlicht von H. Wittmann in der „N. Freien Presse“ vom 20. Juni 1876.

** S. die Schlussanmerkung am Ende dieses Artikels.

*** S. Goedekes Ausgabe IV, 180.

† S. „Europa red. v. Kleinsteuber“ 1875 Nr. 8.

†† Die Briefe sind von Urlichs in den „Briefen an Schiller“ (1877) S. 46 u. 49 publiciert.

††† Die Briefe sind datiert vom 28. April u. 5. Mai, das Gedicht vom 2. Mai 1787.

Digitized by Google

des Verhältnisses vollzog. Aber wenn sie freilich auch für sich allein und ohne die Briefe Schillers nicht im Stande sind, volle Klarheit über die Motive und den Verlauf dieses Bruches zu geben, uns vielmehr immer noch vor einem Räthsel stehen lassen, das wir nur vermuthungsweise und durch Combination lösen können, nach einer Richtung wenigstens werfen sie ein sehr helles Schlaglicht, nämlich auf den Charakter der schönen Briefschreiberin selbst. Henriette von Arnim hat sich kein beneidenswerthes Denkmal in diesen Briefen gesetzt. Ein grausames Geschick hat gewollt, dass gerade derjenige unter ihren Briefen erhalten blieb, in dem sie sich selbst als eine schale Kokette zeichnet. „Ich wollte," sagt sie in dem Briefe vom 28. April 1787, „leichtsinnig wie die mehresten Mannspersonen werden und mich vor allem, was meine Empfindung erregen könnte, hüten und doch ein Heer von Verehrern um mich versammelt halten, wollte einen jeden anhören, aber keinem mehr etwas glauben." Was will es nach solchen Eröffnungen noch bedeuten, wenn sie hinzufügt, die Bekanntschaft mit Schiller habe ihr ganzes Wesen verändert, alle ihre gefassten Vorsätze vernichtet, ihr Herz erst wahre Liebe gelehrt? Freilich, Caroline von Wolzogen spricht von der herzlichen Zuneigung des Mädchens*, und sie gibt damit vielleicht der Ueberzeugung Ausdruck, welche sich Schiller noch bis in seine späteren Jahre bewahrt hatte, — wie aber unbetheiligte über die schöne urtheilten, das lehrt uns ein Brief von Caroline von Dacheröden an Lotte Schiller vom 9. October 1790**, in welchem Henriette von Arnim und ihre jüngere Schwester als „Mädchen von einer gewissen Klasse" bezeichnet sind und hinzugefügt wird: „car elles sont très sujettes à caution." Und in einem folgenden Briefe heisst es sogar: „Sie sind in Dresden auf einen gewissen Ton bekannt, und es hat mir noch kürzlich jemand daher gesagt, dass die Mama sie zu dieser löblichen Lebensart einweiht."

* A. a. O. 103. Aehnlich Lotte Schiller in dem von Urlichs herausgegebenen Bruchstücke: „Schillers Leben bis 1787", das ihrer Schwester als grundlegende Quelle diente; s. Charlotte von Schiller u. ihre Freunde I (1860), 102 f.

** Charl. v. Schiller und ihre Freunde II (1862), 164 f.

Digitized by Google

Ich bin in der Lage, dieses harte Urtheil durch ein anderes zeitgenössisches Zeugniss auf das bündigste zu erhärten. Meine Quelle fliesst aus den Berichten des sächsischen Gesandten in Paris, des Grafen Joseph Gabalion von Salmour, an den heimischen Hof, oder genauer gesagt, aus einem Privatbriefe des Grafen, welchen er an seinen Chef, den sächsischen Minister des Auswärtigen von Stutterheim, richtete, und der seinen officiellen Depeschen beiliegt.* Dieser Brief ist datiert vom 22. Februar 1787. Von demselben Tage ist noch eine officielle Depesche rein politischen Inhalts vorhanden. Während diese — zum Theil chiffriert und von der Hand des Schreibers gefertigt — nur die Unterschrift des Grafen trägt, kennzeichnet sich jener Brief, ganz abgesehen von seinem Inhalte, schon dadurch als ein vertraulicher, dass er vom Verfasser eigenhändig geschrieben ist. Er verfolgt den ausgesprochenen Zweck, den Minister durch kleine pikante Details über den Hof, über das Theater, über das Leben in Paris, zu amüsieren, Mittheilungen von einer Sorte, wie sie in den officiellen Depeschen denn doch keinen rechten Platz fanden, aber gewiss dem Minister und mehr noch der Neugier des Hofes höchst willkommen waren. Die Politik wird in diesem Schreiben nur ganz flüchtig gestreift und auch da nur, weil sie augenblicklich das Tagesinteresse beherrscht — man erinnere sich, dass am 22. Februar 1787 die Eröffnung der Notabelnversammlung in Paris stattfand —, und es macht einen fast komischen Eindruck, in diesem Zusammenhange von der Ungeduld zu hören, mit der die Nation die Folgen dieses grossen Ereignisses erwarte. Den Schluss des Briefes bilden rein persönliche Angelegenheiten und Wünsche des Grafen.

Dieses Schreiben nun enthält auch eine Stelle, welche sich speciell mit Schillers Freundin, Henriette von Arnim, beschäftigt. Die Stelle lautet:

Le Carnaval vient de finir ici Sans qu'il y paroisse, le tourbillon étant toujours Le même: celui de Dresde laissera un vuide plus marqué, et par la Cessation des Casinos mettra

---

* K. Sächs. Haupt-Staatsarchiv Loc. 2749. Des Grafen von Salmour Abschickung an d. französ. Hof. Vol. XXXII. Bl. 92 ff.

Digitized by Google

fin à L'humiliation de La belle d'Arnimb, qui passant alternativement des bras des Prêtres dans ceux de L'Israëlite, me paroit La belle Cunigonde, placée à Lisbonne entre Le Juif Don Issachar et Le Grand Inquisiteur. Le poupon [d. i. pausbäckige] fruit de ces amours devroit autant être circoncis que batisé, et je Suis trop heureux, que pour observer une exacte neutralité entre L'ancienne et La nouvelle Loi, on ne m'ait pas fait L'honeur de me l'atribuer.

Eines Commentars bedürfen diese Worte nicht, wol aber erhebt sich die Frage nach der Glaubwürdigkeit des Berichtes. Der Graf war nicht in Dresden; woher hatte er seine Nachrichten? Fast scheint es, als ob der Minister selbst sein Gewährsmann gewesen sei; wenigstens geht aus dem Eingange hervor, dass der Brief die Antwort auf ein ebenfalls vertrauliches Schreiben des Herrn von Stutterheim ist, und der ganze Ton, in dem die Sache besprochen wird, hat die Kenntniss derselben auf Seiten des Ministers zur Voraussetzung. Gewissheit über diesen Punct ist leider nicht möglich, da die vertraulichen Briefe des Ministers nicht erhalten sind. Jedesfalls ist aber soviel sicher, dass Graf Salmour Grund hatte die Nachricht seines Gewährsmannes für eine völlig verbürgte zu halten, und wenn wir nun hinzunehmen, dass auch Palleske* seine Mittheilungen über das spätere Leben der nachmaligen Gräfin von Kunheim aus dem Hause erhalten haben will, „in welchem die natürlichen Kinder der Gräfin erzogen wurden," so sind auch wir wol zu der Annahme berechtigt, dass der Gewährsmann des Grafen — wer er auch gewesen sei — unser volles Vertrauen verdient. Aber nicht von der Authentie dieser einen Angabe hängt der Werth und die Bedeutung des Salmourschen Zeugnisses für die Beurtheilung Henriettens von Arnim ab: — mag jene Nachricht auch auf böswilliger Verleumdung und auf Hofklatsch beruhen, für uns ist es genug, zu wissen, dass man solche Dinge von diesem Mädchen erzählte und dass sie geglaubt wurden.** Und zu eben der Zeit, da man diese

* Schillers Leben II. 5. Aufl. (1872), 59.

** Beiläufig mag erwähnt werden, dass der Name des Juden, von dem hier die Rede ist, in der Archivregistrande von Karl von Webers Hand als Eibschütz bezeichnet ist. Danach dürfte Fr. Förster in

Digitized by Google

Dinge halb höhnisch, halb mitleidig von ihr erzählte, während eben jenes Carnevals, als man ihre Geschichte in den Casinos schon zum Gegenstande von Maskenscherzen machte, — hatte dieses Mädchen noch die Stirn, dem unerfahrenen Dichter gegenüberzutreten und ihm Liebe zu heucheln! Ich denke, man braucht über diese Sache kein Wort weiter zu verlieren: — die Acten über Henriette von Arnim können geschlossen werden.

Will man aber Schillers leidenschaftlichen Liebeswahn mit wenigen Zügen bezeichnen, so kann man das nicht besser thun, als indem man den Ausspruch wiederholt, den er ein halbes Jahr später, als er einer kälteren und ruhigeren Reflexion fähig geworden war, Körner gegenüber that. „Es ist sonderbar," schrieb Schiller am 19. November 1787 von Weimar aus an Körner, „ich verehre, ich liebe die herzliche empfindende Natur, und eine Kokette, jede Kokette kann mich fesseln. Jede hat eine unfehlbare Macht auf mich, durch meine Eitelkeit und Sinnlichkeit; entzünden kann mich keine, aber beunruhigen genug." Wie diese Worte ohne direct auf die Dresdener Liebesaffaire Bezug zu nehmen, doch nur durch eine solche Beziehung ihre psychologische Motivierung erhalten, so bieten sie zugleich den Erklärungsgrund für die merkwürdige Erscheinung dar, dass ein Mädchen wie Henriette von Arnim einen so mächtigen Einfluss auf den Dichter ausüben konnte, einen Einfluss, der nach dem Zeugnisse Charlottens von Kalb seinen Freunden unheimlich vorkam.

Schlussanmerkung. Der Herausgeber des Schiller-Körnerschen Briefwechsels, Goedeke, irrt in Bezug auf die chronologische Bestimmung des Verhältnisses. Es mag daher gestattet sein, auf diesen Punct hier kurz einzugehen. Goedeke setzt (I [1874], 46. Anm.) den Beginn des Verhältnisses schon in das Jahr 1786 und stützt sich dabei auf einen Brief Schillers an den Schauspieldirector Koch vom 1. Juni (nicht Juli) 1786 (gedruckt in Schillers Briefen, Berlin o. J. I, 206), in welchem Schiller erwähnt, dass ein par Augen ihn aus dem Concept gebracht. Diese Aeusserung ist aber vielmehr mit dem Aufenthalt Schwans und seiner Tochter Margarethe in Dresden in Verbindung zu bringen, der um diese Zeit stattfand, wie

Kunst und Leben (1873) 130, der ihn Eppsteiner nennt, zu berichtigen sein.

Digitized by Google

das aus einem Briefe Schillers vom 24. Mai 1786 an Wieland hervorgeht (gedr. a. a. O. S. 205). Das Verhältniss mit Henriette von Arnim hat sich dagegen erst Anfang 1787 angesponnen. Noch Weihnacht 1786, als Körners auf einige Wochen nach Leipzig gereist waren, weiss Schiller nicht, wo er mit seiner freien Zeit hin soll. Die Abende sind ihm erstaunlich zur Last, er nimmt seine Zuflucht zum Kartenspiel und das im Hause seiner Freundin Sophie Albrecht, die ja schon von Caroline von Wolzogen als vertraute seiner Liebe zu Henr. von Arnim bezeichnet wird. Sicher kannte er diese damals noch nicht, sonst würde er wol nicht über Langeweile geklagt haben. Wenn er daher am 5. Januar 1787 an Körner schreibt: „ich war also nirgends, als wo Du weisst, und dort nicht gar zu häufig," so liegt kein genügender Anhalt vor um diese Worte mit Goedeke auf seine Besuche bei Arnims zu beziehen. Jeder Ungewissheit aber macht eine positive Aeusserung Henriettens in ihrem Briefe vom 28. April 1787 an Schiller (Urlichs, Briefe an Schiller [1877], S. 47) ein Ende. Nach ihrer Aussage kannte sie damals Schiller seit drei Monaten. Das führt auf den Februar 1787 und lässt sich der Zeit nach sehr gut mit dem von den verschiedensten Seiten bezeugten Factum vereinigen, dass Schiller und Henriette sich auf einem Maskenball kennen lernten. Wenn wir H. Döring (Schillers Leben [1839], S. 148), der sich auf Mittheilungen von Sophie Albrecht beruft, Glauben schenken dürfen, so fand die erste Annäherung der beiden im Albrechtschen Hause nach einer Aufführung der Ariadne auf Naxos statt. Dieser Tag lässt sich vielleicht annähernd als der 14. Februar oder als der erste März fixieren. Denn laut Ausweis des Theaterzettels sind diese beiden Tage im ersten Quartal 1787 die einzigen, an denen Ariadne auf Naxos (mit Mad. Albrecht als Repraesentantin der Titelrolle) auf dem churfürstlichen Theater in Scene gieng. Welches von beiden Daten den Vorzug verdient, lässt sich nicht entscheiden; unser einziger chronologischer Anhalt ist der Schluss der Saison der Maskenbälle, welcher wol auf den 20. Februar — Fastnacht — fiel, und mit diesem Datum vertragen sich die beiden oben angeführten gleichmässig gut.

Digitized by Google

Briefe von Heinrich Voss an Karl Solger.

Es ist bekannt, wie nahe Heinrich Voss in der Zeit, wo er am Gymnasium zu Weimar angestellt war, Goethe und Schiller stand, und ebenso bekannt ist, eine wie wichtige Quelle seine Briefe aus dieser Zeit für die Kenntniss des Lebens und der Art der beiden Dichter sind. Diese Briefe sind von seinem Bruder Abraham Voss herausgegeben u. d. T. „Mittheilungen über Göthe und Schiller in Briefen von Heinrich Voss" (Heidelberg 1834).* Das Büchlein enthält sechs Briefe an Hnr. Chrn. Boie, einen längeren an Chrn. Niemeyer und Bruchstücke aus siebzehn Briefen an Griesbach und dessen Frau. Ich meine nun, es dürften zu diesen Briefen die hier gebotenen an Solger eine willkommene Ergänzung bilden. Sein Onkel Boie sowol wie die Griesbachs waren für Heinrich Respectspersonen, denen gegenüber er sein denken und empfinden nicht so rückhaltlos äussern zu dürfen meinte, wie wir es wünschen möchten. Boie war überdies eine auf das verständige, praktische, nützliche gerichtete Natur (vgl. den Brief vom 10. Oct. 1804 in den erwähnten „Mittheilungen" S. 21). Der Brief an Niemeyer trägt dagegen schon das Gepräge einer weit grösseren Unmittelbarkeit; noch mehr aber ist dies der Fall seinem Alters- und Studiengenossen Solger gegenüber, dem er überdies durch innige Freundschaft (vgl. Briefwechsel mit Jean Paul 88), sowie dadurch eng verbunden war, dass

* Die von demselben Abraham herausgegebenen Briefe an Jean Paul, an Chrn. von Truchsess und an verschiedene, ebd. 1833, 1834, 1838, sind aus späterer Zeit und kommen hier nicht in Betracht. Nur sei wegen der ersten Begegnung Heinrichs mit Goethe im Jahre 1794 auf Briefe III, 11, wegen der zweiten 1800 auf dieselben 14, wegen einer späteren im Frühling 1811 auf die Briefe an Truchsess 14f. und wegen einer weiteren im Jahre 1814 auf dieselben 55 und 60 hingewiesen.

Digitized by Google

beider Männer Interessen nahe verwandt und beider Sinn mit gleicher Stätigkeit auf das ideale gerichtet war.

Die folgenden Briefe befanden sich, so lang ich denken kann, in dem Nachlasse Karl Solgers, meines Vaters, also im Besitze meiner Mutter und später in meinem und meiner Schwester Besitz. Ich habe sie sehr oft nicht bloss gesehen, sondern in Händen gehabt und gelesen. Jetzt, da ich sie veröffentlichen will, sind die Originale verschwunden. Vielleicht könnten meine Mutter und Schwester, lebten sie noch, über ihren Verbleib Auskunft geben; ich kann es nicht. Ich besitze nur noch die Abschriften von der Hand meiner Mutter, die auch schon an die Veröffentlichung dachte. Dieser Verlust ist sehr zu beklagen; denn wenn auch die Abschrift von meiner Mutter mit der ihr eigenen Genauigkeit gemacht ist, so ist doch diese Genauigkeit bei weitem keine philologische, ja an einzelnen Stellen sind ihre Irrthümer unverkennbar. Ich gebe nun hier die Abschrift buchstabengetreu wieder und versichere an Stellen, die Zweifel erregen können, die genaue Wiedergabe durch ein eingefügtes '[so]', bezw. durch eine Anmerkung. Erhebliche Schäden scheint der Text nicht erlitten zu haben. Für die Briefe 4—6 konnte ich einen Auszug Abekens benutzen, der freilich nur zum Theil die Worte, zum Theil nur den Sinn in verkürzter Form wiedergibt. Seine Abweichungen (von unwesentlichen abgesehen) habe ich in Anmerkungen beigefügt. — Auch die Zahl der Briefe, die Solger von H. Voss erhalten hat, muss eine weit grössere gewesen sein, und in der That nimmt jener (Nachgelass. Schriften und Briefwechsel I 125) auf einen Brief Heinrichs Bezug, der sich nicht vorfindet; freilich könnte dieser Brief auch an einen anderen Berliner Freund gerichtet gewesen sein. Das vorhandene aber gebe ich vollständig. Auch die Heidelberger Briefe, wenn sie auch an Nachrichten von Goethe und Schiller arm sind, glaubte ich nicht ausschliessen zu sollen. In Anmerkungen ward auf die Parallelstellen aus den „Mittheilungen über Göthe und Schiller“ verwiesen und über Personen häufig auf W. Herbsts Joh. Hnr. Voss. Wo Herbst ohne Seitenzahl citiert ist, da ist der betreffende Name in seinem Register nachzusehen. — Alles in der Abschrift unterstrichene ward gesperrt,

Digitized by Google

alles mit lateinischen Buchstaben geschriebene cursiv gedruckt. Der gesperrte Druck ward dabei aber auch in dem hier folgenden Abdrucke zur Hervorhebung von Personennamen angewendet.

Einen Lebensabriss von H. Voss nach Mittheilungen von Ernestine Voss findet man in dem oben erwähnten dritten Theile der Briefe S. 1—66, und durch die zerstreuten Notizen in Herbsts Biographie des Vaters wird derselbe ergänzt; eine Lebensbeschreibung Solgers enthält der erste Band von dessen Nachgelassenen Schriften und Briefwechsel, herausgegeben von L. Tieck und Frdr. von Raumer, Leipzig 1826. Nur die Hauptdaten aus beider Leben seien hier zur Bequemlichkeit des Lesers wiederholt.

Heinrich Voss, der zweite Sohn des Dichters Joh. Hnr. Voss, geboren zu Otterndorf im Lande Hadeln am 29. Oct. 1779, studierte in Halle unter Wolf, war 1804—6 Lehrer am Gymnasium zu Weimar, ward 1806 ausserordentlicher, 1809 ordentlicher Professor der Geschichte und Philosophie an der Universität Heidelberg und starb daselbst am 20. Oct. 1822. — Karl Wilhelm Ferdinand Solger, geb. zu Schwedt in der Uckermark am 28. Nov. 1780, studierte 1799—1801 in Halle, wo er seine Mitschüler vom Grauen Kloster Lindau und Gotthold wiederfand und H. Voss, Frdr. v. d. Hagen, Frdr. v. Raumer u. a. kennen lernte, und gieng dann nach Jena um Schelling zu hören. Dort ward er mit Goethe, Schiller, Böttiger, Abeken, Kessler, sowie mit den Eltern von H. Voss bekannt. 1803 ward er an der Kriegs- und Domänenkammer zu Berlin angestellt, gab diese Stellung 1806 auf, ward 1809 ausserordentlicher Professor in Frankfurt a. O., 1811 ordentlicher Professor in Berlin, wo er am 20. (nicht am 25., wie der Nomenclator Philologorum irrthümlich angibt) Oct. 1819 starb.

1.

Jena, d. 6. Jul. 1803.

Dein Brief, mein liebster Solger, ist schon seit einigen Tagen unter uns, und ich danke Dir zugleich im Namen derer, die ihn bis jetzt gelesen haben, denn er wandelt herum, wie ein Holsteinscher Hirtenbrief von einem zu dem andern. Jetzt ist er bei Eckstein, dann

Digitized by Google

wandert er zu Börm* u. s. w. Ihr lebt als Freunde zusammen, theilt Euch wechselseitig mit, was jeder erhält; so schreibe ich diesmal jedem; und bei jedem denke ich an alle. Nehmt es mit meinen Briefen nicht so genau. Ich bin jetzt in Aussicht der Reise ein Bischen toll und *radotire* mitunter, das ist meine Art so — ernsthaft und munter durcheinander, wie es fällt. Du weißt ja, daß der alte Voß es mit allem was er thut ehrlich meint.

Jetzt ist die Reise nach Holstein ganz nahe; aber acht Tage muß ich auf der Post zubringen um von hier dahin zu gelangen.

Hast Du den tollen Brief über die *Ἰλιὰς κακῶν*** in der Gothaischen Zeitung gelesen — der meinen Vater zum Verfasser der Heynischen Recension macht?*** Mein Vater hat sich herabgelassen darauf zu antworten. Ein herrlicher Critiker der ihm neben dieser noch 3 andere Recensionen aufbürdete, die alle von ganz verschiedenen Verfassern sind. Dabei wird einem „Grün und Gelb vor Augen" (*cf. Aeschyl. ed. Schütz p. ....*).†

Wahrhaftig mein Vater brauchte sich nicht zu schämen diese Recensionen geschrieben zu haben, wenn er's hätte — eben so wenig, als neulich ein altes Wesen (mit einem Kopfe††), unsere Nachbarin

---

* Ueber Eckstein und Börm vermag ich nur geringe Auskunft zu geben. Beide werden in Briefen von H. Voss an Abeken, die mir handschriftlich vorliegen, schon 1802 als in Jena wohnhaft erwähnt. Dort schreibt Heinrich am 31. Oct. 1802: „Unser 7 sind jetzt Theilnehmer der Griechischen Stunde, 5 Eutiner, Börm sen. und Aye." Es lässt sich vermuthen, dass Eckstein einer dieser fünf Eutiner ist, wenn er auch nicht ausdrücklich als Mitglied der griechischen Gesellschaf tgenannt wird. Am Schlusse eines Briefes aus dem Anfange des Jahres 1803 heisst es: „Bald schicken wir dir den Börm zu", und dass dies geschehen sei, zeigt unser dritter Brief und ein solcher an Abeken vom 27. Jan. 1805 („auch den alten Börm ... grüßt von mir"), wonach er damals in Berlin war.

** Vor *Ἰλιὰς* (oder vielmehr *ιλιὰς*) hat die Abschrift ein Zeichen wie W, dessen Deutung nicht gelungen ist, während sonst Solgers Witwe das Griechische so gut nachgemalt hat, dass es ohne Schwierigkeit lesbar ist.

*** Vgl. über diesen ganzen Handel Herbst, J. H. Voss II, 2, 44 ff. und 272. Es ist interessant, zu sehen, wie Heinrich über den Antheil seines Vaters an dieser Recension vollständig ununterrichtet ist.

† Diese Puncte statt der Ziffer hat die Abschrift und hatte jedesfalls die Urschrift. — Voss meint die Worte der Kassandra im Agam. 1121: *ἐπὶ δὲ καρδίαν ἔδραμε κροκοβαφὴς σταγών*, die Schütz so übersetzt und erklärt: praecordia autem nostra invadit gutta croco tincta (bilis scilicet propter angorem offusa).

†† So die Abschrift; Kropfe?

Digitized by Google

unserem Dienstmädchen auf die Frage: ob sie denn keine Jungfer sei, sie habe sie immer für eine Jungfer gehalten, antwortete: „nein, ich bin eine Wittfrau, aber nenne sie mich nur Jungfer, das ist keine Schande.“ — Uns hat die Recension viel Spaß gemacht — der Teufel! sie enthält Gelehrsamkeit, Scharfsinn und Witz.

Ueber Bode etc. wundere ich mich. Die Polyglode* — geht sie ab? Er hat zu wenig Mitarbeiter und es fehlt hauptsächlich an Namen. Zum Uebersetzen hat er gewiß Talent, aber sein Dante** ist sehr hölzern — wenigstens darf ichs sagen, da er sie*** hat drucken lassen. Mein Vater hat ihm einen kleinen Beitrag† gegeben, weil ihn sein bescheidener Brief sehr für ihn einnahm. Sollte Bode der Verfasser von Herodes vor Bethlehem sein?†† seinetwegen wollte ich mich freuen, denn das Ding — besonders die Vorrede — ist sehr witzig. Ich habe Bode recht lieb gewonnen, ich wollte er wäre in einer Lage, die ihn nicht fürs Geld zu schreiben nöthigte.

Göthe will jetzt ein Taschenbuch herausgeben (wenn anders das Gerücht, das wie der heilige Geist vom Vater Fromman††† ausgegangen ist, wahr ist). Gestern Abend aß er bei uns, heut Abend wieder — Göthe hat einen Bedienten, der Geist heißt. In Pyrmont meldet er sich als Göthe Vater, Sohn und Geist. Da haben die dummen Thorschreiber das Maul aufgesperrt.

Sei nicht unzufrieden, liebster Junge, daß ich Dir so tolles Zeug schreibe. O, ich denke noch gern der alten Tollheiten in Jena, und da wird man denn immer wieder in etwas von neuem toll.

Niethammers, und Griesbachs*†, wie meine Aeltern lassen

---

* So die Abschrift; im sechsten Briefe: Polycharde. — Polychorda; eine Zeitschrift. 2 Bde. in 8 Heften von Aug. Bode. Penig 1803—5. 8°. Ueber Bode gibt W. Frh. v. Biedermann im 27. Theile der Hempelschen Ausgabe von Goethes Werken S. 593 folgende Auskunft: „Sohn des Astronomen Bode in Berlin, Privatgelehrter in Weimar, † dort 19. Oct. 1804.“

** Der 1. und 2. Gesang der Hölle steht Polychorda I, 179—192, der 5.—7. Gesang 259—289.

*** So die Abschrift; der Begriff „Uebersetzung“ scheint vorzuschweben, falls nicht die Abschrift lückenhaft ist.

† „Der erste Merz. Tibulls zweite Elegie des vierten Buchs“ mit der Unterschrift „Voß“ steht Polychorda I, 197 f.

†† Verfasser dieses zu Leipzig 1803 erschienenen satirischen Lustspiels ist bekanntlich Siegfr. A. Mahlmann.

††† Der bekannte Buchhändler.

*† Frdr. Imm. Niethammer (1766—1848), als paedagogischer Schriftsteller bekannt, kam mit Voss dem Vater in nur geringe Beziehung. Ueber das sehr nahe Verhältniss dagegen zur Familie Griesbach s. Herbst, und Mitth. über Göthe und Schiller 66—90.

Digitized by Google

Dich herzlich grüßen. Mein Vater dankt ganz besonders für die Besorgung seines Auftrags. Er wünscht daß er Dich (einen Menschen von so gradem offenem Wesen, wie er sagt) länger hätte bei sich sehn können.

Nun Gott befohlen.

Dein
treuer Heinrich.

2.

Jena d. 24. März 1804.

Mein guter Solger,

Dethlefsen* bringt Euch diesen Brief, ich freue mich, daß er mit Euch zusammen leben wird, und ich 3 meiner Liebsten auf Erden vereint denken soll. Mich hat das Schicksal nicht nach Berlin gewollt.** Die Wege, die es einschlug, mich, der so fest schon zur Abreise gerüstet war, dennoch zurück zu halten, sind wunderbar. Ich muß staunen, wenn ich an den Zusammenhang denke. Da mußte ich nach Holstein reisen, und auf der Reise unvorsichtig sein, und krank werden, da mußte mir in Hamburg ein mittelmäßiger Arzt in den Wurf kommen, der mich schlecht kurirte, damit ich nach vollbrachter Reise nur desto derber krank würde — da mußte ein Professor in Helmstädt*** sterben, damit Bredow† seine Stelle erhielt und ich mich in Eutin melden konnte††, da mußte in Oldenburg ein Professor König††† mir den Vorrang ablaufen, da mußte mein Vater einen Ruf nach Würzburg erhalten — Ich kann Dir das Uebrige nicht all hererzählen ohne unverständlich zu sein. Wie hat sich Jakobi*† bemüht, in Eutin für mich zu wirken, indem meine Jugend Anstoß ergab. Es hing nur an schwachen Fäden,

---

* So hier und im 6. Briefe die Abschrift und so Voss selbst in den Briefen an Abeken überall. — Ueber Dethlef s. Herbst II, 2, 227.

** H. Voss sollte bei einem Grafen Reuss in Berlin Hofmeister werden und vorher seine geliebte Vaterstadt in Holstein besuchen. Auf dieser Reise überfiel ihn eine schleichende Krankheit, die ihn zwang jene Stelle aufzugeben und zu den Eltern zurückzukehren. Briefe v. H. Voss III, 17.

*** Der Historiker Jul. Aug. Remer 1736—1803.

† Ueber Gottfr. Gabr. Bredow s. die Münchner Allg. Deutsche Biographie III, 282.

†† 1803 schrieb Voss der Vater an den Minister Grafen Holmer und bewarb sich für seinen Sohn um das früher von ihm bekleidete Rectorat in Eutin. S. Herbst II, 2, 20.

††† Herbst II, 2, 146. Vgl. Eckstein, Nomenclator Philologorum.

*† So die Abschrift; natürlich Frdr. Hnr. Jacobi.

Digitized by Google

denn um ein Haar wäre ich dennoch erwählt worden — aber Gott sei Dank, daß ich die Stelle nicht erhalten habe. Meine Liebe zu Eutin und das Wohlwollen vieler Eutiner gegen mich hätte mir gewiß ein angenehmes Leben verschafft, aber was ich in Weimar habe, das kann mir Eutin nicht geben. Ich sehe jetzt Weimar schon als Vaterland an, ich werde warm, wenn ich an Weimar denke, denn ich habe Göthes Zutraun und Liebe. Ich kann Dir nicht sagen, wie schwul ich anfangs wurde, als ich mich in Weimar präsentiren sollte. Die Leute hatten — Gott weiß wodurch! — eine zu vortheilhafte Meinung von mir; auch Göthe durch andere, denn zu meinen Eltern hatte er gesagt, er habe mich freilich gesehn, aber nur wenig kennen gelernt, denn ich wäre sehr still und schüchtern gewesen.* Nun hatte er sich zu meinem Examinator erboten. Das alles war mir so feierlich und — ich weiß selbst nicht wie! Mir hat das Herz gepocht, als ich vor seinem Hause still hielt, als ich die Treppe hinaufging, als sich die Stubenthür öffnete. Der Mann war mir so furchtbar majestätisch! Aber wie ganz anders war mir zu Muthe, als er mich freundlich anblickte, und ich Durchgefrorner seinen warmen Händedruck fühlte. Er fing auch gar nicht auf der Stelle ein ernsthaftes Gespräch an; er fragte mich mit herzlicher Stimme nach meiner Gesundheit, ließ mich nahe an den Ofen rücken, wollte mir Kaffee, Wein, kurz alles mögliche zum Frühstück auftischen.** Sieh! liebster S., da war alle Furcht verschwunden. Nun wurde ich frei, offen, und warm für den Mann, er hatte auf der Stelle mein ganzes Vertrauen. Wir kamen diesmal und jedes andere mal so unvermerkt in das Hauptgespräch, und ich weiß durch das was er an Herrn von Voigt über mich gesagt hat, der mir es treuherzig und buchstäblich wieder erzählte, daß ich ihn befriedigt habe. — Nicht wahr, nun kann ich mit leichtem Herzen mein Amt antreten, denn Göthes Liebe habe ich. — Ich bin unaussprechlich glücklich dadurch, wie ich es ehemals in Stolbergs*** Nähe war, der auch ein Bischen auf mich hielt. — In Eutin hätte ich leicht verspießbürgern können, Göthe wird mich in Athem und Thätigkeit halten — ich weiß es und fühle es, daß ich Aufmunterung von Außen bedarf. Da hatte ich vorgestern eine nicht geringe Freude: Ich erhielt nicht

---

* Zuerst hatten Voss und Goethe einander Weihnachten 1800 gesehen, s. Herbst II, 2, 20.

** Vgl. Mitth. über Göthe und Schiller 2.

*** Wie traurig auch die einst so glühende Freundschaft zwischen J. H. Voss und dem Grafen Leopold Stolberg sich fast in Feindschaft und Hass verkehrte, so bewahrte Heinrich dem alten Freunde seines Vaters und seiner Kindheit doch lebenslang eine warme Anhänglichkeit. Vgl. Briefwechsel zwischen H. Voss und Jean Paul 31 f. 80 ff. 89 ff. Briefe an Truchsess 84 f. 98 f. Briefe von H. Voss III, 8.

Digitized by Google

blos einen eigenhändigen — sondern auch freundlichen umständlichen Brief von Göthe. Er schloß mit der Einladung: ich solle die Ferien über bei ihm sein, der Hofmeister seines August wäre verreist, dessen Zimmer und Bette sollte ich einnehmen, als Augusts Stubencamerad.* Sein Wagen würde mich abholen und er hoffentlich selbst mich zurück bringen. Nun stehn mir wieder Göttertage bevor und davon schreib ich Euch umständlich.

Außer meinen mythologischen und geographischen Recensionen pfusche ich auch ein Bischen in die schönen Künste hinein. Ich habe Meyers Begräbnisfeier Klopstocks** abgethan, Hölty's neue Gedichtausgabe***, Solgrigs Commentar zu den Göttern Griechenlands† und ein ästhetisches Erbauungsbuch von ..... Was von dieser Art von mir in den Zeitungen kömmt, das könnt Ihr unter der Signatur *D. A. E.* (der alte Ehrwürdige††) lesen. Aber man scheint mir in den schönen Künsten nicht viel anvertraun zu wollen, denn neben mir liegt noch ein Päckchen von 5 kleinen Schriften, lauter Schofelpack. —

Heute morgen disputirt Elberfeld, er ist ein Philosoph aus der Astischen und Güldenapfelischen Schule, und hat eine *Dissertation* über Plato geschrieben, von dem er NB. dem Worte und dem Sinn nach keine Zeile versteht. Dr. Ulrich††† hat ihm die Sprachschnitzer ausgemärzt, den Unsinn hat der *Dissertation* keiner nehmen können; da werden aufgezählt *Jacobus Böhmius, Schellingius, Schleiermacheros* [so], *Eichler, Meyerus, Kielmeyerus, Baderus, Steffensius, Wagnerus, Fichtius* (die er alle kennt), *Astius, Güldenapfelius* (der aber nachher gestrichen ist) — *repräsentantes philosophia* [so] — Da wird von der Göttlichkeit Platos in furchtbaren oratorischen Declamationen

---

* Vgl. Mitth. über Göthe und Schiller 7. Briefe an Truchsess 54.

** Frdr. Joh. Lad. G. Meyers Gedächtnissfeier (so sollte es bei Voss heissen) Klopstocks ist zu Hamburg 1803 erschienen.

*** Die zweite Ausgabe der Höltyschen Gedichte erschien 1804, besorgt von J. H. Voss. Vgl. Herbst II, 2, 72 und namentlich Karl Halms Vorwort zu seiner Ausgabe dieser Gedichte, Leipzig 1869.

† Der Titel dieses Büchleins lautet: Schiller, die Götter Griechenlands, zum Behuf der Declamation von C. F. Solbrig (nicht Solgrig). Leipzig 1804.

†† Die Chiffre D. A. E. tragen viele Recensionen in der Jen. Lit. Zeitung und den Heidelberger Jahrbüchern. Er hatte den Namen „Der alte Ehrwürdige" von den Mitgliedern der griechischen Gesellschaft erhalten, deren Praesident er war. Sie versammelte sich zum lesen des Sophokles und Aeschylus zweimal wöchentlich bei dem einen oder anderen Mitgliede. Vgl. Briefe von H. V. III, 15. An dieser Stelle scheint die Parenthese Zusatz der Abschreiberin zu sein.

††† Joh. Aug. Hnr. Ulrich 1746—1813.

Digitized by Google

gewüthet — *divinus poëta, qui, velut columna Memnonis Aurorae clangorem edit (sic)*, (was aber von Ulrich geändert ist). Auch sagen böse Leute, daß darin von seeligen Thieren auf der excentrischen Planetenbahn (*de bestiolis beatis in semita excentrica planetarum*) soll gestanden haben. — Ich gehe hin, und verspreche mir Spaß!

Ich habe mit großem Vergnügen gehört, daß Du den *Oedipus Tyrannos* übersetzest. Theile mir davon doch etwas mit. Etwa den ersten *Chor*. Wenn Du nach den Grundsätzen des Recensenten von Stolbergs *Aeschylus** gearbeitet hast — und die liegen ja so nahe — so weiß ich bei Deiner Gewissenhaftigkeit, daß Du die Sache gut machst. Aber hast Du die Sprache ganz in Deiner Gewalt? ich meine, ob Dir der Reichthum unserer Sprache so im Gedächtnisse liegt, daß Du unter vielem Guten das Beste und Einzigste des gehörigen Ausdrucks zu finden weißt? Bei mir ist es nicht der Fall, und helfe ich mir dadurch, daß ich Luthers Bibel, und Opiz und Flemming lese. Ich hoffe mich so zu einem Uebersetzer zu bilden, aber drucken lasse ich nicht ehr, als bis ich es mit Ehren thun kann. Gott, wenn wir zusammen arbeiten könnten, an einem Ort lebten, uns wechselseitig anzuspornen. Der Recensent des *Aeschylus* (ich glaube der ältere Schlegel) hat sehr gut übersetzt, nur die ersten 60 Verse holpern, später ist er in den Zug gekommen. Will er den ganzen *Aeschylus* geben, so wird er willkommen sein. Ich bin überzeugt, daß auch die Chöre im Sylbenmaß des Originals müssen übersetzt werden; doch möchte ich's nicht wagen. —

Hier schicke ich Euch die Recension des Heynischen Homer.** Sie kommt nicht von meinem Tische, selbst während meiner Krankheit war sie mir Trost und Freude. Hast Du nichts vom Schweden Brinkmann*** gehört? Warum mag der meinem Vater und Eichstädt† nicht geantwortet haben? Wir hätten ihn so gern an der Zeitung zum Recensenten. Gut, daß Johann v. Müller von Wien wegkommt, nun kann er wieder drucken lassen, er muß viel im Manuscript haben. — Ich laß [so] neulich die Briefe an Bonstetten. So viel Feuer und Enthusiasmus hat außer ihm kein Sterblicher. Nie habe ich eine ähnliche Freundschaft gesehn, als zwischen diesen

---

* Stolbergs Aeschylus (d. h. die vier Tragoedien Prom., Sieben v. Th., Eum., Perser) erschien 1802 bei Perthes in Hamburg. Voss' Vermuthung, dass Aug. Wilh. Schlegel der Recensent sei, ist richtig. Die Recension ist abgedruckt in Schlegels Sämmtl. Werken v. Böcking XII, 157.

** Vgl. den 1. Brief oben S. 97 Anm. ***.

*** Der bekannte C. G. von Brinkmann 1764—1828.

† Eichstädt war Herausgeber der neuen Jen. Lit.-Ztg. und auch schon an der Redaction der alten betheiligt.

Digitized by Google

Beiden und sie gränzt an Liebe, oder ist selbst Liebe. Ich glaube wenn Bonstett [so] gestorben wäre, so hätte Müller ihn nicht überlebt. Sonst glaube ich, daß M. in seinem Freunde mehr gefunden hat, als darin war. Sein Ideal eines edlen Menschen überträgt er auf Bonstätten [so] und findet es und — findet es in ihm, und aus ihm heraus. Sie zu [so], daß Du Müller kennen lernst, ich halte es nicht für schwer: denn einen gütigern, freundlichern, naiveren Menschen giebts nicht. Ich sah ihn und hörte ihn reden eine halbe Stunde lang, die vergesse ich mein Lebtage nicht.

Was macht Spalding.* Den grüße von mir, und verspreche [so] ihm ehestens von mir einen umständlichen Brief.

Leb wohl, Du herrlicher Solger. Grüß Gotthold** und Hagen von mir und liebe

Deinen

Heinrich Voß.

3.

Weimar d. 15 Mai 1804.

Mein wackrer Solger.

Vorigen Sonnabend besuchte mich mein Bruder*** und brachte mir Deinen Brief und den Sophocles† mit, für beides danke ich Dir innig, für das letzte um so inniger, da es mir unerwartet kam. Du mußt aber kein reifes Urtheil über das Werk erwarten; Dein Sophocles ist beim Buchbinder, und in einem ungebundenen Buche läßt sich schlecht lesen. Was ich davon gelesen, ist nur fragmentarisch, verglichen ist noch fragmentarischer. Die Arbeit scheint mir brav und geistvoll, wenn ich gleich noch gestehn muß, daß sie mir mehr wie ein schöner Entwurf, der den Keim zum Vortrefflichen in sich hat, als wie eine vollendete Arbeit vorkömmt. Ich habe nicht darin gefunden, was mich bei Ast†† so verdroß: eine Nachbildung der Form, ohne den Geist, den [so] sich diese Form gebildet, und durch sie sich bestimmt kund giebt. Du zeigst hinlänglich, daß Du den

---

* Ueber Geo. Ldw. Spalding vgl. Herbst, bes. II, 1, 50.

** Ueber Frdr. Aug. G. Gotthold vgl. die Münchner Allg. Deutsche Biographie IX, 485.

*** Wilhelm Voss, der damals in Berlin lebte, später als Arzt in Baden und zuletzt in Eutin. Vgl. Herbst.

† Oedipus tyrannos, dessen ersten Uebersetzungsentwurf Solger 1804 anonym herausgab. Vgl. Solgers Nachgelass. Schriften und Briefwechsel I, 127.

†† Ueber Geo. Ant. Frdr. Ast s. Ecksteins Nomencl. Philol. Das hier ausgesprochene Urtheil bezieht sich auf seine Uebersetzung des Sophokles, Leipzig 1804.

Digitized by Google

Geist des Dichters erfaßt, und durch die Form wiedergegeben hast. Aber erlaube mir, meine jetzige Meinung zu sagen: Du gehst noch nicht sicher genug, Du hast noch nicht die Gewandheit des Virtuosen, bei dem man gar nicht daran denkt, daß er sich vergreifen könne, Du strauchelst noch mitunter, denn [so] wenn Du gleich frisch wieder aufstehst, und wie ein Anteus [so] mit neuen und doch seltnen Kräften fortwandelst. Sehr gefallen haben mir die Trochäen am Schlusse, die bei Ast himmelschreiend sind, auch die letzten Chöre, weniger der erste, ob ich gleich noch nicht deutlich weiß warum.

Dem herrlichen Göthe bin ich nun in meiner neuen Wohnung recht nahe, ich kann ihn täglich sehen weil mein Fenster grade auf die seinigen gerichtet ist, und darf zu ihm kommen wann ich will. Gewöhnlich 2mal die Woche esse ich bei ihm, einmal Abends, einmal Mittags, aber auch sonst läßt er mich manchmal zu sich kommen, entweder zum Spazierengehn, oder wenn er so Lust zu sprechen hat, oder dies oder jenes zeigen und erklären, oder auch wenn meine Kräfte reichen, erklärt haben will. Wie lehrreich das für mich ist, brauche ich Dir nicht zu sagen; aber es ist noch etwas in ihm, das nicht bloß auf den Kopf und Verstand wirkt, sondern auf den ganzen Menschen, welches ich aber nicht zu nennen weiß, wir haben kein irdisches Wort dafür. Ich möchte sagen, schon der Anblick, die Gegenwart dieses Mannes hat einen Zauber, der unwiderstehlich wirkt. Könnte ich Dir doch den einen Nachmittag* schildern, wo ich bis in den Abend hinein 5 volle Stunden bei ihm allein war. Er war vom Hofe gekommen, alle seine Hausgenossen waren spaziern gefahren, da schickte er zu mir mit den Worten: „ich solle ihm Gesellschaft leisten." — Als ich zu ihm ins Zimmer trat, fand ich ihn schon wieder in seinem blauen, heimischen Ueberrock, er gab mir freundlich die Hand, und sah mir noch freundlicher in's Gesicht, er sah so recht behaglich und gemüthlich aus, und war es auch in der That. „Sie sollen meine Münzen sehn" sagte er (und dies hatte er mir schon lange versprochen). Er besitzt eine herrliche Sammlung, die er als Künstler und kritischer Kenner zu ehren weiß. Diese zeigte er mir Stückweise mit vollständigen Erläuterungen, die ihn aber, wie Du wohl vermuthest, oft auf die lieblichsten *ἀλλότρια* führten. Das Gepräge der Peterskirche endlich brachte ihn ganz von den Münzen ab, wir standen nun auf, und gingen auf und ab im Zimmer. Es ist unbeschreiblich, wie diese großen Gegenstände auf seine große Seele wirkten, und was während der Stunde, wo er darüber sprach, in seinem Innern vorging, und durch Worte, Mienen, Bewegungen und noch sonst so viel Bedeutsames sich kund

---

* Derselbe Nachmittag wird Mitth. über Göthe und Schiller 15 beschrieben. Es war der letzte Sonntag vor dem 11. Mai.

Digitized by Google

that. Er erzählte, wie der erste Ursprung der Idee zu solch einem Gebäude in dem Augenblicke entsprossen sei, als man es gewagt habe, die *Basilica Neronis* einzureißen. Nun aber wagte keiner, ans Werk zu gehn, bis *Michael Angelo* kam und den Bau unternahm; dann erzählte er, wie nach diesem wohl funfzig Baumeister den Bau fortgesetzt hätten, und kam dann dahin, wo ers von Anfang an anlegte, daß die Einheit der Idee durch diesen succeßiven Wechsel der Künstler gänzlich zerstört sei — daß der ein Thor sei, der aus dem jetzigen Gebäude Eine homogene und einfache Idee herausconstruiren wolle, daß man nur auf dem praktischen Wege der Erklärung hier Befriedigung erhalten dürfe. Mit wahrer Begeisterung rief er einmal aus: „Was sind wir doch gegen jene Künstler dieses kraftvollen Jahrhunderts, wahre Schufte, wahre Taugenichtse!!" Ich bin in meinem Leben nicht in einer so schönen Stimmung gewesen, als dazumal, ich war nicht fröhlich, und nicht traurig, aber für beides gleich aufgelegt; ich war gerührt ohne weinerlich gestimmt zu sein; ich war fröhlich ohne lachen zu können. Wenn das fromm sein heißt, Gott in seinem Meisterwerke zu lieben und zu ehren, so bin ich in der Stunde recht fromm gewesen. Bode sagte mir neulich etwas sehr wahres: „es ist nicht möglich, in Göthes Gegenwart zu sein, ohne ihn anzusehn." Und nun denke Dir Göthes edle Gestalt, noch veredelter durch den Ausdruck eines Gedankens, der nicht bloß uns, sondern ihm selbst erhaben dünkt; wahrlich dann ist er ein Gott unter den Sterblichen. — Gegen Abend regnete es ein wenig, als es aufhörte ging er mit mir in seinen Garten. Hier machte die Pracht der Blüthen, der erquickende Duft, die Kühlung und Frische nach der großen Wärme einen wunderbar fröhlichen Eindruck auf ihn. — Er sah so freundlich aus, so liebevoll, so milde, er sprach mit unendlicher, mir fast unbegreiflicher Wärme — da gestehe ichs gerne, ich schäme mich dessen nicht, daß mir Thränen in die Augen traten. Wenn ich Dir doch den Göthe hinzaubern könnte, daß Du sähest, wie er dasteht, den einen Fuß vorgestellt, mit dem Kopfe rückwärts gebogen*, und man in allen seinen Mienen den Gedanken wahrnimmt, den er mit ungetheilter Seelenkraft faßt und nährt, ich möchte sagen jene himmlische Verklärtheit, die man ohne Ehrfurcht nicht an ihm wahrnehmen kann. — Da die Hausgenossen nicht zu Hause kamen, aß ich allein mit ihm an einem kleinen runden Tisch; er war unbeschreiblich launicht, das Gespräch fiel unter andern auf das Pestalozzische System und auf das vergriffene A. B. C. der Anschauung. „Pah! rief er einmal aus, eine Rose von einer Nelke zu unterscheiden ist das A. B. C. der Anschauung, nicht das geheimnißvolle Dreieck oder

* „... stemmt einen Fuß vor den andern, mit dem Körper rückwärts gebogen" heisst es Mitth. über Göthe und Schiller 9.

Digitized by Google

Viereck."* Glaubt mir, Ihr lieben Herzensfreunde, daß ich jeden Morgen, wenn ich in behaglicher Ruhe beim Kaffee mein Pfeifchen rauche, an den theuren, einzigen denke, mir sein ganzes Wesen in der Einbildung hervorrufe. So gestärkt und beseeligt, ach wie schön geht sichs an die Arbeit, wie leicht wird sie und wie freudigen Muthes geht sie von statten. Arme Leute, die ihr diesen Mann nicht lieben, nicht ehren könnt, armer Kotzebue, armer Merkel!**

Hast Du schon die Göthische Recension von meines Vaters Gedichten*** gelesen. Auch hier ist viel von Göthes eigenem Charakter enthalten. Göthe, so gern er jeden Menschen in seiner Haut läßt, ist doch auch gegen Schlechtigkeit und Intoleranz intolerant, sobald es das Handeln gilt. Steht ihm ein Klotz im Wege, [so] aber ein Merkel und Kotzebue, die nicht im Wege stehn, sondern außer dem Wege liegen, die werden mit leichtem Herzen ertragen und gutmüthig belächelt. Ich habe aber Göthe schon zornig gesehen, über Eseleien und Teufeleien, aber das war der Zorn eines Gerechten, ein schneidender kräftiger Unwille, nicht zügellose Erbitterung und Leidenschaft. Jedes Talent ehrt Göthe, jede mechanische Fertigkeit, jedes Streben zum Besseren unterstützt er nach Vermögen und Kräften. Wer nach Selbständigkeit ringt und ausbildet, was in ihm auszubilden ist, den liebt er; aber kein Charakterloser findet Gnade vor seinen Augen; die Loosung, es ist doch ein guter Mensch, ist ihm unausstehlich, und wehe dem, der sein Zutraun, das nie unbillig ist, sondern sich nach eines jeden Subjectes Fähigkeiten richtet, wer dieses durch Trägheit, hartnäckiges Stillestehn, oder gar Scheinsucht statt reellen Werthes zu täuschen beginnt. Anfangs ist er noch schonend und sucht in das Bessere zurück zu lenken, hilft das nicht, dann wird er zornig und wendet sein Antlitz auf ewig.

Indem ich Dir dies schreibe, habe ich Dir zugleich gesagt, wie mein Verhältniß mit ihm ist. Nur dasjenige, wodurch ich einzig meine Zufriedenheit erhalte, kann mir auch seine Liebe erhalten. Aber bei Gott, ich gehöre auch mit zu den Besseren und Göthe soll von mir nicht sagen, in dem irrte ich mich. Er hat mich schon 2mal seinen lieben Sohn genannt† und, er soll auch Wohlgefallen an mir haben. Wenn G. einmal zornig über mich werden sollte, dann habe ich ausgelebt. Wer Göthe ein Aergerniß giebt, der ist wenigstens

---

* Auf diese Worte nimmt Solger, Nachgelass. Schriften I, 137, Bezug.

** Diese beiden gaben den „Freimüthigen" heraus.

*** Jen. A. L.-Ztg. 1804 Nr. 91; Goethes Werke, Ausg. in 40 Bdn. XXXII, 112 ff. Vgl. über diese Recension Briefe von H. Voss an Truchsess 53 ff. Mitth. über Göthe und Schiller 10 f. Herbst II, 2, 73 ff. 23.

† Mitth. über Göthe und Schiller 12 und 36.

Digitized by Google

des moralischen Todes verblichen. Wie herrlich ist es doch eine Stütze zu haben an solch einem Manne. Mag es schön sein, keiner Stütze zu bedürfen, isolirt und selbständig zu stehn, ich gebe es zu, aber ganz und gar mag ich es nicht sein, wenigstens in meinem Alter nicht. Es hört ein gewisser Grad von — wie soll ichs nennen? — Abhängigkeit, freier Unterordnung einer edlen Leitung zu meinem Bedürfnisse, wie physisch der Kaffee und eine Pfeife. Ich kann alle dies entbehren, und bin vielleicht vollkomner, nach der Philosophen Art zu reden, aber glücklicher wahrhaftig nicht. Ich freue mich, daß ich manchmal müde werden kann und mich dann an einen Stab lehnen und ausruhen kann; der Gedanke thut mir wohl, wenn es auch nicht dazu kommt. Ich bin nicht zu einem Selbstherscher aller Reussen geboren und danke Gott dafür; es ist Himmelswonne von einem Göthe geleitet zum Besseren geführt zu werden. Ich werde vielleicht mein Lebelang in dieser Hinsicht unmündig bleiben und es wird dann mein Schade nicht sein. Du wirst mich richtig verstanden haben.

Neulich schrieb mir ein Philister aus Eutin, der vielleicht eine Stelle aus einem Briefe an Bredow gelesen hatte, recht freundschaftlich und wohlmeinend: „ich sollte doch ja nicht eitel werden." Guter Gott, äußert sich denn nicht Demuth in der Anhänglichkeit an das Unendlich Erhabene und Schöne und ist es nur möglich daß das, was uns erhebt, und dem Unendlichen näher bringt, zu einer und derselbigen Zeit ein Philistergefühl hervorbringen kann? Wer ruft wohl dem feurigen Liebhaber zu, werde nicht eitel durch den Besitz eines Engels? Gottlob, daß ich auch Freunde habe, die selbst über alles spießbürgerliche erhaben, kaum die Vorstellung von solchen Mißgriffen zu fassen vermögen.

Riemer wird mir täglich lieber, wie August Bode. Riemer und ich machen jeden Abend, wenn das Wetter es erlaubt, einen Spaziergang in den Park, auch sind wir gewöhnlich des Abends zusammen, wenn Göthe nicht bei Tische ißt, und Riemern nichts zu Hause fesselt. Dann trinken wir Thee oder so was zusammen, lesen griechisch und sprechen. Wir wetteifern ordentlich, wer Göthen mehr liebe, keiner ist Sieger noch besiegter. Wie unendlich schön ist es im Parke, unser Lieblingsgang ist der Philosophengang am Wasserfalle. Dieser Ort ist so ganz abgeschieden von dem Geräusche der Welt, so ganz fähig die herzlichsten Empfindungen in wachem und regen Einklange zu erhalten. Die herrliche Göthische Inschrift* an

* Gemeint ist die am Aufgange zum römischen Hause befindliche aus drei Distichen bestehende Inschrift, die unter der Ueberschrift „Einsamkeit" in Goethes Werken, Ausg. in 40 Bdn. I, 213, in der Hempelschen Ausg. II, 7, steht und beginnt: „Die ihr Felsen und Bäume bewohnt, o heilsame Nymphen." Vgl. über dieselbe und ihre Umgebung

Digitized by Google

dieser Stelle ist aus dem Anschauen dieses Ortes hervorgenommen.* Kennst Du noch die grüne Wiese, und den Fluß mit dem brausenden Wehre? Daneben ist ein Gebüsch, das den Strom überzweigt und recht dunkel macht, man sieht hinein, man glaubt in einen dichten endlosen Wald zu sehn. Und dann des Abends ziehn sich die Dünste zusammen, und ruhn auf dem grünen Grase, die Nachtigallen singen aus allen Büschen, und kein Lüftchen regt sich. O, es ist schön, wunderschön auf der Gotteswelt, es ist doch herrlich, daß ich diesen Winter nicht gestorben bin, daß ich in dieser Gegend eine Hütte gebaut habe, und die Aussicht habe hier ein schönes Leben zu enden. Wenn es einmal dazu kommt, nun dann will ich auch fröhlich von dannen scheiden, aber ehr nicht, als bis diese Stunde schlägt.

Nun will ich Euch von meiner Schule Rechenschaft geben. Ich erhalte, denk Dir meine Freude, 10 griechische und 2 lateinische Stunden, dann alte Geschichte und griechische Antiquitäten, als Ballast habe ich die unbeschwerliche neue Geographie, weiter gar nichts. Die griechischen Stunden alle zu erhalten hat mir Mühe gemacht, aber das *festina lente* hat sie mir verschafft, nachdem der Conrektor vergeblich gerungen hatte, wenigstens ein Paar beizubehalten, um nicht aus der Uebung zu kommen, falls er in seinem Leben noch einmal wieder vikariren müßte. Hätte ich gleich anfangs mit Eifer darauf gedrungen, so wären sie mir mit Mißmuth übergeben worden, jetzt habe ich meinen Zweck, und es hat den Schein, als wären sie mir freiwillig übertragen worden. — Meine Stundenzahl ist 20 wöchentlich, mein Gehalt 400 Thl. ohne Schulgeld. — Donnerstag über 8 Tage trete ich mein Amt an; Göthe sagte neulich: „das macht sich so recht artig, Sie kommen so auf die naive Art ins Amt hinein." — Von den Schülern kenne ich schon viele, sie besuchen mich nach der Reihe. — Sie sind — *relata refero* — ganz scharmirt von ihrem neuen Professor. In ganz Weimar ist keine

---

R. Springer, Weimars class. Stätten 63; A. Diezmann, Weimar-Album Taf. 9; namentlich aber (Frdr. Albert Klebe), Historisch-statistische Nachrichten v. d. berühmten Residenzstadt Weimar. Elberfeld 1800, S. 121 ff. Heinrichs Beschreibung der Localität passt durchaus, nur scheint das Wehr jetzt verlegt zu sein und der Wasserfall („Nicht weit von hier ergiesst sich aus einer metallenen Zunge, die aus dem Felsen hervorsteht, ein breiter Wasserstrahl in ein von Tuffstein gebildetes Becken aus der Höhe herab", heisst es bei Klebe 123) existiert nicht mehr. Auch das Badehaus ist verschwunden. Die Bezeichnung „Philosophengang" ist jedoch in Weimar auch den kundigsten unbekannt und wird daher eine vielleicht bloss in Heinrichs Kreise übliche Benennung des unter dem römischen Hause hinführenden Weges gewesen sein.

* „hervorgenommen" corrigiert aus „hervorgegangen" die Abschrift; wahrscheinlich schrieb Voss „hergenommen".

Digitized by Google

Stimme gegen mich, als ein alter Mann, der einen Sohn irgendwo hat, der nach seiner Meinung die Stelle hätte haben müssen.

d. 1 Juni 1804.

Ich habe meinen Brief lange unterbrochen, mein wackerer Solger, es ist Zeit, daß ich ihn wieder anknüpfe. Seit vorgestern Morgen bin ich nun wirklicher Schulmann. — Montag wurde ich introdicirt [so]. Die Feierlichkeit war kurz und bündig und währte kaum ¼ Stunde. Alle Schüler und Lehrer der 3 oberen Classen waren zugegen. Ich sah auf allen Gesichtern so viel Liebe, Zutraun und Wohlwollen, daß es mich innig rührte. —*

Auf den Abend hatte ich alle Primaner bei mir zu Gaste. Sie ließen sichs ganz wohl bei mir sein, und ich überzeugte mich recht, daß sie nicht bloß Respekt, sondern auch Liebe für ihren neuen Lehrer hätten — ½10 Uhr verließen mich alle, sie ließen sich nicht erbitten länger zu bleiben. Aus ihrem Flüstern und Lächeln hätte ich schließen können, was im Gange war — und nach ½ Stunde brauchte ichs nicht erst zu schließen, ich konnte es sehen und hören. Alle Schüler zogen mit feierlicher Musik, mit Pauken und Trompeten vor mein Fenster, 5 Primaner waren Adjudanten [so], mit Hiebern und Kanonen. Es wurde erst lange gespielt, dann erhielt ich ein feierliches Vivat, und dreimaliges lautes und herzlich gemeintes Hoch. Der ganze Platz vor Göthes Hause war dicht vollgedrängt von Menschen, weil der Zug sich, da er durch die ganze Stadt ging, so vergrößert hatte, ehe er zu mir kam. Glaube mir, mein Herzensjunge, freudiger bin ich nie zu Bette gegangen. Wäre doch der herrliche Göthe den Abend zu Hause gewesen und hätte den Spaß mit angehört, er hätte ihn mir von Herzen gegönnt. Göthe war aber in Jena 5 Tage lang (was mir ordentlich recht unbehaglich war) und ist erst gestern Abend zurück gekommen. Als ich ihn aussteigen sah, wurde ich auf meine eigene Hand noch einmal so lustig, und heute bin ichs auch, weil ich ihn in W. weiß, obgleich ich ihn noch nicht gesprochen habe, und vielleicht vor morgen Mittag nicht sehe. Nun kann ich ihm noch einmal so fröhlich und heiter vor Augen treten, es ist nicht bloß Wunsch mehr, daß ich Beruf zu meinem Amte haben möge, sondern ich fühle es, daß ich ihn habe. Die Freude, die ich an jedem Abend genieße, über einen glücklich vollbrachten und nicht unthätigen Tag, sagt es mir zur Genüge. Heute und gestern habe ich ja die ersten Stunden gegeben. Nun bin ich erst recht glücklich in Weimar da ich doch auch Mitglied unseres Staates bin. Meine Schüler sind mit meinem Vortrage und mit der Art und Weise,

---

* Ein schönes Zeugniss für Heinrichs Wirksamkeit am Weimarer Gymnasium hat die Zeitung f. die eleg. Welt aufbewahrt. Dasselbe ist abgedruckt in den Briefen von H. Voss, herausg. v. Abraham Voss III, 51 ff.

Digitized by Google

wie ich sie in die alte Welt einführe, zufrieden, recht sehr zufrieden, das höre ich von allen Ecken, daß ich sonst auch gutherzig bin, haben sie mir auch wohl abgemerkt und warum sollten sie mich denn nicht lieb haben? Solger, komm zu mir, wenn Du Deinen Freund recht glücklich sehn willst, kommt zu mir, Abeken*, Gotthold, Börm und wie ihr all heißt.

Auch dem theuren Schiller will ich sein Recht und seine Ansprüche auf meine Liebe nicht vorenthalten, obgleich ich die Ehrfurcht nicht für ihn habe, die ich gegen Göthe fühle. Schiller kömmt mir vor, wie unsereins, und ich bin oft bei ihm, und spreche mit ihm, wo er mir nichts weiter, als ein liebenswürdiger Mensch, nicht Schiller erscheint. Der Mond ist auch schön, aber sagt nicht das Sprichwort, daß er vor der allbelebenden Sonne verschwindet? Schiller ist mir auch recht sehr gut (das hat er mir neulich selbst gesagt) und verlangt, daß ich ihn fleißig besuchen soll.** Du kannst denken, daß ich mir so was nicht 2mal sagen lasse. Sonst habe ich hier wenig oder gar keinen Umgang. Wen könnte ich auch nach diesen beiden so recht herzlich lieben? Falk*** fliehe ich, wie die Pest, der Mensch ist mir eckelhaft. Es wäre zu umständlich, Dir seine letzte Eselei zu erzählen.† Aber ich habs geschworen, ich sprech ihn nicht wieder, und Dir kann ich versichern, daß es mir zur Ehre gereicht, wenn ich mein Wort halte. — Bode will ein Gleiches thun, desgleichen Riemer. — Ich hatte gestern, als ich ihn im Schauspiel mit seinem eckelhaften lächelnden Gesicht sah Lust, ihm ein Paar Maulschellen zu geben.

Nun gehabe Dich wohl.

Dein
Heinrich Voß.

4.

Weimar d. 10 Okt. 1804.

Endlich einmal komme ich wieder zu meinem theuren Solger, in dessen Schuld ich schon seit Monatfrist bin. Dein letzter Brief, guter Junge, hat mir unter all Deinen Briefen die meiste Freude gemacht, ich weiß selbst nicht warum. Er ist nicht in höherem Grad herzlich, als die vorigen, er hat mir nicht neue Seiten an meinem geliebten Freund enthüllt; und doch hat keiner von Deinen

---

* Ueber Bernh. Rdf. Abeken s. die Allg. Deutsche Biographie I, 8, und vgl. Herbst II, 2, 14. Er war Freund und Studiengenosse von H. Voss und Solger.

** Ueber H. Voss' Beziehungen zu Schiller s. Herbst II, 2, 23.

*** Ueber das Verhältniss Voss des Vaters zu Joh. Dan. Falk s. Herbst II, 2, 17.

† Vielleicht die bei Herbst a. a. O. mitgetheilte.

Digitized by Google

früheren Briefen die Wirkung auf mich gemacht. Ich habe ihn wohl 10mal gelesen, meinem Riemer mitgetheilt, dann wieder gelesen, und hab ich im Stillen mich meines Freundes gefreut. Sag Lieber, warst Du in einer besonders heitern Stimmung, als Du den Brief schriebst, und ist diese durch das Medium des Briefs auf mich übergegangen? Ich hab einige Arbeiten hinter mir, vor mir Heiterkeit, und im Herzen Ruhe. In solchen Stimmungen schweben die Geister ferner Geliebten um uns. Nur in solcher Stimmung sollte man gegen Freunde das Herz ausschütten. O! wenn Dir mein Brief Freude machte, wie mir der Deinige! Damit ers thue, will ich Dir auch recht viel von dem theuren Einzigen melden.

Vor acht Tagen habe ich Göthe einige Arbeiten von mir vorgelesen. Er sagte mir manchen einzelnen Einwand. Mehrere Einwendungen habe ich zurückgewiesen, manche mit Dank angenommen, und in seiner Anwesenheit geändert, wo er selbst mir zum Theil die Aenderung angab. Göthe ist mit einer Recension besonders zufrieden, wie er an Schiller und zum Theil auch mir selber gesagt hat. Großes Vergnügen machte ihm eine Anmerkung: „Bravo," sagte er, als ich sie vorgelesen hatte, und klopfte mir freundlich auf die Schultern: recht, als wenn er im Herzen dachte, ich hätte Dir so viel poetischen Scharfsinn nicht zugetraut. Bravo, sagte er also: „Wenn die G .... [so] aus ihrem Theeklubb kommen, dann wissen sie freilich nicht, daß ein Sturm auch das Meer beruhigen kann." Diese Arbeiten bringen mir 30 Thaler, einen Athenäus von Schweighäuser und einen neuen Oberrock ein.* So schere ich die Leute (in Recensionen), und kleide mich dann in der Wolle, bis ich selbst in die Wolle zu sitzen komme. Ich werde viel recensiren**, und es wird mir leicht werden, da ich in vielen Recensionen, z. B. in den mythologischen, Göthes Beistand habe. Noch heute Morgen sagte er zu mir: „Nun kommen die traulichen Winterabende, da wollen wir zusammen lesen und *recensiren*."*** Sieh! lieber Junge, da recensire ich mir noch eine Bibliothek zusammen.

Neulich des Abends hatte ich schon einen herrlichen Vorschmack von solchen Winterabenden. Ich bin gewöhnlich bei Göthe, wenn seine Familie mal verreist ist. Nun war Riemer mit August und der Vulpius nach Oberweimar gefahren, um dort einer Fete beizuwohnen. Göthe schickte also um 5 Uhr zu mir, ob ich nicht zu ihm kommen und den Brunckischen Sophocles mitbringen wollte. Als ich

---

* In Abekens Auszuge lautet diese Stelle so: „Die Recension ist etwa 3½ Stück lang. Denke mal, sie bringt mir 30 ℔ ein, i. e. ein Athenäus von S. und einen neuen Oberrock."

** Voss schrieb Recensionen für die Jenaer Literatur-Zeitung, später auch für die Heidelberger Jahrbücher, deren Mitredacteur er wurde.

*** „und brav recensiren". Abeken.

Digitized by Google

zu ihm kam, fand ichs gar behaglich bei ihm. Er hatte eingeheitzt, hatte sich ausgezogen bis auf ein wollen Wämschen*, worin der Mann sich gar prächtig ausnimmt. Nun bot er mir freundlich und liebreich die Hand und schüttelte sie recht treuherzig. Ja! sagte er, die Jugend ist verreist und springt in der Welt herum, nun wollen wir Alten zusammen sein. (Er weiß nämlich, daß ich der alte Ehrwürdige heiße.) Bis gegen 7 Uhr hin sprachen wir; dann kam Licht, und nun fingen wir an Griechisch zu lesen. Ich übersetzte ihm erst den langen Chor aus der Elektra. Und dann fingen wir an den König Oedipus zu lesen — ich hatte Deine Uebersetzung mitgebracht. Daraus hat Göthe mit inniger Freude bis zum ersten Chor mit lauter Stimme declamirt. Der verstehts! sagte er einmal; aber er ist noch glücklicher Anfänger in der Kunst. Noch dröhnt mir in den Ohren, wie prächtig er den Vers —

vorzutauchen strebt bereits
umsonst ihr Haupt aus Tiefen blutgen Wogenschwalls**

declamirte, da wünschte ich, daß Dir die Ohren klingen möchten, und wer weiß, obs nicht geschehn ist. — Nachdem wir ausgelesen hatten, gings zu Tische, und ich blieb bis 12 Uhr bei ihm sitzen

reichlich mit Fleisch und lieblichem Weine gel. [so]***

Solche frohe Tage soll ich noch oft erleben! Ich sagt' es ihm selbst mahl, wie es mich glücklich macht, daß er nicht gleichgültig gegen mich ist, und erhielt ein treuherziges: Gutes Kind! mit Kuß und Händedruck dafür zur Antwort. Ja, er behandelt mich wie einen zärtlich geliebten Sohn. Schon seit lange darf ich unangemeldet zu jeder Tageszeit, so oft ich will, zu ihm aufs Zimmer kommen, was wahrhaftig bei Göthe nichts Geringes ist. Heute Morgen war ich schon vor 7 Uhr bei ihm. Ich bin glücklich; aber ich genieße mein Glück mit Maß und Bescheidenheit, und so bleibt es mir von Dauer. Wenn mir Göthes Zuneigung je entzogen werden sollte, so glaube mir, daß kein Anderer die Schuld haben wird .... als ich selber.

Daß die Philister Göthe stolz auf seine Größe nennen, dieses begreife ich jetzt; wenn ich ein Philister wäre, ich nennte ihn selbst so, und ich möchte fast sagen, ich nenne ihn so, wie ich da bin. Aber der Philister weiß nicht, wie weite Klüfte zwischen dem geistigen Stolze und der körperlichen Eitelkeit sind. Ich habe G. einmal über seinen Faust, ein andermal über Götz von Berlichingen

---

* Mitth. über Göthe und Schiller 37 f. 73.

** Soph. OR. 23 f. Solger änderte später diese Stelle.

*** Hom. Od. IX, 162 u. ö.; bei Abeken: „Weine ges." und darauf „Solche frohe Tage, die allen Glauben überschreiten, soll ich" u. s. w.

Digitized by Google

reden hören. Er fühlte die Größe dieser Stücke* mit unendlicher Seelenerhebung. Aber wahrhaftig, er dachte nicht daran, daß sein Individuum der Verfasser sei, was ihn begeisterte war die Idee, die jenen Stücken zu Grunde liegt, und ihm galt es in dem Augenblicke völlig gleich, in wessen Gehirne sie entsprungen sei. Da schrein denn gleich die Philister, der Mann ist in sein Werk verliebt. Der Philister muß ja wohl sein Persönchen lieben, weil kein Geist darin ist. Aber ein Mann von so erhabenen Gefühlen und Gedanken, wenn der einmal in Staunen gesetzt wird über eins seiner Geisteswerke, ist es da noch die elende Berücksichtigung seiner Persönlichkeit, daß die Persönchen in der Welt ihn angaffen möchten? Ist es nicht vielmehr die Gottheit der Idee, die ihn von neuem weg aus allem irdischen Tande zur Gottheit emporzieht? — Ich habe G. unendlich oft in diesem Zustande gesehn, und mich dann an seiner ehrlichen Miene gefreut. Wie sagt doch Schleiermacher in einer seiner Predigten? „wir werden angezogen, wenn wir den Frommen erblicken?" Das fühlte ich als Knabe schon (instinctmäßig) in Stolbergs Gegenwart. Und jetzt, warum erfüllt es mich immer mit heiliger Ehrfurcht, die mein ganzes Innere kräftigt, wenn ich in Augenblicken bei ihm bin, wo ein großer Gegenstand seine große Seele erfüllt. Ich habe Göthe über Unsterblichkeit reden hören mit unendlicher Bewegung mit unnennbaren Gefühlen, ich habe ihn bei herzlichen Gegenständen weinen sehn. — Wer so, mit so inniger Theilnahme an allem hängt, was gut ist, und mit ganzer Seele darin gegenwärtig ist, der ist in meinen Augen ein Frommer. Und der Philister kennt wahre Frömmigkeit kaum dem Namen nach, wie möchte er wohl den Spruch auslegen: Ihr sollt den Klugen in der Welt eine Thorheit sein.**

Göthe ist jetzt mit der neuen Ausgabe seiner gesamten Werke beschäftigt. Daß er den Götz von Berlichingen umgearbeitet hat, wird Dir bekannt sein. Er ist jetzt so angeschwollen, daß die Aufführung 6 Stunden währt. Das erste mal kamen wir $^1/_2$12 aus dem Theater; jetzt wird die Aufführung getheilt. Das erste mal giebt man 3 Akte, und dann 14 Tage darauf die beiden andern. Das zweite mal indeß wird des Zusammenhangs wegen der dritte Akt repetirt, so daß wir diesen in Zukunft am öftersten sehn werden. Wie ist der gute Papa jetzt fröhlich über dieses Stück! Er sagte mir neulich: „Die Narren (vielleicht auch auf Babo hindeutend) haben es sich recht angelegen sein lassen, die regellose Form meines alten Göz nachzuahmen, als ob ich die mit Bedacht gewählt hätte. Damals verstand ichs nicht besser, und schrieb hin, was mir in den

* „dieser Werke" Abeken.

** Es scheint 1. Kor. 1 vorzuschweben, wo sich von V. 18 an manches ähnliche findet.

Digitized by Google

Sinn kam.“ — Denke Dir, Solger, wir haben bei dieser Gelegenheit Hoffnung, daß der ganze Faust erscheint, Göthe wird ihn jetzt schwerlich als Fragment drucken lassen, besonders da er so manchmal die Empfindung im Herzen nährt, daß man jetzt eilen müsse, bevor die ewige Nacht eintritt. Göthe ist 54 Jahr alt, und denkt noch lange zu leben; aber er dénkt doch nun auch manchmal, daß es zu Ende gehn kann.

Mit meiner Schule gehts sehr schön; ich habe gränzenlose Liebe bei den Schülern, sowohl bei den Kleinen als den Großen. Dieses giebt mir auch die gehörige Spannung, und ich denke mit der Zeit mich recht nützlich zu machen.* Gegen Leute wie Kotzebue, Merkel, Falk flöße ich meinen Schülern Verachtung ein, gewöhnlich ohne sie zu nennen, manchmal aber werden ihre Namen auch mit schneidender Bitterkeit zur Schau gestellt. So konnte ich mich auch neulich nicht mäßigen. Wir hatten in der ersten Stunde in Prima die horazische Epistel gehabt, wo die *lacrymosa poemata Pappi*** vorkommen, wo ich schon so auf die Hussiten andeutete, daß auch der Dümmste mich verstanden. In der Stunde darauf, trug ich die Fabel von den Hyperboreern vor, und bei der Gelegenheit krigte Kotzebue die volle Ladung: „Die Hyperboreer opferten dem Appollon [so] Esel, und Appollo [so] freute sich der komischen Bocksprünge u. s. w. In unsern Tagen ist auch ein hyperboreischer Esel ans Licht gekrochen, der thränenvolle Schauspiele aus yant, der Ohren hat trotz dem Midas, der auch Bocksprünge macht, und ich sollte meinen, recht derbe. Aber ob Apollo [so] auch an diesen Freude hat, das will ich nicht verbürgen.“ — Eine ähnliche Invective donnerte ich bei einer andern Gelegenheit den Primanern gegen Falk in die Ohren, bei der Gelegenheit als ich über den Prometheus redete. — Dies ist in Weimar Stadtgespräch geworden, und glaube mir, meine Freimüthigkeit hat mir keinen Feind zugezogen, im Gegentheil Freude erregt.

Ich freue mich gar sehr Deines *Oedipus Colonos* [so]***, den Du mir durchaus und womöglich recht bald schicken sollst. Ich werde ihn mit wahrhaft kritischer Genauigkeit durchmustern, und Dir meine Bedenklichkeiten, wenn anders welche da sind, vorlegen. Schiller freut sich Deines wahrhaft echten und schönen Strebens und der richtigen Grundsätze, die ihm nach meinen Erläuterungen noch wichtiger scheinen als anfangs; aber er klagt über Härten. Auch er und Göthe sollen Deinen *Oedipus Colon:* lesen; ihr Beifall soll Dich aufmuntern, ihre Kritiken, die ich Dir treu mittheilen will,

* Vgl. Mitth. über Göthe und Schiller 22.

** I 1, 37. — Vgl. Mitth. über Göthe und Schiller 6.

*** Dieser erschien mit den anderen Tragoedien des Sophokles 1808 in Berlin.

Digitized by Google

mögen Dir Deine schwere Laufbahn noch schwerer machen und Deine Fußtritte fester. Versäume ja nicht Deine Bemerkungen während der Arbeit aufzuschreiben: es kann Dir bei Deinem Studium des Sophocles oft gelingen, durch geistvolle Combinationen Aufschlüsse zu geben, die für jeden Sophoclesverehrer wichtig sind. Du glaubst nicht, wie unendlich schön Göthe manchmal, recht aus dem Stegreif, über alte Schriftsteller reden kann. Es ist kein undankbares Geschäft, daß ein *ὑποφήτης* die Aussprüche eines Apollon in ein bleibendes Gewand hüllt. Jämmerlich aber ist es, daß die personificirte Erbärmlichkeit, dieser dreigestaltete Cerberus, (Merkel, Kotzebue und die übrigen Arbeiter des Freimüthigen, die den letzten Theil des Hundes ausmachen) daß diese so etwas durch Speichelleckerei zu betiteln belieben. Ich schäme mich wahrlich nicht, daß ich mich manchmal durch den überflüssigen Geist großer Männer erquicke; im Gegentheil halte ichs für Verdienstlich, wenn vielleicht durch mich die übrige Welt manchmal Dinge erfährt, die Göthe sonst für einen Einzelnen gesagt hätte. In Recensionen will ich gewiß noch oft Funken des Göthischen Geistes niederlegen, die wohl irgendwo noch ausglimmen mögen.

Wenn Du von meines Vaters Hingehn nach Würzburg hörst, so traue keinem Gerücht: es ist noch alles schwankend. Durch mich sollst Du alles erfahren. Wenn Du von meinem Hingange hörst, so widersprich nur fest und grade. Denn ich bleibe in Weimar. Mich haben keine 1800 Gulden gelockt meine behagliche Existenz hier aufzugeben.* Ich will Mensch werden, kein unsterblich großer Mann; und zum Menschen werde ich fürs erste nur in Weimar. Ich habe mich standhaft erklärt, daß ich hier bleibe. Mit Göthe gelebt haben zu dürfen, und dies nicht gethan zu haben, das wäre nach meiner Denkweise ein Leichtsinn, der mir unendliche Reue für die Zukunft bereiten würde. — Du verstehst mich, theurer Solger. Wenn Du mir aber hierüber antwortest, oder Abeken, so thue es nicht nach Jena hin, sondern nach Weimar, auch wenn Ihr mich während der Ferien in Jena wissen solltet, und laßt gegen keinen Menschen den wahren Grund meines Hierbleibens laut werden. Sprengt lieber aus, daß ich solche Neigung für das Schulfach hätte, daß mich bloß diese Neigung dazu vermocht hätte, eine angetragene akademische Stelle auszuschlagen.**

Eben schickt mir Göthe ein schön launisches Billett, das sich mit wehrtester Herr Professor anfängt, wie er mich noch nie nannte. Ich soll mich „in meinen schönsten Sonntags*ornat*“ werfen, und zu ihm kommen, binnen 2 Stunden, da soll ich „*Serenissimo*“ vorgestellt werden. Mir ist das lieb, denn ich habe den Herzog bis

* Vgl. Herbst II 2, 30 ff.

** Vgl. Mitth. über Göthe und Schiller 22 ff. u. Herbst II 2, 28 ff.

Digitized by Google

dato noch nicht gesehn und gesprochen. Die alte Herzogin ließ mir auch neulich durch Fernow* sagen, ich sollte sie „bald mal in Tiefurt besuchen". Es geht hier am Hofe sehr ungenirt zu, und das ist das Beste. —

Heute Nachmittag ist der berühmte Zwiebelmarkt vor unserm Hause, auf dem Plan. Da stehn schon 69 Karren voll Zwiebeln. Ich habe Schillers Kinder und den kleinen Wollzogen** zum Kaffee gebeten, die hatten helle Lust daran. Das sind allerliebste Kinder, sie kommen alle Augenblicke zu mir; dann muß ich mit ihnen spazieren gehn, oder ihnen Mährchen erzählen. Den Ernst Schiller nennt der Vater immer seinen ehrlichen Jungen. Der Junge hat verzweifelt viel Kopf; ich habe ihm den ehrenvollen Namen die Nachteule gegeben, der Schiller viel Spaß gemacht hat. Schiller klagte mir neulich halb komisch, daß die Kinder so philistrig wären. Da hättest Du das Lamentiren und das Abwehren der Kinder hören sollen! Sie verstanden den Sinn vollkommen gut, und Carl Schiller, der keine Definition von Philister anzugeben weiß, weiß doch von jedem Menschen, den er kennt, zu bestimmen, ob er Philister ist, oder nicht. So hielt er die Hoffräthe [so] Voigt und Ulrich für Philister!***

Leb wohl, mein theurer Solger.

Dein
Heinrich Voß.

5.

Weimar d. 24 Feb. 1804.†

Mein letzter Brief hat Dir und Abeken Freude gemacht. Wohl! er konnte es auch, denn er war in heitern Augenblicken geschrieben. Ihr Guten wißt aber nicht, daß er mit thränenden Augen und zerrissenem Herzen gesiegelt ward. In derselbigen Stunde, als ich die Aufschrift machte, lag Göthe auf dem Todbette. Ich wollte Euch noch einige Nachrichten von seinem Zustande geben, und als ich die Feder ansetzte, da zitterte mir die Hand vor Angst und Schrecken. Ich konnte das Wort Tod nicht hinschreiben, so wie ich den Gedanken bei Göthe nie auszusprechen wagte. Ich hatte noch einige Hoffnung, als ich den Brief entließ, weil noch ein wenig Glauben

* K. Ludw. Fernow aus Blumenhagen 1763—1808, der bekannte Kunsthistoriker.

** So, nicht Wolzogen, findet sich der Name auch Mitth. über Göthe und Schiller 40 geschrieben.

*** Vgl. H. Voss an Truchsess 101. H. Voss an Iden: Archiv für Litteraturgesch. Bd. 4 S. 249.

† So die Abschrift statt 1805. Abekens Auszug gibt das richtige Datum und die Ueberschrift: „An mich und Solger."

Digitized by Google

an Gott und Vorsehung in meinem Herzen zurück geblieben war; und jetzt freue ich mich innig, daß ich Eure Herzen damals nicht verwundet habe. — Noch denselbigen Abend kam Stark* aus Jena (es war am Freitag Abend), der erklärte, wenn Göthe bis Sontag früh lebte, so sei Hoffnung da. Glaube mir, liebster Solger, ich wagte den folgenden Morgen nicht, vorzufragen; ich that es nach vieler Ueberwindung, nachdem ich mir Standhaftigkeit und Muth eingesprochen hatte, auch das Herbste zu tragen. Aber wie wurde ich angenehm überrascht. Schon in dieser Nacht hatte die Krankheit umgeschlagen, die Krämpfe hatten nachgelassen, das Fieber war stärker gewesen**, und der Geliebte hatte über die Hälfte der Nacht ruhig geschlafen. Um 11 Uhr forderte er mich zu sich, weil er mich in drei Tagen nicht gesehn hatte. Ich war sehr bewegt, als ich zu ihm trat, und konnte aller Gewalt ungeachtet, die ich mir anthat, die Thränen nicht zurückhalten. Da sah er mir gar freundlich und herzlich ins Gesicht, und reichte mir die Hand, und sagte die Worte, die mir durch Mark und Gebein gingen: „Gutes Kind, ich bleibe bei Euch, Ihr müßt nicht mehr weinen." — Da ergriff ich seine Hand, und küßte sie, wie instinctmäßig zu wiederholten malen, aber ich konnte keinen Laut sagen. O, lieber Solger, da habe ich nach vielen Jahren zum erstenmal wieder gefühlt, was es heißt einen Geliebten, Theuren wiedergeschenkt erhalten; ich hätte in dem Augenblick auf das Herzlichste zu Gott beten und ihm danken können; mein ganzes Herz war in dem Augenblick nur Gebet, nur ein ungetheiltes, warmes, lebendiges Gefühl des Höchsten und Heiligsten. Im Jahre 1797 wurde mir mein Vater wiedergeschenkt***, jetzt der Mann, den ich nächst meinem Vater zu meist liebe. Du liebenswürdiger, menschlicher, herrlicher Göthe, Du solltest uns noch nicht entrissen werden.

Von dem Tage an ist Göthe zusehends besser geworden. Die Nacht vom Sonnabend bis zum Sonntag wachte ich bei ihm, und da hab ich recht die Fortschritte beobachten können, die er machte. Als er um 12 Uhr zum erstenmal aufwachte, fragte er mit ängstlicher Stimme: Hab ich auch wieder im Schlaf gesprochen? Wohl mir, daß ich mit gutem Gewissen der Wahrheit gemäß verneinen

---

* Professor der Arzneikunde in Jena. — Hier hat die Abschreiberin einige Zeilen übersprungen, indem ihr Auge von einem „habe" auf das zweite abirrte. In Abekens Auszuge lautet die Stelle: „euer Herz damals nicht verwundet habe. Unser herrlicher, einziger G. lebt, und zwar ein gesundes, rasches, jugendliches Leben. Nun sollt ihr das schreckliche erst erfahren, nachdem ich den Trost vorangeschickt habe. Noch denselbigen Abend kam Stark" u. s. w.

** „war sanfter gewesen" Abeken.

*** Herbst II 1, 180.

Digitized by Google

konnte, was ich jedenfalls gelogen hätte. „Gut," sagte er nach einer Pause: „das ist wieder ein Schritt zur Besserung." — Wenn ich ihm dann recht schmeichelte, so nahm er jedesmal ganz geduldig seine Medicin, aber mit innerer Ueberwindung. Nun sollte ich ihm aber auch den Leib mit scharfem Spiritus einreiben, und, wie der Arzt befohlen hatte, zweimal des Nachts. Dazu konnte ich ihn nur mit Mühe bringen. Wie ich aber gar nicht ablassen wollte und immer mehr schmeichelte, sagte er denn endlich ganz ruhig: „Nun denn im Namen Gottes." — Dann wachte er einmal von einem Traum auf, wo er einem Turniere beigewohnt hatte; diesen Traum erzählte er mir mit großer Freude, und in dem Augenblicke war er an energischem Ausdruck, an Lebendigkeit ganz Göthe, trotz seiner Krankheit. Ueber alles rührte mich seine wirklich väterliche und zärtliche Fürsorge für mich (ob ich mir nun nicht den Kaffee machen wollte, nun nicht ein Glas Wein trinken wollte, u.s.w. wobei er mich denn immer sein gutes Voßchen nannte.) Wenn er denn wieder einschlief und sein Gesicht matt beleuchtet wurde, schien er mir immer so leidend auszusehen, wie einer der eben anfängt sich aus einem unermeßlichen Jammer heraus zu arbeiten, und noch die Spuren davon in seinen Mienen trägt. Da fielen mir denn die Erzählungen von den fröhlichen Thaten seiner kraftvollen Jugend ein, die ich so manchesmal angehört hatte, und ich konnte nicht umhin, beide Zustände mit ihren schärfsten Contrasten zusammen zu halten. Solche Zusammenstellungen sind wirklich schmerzlich, weil man nie die Wandelbarkeit irdischer Zufälle ängstlicher fühlt, und ich fand nur in dem Gedanken Trost, daß bei Göthe jetzt das Aergste überstanden sei.

Zwei Tage nach jener Nacht stand er zum erstenmal wieder auf, und aß ein gesottenes Ei. — Bald fing er auch wieder an, sich vorlesen zu lassen. Nur hielt hier die Befriedigung schwer. Göthe verlangte launige Sachen, und Du weißt, daß die keiner heut zu Tage schreibt. Ich brachte ihm Luthers Schriften*, und laß [so] ihm daraus vor. Das ließ er sich gefallen eine Stunde lang. Aber da fing er auch zu wettern und zu fluchen an über die verfluchte Teufelsimagination unseres Reformators, der die ganze sichtbare Welt mit dem Teufel bevölkerte und zum Teufel personificirte. Bei der Gelegenheit hielt er ein schönes Gespräch über die Vorzüge und Nachtheile der Reformation und über die Vorzüge der katholischen und protestantischen Religion. Ich gab ihm vollkommen Recht, wenn er die protestantische Religion beschuldigte, sie hätte dem einzelnen Individuum zu viel zu tragen gegeben. Ehemals konnte eine Gewissenslast durch andre vom Gewissen genommen werden, jetzt muß sie ein belastetes Gewissen selbst tragen und verliert darüber die Kraft mit sich selber wieder in Harmonie zu kommen. Die Ohren-

* „Luthers Tischreden" Abeken.

Digitized by Google

beichte, sagte er, hätte dem Menschen nie sollen genommen werden. — Da sprach der Mann ein herrliches wahres Wort aus, wie mir in dem Augenblick recht anschaulich wurde. Ich selbst bin in dem Fall gewesen. Als im vorigen Sommer sich alles vereinigte, mich von Weimar weg nach Würzburg ziehn zu wollen, da fand ich nirgends Trost, so lang ich auf meinem Zimmer war. Jedesmal aber, wenn ich zu Göthe kam und ihm mein ganzes Herz (selbst alle Schwächen meiner Innerlichkeit) wie einem Beichtvater ausschüttete*, so ging ich wie mit neuem Muth gekräftigt in meine Einsamkeit zurück, und ich werde ihm diese Wohlthat an mir mein Leblang danken. Da war er meine Stütze, und die Gegenwart war der Boden, auf dem ich fußte, um mich recht standhaft in meinem Vorsatz zu erhalten. Ich kann wohl sagen, daß mich Göthe in den Tagen wie neu geschaffen hat. Er hat manche Schwäche von mir bei der Gelegenheit erfahren, weil ich ihm auch gar nichts verhehlen wollte. Meine Offenheit hat mich hinterdrein auch nicht eine Minute lang gereut. Ich kann im eigentlichsten Sinne sagen, daß mir Göthe alle meine Sünden vergeben hat, oder ich mir selber, dadurch daß ich sie ihm mitgetheilt habe, und ohne dies letztere, hätte ich mich selber verzehrt. Ja wären solche Beichtväter nur viele in der Welt, da wären der gekränkten Herzen weniger. —

Den Tag darauf, nachdem Göthe den Luther genossen hatte, ließ er ihn zur Thür heraus transportiren.

Nun lißt [so] Göthe die Cervantischen Novellen, die ihm Freude machen. Gestern hat er wieder angefangen zu arbeiten, und zweimal ist er schon ausgefahren. Und grade jetzt macht auch der Winter Miene zu weichen, auch alles Traurige weicht, um den heitern Erscheinungen Platz zu machen, und eine fröhliche Ahndung verkündet mir, daß wir des Schönen noch viel auf dieser Gotteswelt genießen werden. Nun kann ich auch wieder mit Kraft arbeiten und mit frischer Lebendigkeit an den Werken anderer Freude haben. Hier in Weimar wenigstens hat der Tod seine Macht verloren, der physische sowohl als der moralische, alles verjüngt sich zu einem frischen und lebendigen Leben.

Da habe ich Dir noch gar nichts von dem lieben Schiller geschrieben. Auch der hat gefährliche Tage gehabt von dem Tage an, als Göthe zu genesen anfing.** War nun bei ihm freilich keine Lebensgefahr zu befürchten, so war es doch schmerzvoll den Mann unschuldig so leiden zu sehn. Auch er ward ein Opfer jener epidemischen Zufälle, die allenthalben hier grassiren, ist aber nun auch Gottlob auf gutem Wege. Göthes Krankheit machte seinen Zustand

* Vgl. Mitth. über Göthe und Schiller 37.

** Ueber diese Krankheit beider Dichter vgl. Mitth. über Göthe und Schiller 60.

Digitized by Google

gefährlicher, weil er ihn sich sehr zu Herzen zog. Ich habe ihn diese Zeit täglich gesehn, habe viermal bei ihm gewacht*, und könnte Dir gar viel von ihm erzählen, das Dir den Mann recht liebenswürdig darstellen sollte; allein das will ich dem guten Abeken schreiben, dem ich ja doch auch was geniesbares [so] mittheilen muß. Mir ist zu Muthe, als wenn jeder Brief von mir etwas ungesalzen sein würde, wenn ich ihn nicht durch Nachrichten von Schiller und Göthe weihte. Daher schreibe ich allen meinen Freunden von diesen Männern, wenn ich aber an Philister schreibe, da werden jene ehrwürdigen Namen auch nicht einmal genannt. So mache ich's auch in Weimar, wenn ich mit Philistern umgehe, so thue ich, als kennte ich die Männer gar nicht; und wenn ich mit Hain**, Riemer u.s.w. zusammen bin, da sprechen wir beständig von ihnen. — So lege ich mir das Mosaische Gebot aus: Du sollst den Namen Gottes nicht misbrauchen, und wer weiß nicht, daß man die Perlen nicht vor die Säue werfen darf.

Mit meinem Othello*** bin ich, nach Göthes und Schillers Urtheil gut gefahren. Ich halte ihn selber für gelungen; nicht bloß während der Arbeit, wo Täuschung stattfindet, sondern nach derselben bei ruhiger Betrachtung. Ich habe nur 4 Wochen daran gearbeitet; aber in der Zeit ist er mir auch nicht aus dem Sinn gekommen. Er war mir Morgen und Abendsegen, selbst beim Essen und im Schlaf dachte ich an ihn. Nun will Schiller noch einige theatralische Veränderungen damit vornehmen, etwas streichen, kleine Zusätze machen u. s. w.† und in 6 Wochen, wann Göthe bei der Probe gegenwärtig sein darf, wird er aufgeführt. Ich wollte Du wüßtest, wie artig ich die Zoten im ersten Act weggebracht habe, ich habe andere Sachen an die Stelle gesetzt, die auch derb sind, z. B.

> So eben fährt der schwarze Bock zur Hölle
> Mit Eurem weißen Schäfchen. Auf! steht auf!
> Weckt die verschlafnen Bürger mit der Glocke,
> Sonst macht der Teufel Euch zum Großpapa.††

Aber: „sie sind dabei einen doppelten Adler zu machen für *the deer*

* H. Voss an Iden: Archiv für Litteraturgesch. Bd. 4 S. 247. Bei Goethe wachte er zweimal: Mitth. über Göthe und Schiller 40.

** Ueber Ldw. Frdr. Thdr. Hain s. W. Frhr. v. Biedermann im 27. Theile der Hempelschen Ausgabe von Goethes Werken S. 610.

*** Mitth. über Göthe und Schiller 42.

† Sieh die Anm. ** zum 6. Briefe unten S. 124.

†† Worte des Jago I 1 Vers 75 bei Goedeke. Voss citiert sich selbst ungenau. Bei Goedeke heisst es „Jezt eben" und „mit Eurem weißen Täubchen." Das Wort „Bock" rührt von Schiller her; Voss hatte „Kerl" geschrieben.

Digitized by Google

with a double back"* wollte mir Schiller doch nicht zugestehn. — Was uns noch für schöne Tage mit dem jugendlichen Schiller bevorstehn, davon will ich schreiben, wenn sie herangenaht sind. Aber manches ist schon verabredet, selbst, in der Nacht, wo er am meisten litt. — Großer Gott! was dachte ich vor acht Tagen, so oft ich die Kinder sah! Ihr guten Kinder seid vielleicht bald ohne Vater! Nein, so denke ich jetzt nicht mehr. Jetzt traue ich dem Schiller ehr zu, daß er die Anzahl der Seinigen vielmehr vermehren möchte.

Lebe wohl, Du herziger Solger. Grüße Gotthold, Krausen** und wer mir gut will, vielmal von

Deinem

Heinrich der jetzo

von seinen Weimarischen Freunden den Beinamen Ehrenwächter erhalten hat.

6.

Weimar d. 22. May 1805.

Liebster Solger,

Ich sollte billig an Abeken schreiben, der mir durch seinen letzten trostvollen Brief einen so heiteren Abend verschaffte; aber Ihr Alle miteinander, Wilhelm*** Abeken Dethlefsen, sehe jeder meinen Brief an, als sei er an ihn besonders gerichtet, ich kann ja Euch ohne hin nicht anders als beisammen denken.

Bis jetzt ist der seelige Schiller, der liebenswürdigste Mann, den die Erde trug, der Eine Gegenstand, der meine ganze Seele füllt. Ich denke nur an ihn bei Tage und bei Nacht; aber ich suche ihn nicht mehr, wie in den ersten Tagen nach dem Tode. Ich habe mich gewöhnt an den Gedanken ihn irrdisch verloren zu haben, und suche jetzt nur auf eine andere Weise mir ihn zu erhalten, durch eine treue und heilige Erinnerung, und in diesem Streben habe ich

---

* Worte desselben, V. 101 ff. Die Worte Shakespeares lauten aber: *the beast with two backs.* Die Uebersetzung lautet jetzt: „Ich bin einer, mein Herr, der Euch sagen will, daß Eure Tochter und der Mohr so eben der Venus opfern. Dabei sind, einen doppelten Adler zu machen." Die Worte „der Venus opfern" rühren von Schiller her; Voss hatte geschrieben: „eben in der wilden Flucht begriffen sind." Goedeke bemerkt dazu: „die nächsten Worte scheint Schiller nur aus Versehen nicht ausgestrichen zu haben; er machte hinter opfern einen Punkt." Diese Vermuthung wird hier bestätigt.

** L. Krause, eine Zeit lang Hausgenosse Solgers (s. dessen Nachgelass. Schriften I 5) starb 1826 als Justizrath in Berlin (ebend. S. XVI).

*** Voss' Bruder. — In Abekens Auszuge lautet die Ueberschrift: „An W. Voss addressirt."

Digitized by Google

schon wahrhaft frohe Stunden wieder genossen. Ich bin sehr reich, durch das schöne lebendige Bild, welches ich von ihm im Herzen trage, und es schwebt mir stets vor, wie die Gestalt eines Heiligen.* Jede Kleinigkeit von dem Manne, die mir, als er lebte, gleichgültig schien, gewinnt jetzt hinterher eine tiefe Bedeutung, und ich halte alles fest um auch nichts zu verlieren. Fast noch liebenswürdiger scheint mir der Mann jetzt, da er nicht mehr ist, und um jede Erinnerung, die ihn betrift, fügt sich eine Art von Glorie. Wohl hast Du recht, guter Abeken, daß die Natur in diesem Stücke weislich für uns gesorgt habe. Was unsern Schmerz auf das Heftigste zu steigern scheint, das wird die Hauptquelle unseres Trostes bei einem solchen Verluste, die lebendige Erinnerung an den Gegenstand desselben. Wie wohl wird mir, so oft ich mit Innigkeit an ihn denke, den Herrlichen, oder eins seiner Werke lese und ihm nachempfinde, oder von ihm träume, und herzliche Gespräche mit ihm führe. Vor 4 Nächten spazierte ich mit ihm im Lande Dithmarsen. Ich wollte ihn so eben an den Deich führen, und fragte mich schon, wie der niegesehne Anblick der majestätischen Elbe und des Meers auf seine Seele wirken würde: — allein da erwachte ich.** — Dieser Traum ist der Nachklang so manches heitern Gesprächs, das ich mit Schillern führte. Nie hat er den Anblick des Meers genossen, und da habe ich ihn öfter ermuntert einmal nach Cuxhafen zu reisen. Wir machten dann halb ernstlich halb scherzhaft Reisepläne, die nach Jahresfrist sollten von Statten gehn, und da erzählte ich ihm denn auch von den gastfreien Dithmarsen, und von der Liebe, die er als herrlicher Schriftsteller auch in meinem Vaterlande habe. Er sagte dann wohl, daß er sich sehnte nach dem Anblicke des „großen Wasserelementes"***, und ich sagte ihm einmal, er müsse schon deshalb eine solche Reise machen, damit er nur sich selber verstünde, und einmal recht empfände, wie schön er gedichtet habe:

Ich höre fern das ungeheure Meer
An seine Ufer dumpferbrandend stoßen.†

So denke ich an alle Gespräche, die ich mit diesem herrlichen Mann geführt habe. Alle Mittwoche, Sonnabende und Montage war ich Nachmittags regelmäßig anderthalb Stunden bei ihm, und Gott weiß, ich freute mich schon des Morgens beim Erwachen auf diese Nachmittagsstunden. Und wenn ich dann zu ihm kam, Gott! wie war

---

* Vgl. Mitth. über Göthe und Schiller 71.

** Vgl. Mitth. über Göthe und Schiller 49 f.

*** Vgl. Briefe an Truchsess 75.

† Braut von Messina 1. Act, Worte der Beatrice bei ihrem ersten auftreten.

Digitized by Google

der Mann immer freundlich und liebreich. Ich konnte es oft nicht lassen, wenn ich fortging, ihm einen herzlichen Kuß auf seinen Mund zu drücken. Schiller hat es auch gewußt, wie unendlich ich ihn lieb hatte, und deswegen war ich ihm auch nicht gleichgültig. Wie freute er sich, wenn ich Nächte bei ihm wachte in seinen kranken Tagen, und wie oft hat er sich nicht in Worten, sondern durch sprechende Thaten als meinen wohlwollendsten und treusten Freund bewiesen. —

Wie froh sind wir wieder zu andern Stunden zusammen gewesen, auf Redouten und in anderweitigen Zusammenkünften; da war der Mann wie ein Jüngling von 20 Jahren, so ausgelassen fröhlich, so unbefangen in seiner Freude, so offen, theilnehmend, liebreich, wie das alles in seiner schönen Miene wie ausgeprägt zu sehn war. Kaum ist es ein halbes Jahr, als wir beide und 5 andere auf einer Redoute 9 Champagnerflaschen ausleerten*, und als Schiller so recht behaglich und seelig war, und keine Scheu hatte, das auf dem großen Saale vor 500 philisterhaften Angaffern zu äußern, wo denn wohl mancher Erzschuft nicht hat begreifen können, aus weserlei** Geist solches geschähe. — Wollte ich von seinen heiteren Momenten erzählen, so würde ich unter 20 Bogen nicht fertig. — Wie habe ich den Schiller wiederum von andern nicht bloß liebenswürdigen, sondern ehrwürdigen Seiten kennen gelernt, was er war als Gatte und Vater. Wie konnte er seine Kinder herzen und küssen und mit ihnen spielen, sich mit ihnen auf die Erde wälzen***; nie vergeße ich den innigen Blick, den er manchmal auf seine jüngstgeborne Emilie warf. Es war als konnte er sein ganzes Glück nicht ausschöpfen, was er in ihrem Besitze empfand, mit solcher Wehmuth, Freude und Innigkeit hingen seine Augen auf ihrem Anblicke. Den 8n Mai, ein Tag vor seinem Tode, kam er wieder aus 24stündigem Fantasiren zu sich, und sein erstes Wort war, daß seine Emilie ihm sollte gebracht werden. Die Schillern sagte mir, es wäre gewesen, als ob er das Kind habe segnen wollen. Da hatte der Mann nur noch 24 Stunden zu leben, und er fühlte es, daß er eigentlich noch nicht aufhören müßte diesem Kinde Vater zu sein.†

Lieben Freunde, ich habe an diesem Manne, diesem *cunning'st*

---

* Vgl. Mitth. über Göthe und Schiller 39.

** So die Abschrift; Voss schrieb waserlei. Waser und waserlei (vgl. Weigands Deutsches Wörterbuch) hat Luther noch hin und wider gebraucht; an eine bestimmte Stelle der h. Schrift scheint Voss hier nicht zu denken: Matth. 21, 23 f. steht „aus waserlei Macht".

*** So, „auf die Erde" auch bei Abeken.

† Ueber Schillers Tod vgl. Mittheilungen über Göthe und Schiller 50; H. Voss an Iden: Archiv für Litteraturgesch. Bd. 4. S. 244 ff.

Digitized by Google

*pattern of excelling nature** viel, sehr viel verlohren. Aber ich habe auch schöne Erinnerungen von ihm erhalten, die ich zu verlieren nicht einmal im Stande wäre. Auch für mich hat er gelebt, wie für jeden, auf den er mit seinem edlen Herzen gewirkt hat durch Schrift und Wort. Ich bin sehr dankbar gegen Gott, daß ich diesen Mann kennen lernte und zu lieben Gelegenheit fand. Mag mein Schmerz ihn verloren zu haben auch groß sein, wie er ist, meine Wonne ihn gekannt zu haben ist doch größer und jener schöne Vorzug eines warmen Herzens ihn noch nach dem Hinscheiden herzlich lieben zu können. Ich habe mir eine Haarlocke von ihm geben lassen, die ich mir zu einem Ringe will flechten lassen. Diesen Ring, einen herzlichen Brief von ihm, den ich in Neujahr nach Jena erhielt, und mein Manuskript vom Othello, wo Er dies und jenes hinein corrigirte**, will ich als wahre Reliquien von ihm bewahren. Auch einen Tell*** besitze ich von ihm: er schenkte ihn mir mit einigen freundlichen hineingeschriebenen Worten zu meinem letzten Geburtstage, der Abends in seinem Hause gefeiert wurde.

Zwei Tage nach seinem Hinscheiden ward er begraben.

Schneider hätten ihn tragen sollen, aber dies zu dulden, ziemte uns nicht. Vierzehn junge Leute, und gewiß lauter solche, die es würdig waren den Verstorbnen zu lieben, haben ihn zu Grabe gebracht. Um 1 Uhr Nachts trugen wir die geliebte Last an den letzten Ort hin und nahmen Abschied von ihm.† Den folgenden Nachmittag ward ihm, in der Kirche eine Feier begangen. Nicht die frostige Rede hat die Gegenwärtigen bewegt, sondern der Anblick der kleinen Emilie, die während der Rede so recht herzlich lachte††, und der übrigen Kinder, die ihrem Vater bittre Thränen weinten. Diese waren es, die uns den Verlust versinnlichten, nicht die Schilderung des Geistlichen, die weit ehr auf den Hoffrath [so] Voigt gepaßt hätte. Ich will über diesen würdigen Geistlichen nicht spotten, denn was er sagte, war gut und ernstlich gemeint; aber konnte der durch Worte befriedigt werden, der des Verstorbenen Bild im Herzen trug?

Göthen hat dieser Schlag auf die möglichst milde Weise getroffen. Am Donnerstag Abend, als Schiller schon gestorben war,

---

* Othello V 2. — Dasselbe Wort wendet H. Voss auf Goethe an, Mitth. über Göthe und Schiller 38.

** H. Voss' Othello und Lear erschienen (getrennt) Jena 1806. Der Othello mit Schillers Veränderungen ist jetzt abgedruckt in Goedekes Ausgabe von Schillers sämmtlichen Schriften XV 2, 229 ff.

*** Mitth. über Göthe und Schiller 57. Archiv für Litteraturgesch. a. a. O. S. 248.

† Vgl. Briefwechsel mit Jean Paul 13.

†† Mitth. über Göthe und Schiller 70.

Digitized by Google

hat die gute Vulpius doch so viel Fassung, daß sie Göthen nichts entdeckt, sondern nur von einer langen Ohnmacht erzählt, aus der er sich jedoch erholt habe. Göthe läßt sich täuschen, aber ahndet was Schlimmes. Als er zu Bette gegangen ist, stellt sich die Vulpius, die die ganze Nacht kein Auge zugethan hat, schlafend, um Göthe sicher zu machen, daß kein besorgliches Unglück vorgefallen sei, und Göthe, der die Vulpius ruhig athmen hört, schläft auch am Ende ein. Den Morgen entdeckt ihms die Vulpius, aber auf die schonendste Weise, ohne das Wort Tod auszusprechen.* Da wendet sich Göthe seitwärts, und weint, ohne eine Sylbe zu sagen. In sanftem Schmerze bringt er den Tag zu, und am Abend schon soll er gefaßt gewesen sein. Ich habe Göthen erst 3 Tage darauf gesehn. Ich weiß nicht wie, aber mir graute und bangte vor seinem Anblick! Auch er hat an die Vulpius gesagt, er wollte, daß er mich erst wiedergesehn hätte. Er hat mir herzliche Worte durch seinen August sagen lassen, und ließ mich mehrmals zu sich bitten; aber ich bin erst den 3n Tag zu ihm gekommen. Als ich wieder vor ihm erschien, da fühlte ichs, daß ich ihm jetzt kein angenehmer Bote war, wie ehemals, wenn Schiller sich wohl befand und ich dies so freudig an Göthe meldete. Ich mußte alle Kraft zusammennehmen, um den lieben Mann durch keine weichherzige Aeußerung oder Miene traurig zu machen. Göthe ist fast noch herzlicher gegen mich und Riemer geworden als ehemals. Wir sind auch nun, einer von uns beiden beständig um ihn. In den ersten 8 Tagen haben wir von Schillern gar nicht geredet. Doch am 18n May ging ich mit Göthe im Park spazieren, da war er in einem bewegten Zustande, wie ich ihn nimmer gesehn habe. Er reihte an Schillers Tod meines Vaters Abgang, und sein volles Herz brach ihm.** Da redete er im Gefühl der tiefsten Leidenschaft, er sprach Worte, die mir durch Mark und Bein gingen. Eine Million hätte ich nicht so gern besitzen mögen, als ich in dem Augenblicke wünschte, das Trosteswort aussprechen zu können, daß mein Vater hier bliebe. Ich mußte weinen vor Wehmuth, und Göthe weinte auch. Wir sind darauf stillschweigend zu Hause gegangen; aber ich ergriff seine Hand, und umklammerte sie mit der Meinigen, und folgte ihm so in seinen Garten hinein, wo ich stummen Abschied von ihm nahm. Abends besuchte ich die Vulpius; die sagte mir, er sei noch auf seinem Zimmer eine Zeitlang bewegt gewesen. Unter andern hatte er gesagt: „Voß wird seinem Vater nach Heidelberg folgen, und auch Riemern wird man über kurz oder lang wegziehn und dann steh' ich ganz allein!" — Nachher ist er wieder heiter geworden. — Glaubt Ihr wohl, lieben Freunde, daß es mir nun möglich wäre

* Vgl. Mitth. über Göthe und Schiller 61.

** Vgl. Mitth. über Göthe und Schiller 64. Herbst II 2, 39.

Digitized by Google

Göthen zu verlassen. Auch hab ichs ihm mehrmal schon seitdem gesagt, daß ich nicht aus Weimar ginge, daß ich sein treuer Gefährte bleiben wolle. —

Göthe ist im Grunde jetzt recht wohl, ein kleiner Rückfall, den er neulich bekam, ward uns von guter Vorbedeutung. Er war diesmal erst nach 6 Wochen wiedergekehrt und so schwach, daß Göthe schon den folgenden Tag auf sein konnte. Ich werde noch manchen seeligen Augenblick durch ihn und mit ihm genießen, aber mit der Unbefangenheit, wie im vorigen Jahre genieße ich das Glück nicht mehr ihn zu besitzen.

Wehmuth ergreift mich und die Seele blutet,
Daß Irrdisches nicht fester steht, das Schicksal
Der Menschheit, das entsetzliche, so nahe
An meinem Haupt vorüberzieht.*

Ich genieße mein Glück mit dem Gedanken, daß es mir vielleicht morgen geraubt wird. Der Gedanke an Tod und Verschwinden trübt mir die gegenwärtige Stunde nicht, sondern macht sie mir nur ernster und heiliger. Noch ist er da, und für mich mit ihm eine schöne Lebensstunde. Göthe lehrt mich, Schillers Verlust zu ertragen.**

Göthe arbeitet an der Ausgabe seiner sämtlichen Schriften. Auch an seiner Optik arbeitet er, um nichts unvollendet zurück zu lassen, und doch ist bei ihm des Unvollendeten noch sehr viel und wird es auch bleiben. Riemer und ich haben hiebei auch unser Geschäft bekommen. Mir hat Göthe ein Exemplar von Herrmann [so] und Dorothea gegeben, mit Papier durchschossen. Ich soll die Hexameter mustern, und alle meine Einfälle unter den Namen Aenderungen und Vorschläge beischreiben. Darauf wollen wir Conferenzen halten, und über die Lesarten *debattiren*. Ihr könnt leicht denken, daß dies für mich ein zugleich angenehmes und lehrreiches Geschäft sein wird.

Seinen Sohn will Göthe nun in die Schule geben; wozu ich mich freue, weil ich nun Gelegenheit habe dem Vater an seinem Sohne nach besten Kräften, und auf die einzig mögliche Weise ein weniges zu vergelten. Riemer bleibt bei Göthe und gewinnt dadurch

* Die Herkunft dieser Verse vermag ich nicht anzugeben.

** Abekens Auszug bietet hier noch folgende Worte: „Auch ihn nicht mehr zu haben, werde ich zu ertragen im Stande seyn, wenn es Gott will. Möge der Augenblick noch fern seyn und möge es mir gelingen, die Zeit bis dahin durch edlen Gebrauch zu verlängern und auszudehnen. Dann will ich standhaft seyn, und ihn, ohne gegen das Schicksal bitter zu seyn hingeben an den, der ihn fordert.

G. arbeitet jetzt an einer Ausgabe seiner sämtlichen Werke" u. s. w.

Digitized by Google

den Vortheil mehr um G. sein zu können, was auch ein großer Vortheil für diesen ist. Er hat Riemern lieb wie seinen Sohn, und der verdient es auch. — R. und ich sprechen täglich davon und machen beständig Plane, wie wir dem guten Mann sein Leben erleichtern können; und er nimmt unsern Willen für echte That.

Auch daß ich den Schillerschen Kindern etwas sein kann, ist mir ein großer Trost. Der selige [so] Schiller sah seine Knaben so gern unter meiner Aufsicht, und sie haben großes Zutraun in mich gesetzt und lieben mich innigst. Ich hoffe durch einigen Unterricht, und durch aufmunternden Umgang auf sie wirken zu können. Den ältesten nehme ich täglich auf meinen Spaziergängen mit, und dann sprechen wir von seinem Vater. Wohl dem Knaben, daß er in aller Unschuld noch nicht weiß, wie viel er verlohren hat. Er betrauert jetzt nur einen freundlichen, liebreichen Vater, den andern Werth seines Vaters ahnet er nur erst. Wenn ich dazu beitragen kann, daß er seinen Vater, je älter er wird, je mehr kennen lerne, so werde ich mich glücklich schätzen. Ich werde den Knaben griechischen Unterricht geben. „Voß," sagte mir neulich der kleine Ernst, „zieh doch in unser Haus, Du kannst in Papas Zimmer wohnen." Da habe ich den Jungen mit Thränen in den Augen recht herzlich geküßt. —

Ich will mich losreißen Ihr Lieben, und zu andern Gegenständen übergehn. Dein Liedchen: *Poor soul set singing ad* u. s. w.* — lieber Abeken — ist allerliebst übersetzt. Darf ichs in die Polychorde einrücken lassen? Aber, liebster A., schicke mir doch eine Uebersetzung von allen Liedern im *Lear* [so], so gut Du sie machen kannst, und das recht bald, auch eine Uebersetzung von den Monologen dieses Stückes, und sonst einiger hervorstechenden Stellen. Ich will den *Lear* übersetzen und hätte gern diese Hülfe von Dir, wo möglich auch von Solger, denn da diese Arbeit noch ein Auftrag des seligen [so] Schiller ist, so möchte ich gar gerne, daß sie recht gut würde. Laß mich nicht fehlbitten, wie das letztemal. Du glaubst nicht, wie großer Gefalle mir damit geschieht. —

Gestern Abend wurde Maria Stuart gegeben, es hat mich unendlich gerührt dieses herrliche Stück, und vieles erinnerte so lebhaft an den edlen Verfasser.. Auch Göthe war darin 2 Acte hindurch. Ich wollte noch zu ihm gehn nach der Vorstellung, aber es war um $^3/_4$ auf 10, als ich zu Hause kam, und Göthe war schon zu Bette gegangen. Dafür habe ich heute einen Morgenbesuch bei ihm gemacht um $^1/_2$7 Uhr, wo ich ihn ungemein herzlich fand. Der

* So die Abschrift. Gemeint ist das Lied der Desdemona im Othello IV 3: The poor soul sat sighing by a sycamore tree oder, wie der Anfang bei Percy, Reliques of anc. Engl. poetry, lautet: A poore soule sat sighing under a sicamore tree.

Digitized by Google

Mann ist mir nun mein Alles in dieser Gegen [so], denn die Eltern gehn nach Heidelberg. Heute Abend erwarte ich sie von Halle zurück, sie bleiben einen Tag hier, und dann reise ich mit ihnen nach Jena. Das sind denn auch die letzten Ferien, die ich mit ihnen in Jena verlebe. Doch in Zukunft geht es nach Heidelberg in den Hundstagsferien. Nächstens schreibe ich von unsern jugendlichen Zirkel allhier. Der junge Kannegießer ist ein liebenswürdiger Mensch, voll Eifer und Regsamkeit, nur scheint er mir bis jetzt an einigen überspannten Anforderungen zu laboriren. — Es wäre Schade um ihn, wenn er seine Sphäre verkennen wollte, und so viel ich vermag, soll er kein Dichter von Profession werden. Er übersetzt *Maid's Tragedy* v. *Beaumont et* [so] *Fletcher* seine Arbeit wird gut.* —

Sonnabend über 8 Tagen wird Othello gegeben. Ich habe mich vormals darauf gefreut als ein Kind zum heilgen Christ, aber jetzt ist es mir sehr gleichgültig, oder vielmehr traurig, denn ich soll ihn ohne Schillern sehn. Ich sagte einmal zu Schillern, wenn der Othello aufgeführt würde, da wollte ich mich nicht wie sonst unter den gemeinen Pöbel unten hinsetzen, sondern oben erscheinen, wo er wäre, und an demselben Abend hatte mich Schiller auch scherzhaft unter die dramatischen Schriftsteller als Mitglied aufgenommen. — Wilhelm und Abeken, Ihr Beide habt die frohe Laune sowohl, als den Ernst dieses Mannes gekannt, und seine nicht zu nennende Liebenswürdigkeit. Preist Euch deshalb glücklich, wie ich Euch preise.

Nun lebet wohl, Ihr herzlich geliebten, und denkt oft Eures Heinrichs und theilt wie vorher seinen Kummer wie seine Freuden.

Noch bin ich glücklich bei aller Wehmuth, die ich im Herzen trage. Ich habe meine Aeltern, ich habe Göthen, ich habe meine Freunde; ich habe daneben die Schönste aller Erinnerungen, das Bild meines geliebten Schillers, das mich wie ein Genius umschwebt.

Euer

Heinrich.

7.

Weimar d. 8n Oct. 1806.

Ich habe so lange geschwiegen, daß ich mit einer Entschuldigung anfangen müßte, wenn ich es nur über mich vermöchte, unsere Freundschaft durch Zweifel und Mißtrauen zu entheiligen. Lieber Solger, Du weißt es, was mich im vorigen Winter vom Schreiben abhielt; ich hatte viel Muße, aber es war keine schöne Muße, ich würde nur Briefe geschickt haben, die Euch traurig gemacht hätten. Ich bin wohler wie damals, aber noch lange nicht

* Beaumont und Fletchers dram. Werke von K. F. L. Kannegiesser erschienen in zwei Bänden 1808 in Berlin.

Digitized by Google

so wohl, wie es mich die Aerzte wollen glauben machen.* Aber heiter bin ich, sehr heiter, und wenn das Gemüth nur wohl ist, so trägt sich das körperliche Unbehagen schon eher. Die Heidelberger Reise, von der ich seit 4 Wochen heimgekehrt bin, hat sehr gut auf mich gewirkt; ich habe dort in einem schönen Lande, unter herrlichen Menschen meine verlorne Heiterkeit wiedergefunden, und ein so volles Maas derselben, daß ich für diesen Winter geschützt bin. Es war mir ein unbeschreibliches Gefühl, meine Eltern einmal so recht glücklich zu sehen, was wirklich in Jena nie der Fall war, und die letzten acht Jahre in Eutin auch nicht. Aber sie müssen es wohl hier in einer wahrhaft paradisischen Umgebung und bei so vortrefflichen Menschen sein. Daub scheint mir einer der edelsten zu sein, die jetzt leben; er ist ein Mann voll Kraft, voll Kenntnisse, voll Geist und seltenem Charakter, auch möchte ich ihn die personificirte Wahrhaftigkeit nennen. Er hat mich an alle Männer erinnert, die nur je meine Aufmerksamkeit und mein Herz gefesselt haben, an Göthe, an Stollberg**, an Schiller, an Griesbach, und doch wüßte ich nicht zu sagen, daß er an Körperbildung, an der Richtung des Geistes einem von ihnen gliche. Aber es ist gewiß, daß auch die verschiedenartigsten Menschen in einem gewissen unnennbaren Etwas übereinkommen können, in dem nehmlich, das höher ist als alle aufzählbaren Eigenschaften. Ich habe Daub in vielen Verhältnissen kennen gelernt, ich habe ihn als Freund, als Gatte [so], als Vater, als akademischer [so] Lehrer lieb gewonnen. — Auch Creuzer ist ein gar lieber, freundlicher, geistreicher Mann. — Die Liebe für Wissenschaft habe ich nirgens [so] so gefunden, wie in Heidelberg, jeder beinah theilt sich jedem mit, und es möchte noch wohl kein Aufsatz geschrieben sein, der nicht vorher durch mehrere Köpfe gewandert wäre. Auf diese Weise wird selbst mein Vater für die Akademie wirksam, wiewohl er selbst Collegia nicht liest. — In Heidelberg vollkommen zu werden ist beinah nicht einmal Verdienst für den, der nur einige Anlage dazu hat; die ganze Umgebung hebt einen, man wird fortgerissen, und zum Ziel gleichsam hingetrieben; statt daß man anderswo, (wie jetzt in Jena) sich erst kümmerlich ein Element bilden muß, in welchem man leben und wirken will. — Oft träume ich mir von der Seligkeit in Heidelberg einmal auf eine würdige Weise zu leben, das *medium* zwischen meinem Vater und den Studenten zu werden, mich selbst dort auszubilden; und dann wird mir das Herz warm und die Sehnsucht rege, nach meiner eigentlichen Heimath. Aber das sind nur Träume und werden es vielleicht immer bleiben. — So wohl, wie

---

* H. Voss ward Mitte Decembers 1805 von einem hartnäckigen Lippenübel befallen. Vgl. Mitth. über Göthe und Schiller 43.

** So hier die Abschrift, oben zweimal Stolberg.

Digitized by Google

es mir auch in Weimar ist an der Seite meines herrlichen Göthe, ich tauschte dennoch; denn von Göthe muß ich mich bald doch trennen! Ich habe dies Jahr Göthe auch nur wenig genossen, und die wenige Mal, daß ich ihn sah, empfing ich Worte und mitleidige Blicke über meinen Zustand; ich kann ihm nicht vorlesen, ich kann keine Hexameter mit ihm machen, ich muß stumm bei ihm sitzen, und darf nur stammeln statt zu reden; darum gehe ich jetzt seltner hin, als im vorigen Winter. —

Hast Du meine 3 Recensionen gelesen von Brossens Anakreon,* von Spaldings Gedichten,** von Denzers Aeschylos.*** Diese hat mir viel Freunde erworben, und einiges Zutraun in meine Arbeit, und es ist mir nicht wenig schmeichelhaft, daß Windischmann† und andere sie meinem Vater zugeschrieben haben. Gestern habe ich eine Recension von Schlegels Rom geendigt, und heute abgeschickt,†† sie enthält aber manches mir von meinem Vater mündlich mitgetheilte, so wie wir denn in Heidelberg fast jeden Morgen metrische Gespräche führten. Allein die Zusammenstellung, und die Darstellung und die Stylisirung ist ganz von mir. Ich leugne nicht, daß ich mit dieser Arbeit zufrieden bin, und sie für meine beste halte. Vielleicht giebst auch Du mir das Zeugniß, daß ich sie mit ganzer Seele ausgearbeitet. Göthe hat sie noch nicht gelesen, ich wurde von Eichstädt zu sehr pressirt, als daß ich sie ihm hätte erst mittheilen können. Ich habe aber 12 Tage ununterbrochen daran gesessen. Meine nächste Arbeit soll die Beurtheilung des Humboldischen Agamemnons sein, die††† jetzt erscheint.

---

* Anakreons Gedichte mit Erläuterungen von F. Chph. Brosse. Berlin 1806.

** G. L. Spalding, Versuch didakt. Gedichte. Berlin 1804.

*** So die Abschrift (und Punct, nicht Fragezeichen dahinter). Voss schrieb „Danzens", denn gemeint ist zweifellos: Aeschylus, Trauerspiele. Deutsch mit erklärenden Anmerkungen von Joh. Traug. Lebr. Danz. 2 Bde. Leipzig 1805—1808.

† K. Jos. Hieron. Windischmann aus Mainz (1775—1839), der mystische Philosoph, wird bei Herbst II 2, 110 als Gast im Vossischen Hause erwähnt.

†† Bei dieser Arbeit ward Voss von der Schlacht bei Jena überrascht (Briefe III 24f.). Da es auffallen kann, dass Heinrich dieses gewaltigen Ereignisses mit keiner Sylbe gedenkt, so sei erwähnt, dass sich in all seinen Briefen, soweit sie bekannt sind, nur zweimal Zeitereignisse erwähnt finden: der Einzug der Verbündeten in Paris (Briefe an Truchsess 51) und die Dreikaiserbegegnung in Heidelberg (ebenda 68ff.).

††† So, „die" lautet die Abschrift. Es ist zu verbessern „der jetzt erscheint", wenn nicht vielleicht, wie im ersten Briefe, der Begriff „Ueber-

Digitized by Google

Ist Lindau* nicht als Uebersetzer des Thucidides aufgetreten? und das ist zu loben, da Max Jakobi mit seiner Uebersetzung nicht zu loben ist.** Ist Lindau der Rec. von ihm in der Hall: Zeitung? Neulich erhielt ich von diesem Jakobi eine Bitte, ihn in der Jenaischen zu recensiren. Er fragte ganz kläglich an, ob es denn wirklich so wäre, daß ein Uebersetzer des Thucidides sich in Johannes von Müllers Sprache hinein studiren müsse? In diesem Punkte hat ihm der Hall: Rec. wohl Unrecht gethan. Wer den Thucidides in Müllers Styl übersetzt, der spricht dem Thucidides seine Individualität ab, und giebt ihm die Müllersche. Man studire alle edlen Stylisten der alten und neuen Zeit, um sich einen Reichthum an Bezeichnungen und Wendungen in unserer Sprache zu verschaffen. Aus dieser Sprache hauche [so] man diejenigen aus, die zur Darstellung des Thucidideischen Charakters die besten und zweckmäßigsten sind. — Aber Jakobi hat gar nicht unsere Sprache studirt, er hat den Thucidides in das Norddeutsche übersetzt. Ich werde ihn nicht recensiren; das harte Urtheil, was ich sprechen würde, mag ein anderer sagen. Göthe fragte mich einmal, ob M. Jakobi seine Sache einigermaßen gemacht habe. „Schlecht!" sagte

---

setzung" vorschwebt. — W. v. Humboldts Agamemnon ist thatsächlich erst zehn Jahre später, 1816 erschienen, war aber schon 1805 im wesentlichen fertig. Hier lässt sich nachweisen, wie Voss zu dieser Aeusserung gekommen ist: er hat davon durch Goethe erfahren. In dem „Briefwechsel zwischen Schiller und W. v. Humboldt" (2. Ausg. 1876) ist der letzte Brief Humboldts vom 5. Juni 1805 an Goethe gerichtet. Dort heisst es S. 333 vom Agamemnon: „Ich erwarte nur Vossens Prosodie, die ich leider nicht hatte, um die letzte Hand daran zu legen." Ueber die Entstehungsgeschichte dieser Uebersetzung vergleiche man noch Wilh. v. Humboldts Briefe an F. G. Welcker, herausg. von R. Haym (Berlin 1859), S. 18 Anm. und S. 24. Ebenda S. 34 wird in einem Briefe vom 27. Jan. 1817 die Recension des Agamemnon in den Gött. Anzeigen erwähnt.

* Ueber Aug. Ferd. Lindau (1778—1842) s. den Nomenclator Philol.

** Auch hier ist die Abschrift vielleicht fehlerhaft (ganz abgesehen von der Schreibung Thucidides und Jakobi st. Jacobi — so jedoch auch Briefe an Truchsess 46 —); denn es ist ein sehr nachlässiger Stil, nachlässiger, als wir ihn sonst in diesen Briefen finden, wenn Voss nach der Frage „Ist Lindau nicht . . . aufgetreten?" fortfährt: „und das ist zu loben" statt „wäre zu loben." Wenn Lindau den Thucydides übersetzt hat, so kann er doch nur Bruchstücke in Zeitschriften veröffentlicht haben. Eine Uebersetzung des ganzen Thucydides ist von ihm nicht erschienen. — Die Uebersetzung von Max Jacobi ist in drei Bänden, Hamburg 1804—1808, erschienen.

Digitized by Google

ich. — Das thut dem guten Papa* leid, denn Jakobi ist sein Neffe,** aber er meint doch, Jakobi hätte davon bleiben können. —

Seit Schillers Tod zerfällt unsere Bühne. Göthe erlaubt die Gesundheit nicht, viel anzuordnen, zumal da die Schauspieler nur des Winters hier sind.

Lebe wohl, liebster Solger, liebe

Deinen treuen Freund
Heinrich Voß.

8.

Heidelberg, d. 2. Dez. 1806.

Hier, mein theurer Solger, ein Theil meiner Anmerkungen über Deinen Sophocles. Du hast gethan, was Du *pro tempora* [so] zu leisten im Stande bist; dann entsteht eine Art Stillstand, der nur durch die Zeit, oder durch den Einschritt eines 3n gehoben werden kann. So war es mir bei meinem *Lear* und *Othello,* als ich ihn vor $1^1/_2$ Jahren dem Druck übergab, hätte ich keine Zeile ändern können; jetzt könnte ich schon vieles ändern und besser machen. Hätte ich aber mein Manuskript damals Dir zugesand (und ich Thor, der ichs nicht that), so würden Deine Anmerkungen mich von Neuem angeregt haben und meine Uebersetzung hätte noch bedeutend durch die Anmerkungen gewonnen. — Sobald ein Buch noch Manuscript ist, sieht man es mit andern Augen an, als wenn es gedruckt vor uns liegt. Als Manuscript ist es wandelbar und es steht mir frei anzunehmen, daß Du selbst noch an jeder Zeile zu bessern finden wirst, ja, ich muß dies annehmen, wenn ich Dir nach Kräften nützen soll. Wer kann seine Individualität ganz ablegen, und vieles wird nur deswegen von mir notirt, weil es der meinigen nicht ganz entspricht. Liegt Dein Buch erst gedruckt vor mir, so habe ich die Ueberzeugung, daß Dein Werk der reine Abdruck von der Art ist, wie Du

---

* Auch im vierten Briefe oben S. 113 heisst Goethe „der gute Papa", im neunten unten S. 134 „der alte Vater" und in den Briefen an Truchsess 38 „der alte Papa".

** Max Jacobi war ein Sohn Frdr. Hnr. Jacobis, dessen Mutter war eine ältere Halbschwester Johanna Fahlmers, diese aber ward die Frau Schlossers, nachdem dessen erste Frau Cornelie, Goethes Schwester, gestorben war. So war Max Jacobi allerdings gewissermassen Goethes (Stiefgross-)Neffe. Vgl. die Einleitung zu den Briefen von Goethe an Johanna Fahlmer, herausg. von L. Urlichs, Leipz. 1875. Es kommt hinzu, dass Goethe die fünf Jahre ältere Joh. Fahlmer schon vor ihrer Verheiratung als Tante anzureden pflegte (ebend. S. 7. 27 u. ö.). Gleichwol kann Goethe Max Jacobi nur im Scherze seinen Neffen genannt haben und Heinrichs trockenes „denn Jakobi ist sein Neffe" bleibt auffallend.

Digitized by Google

den Dichter aufgefaßt hast, und dann erst, wann ich den Glauben an seine Wandelbarkeit verloren habe, bin ich im Stande es als ein reines Kunstwerk zu genießen, wie ich den deutschen Homer genieße. Solger, Du hast herrlich übersetzt und von Deinem Sophocles erwarte ich viel. Den Jambenbau hast Du durchaus inne und wie keiner vor Dir; die Rhythmik der Verse ist ganz vollkommen, ich habe mir oft die Probe gemacht halbe Seiten mit lauter Stimme vorzulesen, wo ich denn an Klang und Bewegung auch nichts auszusetzen fand. Noch eins, notire Dir in dem, was Du mir nun schicken wirst, alle die Verse, die Dir selbst noch nicht gefallen, denen will ich meine ganz besondere Aufmerksamkeit weihn. O, schreibe mir bald, Du Theurer. Dein

alter Voß.

9.

Heidelberg d. 30. Juli 1807.

Ich habe in unbeschreiblich langer Zeit nichts von Dir vernommen, mein guter, alter, ehrlicher Solger; bist Du denn für mich tod! Lieber, laß mich länger nicht warten, es würde mich sehr traurig machen. Sei in welcher Stimmung Du willst, schreibe mir nur, ich will um nicht leere Ansprüche an Dich zu machen auch durch einen langen Brief Deinen baldigen Brief zu verdienen suchen. Mein Brief ist mit an Abeken gerichtet, Ihr seid ja noch die alten treuen Freunde, denen dies nicht unangenehm sein kann. Zuerst ein Wort von mir; aber das wird nicht sehr tröstlich sein. Noch stehe ich auf demselbigen Flecke, noch immer traure ich im Stillen, daß ich die schönen Jahre der Kraft und des Frohsinns — während sie von meinen Freunden benutzt und genossen werden, muß ungenutzt vorbeistreichen lassen. Lieber Abeken, Du preisest mich selig wegen meiner glücklichen Lage in Heidelberg. Ja, wenn ich gesund wäre, wenn ich Kraft und Arbeitslust in mir spürte, wenn ich den Gebrauch meines Mundes hätte, und reden dürfte statt zu stammeln! Meine Collegia lese ich mit großem Beifall; aber welch ein trauriges Gefühl, wenn ich manchmal, durch meine Lippe ermahnt, schon um $^3/_4$ schließen muß. Und dann zu Hause, wie schwerfällig geht es mit der Arbeit — freilich habe ich auch bessere Tage dazwischen — wie muß ich mich manchmal zur Arbeit zwingen, statt daß sie mich sonst unwiderstehlich an sich zog. Bei solchen Umständen ist mein Leben, wie Ihr leicht denken könnt, sehr einfach. Ich komme fast nicht aus dem Hause, und die Zeit, welche ich meinen Collegien abmüßigen kann, bringe ich entweder bei meinen Eltern zu, oder in unserm Garten, oder am liebsten auf meinem Zimmer. Ich wohne 3 Stock hoch, sehe nichts von der Stadt, sondern habe Berge und Wälder vor mir. In dieser Einsamkeit fühle ich mich am behag-

Digitized by Google

lichsten. Kann ich nichts schaffen, kann ich mich der Gegenwart nicht freuen, so lebe ich desto inniger in der Vergangenheit, denke mit Wehmuth und zugleich mit Freude, daß es eine Zeit gab, die mir sehr günstig war. Manchmal keimt denn ein Strahl von Hoffnung in meinem Herzen auf; ich betrachte dann mit Ruhe meinen Zustand und sehe ruhig dem, was kommen mag, entgegen. Selbst daß ich nicht arbeiten kann, was ich begehre, kümmert mich dann nicht; ich denke es kömmt wohl mal eine glückliche Zeit wieder. Ob ich aber wieder Tage erleben werde, wie im Winter 1802 in unserer griechischen Gesellschaft, wie im Jahre 1804, als ich mit Schillern noch zusammen lebte, und Tage, wie sie mir bei Göthe und im Griesbachschen Hause geworden sind, das will ich ruhig abwarten. Wohl mir, daß meine Erinnerung so treu ist, daß kein Tag vergeht, besonders Abends in den Dämmerstunden, wo ich nicht das Bild vergangner Zeiten in mir erwecke; dies ist meine Hauptfreude in diesen für mich beschränkten Zeiten. Der Umgang mit meinen Eltern ist mir viel werth; aber als Ersatz für das, was ich in Weimar und Jena verloren, sehe ich ihn doch nicht an. Nichts in der Welt kann einen Ersatz geben für einen wahren Verlust, der einzige Ersatz besteht in der treuen Erinnerung. Mit Göthe stehe ich in fortdauerndem Briefwechsel; schon 5 Briefe* habe ich von ihm, und der alte Vater schreibt immer so herzlich. Ich weiß, er hat mich ungern verloren, er hat es mir selber gesagt, und die Thränen traten ihm in die Augen, wie ich Abschied von ihm nahm. Nun hat er mir Hoffnung gegeben uns hier zu besuchen, und Ostern schickt er mir seinen Sohn zu.** Briefe sind mir Trost und Freude, und erhellen mir den düstern Tag meines einsamen Lebens; nur 2 Menschen sehe ich außer meiner Familie, das übrige Heidelberg existirt jetzt für mich nicht. Ich habe eine gewisse Scheu vor Menschen, und diese ist mir in einer Hinsicht wohlthätig; sie macht, daß ich größtentheils für mich leben [so], und in dieser Einsamkeit fühle ich jetzt meine seligsten Stunden.

Doch einer Freude laßt mich gedenken, Ihr Lieben, die mir ward und die mir noch lange die nächste Freude bleiben wird. Ich

---

* Es ist nur einer dieser Briefe bekannt, vom 17. März 1807, abgedruckt in den Mitth. über Göthe und Schiller 105 und in der Berliner Sammlung von Goethes Briefen III 539.

** Von Frühjahr 1808 bis Herbst 1809 studierte allerdings A. Goethe in Heidelberg und stand dabei in lebhaftem Verkehr mit seinem alten Lehrer. 1811 sah die Familie Voss bei einer Reise Goethe in Jena, der durch die bitteren litterarischen Fehden des alten Voss verletzt, sich steif, wenn auch freundlich zeigte, was noch schärfer bei seinem Besuche 1814 in Heidelberg hervortrat. Das weiche Gemüth Heinrichs ward hiedurch tief verletzt. Herbst II 2, 141 ff.

Digitized by Google

habe einen zweitägigen Besuch gehabt von meinem theuren Herrn von Gleichen aus Rudolstadt.* Ich kannte diesen Herrn, den vertrauten Freund des seligen Schiller, längst aus Erzählungen von Schiller, und durch Briefe, die mir von ihm mitgetheilt wurden; aber gesehn hatte ich ihn nie, weil jedesmal, wenn ich die Reise nach Rudolstadt machen wollte, ein böser Dämon sie mir vereitelte. Nun trat auf einmal ein Mann auf mein Zimmer, schön von Gestalt, mit edler Miene, mit einem so milden und so freundlichen Auge, und dabei doch so viel Ernst, wie ich nie gepaart gesehn. Als er mir den Namen Schiller nannte, ergriff mich eine Ahndung, wer es wohl sein möchte. Ich ergriff seine Hand und rief ihm mit Heftigkeit zu: „Sie sind der Herr von Gleichen aus Rudolstadt.“ Ach! wie freute ich mich da, wie hab ich ihm die Hand unaufhörlich vor sprachloser Freude gedrückt! Was haben wir da auf der Stelle von Schiller gesprochen, was hab ich ihm alles erzählt und er mir! Als ich diesen seltnen Gast meinen Eltern endlich vorstellte, da hab ich recht Stolz in mir gefühlt. Er mußte uns versprechen den ganzen Tag bei uns zu bleiben, und das that er auch mit so vieler Bereitwilligkeit. Wir saßen des Abends bis 12 Uhr zusammen, und ich habe die ganze Tischzeit über kein Auge von ihm gewendet. Die folgenden Tage reisete ich mit ihm nach Schwetzingen, wo wir noch bis 5 Uhr Abends zusammen waren. Unbeschreiblich fröhlich ist mir dieser Tag vergangen. Wie die Trennungsstunde schlug, ward mir bange im Herzen; ich mußte dem Herrn von Gleichen versprechen ihn in Rudolstadt zu besuchen, und wohl nie ist etwas mit mehr Ernst versprochen worden. Wenn Gott Leben giebt, so reise ich Michaelis 1808 hin. Endlich rollte der Wagen davon, und lange blickte ich seiner Spur mit thränenden Augen nach. So ist mir auch diese flüchtige Freude schon entschwunden; aber die Nachfreude ist groß. Noch stündlich gedenke ich des herrlichen, geliebten Mannes und erquicke mich in Gedanken an seinem schönen, herzvollen Gesichte. Verzeiht mir, Ihr Lieben, daß ich Euch so viel von einem Manne schreibe, der Euch unmittelbar nicht interessiren kann. Meine einzige Freude nach G. Abreise bestand darin, daß ich an die Hofräthin Schiller, die ihn wie ihren Bruder liebt, und an die Mutter Griesbach die ausführlichsten Briefe über ihn schrieb; und mein heutiger Brief an Euch enthält auch Nachklänge jener Freude. Wenn wir Abends die Sonne haben versinken sehen, da blicken wir gern

* Wilh. Heinrich Karl von Gleichen (geb. 1765) ward 1788 in Rudolstadt mit Schiller bekannt und durch seine damalige Braut, Friederike von Holleben, auch den beiden von Lengefeldschen Schwestern (der nachherigen Frau von Wolzogen und Frau von Schiller) innig befreundet. Vgl. über ihn das Gothaische genealog. Taschenbuch der freiherrl. Häuser auf das Jahr 1860, S. 247.

Digitized by Google

noch lange nach dem Punkte hin, wo sie zuletzt am Himmel stand; denn dort ist es noch lange am hellsten.

Von meinen Collegien, lieber Abeken, soll ich Dir schreiben; nur so viel, daß das Collegienlesen, sobald es meine Gesundheit nur verstattet, mir sehr viel Freude macht, mehr noch als das Schulleben.

Eine angenehme Nachricht aus Abekens letztem Briefe war, daß Dein Sophocles, theurer Solger, nach Weihnachten soll gedruckt werden. Du Glücklicher, der Du schon so viel geschafft hast, ich hole an meinem Aeschylus noch viel nach. Aber ich werde auch schon nachkommen, und vielleicht laß ich den Prometheus, der wirklich fertig ist, bald einmal drucken. Hast Du meine Recension vom Horaz meines Vaters* gelesen? Mein Vater, der sie zuerst gedruckt gelesen, wiewohl sie in seinem Hause geschrieben ist, hat sie mit Beifall aufgenommen.

Neulich habe ich von Wilhelm Schlegel einen sehr freundlichen Brief über meinen *Lear* und *Othello* erhalten. Ich muß Euch doch einiges daraus mittheilen. „Der Zufall hat mir ohne meine Schuld in ihren Augen das Ansehn einer Unfreundlichkeit und Nachlässigkeit gegeben. Seit einem Jahr hielt ich mich in Frankreich auf, die hier an mich eingelaufenen Packete waren liegen geblieben, und so fand ich erst vor einigen Wochen bei meiner Rückkunft nach *Coppet*** das mir von Ihnen gütig zugedachte Exemplar Ihres Shakspear. Ihre treffliche Uebersetzungen hatte ich mir schon in Paris verschafft, und große Freude daran gehabt. Ich danke Ihnen herzlich für die Art, wie Sie meiner in der Vorrede erwähnen, noch mehr beschämen sie mich durch alles Verbindliche, was Sie mir in Ihrem Briefe sagen. In der Behandlung der Sprache und im Versbau kann man vielleicht selbst einem unvollkommenen Vorgänger einigen Vortheil absehen, aber die Weise, wie Sie den Dichter fühlen, erlernt sich nicht, und ist ganz Ihr eigen. Da meine Antwort so lange verzögert worden, so wird die J. A. L. Z. sich vermuthlich schon beeifert haben von einer so merkwürdigen Erscheinung dem Publikum Nachricht zu geben. Sollte dies nicht sein, so bin ich bereit, die Anzeige zu übernehmen, wiewohl ich befürchte dem Vorwurf der Anmaßung schwerlich entgehn zu können, wenn ich über die Arbeit eines Mitarbeiters ein öffentliches Urtheil fälle ..... Sie haben mir durch diesen schönen Wetteifer einen neuen Antrieb gegeben, endlich einmal die lang versprochene Fortsetzung zu liefern. Bald hoffe ich ihr Geschenk mit dem 9. Bande, welcher Richard 3 und Heinrich den achten enthalten wird, erwiedern zu können, *cet.*“ — —

---

* Diese Uebersetzung erschien in 2 Theilen 1806 in Heidelberg. Die Recension steht in der Jen. L.-Ztg. 1807 Nr. 135.

** Landsitz der Frau von Staël am Genfer See.

Digitized by Google

Ist dies nicht ungemein artig und schmeichelhaft? Der Brief hat mir große Freude gemacht, auf Schlegels Recension bin ich nun sehr begierig. Die Nachricht vom 9n Bande, der Richard 3 enthalten soll, theilst Du wohl Keßler* mit. Treib ihn doch an, daß er seine Uebersetzung von R. 3 in Druck gebe. Es können nicht zu viel Uebersetzungen kommen; man sollte Schlegeln so vorarbeiten. Ich freue mich, daß ich ihm durch *Lear* und *Othello* so gut vorgearbeitet habe. Wenn Schlegel an diese Stücke kommt, und meine Uebersetzung überarbeitet, so muß seine Uebersetzung dieser Stücke ein Meisterstück werden; denn vieles ist in meiner Uebersetzung gewiß brauchbar, manches — wenn auch gleich wenig — unentbehrlich, z. B. Manche Stelle im 5n Acte des *Othello*. Haltet mich nicht für Stolz, Ihr Lieben, daß ich so rede, es ist dies meine wahre Meinung und nur zu Euch rede ich so. — Ach! wenn nur meine Lippe wollte, wie ich wollte, wie viel wollte ich übersetzen. Aber Ihr, in Berlin, warum geht Ihr nicht ans Uebersetzen. Ihr habt so viele rüstige Uebersetzer. Das Wintermährchen! Lieber Abeken, das wäre so etwas für Dich, gehe doch daran. Wenn ich es doch erlebte den ganzen Shakspear deutsch zu sehn! Von Keßler erwarte ich auch viel.

Pagenstecher** lebt nun in Osnabrück ganz der Anschauung und der Mahlerei... Block*** wird noch in Rom sein und ungetheilte Tragödien schreiben, in denen er die ganze Weltgeschichte entfaltet. „Schade, sagte mir Pagenstecher einmal, daß es ihm nicht ganz mit dem Ausdrucke gelingen will. — Wenn er nur das alles aussprechen könnte, was in ihm wogt, da würde ein Meer von Schönheiten und Seltenheiten zum Vorschein kommen." Lebt wohl, ihr Lieben, und erfreut Euren Heinrich bald durch Briefe, vor allen Du, mein theurer Solger.

Euer Heinrich.

---

* G. W. Kessler, später Regierungspraesident in Westphalen, hatte „Viel Lärm um Nichts", „Cymbeline" und „Ende gut, Alles gut" übersetzt, Krause das „Wintermärchen". Sie erschienen 1809 und 1810 in 2 Bänden. Ueber Kessler vergl. Gelehrtes Berlin im J. 1825, S. 131.

** Pagenstecher ist geb. 1776, verheiratete sich 1807 und ist 1859 gestorben. Er war Pastor im Osnabrückischen und Dilettant in der Malerei. Eine von ihm gemachte Copie einer Raphaelschen Madonna, im Besitze seines Schwiegersohnes, ist beim Brande des Seminars zu Osnabrück zu Grunde gegangen.

*** Johann Diedrich Block ist 1776 in Badbergen geb., war 1807—1809 in Rom, später Hauslehrer beim Fürsten Hohenlohe-Langenburg, dann 40 Jahre lang Pastor und später Superintendent in Ahrenshorst bei Osnabrück und starb als Emeritus in Osnabrück 1854. Im Druck ist nichts von ihm erschienen.

Digitized by Google

10.

Heidelberg Ende Juni 1810.

Dein Brief, mein guter, lieber Solger, ist gestern angekommen und hat große Freude erregt. Er kreuzte sich mit meinem Briefe, dem ein Exemplar des Shakspear beigelegt war. So haben wir denn fast zu gleicher Zeit das Bedürfniß gefühlt uns einander mitzutheilen. Und so hab ich es am liebsten. Mit Spalding ging es mir neulich ebenso.

Kramer scheint ein ganz artiger Mensch zu sein, er will Tibull bei mir hören. Von Deinem Collegium über Agamemnon sprach er mit vieler Liebe, und ich habe ihn gebeten mir sein nachgeschriebenes Heft mitzutheilen.

Wie es mir hier geht, mein guter Solger? Es hat sich nichts Wesentliches mit mir verändert, als daß ich Gehaltszulage bekommen und Ordinarius geworden. Mit Böckh und Creuzer lebe ich, ohne ihnen nahe zu sein, doch in sehr guten Verhältnissen, in freundlichen mit dem wackeren Alöys Schreiber* und Schwarz** und *de Wette.*** Creuzer hat für meine Freundschaft keinen Sinn, als Gelehrten schätze ich ihn und Böckh außerordentlich. Böckh ist ohne Zweifel der Gelehrteste und dabei geistreichste Schüler, den Wolf gezogen; selbst Heindorf hat diese in die Tiefe greifende Kühnheit nicht, ihm gelingt alles, was er unternimmt, und das in einem Alter von 25 Jahren. Creuzer steht mir ferner; ich kann mich mit seiner Art zu denken und fantasiren nicht befreunden. Sein Dionysos† ist mir ein Gräuel, wiewohl ich seinen Werth im Einzelnen nicht verkenne und seine Belesenheit achte. Wenn ich doch nur hinter seinen Recensenten kommen könnte in der J. A. L. Z. Böckh und ich haben uns schon in Vermuthungen erschöpft; er rieth auf Wolf, ich auf Kanne;†† daß es Bredow nicht ist, möchte ich beschwören Solltest Du die Recension gemacht haben? Dein Brief spricht von mythologischen Studien — aber höchst unwahrscheinlich ist auch dies mir. Mich freut, daß Du Recensent an unsern Jahrbüchern†††

---

* Der Lyriker, Epiker und Aesthetiker Aloys Wilh. Schreiber aus Kappel in Baden (1761—1841). Vgl. Herbst II 2, 137.

** Der Paedagog Fr. H. Chn. Schwarz aus Giessen (1766—1837).

*** Vgl. Herbst II 2, 138.

† Dionysus seu commentt. academ. de rerum Bacchicarum originibus et causis. Es erschienen nur zwei Hefte des ersten Bandes zu Heidelberg 1808 und 1809.

†† Ueber Joh. Arnold Kanne (1773—1834) vergl. dessen Selbstbiographie in den Leben merkwürdiger und erweckter Christen I 263 ff.

††† Den Heidelberger Jahrbüchern.

Digitized by Google

bist. Ich habe keinen Theil an der Direction derselben, sondern lehnte alles ab, wie Creuzer nach Leyden ging, doch große Freude habe ich an ihrem Gedeihen.

Es ist wohl keiner, der Deinen Sophocles mehr studirt hat, als ich, und werde es auch in der Vorrede zu meinem Aeschylos dankbar anerkennen, was ich Dir schuldig bin; in dem Bau des Trimeters bleibst Du Bahnbrecher. Eine kleine Anzeige im Morgenblatte von mir, wirst Du gelesen haben, auch wohl, was ich beiläufig über Deine critischen Anmerkungen in meiner Recension des Bothe* zu Erfurt gesagt habe. Ich werde einmal einen eigenen Band critischer und erläuternder Anmerkungen über die 3 Tragiker und Aristophanes schreiben, und jene Recensionen sind nichts als Vorarbeit dazu, denn auf einen Bothe werde [so] ich sonst keinen so angestrengten Fleiß verwenden. Von meinen Emendationen zum Aeschylos werde ich Dir gelegentlich etwas zur Prüfung vorlegen. Nun bin ich denn auch beinah fertig mit dem Aeschylos; aber ich feile noch volle 2 Jahre, eh ichs drucken lasse. Mein Wunsch ist, daß die Uebersetzung mich überlebe.**

Gottlob, daß ich nun wieder etwas gesund bin! Ein ganzes Jahr, wo ich ein erbärmlicher, gichtgeplagter Krüppel war, ist wieder aus meinem Leben ausgestrichen; erst seit vorigen Michaelis bin ich genesen, und diesen Sommer denn auch recht ausgezeichnet gesund. Als ich nach einem schweren Lager wieder zu athmen und mich des Lebens zu freuen anfing, machte ich mich daran die während meiner Krankheit entworfne Macbethübersetzung auszufeilen, und ich kann Dir nicht sagen, wie das mich glücklich machte. Ich war mit meinem Bruder*** auf einer Reise nach Stuttgard und Thübingen [so] und wir trieben fast nichts anders als Shakspear. Ich hoffe Du wirst auch in unserer Arbeit Spuren finden von der Liebe, mit der sie ist gefertigt worden. Der Shakspear ist mir wie Aeschylos an die Seele gewachsen, und da mein Bruder mich so kräftig unterstützt, so will ich gern die von Schlegel übrig gelassenen Stücke bezwingen, der nächste Band, der schon fertig da liegt, wird Wintermärchen und Coriolan bringen. Daß auch Keßler und Krause eine Fortsetzung des Schlegel unternommen, macht mir große Freude. Keßler hat einen entschiedenen Beruf dazu, er hat ein großes Talent den richtigen Ausdruck zu finden; aber im Versbau ist er noch hol-

---

* Bothes Sophokles (2 Bde., Leipzig 1808) ist im Morgenblatte 1810, Uebersicht der neuesten Lit. N. 1, S. 7 recensiert, ohne Chiffre; doch liegt die Vermuthung nahe, dass dies die erwähnte Recension sei.

** Sie erschien bekanntlich erst nach seinem Tode u. d. T.: Aeschylos, Tragödien, deutsch von H. Voss, zum Theil vollendet von Joh. Hnr. Voss. (Mit dem Bilde von H. Voss.) Heidelberg 1826.

*** Abraham, s. Herbst II 2, 166.

Digitized by Google

prig, und mitunter tödtet er durch unrichtige Wortstellung das dramatische Leben. Doch in der Prosa erkenne ich ihn für meinen Meister. Meine Prosa im *Lear* und *Othello* ist abscheulich, dagegen mir die Jamben oft im ersten Wurf gelingen. Auf Krausens Wintermährchen bin ich sehr begierig, wie auf den Möllerschen Macbeth.* Mein Shakspear geht, wie man mir schreibt, in Süddeutschland reißend ab, so daß ich wohl eine 2e Auflage werde erleben können.

Mein Leben in Heidelberg ist höchst einfach, oft ein Tag wie der andere, und ich versüße mir eine heitere Gegenwart noch durch eine schöne Vergangenheit. Daß ich Göthe verloren, ist mir immer noch ein Schmerz. Wohl mir, daß seine Liebe mir auch ins Neckarthal folgte, wovon er mir so häufig Beweise giebt. Meine alten Freunde — nur wenige — sind und bleiben mir über alles theuer. Neue finde ich nicht, einen in Stuttgard ausgenommen.** Aber groß, unendlich groß ist auch die Wonne, wenn einer der Geliebten meines Herzens mich besucht, oder ich zu ihm kommen kann. Neulich war der herrliche Gleichen aus Rudolstadt bei mir; er trat in mein Zimmer, wie ich ins Collegium gehen wollte. Ja da wurde an kein Collegium mehr gedacht. Ich war trunken vor Freude den theuren Mann wieder zu sehen — und solche Tage, die mich ganz wieder in die zauberreichen Tage der Kindheit versetzen, machen Epoche in meinem Leben.

Michaelis 1811 reise ich nach Weimar, Jena und Rudolstadt — da wollen Abeken*** und ich auch recht ein altes Leben führen. — Eine meiner Freuden ist auch, daß ich wieder mit meinem Stollberg [so] in recht enge Verbindung gekommen bin. Wir schreiben uns oft, und ich bin ihm noch wie ehemals sein „liebster Heinrich". O könnte ich Dir die Briefe dieses einzigen, göttlichen Mannes vorlesen! Ich fühle mich durch und durch warm, wenn ich nur an ihn denke. Er hat mir vor einigen Monaten einen herrlichen Aeschylus† geschenkt. — Alle Ränder voll geschrieben, also sein Lieblingsexemplar. — Den Mann muß ich auch wiedersehn. Einige neue Gedichte hat er mir zugeschickt, die den edlen heitern Geist des alten Stollberg von 1790 athmen. Die Aeschylos Uebersetzung ist doch in ihrer Art ein Meisterstück. Wo es mir nur möglich ist, suche ich mich an sie zu halten — und durch sie hat meine Uebersetzung schon sehr gewonnen.

---

* J. F. W. Möllers Macbeth erschien 1810 in Hannover.

** Es ist Christian von Truchsess gemeint: s. Briefe von H. Voss an Chrn. von Truchsess, Vorwort.

*** Abeken war damals als Nachfolger Ukerts der Hauslehrer der Kinder Schillers.

† Vor und hinter diesem Namen hat die Abschrift Raum für je ein Wort gelassen.

Digitized by Google

Nun lebe wohl, mein bester Solger. Schreibe mir von Deiner Mutter.*

Dein
alter treuer Heinrich Voß.

Die vorstehenden Briefe habe ich wesentlich um der Nachrichten willen veröffentlicht, die uns darin über unsere Dichterdioskuren mitgetheilt werden. Ich darf aber annehmen, daß sie auch dem Briefsteller selbst die Sympathie des Lesers erworben oder die bereits vorhandene erhöht haben. Sein lauteres Wesen zeigt sich in seiner Gesinnung gegen seine anderen Freunde, namentlich aber gegen Goethe. Das im fünften Briefe gegebene Versprechen, er werde es Goethe lebenslang danken, dass er ihn in Augenblicken des Kleinmuthes aufgerichtet habe, hat Heinrich Voss getreulich gehalten. Es ist nur natürlich, wenn er allmählich (zuerst in der aus Abekens Auszuge ergänzten Stelle des sechsten Briefes und darauf im siebenten) sich mit dem Gedanken einer Trennung von Goethe vertraut macht und dann diese Trennung wirklich vollzieht. Seine Liebe und Anhänglichkeit bleibt dieselbe auch da, wo Goethe ihm und noch mehr seinem Vater kühl entgegentritt (vgl. Briefe III 20) und zeigt sich noch im letzten Briefe unverändert.

Ein Bildniss von Heinrich Voss findet man, wie oben angegeben, in seiner Aeschylus-Uebersetzung, ein zweites in dem Briefwechsel mit Jean Paul.

Wenn ich diese Veröffentlichung mit meinem Namen unterzeichne, so kann ich mich doch nur insofern als Herausgeberin dieser Briefe bekennen, als ich gerade in ihrem Besitze bin und der Wunsch sie zu veröffentlichen in mir lebendig wurde. Den schwierigeren Theil der Arbeit jedoch übernahm mein philologischer Freund Friedrich Polle, dem ich dadurch zum grössten Dank verpflichtet bin. Prof. Polle ward wiederum auf das kräftigste und freundlichste unterstützt durch den Herausgeber dieser Zeitschrift, dem ich gleichfalls den herzlichsten Dank ausspreche.

Dresden. Karoline Solger.

* Solgers Mutter ward im Frühjahre 1810 krank; er besuchte sie zu Pfingsten in Schwedt. Die Mutter starb bald darauf. Vgl. Solgers Nachgelass. Schriften I 198 ff.

Digitized by Google

Die poetischen Erzählungen des Herrand von Wildonie und die Kleinen innerösterreichischen Minnesinger. Herausgegeben von Dr. Karl Ferdinand Kummer. Wien 1880, Hölder. 8. XIV u. 228 Seiten.

Die Dichtungen Herrands von Wildonie waren im Zusammenhange bisher nur in einer nicht allerwärts leicht zugänglichen Zeitschrift, nämlich in den Wiener Jahrbüchern der Literatur, Band 95 und 96 (1841) Anzeigeblatt, gedruckt. Schon aus diesem Grunde muss uns diese neue Ausgabe willkommen sein, und umsomehr, setze ich gleich hinzu, weil es dem fleissigen und gewandten Herausgeber gelungen ist, in der den grösseren Theil des Buches einnehmenden Einleitung über einige Partien der wichtigen Periode, welche wir die Nachblüte der höfischen Dichtung nennen, neues Licht zu verbreiten.

Herrand, dieses Namens der zweite, von Wildonie gehört wie sein Schwiegervater, der Dichter Ulrich von Lichtenstein, einem angesehenen Ministerialengeschlechte der Steiermark an, dessen Mitglieder schon zu Ende des 12. Jahrhunderts, namentlich aber nach dem Tode Friedrichs des Streitbaren bis in die Zeiten Albrechts I. von Habsburg an dem Fürstenhofe und in der politischen Geschichte ihres Heimatlandes eine wichtige Rolle spielen.

Herr Kummer hat in einer bereits vor Jahresfrist erschienenen Monographie im Archiv für österreichische Geschichte B. 59, 1. Hälfte S. 177—322* ausführlich über die Genealogie und Geschichte der Wildonier gehandelt, und ich will auf diese Arbeit zugleich als auf einen schätzbaren Beitrag zur Geschichte des österreichischen Interregnums aufmerksam machen. Unser Dichter kommt danach urkundlich von 1248—1278 vor; geboren ist er frühestens 1228, gestorben spätestens 1282 (a. a. O. S. 233. 240 Anm. 1. 245 f.).

Von Herrands Dichtungen haben sich uns in der bekannten grossen Ambraser Sammelhandschrift vier poetische Erzählungen erhalten. Nr. 1, die treue Hausfrau, berichtet von einer Frau, welche sich selbst ein Auge aussticht um ihrem Manne gleich zu

* Auch in Separ.-Abdr.: Das Ministerialengeschlecht von Wildonie. Von Dr. Karl Ferd. Kummer. Wien 1879, Geroldś Sohn.

Digitized by Google

sein, der in einem Turnier ein Auge verloren hat und sich deshalb seiner Gattin nicht mehr werth hält. Nr. 2, der getäuschte Ehemann, behandelt einen ähnlichen Stoff wie die 8. Erzählung des 7. Tages in Boccaccios Decamerone. Nr. 3, der nackte Kaiser, ist eine Abart der Geschichte vom Kaiser Jovinianus in den Gestis Romanorum (Oesterley cap. 59), wieder in anderer Fassung auch von dem Stricker, und danach in Ludwig Bechsteins Märchenbuch unter dem Titel „der König im Bade" erzählt. Nr. 4, die Katze, wurde von Friedrich Rückert in dem Gedichte „Katerstolz und Fuchses Rath", übrigens auch nach anderer Quelle, erneuert.

Es ist schade, dass es Herr Kummer abgelehnt hat, auf die Geschichte der Erzählungen einzugehen, wie dies z. B. für Nr. 2 von der Hagen in den Gesammtabenteuern II S. XLII ff. und später H. Lambel in den Erzählungen und Schwänken (Deutsche Classiker des Mittelalters XII) S. 193 ff. gethan hat. Dafür gibt er uns um so ausführlichere Untersuchungen über die wahrscheinliche Entstehungszeit und Veranlassung der einzelnen Dichtungen und ihr Verhältniss zu gleichzeitigen oder älteren Bearbeitungen desselben Stoffes, welche Herrand möglicher Weise gekannt hat. So hat er es für Nr. 1 sehr wahrscheinlich gemacht, dass die in einer Strassburger Handschrift erhaltene Bearbeitung desselben Stoffes (in von der Hagens Gesammtabenteuern I, 249 ff. unter dem Titel „das Auge" gedruckt) Herrand bekannt war, dessen Gedicht wiederum in einer Erweiterung des Originals (Lassbergs Liedersaal I, 161 ff. unter dem Titel „Frauenliebe") nachklingt. Nr. 3 glaubt er gegen Herrands ausdrückliche Erklärung (vgl. auch Wackernagels Litteraturgesch. § 90 Anm. 133) wie Nr. 4 auf den Stricker zurückführen zu dürfen. Wichtiger indessen und am Ende sogar lohnender ist es vielleicht, nach der Entstehungszeit als nach den Quellen gerade dieser beiden Dichtungen zu fragen. Für Nr. 1 und 2 lässt sich in chronologischer Beziehung ohnehin nicht mehr sagen, als dass das erste Gedicht nicht vor 1257, das zweite nicht nach 1275 angesetzt werden darf (S. 34).

Schon Bergmann, der erste Herausgeber, hat in Nr. 3 und 4 Anspielungen auf Zeitereignisse erkannt. Herrand gibt in Nr. 3 dem Kaiser Gorneus (so nennt er ihn), dessen Uebermuth von Gott gezüchtigt wird, auch eine Reihe von Ausschreitungen schuld, wie sie namentlich in den Zeiten des Interregnums in den österreichischen Ländern von Seiten der obersten Machthaber vorgekommen sein mögen, obschon die unter andern auch von Kaiser Friedrich II. im Jahre 1237 bestätigten Landesprivilegien dagegen ausdrücklich schützen sollten. Hr. Kummer ist geneigt diese Erzählung an die Vertreibung der Ungarn aus Steiermark und die Aufrichtung der Herrschaft König Ottokars in diesem Lande zu Anfang des Jahres 1260 anzuknüpfen. Dieser Zeitpunct, sagt er S. 32, rief die alten

Digitized by Google

Rechte und Klagen wieder lebhaft ins Gedächtniss, die Versprechungen Ottokars veranlassten das Idealbild eines Systemwechsels in der Herrschaft zu entwerfen, den Träger desselben aber mit dem Strahlenkranze der Heiligkeit zu umgeben. Allerdings würde er Herrands Erzählung lieber mit der Demüthigung und Wiedererhebung Friedrichs des Streitbaren in Verbindung bringen; aber da der Beginn der dichterischen Thätigkeit Herrands unmöglich über 1248 hinaufgerückt werden kann, so ist daran nicht zu denken (S. 31).

Sollte nicht noch eine andere Beziehung möglich sein? Wenn ein Dichter vor 1250 die in den Hauptzügen uralte Geschichte (vgl. Köhler in Pfeiffers Germania II, 431 ff.) von dem nackten Könige erneuerte, an wen mochte er unter den grossen seiner Zeit im allgemeinen eher denken als an Kaiser Friedrich II.? Aber es finden sich vielleicht noch nähere Anknüpfungspuncte. Hr. Kummer hebt S. 33 mit Recht hervor, dass die Periode von zehn Jahren, während welcher Herrands Kaiser Gericht und Gerechtigkeit vernachlässigt, einem gleich langen historischen Zeitraume entsprechen dürfte, den der Dichter vor Augen hatte. Als ein solcher Zeitraum können in der Geschichte Friedrichs II. die zehn Jahre von 1239—1249 gefasst werden. Am 24. März 1239 wurde Friedrich II. von dem Papste gebannt und in der Bannbulle wie in anderen Enuntiationen Gregors IX. wurde dem Kaiser ausdrücklich grausame Bedrückung der Bevölkerung seines Erblandes aus Habsucht zum Vorwurfe gemacht (vgl. Schirrmacher, Kaiser Friederich der Zweite III, 65. Matthaei Parisiensis chronica majora ed. Luard. 3. Band London 1876 S. 536. 570f. 602). Gewiss wurden diese Anschuldigungen von der päpstlichen Partei auch in Steiermark verbreitet. Gerade in den österreichischen Ländern verbitterte sich seit dem Tode des letzten Babenbergers im J. 1246 der Streit zwischen den Anhängern des Kaisers und des Papstes durch die Frage der Erbfolge. Jetzt erst mag der Kaiser, in dessen Auftrage Graf Eberstein die Länder für das Reich verwaltete, und sein Regiment von den Gegnern in den schwärzesten Farben gemalt worden sein. Aber ein grosser Theil der Landherren hieng ihm an, und darunter waren die Wildonier. Sie schickten im Sommer 1248 eine Gesandtschaft an den Kaiser nach Verona um sich seinen Enkel Friedrich, Margarethens Sohn, zum Herzog zu erbitten (Krones, Gesch. Oesterreichs I, 634). Und im Jahre 1249 finden wir Herrands Vater, Ulrich von Wildonie, im Auftrage der steierischen Herren und in Gesellschaft des neuen Statthalters, des Grafen von Görz, am Hofe des Kaisers, der den Steirern am 20. April 1249 ihre durch Herzog Ottokar IV. verbürgten Freiheiten neuerdings bestätigt haben soll (Lorenz, Deutsche Gesch. I, 63). Auch wenn diese Urkunde unecht ist, wie Hr. Kummer mit Huillard-Bréholles annimmt (vgl. Archiv f. öst. Gesch. 59, 1 S. 237), so beweist sie nicht minder, dass Herrands

Digitized by Google

Vater, Ulrich von Wildon, der darin Friedrichs Lieber und Getreuer genannt wird, damals zu dem Kaiser in nahen Beziehungen gestanden haben und für seine Sache im Lande thätig gewesen sein muss. Im Hinblicke auf die berührten Verhältnisse, könnte man meinen, hat Herrand die alte Geschichte modernisiert. Daher erzählt er nicht bloss von dem Hochmuthe des Kaisers, sondern auch von der Willkür und Bestechlichkeit seines Regiments, wovon die Gesta Romanorum nichts wissen und der Stricker (v. d. Hagen, Ges. Abent. Nr. 71 v. 292) sogar das Gegentheil erwähnt; mit Rücksicht auf die von ihm beabsichtigte Wirkung legt er aber den Schwerpunct nicht in eine breite Schilderung des von dem Kaiser geübten Unrechts, sondern seiner Umwandelung und seiner Versöhnung mit den Fürsten. Diesem Puncte strebt Herrands Erzählung offenbar zu, und es ist nur natürlich, wenn sein bekehrter Kaiser Gorneus in sein nunmehriges Regierungsprogramm Versprechungen und Zugeständnisse aufnimmt, auf welche es den steierischen Herren besonders ankam und die ihnen auch thatsächlich oder angeblich, gewiss aber nach der Darstellung der Wildonier, 1249 von Friedrich bestätigt worden sind. So aufgefasst erscheint Herrands Gedicht in der Hauptsache sogar geschickt gemacht. Ich meine nicht in Bezug auf die Composition, welche Hr. Kummer mit Recht bemängelt, sondern was die Durchführung der politischen Tendenz betrifft. Es weist die Anschuldigungen der Feinde nicht ab; aber in dem Bilde des bekehrten Kaisers, das schliesslich sogar von dem Scheine der Heiligkeit umstrahlt wird, glorificiert es den Fürsten, der durch die Bestätigung der Landesprivilegien wenigstens den ersten und wichtigsten Schritt gethan hat um ein zweiter Gorneus zu werden. — Der Zeit nach macht die von mir versuchte Anknüpfung keine Schwierigkeit. 1249 stand Herrand im Beginn der zwanziger Jahre, und dass das Gedicht in seine Jugendjahre und in die Anfangszeit seiner poetischen Production gehört, hat Hr. Kummer S. 23 selbst hervorgehoben.

Der Erzählung von dem Kater (Nr. 4), welcher der Reihe nach um Sonne, Nebel, Wind, Mauer und Maus freit um schliesslich zu der von ihm verlassenen Katze zurückzukehren, gibt Herrand eine ziemlich gezwungene Deutung von der Gefährlichkeit des Herrenwechsels. Hr. Kummer findet eine Anlehnung der Fabel an die Ereignisse der Jahre 1270—71, bei deren Gelegenheit Herrand in seinem Gedichte gegen Ottokar für Ungarn Partei ergriffen hätte, denkbar, obschon, wie er selbst S. 27 sagt, recht hypothetisch. Freilich möchte man diese vierte Erzählung noch lieber als die dritte in die Zeit des letzten Babenbergers oder des ersten Habsburgers verlegen (vgl. S. 33 Anm.). Aber so lange man Herrand II. als Dichter und die von Hrn. Kummer für sein Leben fixierte Zeitbestimmung festhält, muss man sich eben nach anderen Beziehungen umsehen. Ich stehe nicht an die vierte Erzählung in ungefähr denselben Zeit-

Digitized by Google

raum wie die dritte zu verweisen. Ich habe schon oben darauf hingewiesen, dass die kaiserliche Partei in Steiermark in den Jahren 1248—50 Friedrichs II. Enkel, den Sohn Margarethens, zum Herzoge wünschte. Gegenüber anderen Praetendenten mochte er immerhin als der angestammte Fürst erscheinen. Und da finde ich sogar für Herrands Gedicht eine unmittelbare, persönliche Veranlassung. Es mochte eine Warnung an einen Freund sein, welcher Lust spürte seinen Herrn zu wechseln: Ulrich von Lichtenstein begab sich ja auf die Seite der Gegner (vgl. Lorenz, Deutsche Gesch. I, 76. 110).

Ueber das dichterische vermögen Herrands urtheilt Hr. Kummer sehr strenge. „Herrand von Wildon ist ein Sohn der Verfallzeit der ritterlichen Dichtung. Es fehlt ihm an origineller Erfindung; er benutzt daher alte, bekannte Stoffe zu bestimmten Zwecken und sucht dieselben zu beleben, aber nicht immer glücklich; indem er die Anordnung verändert, verfällt er oft in lästige Wiederholungen. Die Einleitungsverse sind recht ungeschickt; die Nutzanwendung wird mitunter bei den Haaren herbeigezogen. Reminiscenzen wendet er an, um seine eigene Dürftigkeit zu verhüllen, wo sie sich ihm bieten."

Der Würdigung Herrands als lyrischen Dichters (denn keinem andern als ihm gehören wol die in der Pariser Liederhandschrift unter dem Namen des von Wildonie aufgeführten Strophen an) geht eine sorgfältig zusammengestellte Uebersicht über die Entwicklung des Minnegesanges in Oesterreich voraus (S. 55—76). Zugleich mit Wildon hat Hr. Kummer auch drei andere ritterliche Sänger Innerösterreichs, Suneck, Scharfenberg und Stadeck, herausgegeben. Auch über diese Dichter ist in der Einleitung ausführlich gehandelt und alles erreichbare in Bezug auf deren Heimat, Geschlecht, Zeit und Kunst beigebracht. Scharfenberg schliesst sich aufs engste an Neidhart und seine Schule an, die beiden anderen und der Wildonier zeigen sich fast gleichmässig abhängig von Walther von der Vogelweide, Gottfried von Neifen und Ulrich von Lichtenstein. Freilich bleiben sie selbst hinter Ulrich weit zurück. Hr. Kummer betrachtet Stadeck als den ältesten. „Er bringt am getreuesten Walthers Weise wieder und gehört noch der guten Zeit an. Wir irren wol nicht, wenn wir ihn gerade in die Mitte des Jahrhunderts setzen." Herrand von Wildonie steht ihm zunächst und berührt sich vielfach mit ihm. Suneck gehört in das letzte Viertel des Jahrhunderts, kaum vor 1280. Etwas früher vielleicht ist der Scharfenberger anzusetzen, obschon sich für seine Fixierung die wenigsten Anhaltspuncte finden (S. 77 f. 126).

Zum Schlusse muss ich einer interessanten Hypothese wenigstens Erwähnung thun. Hr. Kummer spricht nämlich die Vermuthung aus, dass im letzten Viertel des dreizehnten Jahrhunderts eine Rückströmung des litterarischen Einflusses vom Osten Deutschlands nach Westen stattgefunden habe (S. 103. 107. 126). Die Argumente,

Digitized by Google

welche er für diese Behauptung anführt (S. 103. 107), sind gewichtig genug um eine eingehendere Prüfung seiner Hypothese wünschenswerth erscheinen zu lassen, als ich sie augenblicklich vorzunehmen in der Lage bin.

Wien, 22. Januar 1881. Ludwig Blume.

Anzeigen aus der Goethe-Litteratur.

1. Goethe-Jahrbuch. Herausgegeben von Ludwig Geiger. Zweiter Band. Frankfurt a. M. Literarische Anstalt. Rütten & Loening. 1881. (gr. 8. 336 SS. 8 M.)

Das Unternehmen des Goethe-Jahrbuches bewährt sich durch seinen erfreulichen Fortgang und Fortschritt als ein sehr zu rechter Zeit eingeleitetes. Die Einrichtung dieses Bandes ist dieselbe wie im ersten Jahrgange — leider ist auch hier wieder ein Register zu vermissen. Vielleicht überrascht uns der Herausgeber im nächsten Jahre mit Registern über die drei ersten Bände.

Die Reihe der Abhandlungen eröffnet Georg Brandes mit „Goethe und Dänemark", einem vorzüglich geschriebenen Aufsatze, in dem der Verfasser die Stellung bedeutender Dänen zu Goethe, sowie dessen Stellung zu jenen aus der gesammten Persönlichkeit der betheiligten entwickelt und darstellt. Brandes schlägt damit eine Richtung ein, die, mit seinem Geiste in umfassender Weise gepflegt, am besten geeignet ist das Urtheil über Goethes Verhalten gegen Mitmenschen, sowie die Gründe der verschiedenen Urtheile über Goethe zu klären.

Julian Schmidt bespricht in einem trefflichen Aufsatze „Goethes Stellung zum Christenthum", einen Gegenstand, der allerdings schon oft, und zwar mit den entgegengesetztesten Ergebnissen behandelt worden, hier aber nach Erörterung der nothwendigen Vorfrage, welche der verschiedenartigsten Auffassungen des Christenthums dabei zu Grunde zu legen sei, mit der schlagend begründeten Ueberzeugung abgeschlossen wird, dass Goethe ein entschiedener, aber kein verdunkelter Christ gewesen sei.

Erich Schmidt gibt „Zur Vorgeschichte des Goetheschen Faust", eine fleissige Lessing-Studie, worin er die zersplitterten Nachrichten über Lessings Plan mit Gründlichkeit verwerthet.

Richard M. Werner schliesst die Abhandlungen mit: „Die erste Aufführung des Götz von Berlichingen". Er stellt die Aussprüche der gewiegtesten Kritiker zur Zeit der Erscheinung des Schauspiels, welche fast durchgängig dessen Darstellung auf der Bühne für unmöglich hielten, sowie die Mittheilung über die in Berlin 1774 durch den Schauspielunternehmer Koch dennoch bewirkte Aufführung zusammen.

Digitized by Google

An der Spitze der Abtheilung der Forschungen steht ein höchst werthvoller Beitrag: „Aeltere Gestalten Goethescher Gedichte. Mittheilungen und Nachweise aus Herders Papieren von Bernhard Suphan", wichtig wegen der ersten Fassung der Gedichte, der gegenüber die heute in den Werken zu lesende z. Th. als durch nachlässigen Druck entstanden anzusehen ist, sowie wegen der Zeitbestimmung von Gedichten. Suphan beschenkt uns leider wieder nur erst mit einer Auswahl aus den Herderschen Abschriften. S. 131 ff. erörtert der Verfasser ausführlich die Frage, ob der „Klaggesang der edlen Frauen des Asan Aga" 1775, wie Goethe in der Chronologie seiner Werke anführt, oder erst 1776, wie Düntzer will, gedichtet ist. Die viele Arbeit hat Düntzer durch seine Neigung, Goethes Angaben beim leisesten Zweifel gleich für falsch zu erklären, verursacht. Der ganze Zweifel stützt hier sich nämlich auf Düntzers Behauptung, dass die deutsche Ausgabe von „Fortis Sitten der Morlachen" in Bern erst 1776 erschienen sei; sie ist aber schon 1775 erschienen, wie sich jedermann überzeugen kann, der bei mir Einsicht von dem Büchlein nehmen will.*

Wilhelm Wilmanns folgt mit einer Forschung „Ueber Erwin und Elmire", wodurch er wahrscheinlich macht, dass Goethe auch in diesem Singspiele sein Verhältniss zu Lili feierte; dagegen dürfte die Deutung der Nebenpersonen nicht als gelungen zu bezeichnen sein: sie sind wol lediglich der dramatischen Entwickelung halber erfunden.

Heinrich Düntzer lässt in dem Aufsatze „Zu Goethes Bericht über seine Anknüpfung mit Schiller" der obengedachten Neigung zum schulmeistern freien Lauf. Eine andere von ihm beliebte Manier, etwas nur vermuthetes für feststehende Thatsache zu geben, wendet er ebenfalls gleich im ersten Absatze an, indem er von der „Biographischen Einzelheit", welche in Hempels Goethe-Ausgabe Th. XXVII, Abth. 1 S. 309 ff. steht („Erste Bekanntschaft mit Schiller, 1794"), sagt: „Vor seinem Tode bestimmte er (Goethe), dieser Bericht solle in der nächsten Ausgabe der 'Annalen' unter dem Jahre 1794 mit einem von ihm entworfenen oder gebilligten veränderten Uebergange eingefügt werden". Hätte Düntzer nur soweit geschrieben, so würde ich, wie schon oft, dazu bemerkt haben: Düntzersche Behauptung, die des Beweises ermangelt. Düntzer fährt aber fort — unbekümmert darum, dass er durch den Schluss seines Satzes das apodiktische des Vordersatzes mit verblüffender Naivetät wieder aufhebt: „denn dass die Einschiebungen in die 'Annalen'...., welche wir in den nach Goethes Tod erschienenen Ausgaben lesen, von den Herausgebern Riemer und Eckermann willkürlich gemacht

* In Suphans Aufsatze ist S. 113 Z. 15 das Erratum „keinenfalls" statt „jedenfalls" anzumerken.

Digitized by Google

seien, ist mehr als unwahrscheinlich; es lagen eben wahrscheinlich nur mündliche Bestimmungen des Dichters vor, der über die späteren Ausgaben seiner Werke sich mit den Herausgebern verständigt hatte, wie wir dies in Bezug auf die 'Wanderjahre' bestimmt wissen." Unwahrscheinlich findet also Düntzer die Einfügung der sogenannten „biographischen Einzelheiten" durch Riemer und Eckermann mit willkürlichen Aenderungen des Goetheschen Textes? Wie? weiss er nichts von den unverschämten Durcheinanderwürfelungen, welche Riemer sich u. a. mit Goetheschen Briefen erlaubt hat? Wenn es aber auch denkbar wäre, dass Goethe sich gegen die Herausgeber seiner Werke im allgemeinen damit einverstanden erklärt hätte, dass später geschriebene Zusätze zu den biographischen Schriften mit den nöthigen Aenderungen des ursprünglichen Textes in diesen eingeschaltet würden, so liegt doch nicht die leiseste Andeutung vor, dass er die Wortfassung im einzelnen genehmigt hätte. Es würde sich daher in keiner Weise vertheidigen lassen, in eine kritische Goethe-Ausgabe den Text der „Annalen" so aufzunehmen, wie er in der Quartausgabe zuerst steht. Wahre Kritik hat zunächst mit den Thatsachen zu rechnen; nur wenn diese mangelhaft beglaubigt und das berichtete zu gegründeten Zweifeln Anlass bietet, darf sie sich an Muthmassungen wagen. Nun ist es aber unanfechtbar feststehende Thatsache, dass bis zu Goethes Tod die „Annalen" in derjenigen Gestalt gefasst waren, in welcher wir sie in der Ausgabe letzter Hand finden, und es ist eine durch nichts gebotene kritiklose Willkür, die Textveränderungen, die in der Quartausgabe mit den „Annalen" behufs Einfügung der „biographischen Einzelheiten" vorgenommen worden sind, als berechtigt im gereinigten Goetheschen Texte stehen zu lassen.

Hinsichtlich des Goetheschen Aufsatzes „Erste Bekanntschaft mit Schiller" bemerkt Düntzer (S. 171), dass ihm geschichtliche Zuverlässigkeit „durchaus abgehe". Er führt daraus zunächst an, dass Goethe sage: er habe bei seiner Rückkunft aus Italien ältere und neuere Werke, die ihn anwiderten, u. a. Schillers „Räuber", in grossem Ansehn, von ausgebreiteter Wirkung gefunden. Hiezu fügt Düntzer die Bemerkung: „Aber die 'Räuber' hatten schon mehrere Jahre vor seiner Reise nach Italien alt und jung hingerissen." Durch jenes „Aber" will uns Düntzer also glauben machen, Goethe habe wieder einmal etwas falsches gesagt. Hätte er sich begnügt zu erläutern, Goethes Darstellung könne zu dem Missverständnisse verleiten, dass die „Räuber" erst nach seiner Abreise aus Deutschland Aufsehen erregt hätten, dass dem aber nicht so sei, so wäre das ganz gut und schön gewesen; aber da hätte sich Düntzer ja die Gelegenheit benommen sich wieder als den Verbesserer Goethes zu geberden.

In gewohnter Verleugnung von Goethes Zuverlässigkeit sagt ferner Düntzer (S. 172): „auffallend" sei Goethes Aeusserung, dass

Digitized by Google

unter anderen Freunden ihm auch Moritz durch Schiller gefährdet erschienen sei, während er auf der folgenden Seite mit voller Bestimmtheit sagt, es treffe die Behauptung nicht zu — doch ich muss Düntzers eigene Worte hersetzen, damit man nicht glaube, ich verleumde ihn. Er schreibt (S. 173): „Weiter trifft die Behauptung nicht zu, Moritz habe sich mit ihm leidenschaftlich in diesen Gesinnungen bestärkt, dass man auf die Betrachtung der bildenden Kunst, auf die Ausübung der Dichtkunst, wenn es möglich wäre, verzichten müsse, weil man jene Productionen von genialem Werth und wilder Poesie nicht überbieten könne. Lust und Muth wurden durch die Anwesenheit des Römischen Freundes mächtig in ihm gehoben, so dass er während derselben 'Tasso' zu vollenden hoffte." Goethes Worte, aus denen Düntzer jenen wiederholt als Windbeutel herauszulesen unternimmt, lauten dagegen: „Das Rumoren aber, das im Vaterlande dadurch (d. h. durch Werke wie die „Räuber" und „Ardinghello") erregt, der Beifall, der jenen wunderlichen Ausgeburten allgemein, so von wilden Studenten als von der gebildeten Hofdame gezollt ward, der erschreckte mich; denn ich glaubte all mein Bemühen völlig verloren zu sehen, die Gegenstände, zu welchen, die Art und Weise, wie ich mich gebildet hatte, schien mir beseitigt und gelähmt. Und was mich am meisten schmerzte, alle mit mir verbundenen Freunde, Heinrich Meyer, Moritz, sowie die in gleichem Sinne fortwaltenden Künstler Tischbein und Bury schienen mir gleichfalls gefährdet; ich war sehr betroffen. Die Betrachtung der bildenden Kunst, die Ausübung der Dichtkunst hätte ich gerne völlig aufgegeben, wenn es möglich gewesen wäre; denn wo war eine Aussicht, jene Productionen von genialem Werth und wilder Form zu überbieten? Man denke sich meinen Zustand! Die reinsten Anschauungen suchte ich zu nähren und mitzutheilen, und nun fand ich mich zwischen Ardinghello und Franz Moor eingeklemmt. Moritz, der aus Italien gleichfalls zurückkam und eine Zeit lang bei mir verweilte, bestärkte sich mit mir leidenschaftlich in diesen Gesinnungen" u. s. w.

Nun merke man wol: Goethe schildert in mehreren Sätzen den Eindruck, den der herrschende Litteraturzustand auf ihn gemacht hat, und schliesst nur mit der rhetorischen Frage, ob ihm dadurch nicht die Beschäftigung mit Kunst etc. hätte verleidet werden können. Düntzer behandelt aber diese Frage als Anführung einer Thatsache und bestreitet keck, dass Goethe in dieser Abneigung gegen den herrschenden Geschmack von Moritz bestärkt worden sei. — Goethe falscher Darstellungen zu zeihen wird freilich leicht, wenn man sich dieselben erst so zurechtmacht, dass ihnen widersprochen werden muss.

Dasselbe (S. 273) gilt, wenn Düntzer Goethe vorwirft: er habe — indem er sagt: „ich vermied Schillern" — das freundliche zusammen-

Digitized by Google

treffen in Rudolstadt vergessen. Als ob das vermeiden Schillers nicht unwiderleglich daraus hervorgienge, dass Goethe trotz achtmonatigem nebeneinanderleben in dem kleinen Weimar nach der zufälligen Begegnung in Rudolstadt nicht wieder mit Schiller zusammengekommen ist!

Nicht eingehender will ich die Frage behandeln, ob nicht Goethe in der That die S. 175 erwähnte Anmerkung in „Anmuth und Würde" in ihrer ganzen Ausdehnung auf sich beziehen musste, wie Riemer angibt und Boxberger nebst anderen namhaften Goethe-Kennern annimmt; mir scheint es zweifellos.

Ganz in seiner Manier ist es, wenn Düntzer (S. 179) mit einer Sicherheit, als wenn er Zeuge der Unterredung gewesen wäre, behauptet: Dalberg habe Goethe keineswegs zu freundlicher Aufnahme Schillers bereden wollen; wenn derselbe mit Goethe über ihn geredet habe, so sei es bloss geschehen um Schiller einen Gehalt auszuwirken.

Es würde zu langweilig sein, wollte ich die Kritik der Düntzerschen „Forschung" fortsetzen. Genug ist gesagt um deren Grundzug richtig erkennen zu lassen. Düntzer, gewöhnt sich mit Kleinigkeiten abzugeben, tadelt an Goethe, dass er in seinem Aufsatze nicht alles aufgezeichnet hat, was er von 1788 bis 1794 Tag für Tag über Schiller gedacht und gesprochen und wo er ihn gesehen hat, und rügt jede Lücke, die er, Düntzer, auszufüllen in der Lage ist, wie eine Lüge, während Goethe das Verhältniss zu Schiller in diesen Jahren nur im grossen und ganzen, und zwar jedesfalls ganz richtig, unbeschadet eines etwaigen geringfügigen chronologischen Irrthums in geistvollem Ueberblicke schildert.

In meiner Kritik Düntzers bin ich derb geworden, das bekenne ich und hätte es gern vermieden, aber Düntzer ist es nicht, der sich darüber beklagen kann: hat er doch für unbedeutende Missgriffe eines Goethe-Forschers oder für Ansichten, die den seinigen, wenn auch mit gutem Grunde, entgegenstehen, gewohnheitsmässig die härtesten Ausdrücke! Also gegen Düntzer entschuldige ich meine Derbheit nicht; anderen Lesern erkläre ich sie damit, dass, wenn auch Düntzer, namentlich früher, sich unbestreitbare Verdienste um die Goethe-Litteratur erworben hat, er doch seit einer Reihe von Jahren theils durch fortwährendes geifern und durch breittreten unwesentlicher, ja gar nicht zur Sache gehöriger Umstände in zahlreichen Schriften eine Summe widerwärtiger Eindrücke gehäuft hat, die endlich zur Aussprache drängen, theils aber durch sein Verfahren in der Goethe-Forschung manche Nachtheile herbeigeführt hat, weshalb ihm mit voller Entschiedenheit entgegengetreten werden muss. Denn nicht nur glauben Anfänger in der Goethe-Litteratur die als unbezweifelt hingestellten Behauptungen in Düntzers Schriften als Thatsachen hinnehmen zu müssen, sondern es widerfährt auch dem Forscher leicht,

Digitized by Google

dass er nicht auf den Gedanken kommt, Düntzers Unzuverlässigkeit für so gross zu halten, als sie ist. Es kann ja jedem begegnen, dass er aus gegebenen Unterlagen gewisse Umstände als Thatsachen folgern zu können glaubt und sich dabei irrt; aber es kommt doch nur vereinzelt vor und man lässt sich belehren. Düntzer dagegen pflegt unerweisliche Behauptungen mit Vorliebe und hält sie beharrlich fest; ja er stellt Dinge als Thatsachen hin, von denen er wissen muss, dass sie unbewiesen sind. Dies zu belegen, will ich nicht alte Geschichten wieder aufwärmen, wenns nicht verlangt wird. Sein immer und immer wiederholtes hinweisen auf angebliche Ungenauigkeiten Goethes verleitet aber ferner auch andere dazu, ohne vieles bedenken Angaben desselben für unrichtig zu erklären. Auch mich selbst — ich gestehe es — zähle ich unter die verführten.

Doch ich breche ab, umsomehr, als wir weiterhin nochmals Düntzer begegnen und wiederum nicht mit freundlichem Grusse an ihm vorübergehen können.

Die „Forschungen" des Goethe-Jahrbuchs beschliesst „Die Bühnenbearbeitung des Götz von Berlichingen von Otto Brahm" — eine kritische Vergleichung der Bearbeitung Goethes von 1804 mit der 1773 gedruckten Fassung des Schauspiels. Die Mannheimer Handschrift, aus welcher sich die Lücken der Heidelberger Handschrift (S. 1 und 31 f. des Wendtschen Drucks) ergänzen und mehrere Schreibfehler der letzteren berichtigen lassen, scheint Brahm nicht zu kennen.

Die III. Abtheilung des Goethe-Jahrbuchs führt Wilhelm Arndt mit einer „Scene aus den Vögeln" ein. Arndt hat sich das Verdienst erworben, nicht bloss solche ungedruckte Arbeiten Goethes, welche ihm in den Weg gelaufen sind, ans Licht zu ziehen, sondern auch dergleichen nachzuspüren. So hat er nach gefundenen Andeutungen auf der herzoglichen Bibliothek zu Gotha Handschriften mit den älteren Gestalten von „Jeri und Bätely", sowie von den „Vögeln" aufgetrieben, von welchem letzteren Stücke er hier eine Scene zur Probe mittheilt. Dieselbe ist ein Beispiel davon, was Goethes Laune dem Hofe von Weimar zum Angehör geben durfte. Das vollständige Lustspiel haben wir noch in Arndts Ausgabe zu erwarten; er nimmt sich Zeit zu so etwas, aber freilich erfüllt sich bei ihm stets: was lange währt, wird gut.

„Goethe an Merck" ist ein von G. von Loeper überwiesenes gereimtes Begleitschreiben, mit welchem Goethe dem Freunde eine Dichtung, jedesfalls die erste Handschrift des „Götz", übersendet. Da der Beziehung auf dieses Schauspiel mehrseitig zugestimmt wird, so glaube ich mich einer zeilenweisen Deutung enthalten zu können, trotzdem dass Düntzer sich selbst überbietend, von den darin vorkommenden „alten Hosen" auf altclassischen Stoff schliesst und mit päpstlicher Unfehlbarkeit dictiert, dass — Lenzens „Lustspiele nach

Digitized by Google

dem Plautus" gemeint seien. Es wird mir niemand zumuthen das zu widerlegen.

Es folgt ein Chorgesang aus des „Faust Zweitem Theil" in erster Fassung; aus der Erläuterung ist (S. 230 Z. 19) der Druckfehler „Ludrius" statt „Ludecus" zu rügen. S. a. unten S. 166.

Aus „Goethes Notizbuch von der Schlesischen Reise 1790" erfreut uns G. v. Loeper mit verschiedenen Bruchstücken von Epigrammen, Reimen und Sprüchen, sowie Nachrichten über den damaligen Briefwechsel Goethes, aus denen aber, wie Zarncke angemerkt hat, für die Behauptung der Oybin-Besteigung nichts folgt. Auch ist Frau v. Stein als Briefadressatin eingeschmuggelt; denn im Original steht beim 31. August nicht „Frau v. Stein", sondern „Fr. v. Stein", was „Fritz v. Stein" zu lesen ist; der Brief an letzteren von jenem Tage ist bekannt, und es geht aus demselben hervor, dass Goethe nicht zugleich an die Mutter des Adressaten geschrieben hat. Seite 135 Z. 15 ist „de l'Orme" Schreib-, Lese- oder Druckfehler für „de l'Olme".

„Einundvierzig Briefe von Goethe nebst zwei Briefen der Frau Rath und einen Brief von K. Ph. Moritz" haben mehrere Herren gespendet. Die Zahl 41 für neu mitgetheilte Briefe Goethes ist einerseits zu gross, da unter den mit Numern versehenen einige schon gedruckte stehen; anderseits wird aber die Zahl fast wieder erreicht, da ein par Briefe nur anmerkungsweise aufgeführt, also nicht mit gezählt sind. Manche Briefe geben zu Vermuthungen über die nicht genannten Adressaten Anlass; so Nr. 4, am 12. Juli 1786 an eine Excellenz gerichtet, deren Bruder Goethe bei seiner Anwesenheit in Ilmenau im vorhergehenden Monate Gelegenheit gegeben hat sich den dortigen Bergbau anzusehen. Meinerseits kenne ich keine Excellenz, an die Goethe damals so freundschaftlich geschrieben haben könnte, als den Geheimenrath von Frankenberg in Gotha; überdies gab es zu jener Zeit dort einen Hofmarschall und Kammerrath Eberhard Sylvius von Frankenberg, der ein Bruder des Geheimen Raths gewesen sein und als Kammerrath Ursache gehabt haben könnte sich im Bergwesen zu unterrichten. In diesem Briefe ist übrigens offenbar „unserer Bergbauer" verlesen oder verdruckt für „unseres Bergbaues".

Soll der 8. Brief auf einen Adressatennamen getauft werden, so schlage ich vor ihn an Justizrath Hufeland gerichtet sein zu lassen, dessen Schwager schon früher einmal Goethe mit Lotterielosen versorgte, worüber zu vergleichen: „Aus Weimars Glanzzeit von A. Diezmann" S. 5.

Die Briefe Nr. 9 und 14 sind meines wissens die ersten von Goethe an den älteren Leibarzt Johann Christian Stark, die gedruckt sind; denn Bratranek, der in „Goethes Naturwissenschaftlicher Correspondenz" (II, 345 f.) einen Brief für einen an den genannten

Digitized by Google

gerichteten ausgibt, verwechselt denselben mit dem jüngeren Professor Johann Christian Stark. — Wer übrigens Gelegenheit hat sich über die Starkische Familiengeschichte zu unterrichten, möge ermitteln, ob das in Brief 9 erwähnte Gedicht der Hochzeit von Starks Tochter mit ihrem Vetter, dem jüngeren Joh. Christ. Stark — an den die Briefe 35 und 41 gerichtet sind — gegolten haben könne.

Der 12. Brief, an Bertuch, ist schon in Vogels „Goethe in amtlichen Verhältnissen" S. 22 — am Schluss etwas verkürzt — gedruckt. Die Adressatentaufe Dörings in seiner Sammlung von Goethes Briefen, wonach dieser an Eichstädt geschrieben sein sollte, habe ich schon in der Einleitung zu „Goethes Briefen an Eichstädt" (S. XXVIII) als Missgriff bezeichnet.

Im Briefe Nr. 17 sollen nach der Anmerkung die Zerwürfnisse, auf die Goethe anspielt, sich auf eheliche Missverhältnisse Knebels beziehen. Wenn der Herausgeber in Knebels Tagebuche oder sonstwo Anhalt zu dieser Vermuthung fand, so wäre es Pflicht gewesen, dies anzuführen; ohne solches anführen ist die Conjectur belanglos, weil unwahrscheinlich.

Wenn in der Anmerkung zum 20. Briefe gesagt ist, Windischmanns Name finde sich in Goethes Werken nicht, so ist das nicht richtig; denn der zuerst im 5. Bande „Ueber Kunst und Alterthum" abgedruckte Aufsatz Goethes, „Windischmann, über etwas das der Heilkunst noth thut," ist in den 49. Band der Werke, Ausgabe letzter Hand, aufgenommen. Uebrigens sind auch Briefe Goethes an Windischmann vom 2. Mai 1811, 20. April 1815 und 2. Januar 1816 theils ganz, theils bruchstückweise gedruckt. Erwähnt ist er noch in Goethes Briefe an Frau v. Wolzogen vom 2. Mai 1811. Goethes Bruch mit Windischmann war Folge von dessen überhandnehmendem Mysticismus.

Dass unter der im Briefe Nr. 21 erwähnten „Wiener Freundin" Frau v. Grothuss zu verstehen sei, ist ganz unwahrscheinlich. Diese Dame war keine Wienerin und hat nur verhältnissmässig kurze Zeit in Wien gelebt; Goethe konnte sie daher als Wienerin nur zu einer Zeit bezeichnen, zu welcher sie sich gerade dort aufhielt. Dies war nun am 8. Januar 1814, dem Tage, von dem der Brief datiert, nicht der Fall, was Goethe sehr wol wusste, da er kurz vor- und kurz nachher Briefe an sie nach Berlin und Dresden richtete.

Das undatierte Briefchen an Riemer Seite 279 Z. 24 ff. soll nicht, wie Uhde annahm, dem Jahre 1813 angehören. Ich verstehe diese Ausstellung nicht. Eben weil Goethe schrieb, an der Stelle über „Die Freuden des jungen Werthers" müsse etwas geändert werden, in der Ausgabe letzter Hand aber gegen die erste Ausgabe von „Dichtung und Wahrheit" nichts geändert ist, muss sich ja das Briefchen auf den Druck von 1814 beziehen. Jedesfalls schliesst

Digitized by Google

sich dasselbe an Goethes Brief an Riemer vom 20. Juni 1813 an, ist aber wol erst nach Goethes Rückkehr nach Weimar Ende August 1813 geschrieben.

Der 27. Brief an Weller — weder an Güldenapfel noch an Waller — war schon in „Westermanns ill. Monatsheften" Nr. 237 gedruckt.

Unter dem Adressaten des Briefes Nr. 30 wird Graf Auersperg vermuthet. Diese Vermuthung entbehrt nicht nur aller Begründung, sondern alle Gründe der Form, des Inhalts, der Situation sprechen dagegen. Zunächst hätte der die Vermuthung wagende fragen sollen, ob Goethe mit dem Grafen Auersperg 1820 schon verkehrte, und da würde er gefunden haben, dass dies vor dem August 1821 noch nicht der Fall war (vergl. Goethes Brief an Schultz v. 24. Sept. 1821). Sodann musste er wissen, dass Goethe in den Curialien gegen hochstehende Personen peinlich gewissenhaft war und einen Grafen nicht mit „Hochwohlgeboren" angeredet haben würde (abgesehen davon, dass Auersperg 1820 wol schon Excellenz war), und dass, wenn auch ein Versehen als möglich — das aber ohne irgend welche Begründung — angenommen werden dürfte, man doch nicht so weit gehen könnte, vorauszusetzen, dass das gleiche Versehen auch in dem mit abgedruckten Briefe des Grossherzogs von Weimar an denselben Adressaten untergelaufen sei. Wenn nur wenigstens der so kühnen Vermuthung zur Seite stünde, dass Goethe mit Auersperg botanische Studien trieb; aber auch hievon wissen wir nichts, und diese Negative fällt um so schwerer ins Gewicht, als uns von gemeinschaftlichen mineralogischen Beschäftigungen der beiden berichtet wird. Um es kurz zu machen: was mir sofort beim lesen des Briefes klar war, dass er an Director v. Schreibers gerichtet sei, bestätigt die Vergleichung desselben mit Goethes Briefe an Eichstädt vom 11. März 1820.

Jene ungerechtfertigte Vermuthung veranlasst mich aber etwas im allgemeinen über das ernste bei Aufstellung von Vermuthungen zu sagen. Es gibt Gelehrte, die, wenn ihnen die Aufgabe gestellt ist, Werke eines anderen Schriftstellers herauszugeben, für nothwendig halten alle dunkeln Stellen zu erklären, auch die sie selbst schlechterdings nicht verstehen. Eitelkeit ist es nicht; denn der etwaige Ruhm, alles zu wissen, wird durch die Blossstellungen, die aus dem bestreben, alles wissen zu wollen, unvermeidlich folgen, mehr als ausgeglichen. Es kann also jenes Verfahren nur in dem Glauben Stütze finden, dass durch Vermuthungen über alle und jede Dunkelheit die Goethe-Forschung gefördert werde. Darin irren aber die Herren gewaltig. Eine Förderung jeder Wissenschaft durch Hypothesen ist lediglich dann zu erwarten, wenn letztere durch Gründe unterstützt sind, welche jedermanns Prüfung unterstellt werden. Die Zeit der Orakel ist vorbei! Aber es gibt doch noch

Digitized by Google

Leute, welche ohne Kenner zu sein sich um Goethes Schriften bekümmern und die sich für berechtigt halten die Vermüthung eines bewährten Goethe-Kenners — und nur von solchen, denen auctoritas in foro zusteht, ist die Rede — auf guten Glauben anzunehmen, wodurch sie, wenn die Vermuthung falsch ist, zu weiter tragenden Irrthümern verleitet werden. Auch aus der unbegründeten Vermuthung über den Adressaten des Briefes Nr. 30 lassen sich mehrere falsche Folgerungen ins unabsehbare ableiten, z. B. dass Goethe schon 1820 mit Graf Auersperg in Verkehr gestanden, er also im Briefe an Schultz vom 24. September 1821 gelogen habe — überm Rhein würde man sagen: wie gewöhnlich. Ich widerstehe jedoch der Versuchung, das Thema weiter zu verfolgen.

Der unter Nr. 30 mit befindliche Brief des Grossherzogs an Director v. Schreibers ist sehr fehlerhaft gedruckt. So ist zu lesen: S. 289 Z. 8 „Fritsch" statt „Feilsch"; Z. 26 „Casuar" für „Cosuar" und „Equ. Fol." für „Equ. Sol."; Z. 29 f. desgl.; S. 290 Z. 5 „Gingo" für „Zinke". Das „Cöm. X. e." Z. 17 weiss ich nicht zu entziffern. Warum gedruckt, wenn so? Ueberhaupt mag bei dieser Gelegenheit eingeschaltet werden, dass der typographisch schöne Druck des Jahrbuchs durch zahlreiche Fehler entstellt ist.

Im Briefe 37 musste S. 300 Z. 2 allerdings, wie in der Vorlage steht, „ihnen" gedruckt werden; „Ihnen" gibt keinen so völlig schlüssigen Sinn.

Der Brief Nr. 40 scheint nur deshalb aus dem „Literarischen Verkehr" wieder abgedruckt, um ihm ein falsches Datum anzuheften; denn dass Uhde wieder einmal Recht hatte, hier mit dem 14. Mai, ergibt sich aus dem bekannten Datum der Abreise August von Goethes nach Italien. (Druckfehler ist der „März" nicht; denn das Datum steht zweimal da.)

Unter den „neuen Mittheilungen" steht auch „Goethe in Dornburg. Von Ludwig Geiger" wegen der Zugabe von 17 noch ungedruckten Briefen Goethes, die derselbe während seines Aufenthalts in Dornburg vom 7. Juli bis einschliesslich 11. September 1828 abgesandt hat. Diese Beilagen sind von Uhde gesammelt, der über den Gegenstand schreiben wollte. Gegenwärtiger Aufsatz ist eine ausführliche Darstellung von Goethes Leben während des Dornburger Aufenthaltes und ganz vortrefflich geschrieben. Ich weiss ihm nichts gleiches in der Goethe-Litteratur an die Seite zu stellen, und man kann nur wünschen, dass andere Lebensabschnitte des Dichters ebenso behandelt werden möchten.

Zu bemerken gestatte ich mir, dass die Stelle aus dem Tagebuche S. 317 Z. 16 ff. zuverlässig nicht genau Goethes Worte enthält; denn wenn dieser darin von sich in dritter Person redend eingeführt wird, so widerspricht dies Goethes Weise in den aus seinen letzten Lebensjahren herrührenden Tagebucheinträgen, deren

Digitized by Google

ich hunderte unter den Augen gehabt habe. Die Stelle klingt wie Riemersche Transscription.

Den dunkeln Schluss des 1. Dornburger Briefs glaube ich auf das von Gräfin Julie Egloffstein gemalte Bildniss der Grossfürstin Maria Paulowna beziehen zu dürfen. Im 2. Hefte des 4. Bandes „Ueber Kunst und Alterthum" bespricht Goethe dasselbe und erwähnt dabei, dass es von Flächenecker in München lithographiert werden solle. Da nun im Cottaschen Kunstblatte vom 14. August 1828 die Lithographie schon angezeigt zu lesen ist, könnte sie im Juli sehr wol in Weimar eingetroffen sein und, trotzdem dass der Kritiker des Kunstblattes den Steindruck lobt, der Malerin missfallen haben.

Der Dornburger Brief unter Nr. 14 ist, nach dem Fachbereich der Jenaer Professoren zu urtheilen, vielleicht an Hofrath Friedrich Sigmund Voigt gerichtet.

Im Anhange sind Briefe, die Goethe in Dornburg empfangen hat, und zwar von Soret und vom Grossherzog Georg von Mecklenburg, mitgetheilt; Verzeichnisse der bekannten Briefe, die nachweislich Goethe in Dornburg schrieb (49) und die er dort empfieng (26), machen den Beschluss des Geigerschen Aufsatzes.

Die Unterabtheilung: „Mittheilungen von Zeitgenossen über Goethe" führen Auszüge „aus Bertuchs Nachlass, herausgegeben von L. Geiger" ein. Voraus geht Böttigerscher Klatsch, den der Herausgeber Anstand genommen hat in Reihe und Glied mit würdigeren Schriftstücken aufzuführen. Zu bemerken ist, dass der darin genannte „Henderich" der Polizeidirector von Jena, Major, später Oberst von Hendrich war, worüber auch S. 423 zu vergleichen. Der hienach folgende erste Brief, von Fritz Jacobi an Wieland aus dem Juli 1773, ist gleich ein für Goethes Litteraturleben höchst werthvolles Stück durch den Beischluss einer Aufzeichnung von Johanna Fahlmer, worin wir die erste Veranlassung zu der Umkehr Goethes von seiner feindschaftlichen Stellung gegen Wieland und die Gebrüder Jacobi erzählt finden. Auch ist darin zuverlässige Nachricht über die Zeit der Entstehung des „Satyros" enthalten, woraus an anderem Orte Nutzen gezogen wird. Die übrigen brieflichen Mittheilungen, so belehrend sie in vielfacher Beziehung sind, reichen alle nicht an die Bedeutung dieser.

In der Anmerkung S. 390 hält der Herausgeber sich darüber auf, dass sich in den zahlreichen Briefen Trebras an Bertuch seit 1776 keine Erwähnung Goethes mehr findet. Das erklärt sich aber sehr einfach durch das innige freundschaftliche Verhältniss, in das Trebra und Goethe mit einander traten, infolge dessen sie lebhaften unmittelbaren Verkehr unterhielten. Näheres hierüber kann in meinem „Goethe und das sächsische Erzgebirge" S. 41 ff., 57, 61, 63—66, 69 ff., 92, 201 ff. und 208—217 nachgelesen werden.

Digitized by Google

Ueber dieses nichtwissen des Herausgebers empfinde ich um so grössere Schadenfreude, als ihm S. 305 wiederum wegen Unkenntniss meiner Schriften das Missgeschick begegnet, als gedruckte Briefe Goethes an Göschen nur 5 statt 14 anzuführen! „Goethe und Leipzig" hätte ihn belehrt.

Aus Göschens Zuschriften vom 30. Juni und vom 12. Juli 1786 (S. 396. 398) lässt sich die Zeit der Entstehung der in Form eines Briefs von Goethe verfassten Anzeige seiner Schriften, die in mehreren Zeitschriften (Teutscher Merkur, Deutsches Museum, Journal von und für Deutschland u. s. w.) abgedruckt ward, annähernd bestimmen und zwar auf die Tage zwischen dem 1. und 11. Juli 1786.

Das Datum „22. September" S. 404 ist wol verlesen. Wahrscheinlich steht im Original: 22. 9br, d. h. 22. November. Der undatierte Brief Goethes an Göschen, auf den sich jenes Schreiben Göschens bezieht, und der mit Brief an Seidel vom 28. October 1787 aus Rom abgieng, traf nämlich laut des Eingangsvermerks auf dem Original am 22. November bei Göschen ein. Der 22. September ist also unmöglich, der 22. November dagegen ganz erklärt.

Zu erwähnen ist, dass zu der Geschichte des Göschenschen Verlags von Goethes Schriften der Aufsatz Adolf Sterns: „Chr. Gottfried Körner und J. G. Göschen", in den „Grenzboten" (1881. I, 119 ff. u. 161 ff.), eine beachtenswerthe Ergänzung bietet; auch hat Pröhle zwei Stellen aus dem Göschen-Bertuchschen Briefwechsel über den Verlag von Goethes Schriften in derselben Zeitschrift (1881. I, 484 f.) mitgetheilt.

Eine merkwürdige Nachricht erhalten wir aus einer Zuschrift Ungers an Bertuch vom 28. März 1789, wonach damals dieser Berliner schon vier Bogen von einer Ausgabe der „Iphigenie" gedruckt hatte, mit welcher der Herzog Karl August Goethe überraschen wollte. War dies „Iphigenie" in der ursprünglichen Fassung als Gegenstück zu der eben bei Göschen erschienenen neuen?

Die zweite zeitgenössische Mittheilung stammt „Aus Briefen von C. A. Vulpius in Weimar an Nic. Meyer in Bremen, mitgetheilt von G. v. Loeper", woraus wir manche erwünschte Kunde über Goethes häusliches Leben, Gesundheitszustände, Verhältniss zu Kotzebue, Bühnengeschäfte etc. erhalten.

Die IV. Abtheilung des Jahrbuchs umfasst „Miscellen, Chronik, Bibliographie".

Unter den „Miscellen" steht zunächst manches, das wir unter den Mittheilungen der Zeitgenossen suchen würden; anderes betrifft Goethes Werke, Personen aus dessen Umgang und ähnliches zur Goethe-Litteratur im weiteren Sinne gehöriges, eingesandt von Erich Schmidt. Einige Stellen aus Briefen über Goethe sind mitgetheilt; ungern entbehrt man die Angabe der Adressaten. Zur Xenienlitteratur spendet Werner einen Beitrag. Dann vertheidigt v. Loeper

Digitized by Google

den „Fiedler" im „Walpurgisnachttraum" gegen Düntzers wunderlichen „Fidèlen". Otto Brahm gibt eine Bemerkung über ein par Stellen des „Faust", darunter über die Verse:

Schau' ich nicht Aug' in Auge Dir?
Und drängt nicht alles
Nach Haupt und Herzen Dir
Und webt in ewigem Geheimniss
Unsichtbar, sichtbar neben Dir?

Die Dreiheit in dem

— in Auge Dir,
— Haupt und Herzen Dir,
— unsichtbar, sichtbar neben Dir,

welche das sinnlich wahrgenommene, das innig gefühlte und erkannte, sowie das dunkel geahnte durch die Beziehung auf die angeredete in „Glück, Liebe, Herz" zur Einheit verknüpft, hat einen wunderbar schönen parallelen Ausdruck in diesen Versen gefunden und ist dadurch ein Beweis, dass diese Stelle in Versen gedacht, nicht aus Prosa, die so etwas wiederzugeben gar nicht vermag, umgeschrieben ist. Brahm findet das Gegentheil, da das dreifache Dir „unschön" sei. Geschmacksache!

Scherer dürfte nicht Ursache haben sich solcher Vertheidiger seiner Aufstellung eines in Prosa geschrieben gewesenen Faust zu freuen.

Werner folgt mit einem Wink zur Deutung des derselben noch vielfach bedürftigen „Jahrmarktsfestes"; er nimmt an, dass in dem Besen ausrufenden Bauern ein Schwabe zu suchen sei, wodurch nun das Forschungsfeld enger umzirkt ist.

Sodann lässt Freiherr v. Beaulieu-Marconnay eine Scene abdrucken, die Eckermann zur Vermittelung zwischen der 1. und 2. Scene des 1. Acts von „Faust, zweitem Theil" gedichtet hat. Dieselbe gewinnt an Bedeutung, weil man anzunehmen berechtigt ist, dass die Dichtung in Goethes Sinne erfolgte.

Wilhelm Creizenach schliesst die Miscellen mit Berichtigungen zum I. Bande des Goethe-Jahrbuchs.

Die „Chronik" verzeichnet auf Goethe bezügliche Vorkommnisse des Jahres 1880, meist von nur ephemerem Werthe, die aber im Jahrbuche nicht fehlen durften, mit Ausnahme eines, aus mehreren Gründen nicht hieher gehörigen Missstimmungsergusses gegen das Freie Deutsche Hochstift in Frankfurt a. M.

Am Ende des Bandes steht die „Bibliographie", deren Unterabtheilungen aber nicht deutlich hervortreten. Es sind in der Hauptsache die vorjährigen.

Das Gesammtergebniss ist, dass dieser II. Band des Goethe-

Digitized by Google

Jahrbuchs wiederum eine Fülle von wichtigen, ja kostbaren Beiträgen zur Goethe-Litteratur bietet. Wenn wir manches daran auszustellen finden, so mindert das selbstverständlich den Werth im wesentlichen nicht: bei einem so bedeutenden Gebiete ist es unvermeidlich, dass manches übersehen wird und verschiedene Ansichten sich geltend machen; und je mannigfaltiger und reichhaltiger die Gabe, je mehr lockt es „selige und Fluch-Dämonen" sich darum zu bekämpfen.

Juni 1881.

---

2. Goethes Faust als einheitliche Dichtung erläutert und vertheidigt von Hermann Schreyer, Dr. phil., Professor zu Pforta. Halle a. S., Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses. 1881.

Im letzten Hefte des vorigen Bandes des Arch. f. L.-G. zeigten wir die Faust-Commentare von Schröer und Marbach an; der von Schreyer hat mit denselben gemein, dass er sich gegen diejenigen Faust-Erklärer wendet, welche Goethes Dichtung nach von anderswoher geschöpften Begriffen beurtheilen, gegen die Schulmeister, welche verlangen, dass Goethe nach landläufigen Formeln — sowol was die Anordnung des ganzen, als was die Ausführung einzelner Stellen betrifft — hätte arbeiten sollen. Schreyer unternimmt mit Glück den „Faust" aus sich selbst zu erklären, den Zusammenhang der einzelnen Theile in sich nachzuweisen und die Behauptung des vorhandenseins von Widersprüchen oder auch nur fremdartigen Auswüchsen als aus vorgefasster Meinung oder oberflächlicher Betrachtung hervorgegangen blosszustellen. Hinsichtlich eines weiterhin zu besprechenden Punctes dürfte seine Darstellung misslungen sein.

Als Widersprüche, welche die Einheit der Dichtung aufheben, hat man es dabei nicht anzusehen, wenn einzelne Stellen unter einander nicht völlig in Einklang stehen, und man darf nicht ohne weiteres annehmen, dass Nachlässigkeit des Dichters dabei obgewaltet habe. Goethe legte ein grösseres Gewicht darauf, dass die einzelnen Theile eines Kunstwerkes zu voller Wirkung herausgearbeitet seien, als dass diese Theile in vollständiger Uebereinstimmung ständen. Zu verweisen ist hierüber auf das Gespräch mit Eckermann vom 18. April 1827, worin er es ganz in der Ordnung findet, dass Shakespeare im „Macbeth" diesen König ein Mal als kinderlos, das andere Mal als Kinder besitzend hinstellt, je nachdem er durch Annahme des einen oder des anderen Verhältnisses eine poetische Wirkung erzielen kann; worin Goethe ferner Rubens bewundert, welcher zu kräftiger Hervorhebung gewisser Gegenstände eines Gemäldes nicht ansteht stellenweise die Schatten dem Lichte entgegenfallen

Digitized by Google

zu lassen. Nach Eckermanns Erzählung schloss Goethe seine Auseinandersetzungen mit der allgemeinen Bemerkung: Shakespeare „hatte die Bühne vor Augen, als er schrieb; er sah seine Stücke als ein bewegliches, lebendiges an, das von den Bretern herab den Augen und Ohren rasch vorüberfliessen würde, das man nicht festhalten und im einzelnen bekritteln könnte und wobei es bloss darauf ankam, immer nur im gegenwärtigen Moment wirksam und bedeutend zu sein". So muss der Bildhauer voraussetzen, dass ein Standbild von einem bestimmten Platze aus betrachtet wird und muss danach einzelnen Theilen falsche Verhältnisse geben; z. B. das Gesicht beträchtlich verlängern, damit es der tiefstehende Betrachter im richtigen Verhältnisse sehe.

Was beim Bildhauer Nothwendigkeit ist, ist aber beim Dichter nur freie Wahl, licentia poetica, und es soll auch auf Grund jener Aeusserungen Goethes gegen Eckermann nicht behauptet werden, dass er wissentlich oder unbedachtsamer Weise oder gar in muthwilliger Nichtachtung der vollkommenen Einheitlichkeit der Dichtung verschiedene, unter sich nicht ganz in Einklang stehende Stellen geschrieben habe; Goethe hat sich nur bei den in späterer Zeit gedichteten Scenen nicht genau mehr aller Einzelheiten in früher gedichteten erinnert, dann aber, trotz Erkenntniss der Abweichungen bei Zusammenstellung der Dichtung, nicht für geboten erachtet die in sich wol abgerundeten und wirkungsvollen Theile einer nur vorstellbaren, nicht in die Sinne fallenden Uebereinstimmung mit anderen Theilen zu Liebe zu ändern, weil er Aristotelische Logik nicht als höchstes Gesetz der Dichtung anerkannte.

Obschon Schreyers Buch polemisch ist, so macht es doch nicht einen streitsüchtigen, vielmehr den wolthuendsten Eindruck pietätsvoller Betrachtung. Der Verfasser hat dies dadurch erreicht, dass er seine Arbeit in zwei Abtheilungen geschieden hat, deren erste die reine Entwickelung der Faust-Dichtung enthält, während die Widerlegung derer, welche ihre eigenen Ideen in Goethes Dichtung trugen, in der zweiten Abtheilung nachfolgt. Bei dieser Einrichtung kommt man durchdrungen von der klar dargelegten Einheitlichkeit der Dichtung zu dem polemischen Theile der Schrift und findet sich unwillkürlich immer zur Seite des Verfassers kämpfend.

Unvermeidlich ist, dass auch wer mit dem Verfasser in der Hauptsache vollkommen einverstanden ist, auf dem weiten Gebiete der Faust-Erklärung in Einzelheiten abweichender Meinung sein kann. So ist Referent der Ansicht, dass Schreyer den Unterschied zwischen dem ersten und dem zweiten Theile des „Faust" nicht tief genug erfasst, wenn er jenen darin findet, dass er erst in der kleinen, dann in der grossen Welt sich umtreibt. Das ist denn doch ein zu äusserlicher Unterschied um als hauptsächlicher gelten zu können; hierin wird vielmehr Düntzer beizupflichten sein, welcher

Digitized by Google

in seiner Erläuterung des „Faust" darauf hinweist, dass Faust im ersten Theile den Anreizungen des Mephistopheles folgt, während er sich im zweiten Theile von dessen Uebergewicht befreit hat und nun vielmehr den widerstrebenden Mephistopheles zu vertragsmässiger Erfüllung seiner Forderungen zwingt, damit aber schon auf seine Erlösung hinarbeitet.

Die Anrede des Faust in der Scene „Wald und Höhle" an den „erhabenen Geist" hält Schreyer mit fast allen Erklärern für an den Erdgeist gerichtet. Referenten scheint dies unrichtig. Diese Deutung liegt allerdings nahe, da man bei dem im Feuer zugewandten Angesicht zuerst an die Flammenerscheinung des Erdgeistes in der ersten Scene denkt; allein man kann dasselbe ebensowol auf die Gottheit selbst beziehen, die sich der Sage nach gleichfalls den Menschen — wie Jupiter der Semele, Jehovah Mosen — im Feuer zu nahen pflegte. Eingehende Prüfung des Monologs ergibt zwar gewiss manche Beziehungen auf den Erdgeist; sie können aber mit nicht minderem Rechte auf Gott gedeutet werden. Die Abwägung beider Deutungen durch den ganzen Monolog hindurch würde hier zu weit führen, und es mag daher nur zunächst darauf aufmerksam gemacht werden, dass Anfang und Schluss von Fausts Monolog füglich nicht bloss auf die „riesengrosse" Erscheinung, sondern nur auf den vorzugsweise „erhabenen Geist", auf Gott bezogen werden kann, wie auch im Osterliede des ersten Actes der Sohn Gottes der „Lebend Erhabene" heisst. Ferner:

Du gabst mir, gabst mir alles,
Warum ich bat —

Wo hat Faust den Erdgeist um etwas gebeten? Er beschwört ihn, und der Geist verschwindet wieder, ehe er eine Bitte an ihn zu richten unternommen hat; dass Faust aber Gott einmal um etwas gebeten hat, ist so natürlich, dass wir es annehmen könnten, wenn er auch nicht gesagt hätte, dass ehemals ein Gebet ihm brünstiger Genuss gewesen sei.

Endlich nun zum Schluss des Monologs:

Du gabst . . .
Mir den Gefährten usw.

Dass der Erdgeist es war, der Fausten den Mephistopheles beigesellte, kann nur durch den Zirkelbeweis als möglich dargethan werden, dass Goethe im ersten Faust-Entwurf den Mephistopheles als Diener des Erdgeistes dargestellt habe. Man beweist dies indessen eben nur durch zu beweisendes. Wie sollte — „Faust" als einheitliche Dichtung betrachtet — der Erdgeist überhaupt dazu gekommen sein, Faust mit einem Gefährten zu bedenken? Er erscheint nur einmal gezwungen, und er verschwindet ohne irgendwelche Verbindung mit Faust eingegangen zu sein auf nimmer-

Digitized by Google

wiedersehen. Nur der Eindruck, den die Erscheinung auf Faust hervorgebracht hat, wirkt in diesem einseitig fort. Welche Verwandtschaft könnte man auch zwischen dem Wesen des Erdgeistes und dem des Mephistopheles entdecken? Der Erdgeist müsste doch einen seinem Wesen verwandten, schaffend thätigen Naturgeist zu Fausts Begleiter auswählen, nicht einen im entgegengesetzten Sinne wirkenden verneinenden, zerstörenden Geist.

Dagegen wissen wir von Gott aus dem Vorspiele im Himmel, dass er Mephistopheles ermächtigte Fausts Geführte zu werden, und wenn auch im Drama nicht gesagt wird, dass Faust davon erfahren, so ist das doch eben eine der Dichterfreiheiten, die sich Goethe herausnahm, indem er etwas, das der Zuhörer weiss, als auch von den Personen des Dramas gewusst voraussetzte.

Derselbe Zweifel wiederholt sich in der Prosascene; denn der in letzterer angerufene „unendliche" oder „grosse, herrliche Geist" ist der gleiche, der in der Wald- und Höhlenscene der „erhabene Geist" genannt wird. Auch hier spricht Faust davon, dass dieser Geist ihn gewürdigt habe ihm zu erscheinen, wobei den Vorgängen im Drama selbst nach an den Erdgeist zu denken wäre, wenn nicht wiederum Faust beklagte, dass dieser Geist ihn „an den Schandgesellen schmieden" wollte und dass ebenderselbe sein Herz und seine Seele kenne, was vom Erdgeiste vorauszusetzen Willkür wäre, von Gott aber selbstverständlich ist.

Bezieht man die hier angeführten Stellen der Wald- und Höhlen-, sowie der Prosascene auf den Erdgeist, so ist unstreitig eine Lücke im Drama vorhanden, indem hier von diesem Geiste Dinge ausgesagt werden, die aus dem vorhergegangenen nicht erklärbar sind. Stimmt also Schreyer der Deutung auf den Erdgeist bei, so ist ihm wenigstens insoweit der Beweis der Einheitlichkeit der Dichtung misslungen, wie schon oben angedeutet wurde.

---

3. Goethe in Wetzlar. 1772. Vier Monate aus des Dichters Jugendleben. Von Wilhelm Herbst. Mit den Bildnissen von Kestner und Lotte Buff. Gotha, Perthes, 1881. (8. XII und 216 SS. 5 M.)

Eine anziehend geschriebene Monographie, nicht etwa — wenigstens nicht in der Hauptsache — Wiederholung von oft gesagtem und bekanntem, sondern mit vollständiger Kenntniss der einschlagenden Litteratur und dem Bewusstsein, wenigstens in dieser Zusammenstellung, zum Theil auch neues zu bieten, geschrieben. Die einzelnen Abschnitte des Buches sind: I. Zur Einleitung. II. Wetzlar. III. Goethe am Reichskammergericht. IV. Goethes Freundeskreis in Wetzlar.

Digitized by Google

V. J. Chr. Kestner. VI. Die Familie Buff. VII. Goethe und Lotte. VIII. Die Giessener Episode. IX. Dichten, Studien und Weltanschauung. X. Letzte Tage; Vorblick. — Epilog.

In der Einleitung würde man die Zweifel über die Berechtigung der Schrift für überflüssig halten, wenn der Verfasser nicht dabei Gelegenheit gefunden hätte manches geistvolle und beherzigenswerthe über Monographien überhaupt, sowie über die vorliegende insbesondere zu sagen. Die Befähigung, das Wetzlar vor 110 Jahren topographisch, politisch und social zu schildern, erleichtert ihm der Umstand, dass er geborener Wetzlarer ist; er entledigt sich seiner Aufgabe mit Sachkenntniss und Lebendigkeit — ebenso der Schilderung der damaligen, uns heutigen unfasslichen Zustände des Reichskammergerichts. Zu den vier folgenden Abschnitten bringt Herbst, trotzdem dass Goethes gesellige Wetzlarer Verhältnisse schon gründlich behandelt sind, doch einiges noch unbekannte bei, wozu ihm die reiche Handschriftensammlung von Kestners Enkel, Georg Kestner in Dresden, förderlich gewesen ist. Gelegentlich der Erwähnung der brieflichen Aeusserung des Baron Kielmannsegge, dass die in Goethes Werke aufgenommene kalte Recension des „Musenalmanachs" von 1773 nicht von Goethe sein könne (S. 57), ist zu bemerken, dass sie von Merck war, wie Caroline Flachsland am 3. November 1772 Herdern auf dessen Nachfrage mittheilt. Die nähere freundschaftliche Verbindung, in der Goethe mit dem ein Jahr jüngeren Born (S. 58) stand, die sich auch nach dem verlassen Wetzlars noch fortsetzte, lässt es der Mühe werth erscheinen, nachzuforschen, ob Briefe Goethes an denselben noch erhalten sind. Jakob Heinrich von Born starb am 20. März 1782 als kursächsischer Hof- und Justizrath ohne Hinterlassung von Kindern; da aber seine Witwe, Magdalene Philippine geb. Benelle, 1787 den Professor von Martens in Göttingen heiratete, könnten Briefe Goethes dorthin gekommen sein.

Gelegentlich der Erwähnung Jerusalems rügt Herbst mit Recht (Anmerkung zu S. 70), dass in dem Aufsatze „Goethe und Lessing" im I. Bande des Goethe-Jahrbuchs der Angriff Lessings auf „Werther" in der Vorrede zu den „Philosophischen Aufsätzen von Karl Wilhelm Jerusalem" übergangen worden ist.

Im VIII. Abschnitte stellt Herbst den Tag fest — 18. August —, an welchem Goethe den Ausflug nach Giessen unternahm. Die dortigen Begegnungen Goethes, namentlich mit den Professoren Höpfner und Schmidt, unterwirft er eingehender Prüfung, wonach die Zuverlässigkeit von Goethes Darstellung in „Dichtung und Wahrheit" allerdings kaum gerettet werden kann.

Im nächsten Abschnitte bespricht der Verfasser die Dichtungen und litterarischen Arbeiten Goethes in Wetzlar mit sinniger Gründlichkeit, darunter auch selbstverständlich den „Wanderer", bei

Digitized by Google

welchem man über die Thatsache nicht hinauskommt, dass Goethe in einem Briefe an Kestner versichert, er habe beim dichten desselben ihn und sein Verhältniss zu Lotte im Sinne gehabt, während er das Gedicht schon vor der Bekanntschaft mit Lotte an Caroline Flachsland gesandt hatte. Die für Herbst noch mögliche Vermuthung, dass Goethe das Gedicht später umgearbeitet haben könnte, ist nach dem erscheinen des II. Bandes des Goethe-Jahrbuchs auch abgeschnitten, da hier Suphan die geringen Varianten aus Carolinens Abschrift mittheilt. Merkwürdiger Weise schreibt Goethe am 28. Juni 1831 von demselben Gedichte, als Felix Mendelssohn die Oertlichkeit, in die es verlegt ist, in Italien gefunden haben wollte: „Das ist aber der Vortheil des Dichters, dass er voraus ahnt und werth hält, was der die Wirklichkeit Suchende, wenn er es im Dasein findet und erkennt, doppelt erkennt und höchlich daran sich erfreuen muss.“ Freilich entschuldigt dies noch nicht den wahrheitswidrigen Brief an Kestner. Sollte Goethen dabei seine Gabe, Vergangenheit und Gegenwart in eins zu empfinden, wovon er in „Dichtung und Wahrheit“ spricht, einen Streich gespielt haben? Bei Erörterung der Frage über den Stand der Faust-Dichtung in der Wetzlarer Zeit stellt Herbst eine überraschende Parallele von Kestners Schilderung des jungen Goethe und Stellen aus Faust zusammen (S. 180). Indessen ist „Goethe in Wetzlar“ ein Buch, das nicht den Schwerpunct in neu gesammeltem Stoffe hat; es will vielmehr gelesen sein. Und man wird es nicht ohne grosse Befriedigung lesen.

---

4. Die Bühnengeschichte des Goetheschen Faust. Von Wilhelm Creizenach. Frankfurt a. M. Rütten & Loening. 1881. (8. 59 SS.)

Der Verfasser behandelt in der trefflichen Arbeit die Faust-Aufführungen historisch und kritisch. Er untersucht zunächst die Bühnenbestimmung des „Faust“ im Sinne Goethes und erörtert dann die Gründe, welche die vielen Bearbeiter der Dichtung für die Bühne zu Kürzungen, Verschiebungen der Scenen, Aenderungen der Rede und Zusätzen veranlasst haben, um dadurch die einschlagenden Fragen zu klären. Diese einsichtige und umfassende Untersuchung macht einen sehr wolthuenden Eindruck gegenüber den in den letzten Jahren aus allen Tageblättern hervortauchenden Plaudereien über den dazu so wenig geeigneten Gegenstand; sie trägt in hoffentlich fruchtbarer Weise zu Befriedigung eines Bedürfnisses bei, da einerseits „Faust“ sich nicht wieder von der Bühne verbannen lässt, anderseits die Art seiner Bühnenerscheinung noch sehr fern von Sicherheit ist.

Digitized by Google

5. Ueber Goethes Stellung zur Tonkunst. Von Dr. Ernst Niemeyer. Beigabe zum Osterprogramm des Königl. Gymnasiums zu Chemnitz. 1881. (4. 27 SS.).

Ueber den Gegenstand hat meines wissens zuerst Düntzer 1868 geschrieben („Goethes Tonlehre und Christian Heinrich Schlosser"), worauf in neuester Zeit nicht nur die von Niemeyer citierten Schriften v. Bocks und Julliens folgten, sondern auch der Vortrag v. Wasielewskis („Ueber Goethes Verhältniss zur Musik"), der in Graf Waldersees Sammlung musikalischer Vorträge 1880 gedruckt ist. Referent muss sich auf die blosse Anzeige obigen Programms beschränken, da er nicht Musikverständiger genug ist um ein Urtheil darüber abzugeben und nur auf das, was in Beziehung auf die vorhandene Litteratur übersehen ist, hinweisen kann.

---

6. Die Goethe-Bildnisse, biographisch-kunstgeschichtlich dargestellt von Dr. Hermann Rollett. I. Lieferung mit 2 Radierungen und 18 Holzschnitten. Wien 1881. Braumüller. (Gr.-4. 64 SS. Text. I. Lieferung. 8 M.)

Die seit einigen Jahren besonders durch Schröer in Wien, Zarncke in Leipzig und Rollett in Baden bei Wien in vielen Aufsätzen gepflegte Aufsuchung und Prüfung der Goethe-Bildnisse hat eine glänzende Sammelstätte in vorgenanntem Werke gefunden. Da nur die 1. Lieferung vorliegt, beschränken wir uns vorläufig auf kurze Anzeige mit dem Vorbehalte, nach erscheinen des ganzen Werkes auf dasselbe zurückzukommen. Die ausgezeichneten Radierungen des Prachtwerkes hat W. Unger in Wien geliefert. Das ganze ist auf 5 Lieferungen, jede von demselben Umfange wie die erste, berechnet. Es dürfte ein ähnliches Werk über irgend eine Person noch nicht ans Licht getreten sein.

v. Biedermann.

Nachtrag. Noch bin ich aufmerksam geworden auf Druckfehler im Chor aus „Faust" im Goethe-Jahrbuch S. 229 f., von denen der erste geradezu sinnentstellend ist. Es ist nämlich zu lesen in dem Chorgesange:

Zeile 2 „Erzeugte" statt „Erzeugter",
„ 18 „Windeln" „ „Wickeln",
„ 19 „Wickeln" „ „Windeln",
„ 31 „Sonnedurchstrahlte" statt „Sonnendurchstrahlte".

Digitized by Google

Miscellen.

1.

Dem fliehenden Feinde eine goldene Brücke bauen.

Quitard wird in seinem sehr unzuverlässigen Buche „Dictionnaire des proverbes“ (Paris und Strassburg 1842) auf S. 342 unter „ennemi“ sehr schnell mit der Redensart „dem fliehenden Feinde eine goldene Brücke bauen“ fertig. Er sagt: „dies Sprichwort ist uns von den Römern zugegangen, welche zu sagen pflegten: Hosti fugienti pontem substerne aureum.“ Wo er dies Sprichwort zuerst vorgefunden hat, das sehr spät entstanden zu sein scheint, gibt er nach seiner Gewohnheit nicht an. Da wir als erste Form „dem Feinde eine silberne Brücke bauen“ vorfinden werden, so ist uns seine Angabe von vornherein verdächtig. Er setzt hinzu: „Man hat die Erfindung dem Scipio Africanus zugeschrieben; aber dieser grosse Feldherr gab nur einem Gedanken Form, welcher vor ihm den Kriegern und Staatsmännern wol bekannt war.“ Frontinus († 106 n. Chr.), welchen Quitard nach seiner Gewohnheit nicht citiert, sagt nämlich „Strategemata“ IV, 16: „Scipio Africanus pflegte zu sagen, dem Feinde müsse man nicht allein einen Weg zum fliehen geben, sondern man müsse ihm denselben auch sichern (hosti non solum dandam esse viam fugiendi, sed muniendam).“ Ferner sagt Quitard, wiederum ohne Stellenangabe: „Man weiss, dass Lykurg in einem seiner Gesetze den Spartanern empfohlen hatte den Feind nur so weit zu verfolgen, wie es nöthig wäre um den Sieg zu sichern, und ihn nicht zu einer heldenmüthigen Verzweiflung zu drängen.“

Der Ausdruck „dem Feinde eine silberne Brücke bauen“ findet sich am frühesten im Munde des Königs Alphons († 1458), und zwar schon bei ihm als Citat. In Antonii Panormitae „De dictis et factis Alphonsi regis Aragonum libri IV“, Basel 1538, heisst es S. 109 von Alphons: „Laudare eum magnopere solebat, quicunque fugientibus hostibus argenteum pontem extruendum dixisset.“ (Er pflegte den hoch zu loben, welcher gesagt hätte, den fliehenden Feinden müsse man eine silberne Brücke bauen.) Dieser König Alphons war König Alphons V. von Aragonien, mit dem Beinamen der Grossmüthige, als König von Neapel Alphons I.

Digitized by Google

Wenn es in Goedekes „Grundriss zur Geschichte der deutschen Dichtung", I. Bd., S. 114 heisst: „Schwanksammlungen lehnen sich an die älteren des Poggio, des Königs Alphons oder der Novellensammlungen des Boccaccio und anderer Italiener," so könnte das zu dem Glauben verleiten, König Alphons habe eine Schwanksammlung geschrieben. Auch könnte man ferner zu diesem Glauben durch den Titel des sehr apokryphen, mir in der Ausgabe Argentorati 1609 vorliegenden Buches: „Nicodemi Frischlini Balingensis Facetiae selectiores, quibus ob argumenti similitudinem accesserunt Henr. Bebelii facetiarum libri tres. Sales item seu facetiae ex Poggii Florentini Oratoris libro selectae. Nec non Alphonsi regis Arragonum et Adelphi Facetiae ut et Prognostica Jacobi Henrichmanni" bewogen werden, dessen erste Auflage 1600 zu Leipzig erschien. In der Auflage von 1609 steht auf Blatt 179′: „Sequuntur nunc Facetiae Alphonsi Arragonum Regis et aliorum illustrium virorum breviores." Es sind sechs Blätter, auf welchen wol schwerlich etwas zu finden sein möchte, was sich auf König Alphons zurückführen liesse. König Alphons hat meines wissens keine Schwanksammlung geschrieben; wenn ihm facetiae zugeschrieben werden, so liegt das daran, dass in der obenerwähnten Sammlung des Antonius Panormita alle seine Aussprüche am Rande mit Praedicaten, die witzigen mit „facete" bezeichnet werden.

In „Le vite de' Re di Napoli" da Bastian Biancardi Napolitano, chiamato Domenico Lalli, Venedig, 1737. 4°., S. 285—322 wird im Leben des Königs Alphons nichts von einer schriftstellerischen Thätigkeit desselben erwähnt; es heisst S. 322 nur: „Egli era pieno di sentenze e di motti arguti nel familiar ragionare, de' quali Antonio Panormita ne à raccolta."

Bei Hnr. Merckel, „Bericht von der Altenstadt Magdeburgk Belagerung," 1587, 4°., Blatt siij′, oder 1596, 4°., Blatt Gij, steht: „Quod si certo constitisset, cedenti hosti sternendus fuisset pons argenteus, quemadmodum est inter dicta Alphonsi apud Pontanum. Dem weichenden Feinde sol man eine güldene Brücken bawen." Mir haben von Joannes Jovianus Pontanus († 1503) die drei ersten Bände seiner „Opera", Basel 1556, vorgelegen; des vierten Bandes bin ich nicht habhaft geworden; in den ersten drei werden viele Aussprüche des Königs Alphons mitgetheilt, aber den oben genannten habe ich darunter nicht gefunden.*

* [Auch nicht in dem vierten Bande, der in der Dresdner Bibliothek vorhanden ist, getraue ich mir das Merckelsche Citat aufzufinden, und so lange dasselbe bei Jo. Jov. Pontanus nicht nachgewiesen ist, scheint mir die Vermuthung nicht unberechtigt, dass es in „Joann. Pontani Apologia [?] Proverbialis, Francof. Marth. [March.?] 1583" zu suchen ist: diesen Titel gibt in seiner Literatur der Sprichwörter S. 208

Digitized by Google

Bei Rabelais heisst es in dem 1533 zu Lyon erschienenen ersten Buche des „Gargantua und Pantagruel", Cap. 43: „Ouvrez à vos amis ennemis toutes les portes et chemins, et plus tôt leur faites un pont d'argent afin de les renvoyer." Der unzuverlässige Quitard citiert unter „ennemi" falsch das vierte Buch, und auch die Stelle selbst ungenau.

Cervantes gebrauchte das Wort in dem 1615 erschienenen zweiten Buche seines „Don Quijote", Cap. 58; hier heisst es gegen Ende: „al enemigo que huje, hacerle la puente de plata" (dem fliehenden Feinde die silberne Brücke bauen), was viele Uebersetzer des Don Quijote nach deutschem Gebrauche in „eine goldene Brücke bauen" umgewandelt haben. Bei Brantôme, dessen Werke erst nach seinem Tode, der 1614 erfolgte, erschienen, steht in den „Vies des hommes illustres et grands capitaines français", discours 12, unter „M. de la Trimouille": „pour chasser son ennemi, il ne faut nullement épargner un pont d'argent." Die Zueignung der „Vies des hommes illustres etc." an die Königin Margarete trägt das Datum des letzten März 1604.

Der erste, bei welchem „goldene Brücke" vorkommt, scheint d'Aubigné (1550—1630) zu sein, welcher in seiner „Histoire (1550—1601)" sagt: „Der Prinz von Condé kehrte zurück um seinen Feinden, wie er sagte, eine goldene Brücke und silberne Esplanade zu bauen." Diese „Histoire" erschien zu Amsterdam, 1616—1620.

Der Ausdruck „dem fliehenden Feinde eine goldene Brücke bauen" scheint nach Merckel und Brantôme also erst im 16. Jahrhundert aus dem älteren „eine silberne Brücke bauen" umgestaltet worden zu sein. Littré citiert als Schriftsteller, die pont d'or gebrauchen, Retz († 1679), H, 369, und St. Simon († 1755), 79, 22.

Schliesslich erlaube ich mir die Frage, in welcher Sprichwörtersammlung das mir sehr verdächtige, von dem unglaubwürdigen Quitard angeführte Wort: „Hosti fugienti pontem substerne aureum" vorkommt.

Und ferner, wo bei Pontanus „cedenti hosti sternendus est pons argenteus" zu finden ist.

Georg Büchmann.

2.

Zu Rosenblüt.

Von dem Gedichte Rosenblüts Von der keiserin zu Rom, bei A. v. Keller, Fastnachtspiele 3, 1139 ff., besitzt die Herzogl. Bibliothek zu Wolfenbüttel eine niederdeutsche Bearbeitung in zwei

Nopitsch einem mir nicht zu Gebote stehenden Buche, das, wie ich aus einer zweiten Anführung entnehme, unter dem Titel „Aristologia proverbialis" erschienen ist. — S. v. C.]

Digitized by Google

Exemplaren eines Magdeburger Druckes vom J. 1500 in 4^0. Dieser Druck folgt im ganzen von Zeile zu Zeile dem Originale, doch finden sich auch stärkere Umdichtungen mit Auslassung oder Hinzufügung mehrerer Verse. Der Titel lautet: Eyne schone hystorie van eynē | keyßer to rome vnde siner erli|ken Keyserinne wo de myt gro|ter valscheit belagen wart. — Darunter ein Holzschnitt, welcher die Kaiserin und den Kaiser im Gespräche darstellt. Die Rückseite des Titels ist leer. Bl. 2a (sign. aii) beginnt das Gedicht: ¶ Eyne schone leflike hystoriē van gro|ter Gedult, kusscheit, vnd ouermetlyke | bestendicheit einer dōgētsamen eddelen | keyserinnē tho Rome. ||

( ) O Rome dar sath ein keiser mechtich
de was tho gode so gar andechtich
Dat ōme god beleuede vor allēt dat
Vp erden ye gesach edder munt gesprack usw.

Den Schlussversen bei Keller werden noch 28 Zeilen hinzugefügt Bl. 9b, Z. 27:

Dar vmē se dage vnde nacht wol hōth
Also sprycket Schepper hans Rosen blōth
De gode dort ewich an schouwē mit vroudē
Dar van vns got nūmer late scheyden
Welck mynsche sick de duuel lete bedōuen Bl. 10a.
Dat he twyuelen wolde an cristlikem louen
dat leuēdyge god vnd mynsche nicht sy
Gantz vnde gebenedyget in der hostye
De vns de prester hyr wysen dhot
Ware god, ware mynsche, ware blōt
Alß ōne marie sine kusche moder drōch
Vnde alß men ōn an dat hylge Cruce slōch
Dar men ōme verwunde vōth vnde hende
We dat nycht louet went an syn ende
De wert im iūgestē dage in de helle gedreuē
Vn wert vth dē leuēdygen bōck geschreuen
Welck minsche dē louen nicht in ōm draget
Dat goddes moder sy eyne reine maget
Vnde ny enwūth neyner sunden fōrth
Noch ores werdigen Sones geborth
Vnde noch eine reene maget sy
De vns geboren hefft de dree,
God mynsche vnde flesche in dree person
De se entfengk vth deme hōgesten thrōn
Vnde thelede vth orer reenen kuscheyt
Godes sone de ewige wyßheyt

Digitized by Google

We des nycht enlouet gantz vnde gar
De wert im iungesten dage apenbar
Vordomet wen de here spricket dat gerichte
Gaet gy vormaledygeden in der hellē plicht

¶ Gedrugket ī der Stad Magdeborch | dorch Simon mētzer, am mandage | na Oculi Im gnadenryken yare na | Cristy geborth. M.ccccc.

Wolfenbüttel. Gust. Milchsack.

3.
Zu Burkard Waldis.

Der Abdruck des Lobspruches der alten Deutschen in dem Ergänzungsheft zum Fastnachtspiel (Neudrucke Nr. 30) folgt der von Goedeke im Grundriss, S. 363 Nr. 8, beschriebenen Ausgabe.* Eine andere war auch bisher nirgends genannt. Es gibt aber allerdings noch eine zweite aus dem gleichen Jahre, die sich ebenfalls unter den Schätzen der Herzogl. Bibliothek zu Wolfenbüttel befindet. Bethmann kannte auch diese, denn von seiner Hand ist die Notiz auf der Innenseite des Vorderdeckels: „Vf. Burkh. Waldis"; in unsern Katalogen aber war sie nicht verzeichnet und entgieng daher auch, als ich mich über die Schriften Burkards orientierte, meiner Aufmerksamkeit. Ein Zufall führte sie kürzlich in meine Hände.**

Der Kürze wegen sei der bisher bekannte Druck mit A, der von mir wieder aufgefundene mit B bezeichnet, obschon die Priorität des einen vor dem anderen nicht zu erweisen ist. Der genaue Titel von A ist Ergänzungsh. S. 37 angegeben worden; zu berichtigen ist nur, dass dort das o̊ des Originals in zwo̊lff und Ko̊nig aus typographischen Rücksichten durch ö wiedergegeben wurde. Der Titel von B ist folgender: VRsprung vnd Herkumen der | zwo̊lff ersten alten Ko̊nig vnd | Fůrsten Deutscher Nation, | wie vnd zů welchen zeyten | jr yeder Regiert hat. [Vignette: Doppeladler zwischen zwei gekrönten Säulen, wie in A.] 1543. Folio. Der Zeilenwechsel ist wie in A, die Typen sind genau dieselben mit Ausnahme der Initiale V in VRsprung, die in B grösser und weniger kräftig ist; dass das Druckjahr in B mit arabischen Ziffern gesetzt ist, sei ausdrücklich erwähnt und mag als ein bequemes äusseres Unterscheidungszeichen dienen. Im übrigen weichen beide Drucke nur durch orthographische und kleine typographische Verschiedenheiten von einander ab, die sich auf jeder Seite in ziemlicher Anzahl finden, für die Textkritik aber kaum etwas ergeben. Die Druckfehler sind in B zahlreicher

* S. 38 Anmerk. habe ich irrthümlich das Wolfenbütteler Exemplar das einzige bekannte genannt; Goedeke aber hat a. a. O. ein zweites schon in Berlin nachgewiesen.

** Nachträglich finde ich noch ein zweites Exemplar dieser Ausgabe, ohne Titelblatt und nicht illuminiert.

Digitized by Google

als in A, und diesen Umstand möchte ich zu Gunsten der Priorität von A geltend machen. Die Holzschnitte sind in B illuminiert.

Nur um die Verschiedenheit beider Drucke noch bestimmter darzuthun gebe ich eine Auswahl der Varianten des Lobspruches: 2 nach *ehren* fehlt das Komma. 6 *gesucht.* 9 *Dardurch.* 27 *Solch.* 33 *gnummen.* 36 *Darbey.* 39. 40 *rhumb: Keyserthumb.* 42 *Heyden.* 57 *selbs.* 62 *feindt.* 86 *gerhümbt.* 97 *selbs.* 102 *yetzt.* 114 *niemandt.* 115 *geschen.* 117 *nicht*] *mich* B. 120 *Franchreich.* 147 *Ihrs.* 150 *gesetzt.* 153 *Eebruch.* 156 *sein.* 160 *verderbet.* 182 *dencken.* 194 *von*] *für* B, was offenbar das richtige ist. 201 *vnd* fehlt. 208 *hie sunst* fehlt. 221 *gesagt.* 230 *willen.* 244 *gerochen.* 271 *auch* fehlt. 278 *am.*

Wolfenbüttel. Gust. Milchsack.

4.

Kilian Brustfleck.

Die hiesige Universitäts-Bibliothek enthält in einem aus der Senckenbergischen Bibliothek stammenden Sammelbande eine weitere Schrift von Kilian Brustfleck, 4 Quartblätter o. O., mit dem, die ganze erste Seite einnehmenden Titel: [Gekrönter Adler mit ausgebreiteten Schwingen, der in der rechten Klaue ein Scepter, in der linken ein Schwert führt. Auf dem unter demselben befindlichen Bande steht: Sub umbra alarum tuarum] Nichts vor Etwas, und Etwas vor Nichts, | Zum | Glücks-Wunsch, | Wird | Denen Hochwürdig: Hoch- und Wohl-Gebohr-|nen, auch Hoch-Edl-Gebohrnen, Wohl-Edlen, Ge-|strengen, und Vesten hochansehlichen versambleten | HERREN, HERREN | Land-Ständten, | Und | VERORDNETEN, ꝛc. ꝛc. | Zum Linzer-Bartholomäi-Marckt auff Deroselben Hohen | Gnaden-Altar zu Gnädigisten Andencken dedicirt und | nidergelegt, | Von dem Fürstl. Eggenbergischen agirenden Bauern, Johann Valen-|tin Petzold, sonsten Kilian Prustfleck genannt. Nachdem er es auß dem Noth-leydenten Kasten seines verwihrten Bauern-Verstandts |

Hler aLso nVn VerfertIget IM letzigen Iahr, | VVo sIegreICher KrIeg zV Der Zelt Vor AVgen VVar. [1704.]

(Das zweite mit Fractur gedruckte und metrisch überschüssige i in letzigen ist dabei natürlich nicht mitgezählt.)

Auf der zweiten und dritten Seite folgt dann: „Glückes Vor-Wunsch." Die mit Antiqua gedruckten Anfangsbuchstaben der Verse desselben ergeben die Worte: Lang lebe mein gnedige zahl in Frevd. Seite 4—8 enthält: „Nichts | Zum Nach-Wunsch, und schuldigen | Jahr-Marckts-Gaab." | — Darin finden sich auf S. 4 die Verse:

Indem ich sitze nun, und hin und wider dencke,
Was ich zum Jahr-Marckt, Euch Landes-Vättern schencke,
Find ich doch endlich Nichts. Last angenehme seyn,
Weil Nichts vill besser ist, als Gold und Edl-Gstein.

Digitized by Google

Der letzte von diesen Versen findet sich, nur mit ein par orthographischen Differenzen, auch in der Petzoldischen Schrift „Nichts vor Etwas" vom J. 1694. Vgl. „Archiv" Bd. 10 S. 442.

Eine „Cabbalistische Litter-Rechnung" ist in dem „Nichts vor Etwas" von 1704 nicht enthalten, und über die Lebensumstände des Verfassers ergeben die elenden, holprigen Alexandriner nichts näheres.

Giessen, 31. Aug. 1881. Christian Rumpf.

5.

Die Aufführung des „Doctor Faust" von der Schuchischen Gesellschaft zu Berlin im Jahre 1754.

„Es lässt sich ein Tag angeben, an welchem ihm (Lessing) dieser Gegenstand (die Geschichte des Faust) vielleicht zuerst bekannt geworden ist: 'am 14. Juni 1753 ward auf der Schuchschen Schaubühne in Berlin Faust vom Teufel geholet' heisst es in einer Nachricht von der Schuchschen Schauspielergesellschaft in den Erweiterungen." Diese Aeusserung Danzels in seiner Darstellung Lessings haben wir alle, die wir nach ihm über Lessings „Faust" gehandelt, zuletzt noch Erich Schmidt im „Goethe-Jahrbuch" II, 69, gläubig nachgeschrieben, obgleich ein leicht erkennbarer Druckfehler zu Grunde liegt, den leider auch Maltzahn und Boxberger nicht entdeckt haben. Schuch spielte erst seit dem Jahre 1754 zu Berlin in seiner Bretterbude auf dem Gensdarmenmarkte, wie man aus Brachvogels leider höchst unzuverlässigem und ganz ungenügendem Buche „Das alte Berliner Theaterwesen" (S. 153 f.) ersehen kann, wo es heisst, vom 4. Mai bis zum 2. Juni (beide Zeitangaben sind verkehrt) habe Schuch Arlequinaden aufgeführt, und zum Beweise, dass dieser nicht allein von der Stegreifkomoedie gelebt habe, bemerkt wird, er habe am 27. Mai den „Geizigen", Lustspiel in 5 Acten von Molière, deutsch aufgeführt. Danach sollte man glauben, dies sei Schuchs einziges regelmässiges Stück gewesen. Danzels und auch Brachvogels Quelle war die „J. F. He***rt" unterzeichnete „Nachricht von den Schauspielen, welche die Schuchische Gesellschaft in den Monaten Mai und Junius in Berlin aufgeführet hat, nebst einigen Betrachtungen über die Schauspielkunst" in dem neunzehnten Stücke der „Neuen Erweiterungen der Erkenntniss und des Vergnügens" (1754, S. 212—231). Schuch begann schon am 1. Mai „mit dem Trauerspiele 'Alzire' in Versen vom Herrn von Voltaire", das den 3. „auf hohen Befehl" wiederholt wurde. Eine Wiederholung „auf hohen Befehl" findet sich nur noch bei Molières „Tartuffe" am 17. und bei Schlegels „Kanut" am 26. Juni. Dieser „hohe Befehl" muss doch wol vom Hofe ausgegangen sein. Voltaires „Zaire" folgte am 31. Mai. Von Racine ward am 7. Mai „Mithridat", am 22.

Digitized by Google

„Iphigenie", von Corneille „Cid" am 21. Juni gegeben, ebenso Stücke von Molière und Regnard, von Holberg „Der politische Kannengiesser". Deutsche regelmässige Stücke waren der genannte „Kanut", Grimms „Banise", Gottscheds „Atalanta", die „zärtlichen Schwestern" u. a. Zum Ende der Vorstellungen am 4. Juli „dankte Frau Schuch für geneigtes Gehör in einer Rede in langen gereimten Linien". Vom „Faust", um den es sich vor allem hier handelt, lautet der Bericht: „Den 14. (mit deiner Erlaubniss, mein Leser) ward D. Faust vom Teufel geholet. (Herr Schuch muss vielleicht nicht in den Kalender gesehen haben, dass wir im 1754ten Jahre leben.)" Wiederholt wurde er nicht, dagegen am 28. ein „von Schuch selbst verfertigtes Schauspiel, H-W- (Hanswurst) ein Zauberer aus Rache und Liebe" aufgeführt, „in dem Geschmacke des D. Fausts". Auch komische Opern, „Hulla" und „Tarquinius Superbus", kamen zur Aufführung. Freilich überwogen die Stücke, in welchen Hanswurst auftrat. „Die Komödie war jedesmal gedrängt voll", hören wir, „nur im 'Tartuffe', 'Kanut', 'Zaire', 'Iphigenie' und andern schönen Stücken, waren viele leeren Plätze. Doch Herr Schuch wird dadurch keinen grossen Schaden erlitten haben, weil er nur ohngefähr zehn gute Stücke hat aufführen lassen. Er merkte das auch bald; denn er liess nachher fleissig in der Nachricht setzen, heute macht H-W- zu lachen."

Auch die Angabe, dass Lessing den erhaltenen Epilog zu einem Trauerspiele für Frau Schuch im Jahre 1754 geschrieben, ergibt sich nach dem von den „Erweiterungen" gegebenen Verzeichnisse der Vorstellungen als irrig. Das Stück, zu welchem Lessing den Epilog schrieb, muss nach diesem „Graf Essex" gewesen sein; denn Frau Schuch hielt am 3. Juni 1755 eine Rede, nach Brachvogels Angabe (S. 157). Hienach wäre auch für diesen Epilog das richtige Datum gewonnen.

Heinrich Düntzer.

6.

Zu Goethes „Musen und Grazien in der Mark".

Fliegendes Blatt aus v. Arnims Nachlass: Fünf neue weltliche Lieder. Gedruckt zu Balasa Giarmat (? Baseler Jahrmarkt?).

Das Erste.

Es wohnt ein Jäger in unserem Land,
sein Nam ist Vetter Michel genannt.
Hey sa, hop sa sa, Vetter Michel und der war da.

Und dies ist der Refrain aller folgenden Strophen.

Robert Boxberger.

Digitized by Google

7.

Zu Uhlands „Der Wirthin Töchterlein".

In v. Arnims Nachlass befindet sich ein fliegendes Blatt: „Fünf ganz neue weltliche Lieder. Gedruckt in der Caserne." Davon lautet das vierte:

Marschieren drey Soldaten wohl über den Rhein,
Wohl über den Rhein,
Sie kehrten bey einer Frau Wirthin ein,
Vielleicht um und um,
Vielleicht um und um,
Vielleicht da dadara.

Frau Wirthin, habt ihr gut Bier und auch Wein etc.
So schenket uns braven Soldaten frisch ein etc.

Frau Wirthin, habt ihr ein Töchterlein,
So vor einen braven Soldaten anständig thut sein?

Ach Herren, liebste Herren mein!
Mein Tochter die ist noch viel zu klein.

Ach Mutter, ach Mutter, es zeiget sich klar,
Dass ich bin schon ein Madl von achtzehn Jahr.

Ein braver Soldat, der gefället mir wohl,
Ich bin schon ein Madl, wie es sein soll.

Ein braven Soldaten den muss ich haben,
Und sollt' ich ihn aus der Erden graben.*

Ich grab' ihn heraus zum kühlen Wein,
Zum kühlen Wein,
Ein braver Soldat muss mein Liebster sein,
Vielleicht um und um,
Vielleicht um und um,
Vielleicht da dadara.

Und ein anderes: „Vier schöne Reise- und Handwerkspurschen-Lieder." Davon lautet das dritte:

Es reisen drey Pursche wohl über den Rhein,
Schnapp auf!
Sie kehrten bei einer Frau Wirthin wohl ein,
Schnapp auf und schnapp nieder,
Sauf aus und klopf wieder,
Schnapp auf!

* Vgl. meine Ausgabe des Wunderhorns I, S. 340.

Digitized by Google

Frau Wirthin, hat sie gut Bier und Wein etc.
So bringt sie's uns lustigen Purschen herein etc.

Frau Wirthin, hat sie ein schöns Töchterlein,
So schick sie's uns lustigen Purschen herein.

Meine Tochter, die ist noch viel zu klein,
Sie muss noch schlaffen zwey Jahre allein.

Ey, Mutter, ich bin schon eben recht,
Ich hab es probieret mit unserm Hautknecht [so!].

Hast du es probieret mit unsern Hausknecht,
So bist du für Fürsten und Grafen auch recht.

Kein Fürsten und Grafen den mag ich ja nicht,
Schnapp auf!
Den lustigen Purschen versag ich es nicht.
Schnapp auf und schnapp nieder,
Sauf aus und klopf wieder,
Schnapp auf!

Vgl. Eichholtz, Quellenstudien zu Uhlands Balladen, S. 105 f.

Robert Boxberger.

Digitized by Google

Erasmus Alberus als Verfasser der anonymen Schrift „Vom Schmalkaldischen Kriege".

Von

Franz Schnorr von Carolsfeld.

In seinen „Beyträgen zur Litteratur besonders des sechszehnten Jahrhunderts" (Bd. 1 Stück 1. Nürnberg und Altdorf, 1784. 8°. S. 205—244) hat G. Th. Strobel einen zeitgenössischen Bericht „Vom Schmalkaldischen Kriege", welchen er in einer dem Antistes Mörl gehörigen Handschrift vorfand, in der Meinung, dass er noch ungedruckt sei, abdrucken lassen. Dieser Bericht ist in neuester Zeit von G. Voigt in seinem Aufsatze: „Die Geschichtschreibung über den Schmalkaldischen Krieg" (in den Abhandlungen der philologisch-historischen Classe der K. S. Gesellschaft der Wissenschaften Bd. 6. Leipz. 1874. 4°. S. 713 ff.) eingehend besprochen worden, jedoch ohne dass ihm historisches Quellenmaterial dabei zu Hilfe gekommen wäre, welches ihm gestattet hätte bezüglich der Schrift selbst und ihres Verfassers über solche Folgerungen hinaus zu gelangen, die sich allein aus ihrem Inhalte begründen liessen; auch ihm blieb insbesondere die Thatsache unbekannt, dass derselbe Bericht auch gedruckt als Bestandtheil einer grösseren Druckschrift des 16. Jahrhunderts auf uns gekommen ist. Einer auf Grund neuen Materials angestellten wiederholten Untersuchung bietet sich daher eine noch ungelöste Aufgabe.

Inhalt und Tendenz der von Strobel herausgegebenen Quellenschrift können wir kurz charakterisieren, indem wir hervorheben, dass sich ihr Verfasser als einen eifrigen Anhänger Luthers zu erkennen gibt, der zu diesem sogar in einem persönlichen Verhältnisse gestanden haben muss, da er seiner

Digitized by Google

Schrift einen Brief Luthers an seine Frau aus dem Jahre 1545 (Strobel S. 240 f.) einverleibt und Worte anführt, die derselbe „oft" gesprochen habe (S. 240): „Bruder Veit" (d. i. der Krieg), sagte nach ihm Luther prophezeiend, „werde kommen", und diese Vorhersagung, bemerkt er, habe zugetroffen; wie sie, so werde sich aber auch Luthers andere Prophezeiung erfüllen: „Pestis eram uiuens, moriens tua mors ero Papa" (S. 243). Der Bewunderung und Liebe, welche der ungenannte Verfasser für unsern grossen Reformator und dessen Beschützer, den Kurfürsten Johann Friedrich an den Tag legt, entspricht sein Hass gegen des letzteren Gegner, den Judas Moritz von Sachsen. Nur durch den Verrath treuloser Rathgeber, behauptet er, sei Johann Friedrich überwunden worden und in Gefangenschaft gerathen. Man habe ihn überredet, die Feinde wären nicht stark, es hätte keine Noth; sonst hätte man aus Sachsen, Thüringen und Meissen 50 oder 60 tausend Mann aufbringen können, und das Landvolk sei ganz willig dazu gewesen (S. 223). Nun sei die Bevölkerung das Opfer der unmenschlichsten Grausamkeiten roher Feinde geworden.

Es genügt, zunächst nur so viel, als diese wenigen Sätze enthalten, aus dem Berichte mitzutheilen, um darauf aufmerksam zu machen, welchen Werth für die Bestimmung der Person seines Verfassers die unten folgende Stelle aus einem in der Stadtbibliothek zu Frankfurt am Main aufbewahrten, noch ungedruckten Originalbriefe des auch dem Litterarhistoriker wolbekannten, berühmten Theologen Erasmus Alberus besitzt. Ehe ich jedoch diese Stelle selbst folgen lasse, muss ich erwähnen, dass dieser vielgewanderte Mann, der als einer der begeistertsten Schüler und treuesten Anhänger Luthers bekannt ist, von seinem nahen persönlichen Verhältnisse zu diesem in einer seiner Schriften selbst berichtet, dass er „in dreien iaren" vor Luthers Tode, als er durch den hellischen Cardinal (Erzbischof Albrecht von Mainz?) zweimal verjagt gewesen, den Mann Gottes oft gehört habe und von ihm beherbergt und täglich sein lieber Gast gewesen sei.* Vorausschicken muss ich ferner folgendes, was die handschriftliche

* Er. Alberus, Widder das Lesterbuch des hochflichenden Osiandri. Ex officina Ioachimi Leonis, o. J. 4°. Bl. A 2'.

Digitized by Google

Ueberlieferung des von Strobel herausgegebenen Berichtes betrifft.

Ich verdanke G. Voigts angeführtem Aufsatze die Kenntniss davon, dass derselbe in vier Abschriften erhalten ist, welche sich in dem K. Haupt-Staatsarchiv* zu Dresden, in dem H. Haus- und Staatsarchiv zu Gotha, in dem K. Staatsarchiv zu Königsberg i. Pr. und in der GH. Bibliothek zu Weimar** befinden. Wo die von Strobel benutzte Handschrift verblieben, ist auch mir unbekannt. Ueber die in Gotha befindliche Handschrift ist mir von der dortigen Archivverwaltung gütigst mitgetheilt worden, dass dieselbe aus dem Jahre 1610 stammt und in ihr der Bericht vom Jahre 1548, wie bei Strobel, datiert ist; die anderen drei Handschriften war mir vergönnt selbst mit dem Strobelschen Abdrucke vergleichen zu können. Für die Ermittelung des Verfassers freilich gewährten dieselben keinerlei Anhalt; um so schätzbarer war die Ausbeute, welche sie zur Verbesserung des an vielen Stellen unglaublich verderbten Strobelschen Textes darboten. Was die Zeit der Abfassung des Berichts anlangt, so stimmen Strobels Text und die von mir eingesehenen Handschriften in einem Zeugnisse für das Jahr 1547 überein, da die letzteren ebenso wie der erstere den Brief Luthers an seine Frau aus dem Juli 1545, datiert Dinstags (nach Strobels Text S. 240: Donnerstags) Pantaleonis, mit der Bemerkung einleiten, dass er von Luther geschrieben worden sei, als dieser „vor zweyen Jahren" „zu Wittenberg nicht bleiben wollte" (oder, wie die Lesart der Königsberger und der Weimarer Handschrift lautet, „von Wittenberg zog"). Die Dresdner Handschrift hat denn auch am Ende ihres Textes das Schlussdatum „7 Nouembris 1. 5. 47". Aber noch enger lässt sich die Zeit, innerhalb deren der Bericht entstanden sein muss, mit Rücksicht darauf umgrenzen, dass sein Verfasser bei Erwähnung des Doctors Christoph Türck (Strobel S. 214 ff.) auch seines am 9. Tag des Brachmonats (Juni 1547) zu Leipzig erfolgten Todes gedenkt. Die Worte jedoch, welche im Anschluss an die Erzählung von Türcks Ende die Dresdner Handschrift sowol (Bl. 343) als Strobels Text (S. 216 f.) folgen lassen:

* Loc. 9138 „Allerhand Sendschreiben . . . 1546—1549" Bl. 336 ff.

** Handschrift Q 13c.

Digitized by Google

„Desgleichen Christoph von Nebeling und Hans von Schonbergk (Strobel: Schönburg), beide Kriegsräthe, sind auch eines schändlichen Todes gestorben. Diese alle sind Ursache und organa", diese Worte dürften von demjenigen, der etwa im Stande wäre die Persönlichkeit dieser beiden Männer und die Zeit, wann dieselben gestorben sind, festzustellen — ich selbst vermochte dies nicht — als ein chronologisches Zeugniss für die Bestimmung der Zeit der Abfassung des Berichts deshalb nicht verwerthet werden, weil sie in der Königsberger und in der Weimarer Handschrift fehlen und aus diesem Grunde, da diese beiden Handschriften weitaus die beste Textform darbieten, nicht als echt angesehen und dem ursprünglichen Verfasser der Aufzeichnung zugeschrieben werden dürfen. Um zu beweisen, dass die Handschriften zu Königsberg und Weimar die Originalfassung getreuer wiedergeben als die Dresdner und der Strobelsche Abdruck, genügt, wie ich glaube, die hier folgende Zusammenstellung der Varianten einer einzigen Stelle.

Königsberger Handschrift (Bl. 17): In Summa, die Feinde bekennen selbst, Der Churfurste sey von seinen eigenen Räthen vorathen. Also ging es auch Dauid der aller Fürsten Exempel ist, der hatt einen solchen weysen radt . Achitophel genandt . das der text sagett. Quod consilium eius fuerit. Q. D. Quis consulerit Deum . 2 Reg. 16. Nach vil er auch dahin vnd kwam so tieff das er Dauid seinen aigen herren, vorjagen [übergeschrieben: rathen], Erwurgen vnd vortilgen wolte vnd was etliche tapfere leüthe sein bey den Spaniern, kennen den Churfursten jhe lenger jhe besser, sprechen den [!] Churf: sey ein auffrichtiger Furste, der die Leute mit fredigem Gesicht ansehen darff . . .

Weimarer Handschrift (Bl. 20): In Summa, die Feinde bekennen selbst, Der Churfurste sey von seinen eigenen Räthen verrathen worden vnnd was ehrliche vnnd dapffere Leute seindt bey den Spaniernn kennen den Churfursten jhe lenger jhe besser Sprechen Der Churfurst sey ein auffrichtiger Furste, der die Leute mit frewdigem Gesicht ansehen dürffe . . .

Dresdner Handschrift (Bl. 350): In Summa, Die [Feinde] sagen öffentlich, der Churfürst sey von seinen eigenen Räthen verrathen, vnd was Dapffere ehrliche leutte seintt, Die bey denn Spaniern, lermen jn je besser erkennen Sprechenn Der Churfürst sey ein aufrichtiger und redlicher Furst, der die Leute mit aufgerichtetem Gesicht ansehen dürffe . . .

Strobel (S. 229): In Summa, die Feinde sagten öffentlich, der Churfürst sey von seinen eigenen Räthen verrathen worden, und der

Digitized by Google

Churfürst sey ein aufrichtiger und redlicher Fürst gewesen, der die Leute mit aufgerichtetem Gesicht ansehen dürfen . .

Ich lasse bei dieser Vergleichung dahin gestellt, ob die Fassung in der Königsberger oder die in der Weimarer Handschrift der originalen am nächsten stehe; einen Rangunterschied zwischen diesen beiden Handschriften bin ich ausser Stande durch ein Gesammturtheil zu begründen. Aber augenscheinlich ist es, dass man zu einer durch mehrere Mittelglieder von der Originalaufzeichnung getrennten Textüberlieferung herabsteigt, wenn man bis zu der dritten und vierten Wortfassung kommt.

Die für unsern Gegenstand wichtige Briefstelle, auf welche ich oben bereits Bezug genommen habe, befindet sich in einem Schreiben, welches Erasmus Alberus am 21. August 1547 von Leipzig aus an den Praedicanten Hartmann Beyer in Frankfurt am Main richtete, und lautet, wie folgt:

Literas tuas, cariſſime frater, datas 30 Julij accepi hodie 21 Auguſti Lipſiae in aedibus D. Pfeffingeri, in quibus rectè ſentis, hac me ſequiſſima vetitum tempeſtate, quo minus ad vos ſcripſerim. Jncredibile dictu eſt, quanto furore perciti hoſtes in imbelle vulgus ſeuieri[n]t. Omnia conueniunt cum crebris predictionibus D. Martini Lutheri, *wie offt hat er bruder Veiten gedacht* tum in publicis concionibus tum in ſcriptis, tum in priuatis quoque colloquijs. *Nun müssen wir gleuben on vnsern danck vnd darzu mit vnserm groſſen ſchaden, das er eyn warer prophet vnd man Gottes gewest sei.* [Am Rande von der Hand des Briefschreibers: Sed idem predixit et Papę caſum. Peſtis eram viuus: moriens ero mors tua papa] *Were eyn getrewer, gehertzter heubtman in allen des Churfursten lendern geweſt, der nur das landvolck (welchs gantz willig darzu war) an ſich gehengt hett, es wer der feinde nit eyner davon kummen.* ſed omnia erant domeſticis proditionibus plena loca. A me ſcripta eſt ſummatim hiſtoria: cuius lectione, ſcio, delectaberis, quam ſimul atque Paulus Lipſiam redierit, et tuae ad me literę mihi redditę fuerint, ſcilicet in nondinis Lipſenſibus ad te mittam: digna eſt quę latinè reddatur, vt legatur à peregrinis hominibus, qui forte putant omnia ab hoſtibus virtute fieri: cum tamen omnia facta ſint proditione noſtrorum hominum. etc. Ego poſt mortem D. M. Lutheri hoſpes fui Philippi: ſed diſcedentibus omnibus ferè profeſſoribus: ego Brandenburgum abiui, quò et fugerunt D. Hieronymus, D. Melchior Kling, D. Blicardus, D. Zoch. qui poſtea reuerſus Witebergam obijt, Licent: Straub. Philippus in diuersa fugit loca, primum venit Cerbſtiam,

Digitized by Google

mox Magdaeburgum, dehinc Stolbergum poſtea Brunſuigiam et Nordhuſum. Cęterorum profeſſorum pars habitat Stendalię in Marchia, Milichius ſcilicet, Marcellus etc. Fugit autem D. Georgius à Minckwitz eques auratus, vir, verè quod dicitur, nobilis et pius, furorem deuitans Moricianum venitque ad nos Brandenburgum: erat autem antea ignotus mihi, ibi me rogauit, vt reddita pace, ad ſe diuerterem et apud ſe vnà cum vxore et liberis cohabitarem. Cum igitur princeps el.[ector] redijſſet Hallium: omnium bonorum animi magna ſpe tenebantur, fore, vt res noſtrę habiturę eſſent optimè, quę tamen proditorum improbitate et perfidia habebant peſſimè. Affulgente igitur primum ſpe melioris fortunę, à D. Georgio ter vocatus veni tandem: apud quem adhuc habito.

Jedem Leser wird sich die Wahrnehmung aufdrängen, dass sich der Inhalt dieser brieflichen Aeusserungen, soweit er sich auf die Ereignisse des Schmalkaldischen Krieges bezieht, auf das vollkommenste mit dem deckt, was ich oben aus dem Strobelschen Kriegsberichte zu dessen Charakterisierung mitgetheilt habe. Geht man aber zunächst nur von den Angaben des Briefes selbst, ohne Rücksicht auf diese Wahrnehmung aus, so wird als feststehend angesehen werden dürfen, dass dasjenige, was der Briefschreiber zusammenfassend über die Kriegsereignisse mit kurzen Worten in die Ferne meldet, seinem Inhalte nach in der von ihm verfassten Geschichte dieser Ereignisse, von der er selbst spricht, wenn sie erhalten ist, wiederzufinden sein müsse. Diesen Inhalt finden wir nun wieder in der Quellenschrift, welche uns hier beschäftigt; und unter dem, was wir in dieser übereinstimmend mit den Aeusserungen des Briefes antreffen, befindet sich sogar die Erwähnung der in eigenthümlicher Weise mit einander in Verbindung gebrachten zweierlei Prophezeiungen Luthers von einem kommenden Kriege und dem bevorstehenden Falle des Papstthums: gewiss eine Thatsache, welche schon für sich allein so schwer ins Gewicht fällt, dass sie zu der Annahme beinahe nöthigt, dass der Schreiber des Briefes, Alberus, und der bisher unbekannte Verfasser der Strobelschen Schrift eine und dieselbe Person, die von dem Briefschreiber erwähnte, von ihm selbst verfasste „Historia“ und der Strobelsche Kriegsbericht identisch sein müsse. Doch wir wollen die Probe dieser unserer Rechnung machen und, soweit dies nicht schon geschehen ist,

Digitized by Google

untersuchen, ob alle äusseren Umstände, welche sich uns aus der mitgetheilten Briefstelle oder anderen Quellen ergeben, zu dieser Annahme auch wirklich passen.

Wenn die in Strobels Abdruck vorliegende Schrift „Vom Schmalkaldischen Kriege“ von Alberus verfasst ist, so muss dieselbe, wie dem Briefe an Beyer zu entnehmen, vor dem 21. August 1547 und in Leipzig niedergeschrieben worden sein. Ueber die Frage, wann sie nachweisbar entstanden, ist bereits oben bei der Besprechung der vorhandenen Abschriften gehandelt worden. Das dort erwähnte Schlussdatum in der Dresdner Handschrift, „7. Nov. 1547“, kann dafür, dass sie nach dem 21. August verfasst, also verschieden von Albers „Historia“ ist, nicht beweisend sein, weil dieses Datum eben nur in dieser einen Abschrift vorkommt, durch die besseren Handschriften aber nicht bestätigt wird und daher nur als ein von einem Abschreiber gebrauchter, nicht als ein zu der Aufzeichnung ursprünglich gehöriger Zeitvermerk anzusehen ist. Darauf aber, dass Leipzig der Ort ist, wo sie verfasst ward, deuten mancherlei vorkommende Beziehungen auf Leipziger Begebenheiten und Persönlichkeiten: die ausführliche Darstellung der Umstände, welche den Tod Christoph Türcks begleiteten (Strobel S. 214ff.), die Erwähnung des Todes des kurz vor ihm verstorbenen Leipziger Bürgermeisters Wolf Widmann (S. 216) und die Erzählung (S. 226), zu Leipzig sei ein Evangelischer* Mann gewesen, der habe sechs Tage zuvor, ehe der Kurfürst gefangen ward, gesagt, Judas hat schon das Geld empfangen und Christus ist verrathen. Andere Beziehungen, welche auf einen bestimmten Aufenthaltsort ihres Verfassers hindeuteten, finde ich nicht. Die vorkommenden Erwähnungen von Wittenberg, auf welche G. Voigt aufmerksam macht, passen vollkommen zu dem, was von Albers Verhältniss zu dieser Stadt und ihren Theologen bekannt ist. Nicht ganz ohne Bedeutung ist indessen für unsere Untersuchung auch die folgende Stelle, welche nach Strobels Text (S. 225) lautet: „Desgleichen sagte er (des Canzlers Diener[!])

* Die Königsberger Handschrift schreibt (Bl. 15) fälschlich: „ein erlicher man“.

Digitized by Google

zu Zeiten einen Spruch, der lautete also: der Lang, der Falb, und der Dicke, hiengen sie all drey an einem Stricke", in der Weimarischen Handschrift aber (Bl. 17′) diese Fassung hat: „Desgleichen saget man auch zu Geytten* einen spruch, Der Lauttet also, Der Lange, Der Fawle, Der dicke, hiengen sie alle drey an einem stricke". Denn die Thatsache ist bezeugt, dass Alberus zur Zeit des Krieges in Geytten, d. i. Geithain, anwesend war**, und nach einer durch Ratzeberger überlieferten Nachricht hielt man Alberus in der Umgebung Melanchthons sogar für den Erfinder ähnlicher Reime. In „Ratzebergers handschriftlicher Geschichte über Luther und seine Zeit herausgegeben von Chr. Gotth. Neudecker" (Jena, 1850. 8°. S. 162f.) liest man nämlich: „Ferner zeigete er (Melanchthon) Ihnen („Zween seiner alten discipuli", die ihn aufsuchten, während er sich in Zerbst bei Wolfg. Fabritius aufhielt) dazumal etzliche Deutzsche reime, welche von diesem Herzog Moritzens handell gemacht wahren, darinnen man D. Alberum vordechtig hielte:

Ich weis ein quatuor und ein Dauß.
Die Sechs helt gar seltzam haus
Ponika, Fachs, Turck und Carlewitz,
Widman und Commerstadt sind vorschmitzt,
Hingen die alle an einem strick,
Das wehr der Sachsen und Meißen gluck.***

* Auch die Königsberger (Bl. 15) und die Dresdner Handschrift (Bl. 347) haben die offenbar falschen Lesarten: „zu zeytten" und „zu zeittenn". Die richtige Lesart erhält ihre Bestätigung durch ein in einem alten Drucke vorhandenes Lied „Von des churfürsten gefengnis" (v. Liliencron, die histor. Volkslieder der Deutschen Bd. 4. Leipz. 1869. 8°. S. 425f.), welchem beigefügt ist: „Ein Reim in der cantzeley, da der Churfürst fur Geiten lag: Der lang, der falb, der dick, Hingen sie all drey an einem strick".

** In den „Duo Scripta duorum doctorum ac piorum uirorum, Lipsiae adiaphoricis corruptelis opposita" (Magdeb. 1550. 8°) ist Bl. C3ff. ein Brief von Leonard Beier, Pfarrer in Kottbus, an Er. Alberus abgedruckt, in welchem die Worte vorkommen: „Meminisse te puto, mi D. Albere, nostrorum colloquiorum, quando una in Geyten eramus, tempore funestissimi illius belli, quo illustrissimus, Clementissimus et Christianissimus princeps Elector Ioannes Fridericus Saxoniae Dux captus est".

*** In einer Handschrift des K. Haupt-Staatsarchivs zu Dresden (Loc.

Digitized by Google

Item Her Philippus zeiget Ihnen auch dazumal etzliche andere lateinische vers Erasmi Alberi, die er hieruon gemacht hatte:

Julius, Augustus Caesar, Mauritius et Fax
Pestis sunt patriae, Turcus et Ossa, suae,
Horum sunt socii Widmann et mortifer ensis
Hisque addis vires Carolovice tuas
Horum consilia et conatus comprimere omnes
Achitophelque neci tradere Christe jube.

Item

Thete der Dicke, Gele und der Lange
Der Churfurst wehr noch nicht gefange."

Neben den im Strobelschen Berichte hervortretenden Beziehungen des Verfassers zu Leipzig und Wittenberg, welche die Annahme von Albers Urheberschaft begünstigen, erscheint es doppelt bemerkenswerth, wenn auch die am Schlusse (S. 243) vorkommende Erwähnung des „gelehrten" und „frommen" Frankfurter Theologen Nicolaus Maurus, obschon sie auf einen ganz anderen Kreis persönlicher Beziehungen deutet, dennoch zu der angenommenen Verfasserschaft passt oder sogar auf sie hinweist. Magister Nicolaus Maurus war Albers „lieber Herr und Freund, welchen er pflegte zu nennen doctum, prudentem, integrum".* „Nicolaus Maurus erat meus Thesaurus. Ich frewe mich, das ich den frommen man am jüngsten tage wider sehen sol", sagt Alberus auch noch in seinem Buche „Widder die lere der Carlstader" (Neubrandenburg, 1556. 4°. Bl. s_{ij}).

Aber beweiskräftiger als alle bisher von uns vorgebrachten Zeugnisse und Indicien ist die bisher unbemerkt gebliebene

9158. Allerhand Practiqven etc. Bl. 386) erscheinen diese Verse in folgender Form:

Ich ways ein quatuor vnd ein thaus,
Dieße Sechs halten Seltzam haws
Julius Pflug, Fatz [!], Carlowytz,
Schonbergk, Bonicke, seint verschmitzt
hingen die all an einen Strick
wer Sachßen vnd meyßen ein gros gluck
Wer Sie jn Sechs vnd firtzigsten Jar gehangen
So wer der from Churfurst bliben vngefangen.

* Fr. Barbarus, bůch von der Ehe, verdeutscht durch Er. Alberum. Hagnaw, 1536. 4°. Bl. Hij'.

Digitized by Google

Thatsache, dass der anonyme Bericht „Vom Schmalkaldischen Kriege" in den „Dialogus vom Interim"*, eine zur Zeit der Interim-Streitigkeiten im Druck veröffentlichte Schrift, welche zwar gleichfalls anonym erschien, aber schon längst als Eigenthum Albers in Anspruch genommen worden ist, als ein Bestandtheil eingefügt ist. Obschon diese Schrift vom Interim, wie ihr Titel sagt, in Gesprächsform abgefasst ist, so ist ihr dennoch, und zwar keineswegs unter tiefgreifender Umgestaltung, sondern mit jener die Formenrichtigkeit vernachlässigenden Sorglosigkeit, welche deutschen Litteraturproducten des sechzehnten Jahrhunderts auch sonst nicht selten anhaftet, unser Bericht einverleibt, in der Weise, dass zusammenhängende Sätze dieses letzteren, als ob sie die Eigenschaft von Rede und Gegenrede an sich trügen, den abwechselnd sprechenden Personen des Dialogs in den Mund gelegt sind. Sogar der oben erwähnte Brief Luthers an seine Frau wird, auch den Schluss: „Hiemit Gott befolhen: Datum dinstag Panthaleonis, Anno 1545" nicht ausgenommen, von einem der Unterredner, die sich unter einer grünen Linde, bis der Abend kommt, mit einander besprechen, wortgetreu mitgetheilt (Bl. Liiij' f.), ohne dass auch nur der Versuch gemacht ist, eine solche zu der Gesprächsform und der Situation so wenig passende Einschaltung irgendwie zu motivieren. — Doch wir müssen zunächst, da der „Dialogus vom Interim", obschon offenbar irriger Weise, auch Matthaeus Ratzeberger zugeschrieben worden ist, davon Rechenschaft geben, worauf sich die Annahme gründet, dass er von Alberus verfasst ist.

Eine schätzbare Nachricht von seinem „Dialogus contra Interim", wie er ihn nennt, gibt Alberus selbst in einem zweiten zu Frankfurt am Main aufbewahrten Originalbriefe. 1550 am Tage des h. Bartholomaeus (24. August) schreibt er aus Magdeburg („Bethulia Saxonum"), gleichfalls an den oben genannten Hartmann Beyer:

> Ego primus scripſi contra Jnterim et Adiaphora: ſed à quibuſdam maleuolis, Epicuri de grege porcis ea ſcripta lucem videre vetita ſunt. Sed dialogus contra Jnterim plus trecenties tranſcriptus multis in locis ad Pruſſiam, Liuoniam, omneſque Germanię partes

* Den vollständigen Titel findet man unten im Anhange.

Digitized by Google

miſsus eſt: in cuius fine nomen et cognomen meum Græcè ſcriptum eſt Δαβιδ ἀχέραιος. Te rogo, ut cures tuum libellum iterum clàm excudi. Sed ſpero, hunc Teutonum timorem breui finem habiturum, Germani enim modo: ſicut de Graecis Homerus ſcribit: in feminas verſi ſunt. Sed profectò non forent feminę: ſi cordatum et fortem Capitaneum haberent, *wir wolten die heylosen Spanier mit alten lumpen zu tod ſchlagen.*

Aehnliches, wie hier, berichtet Alberus von seinem „Dialogus“ in einer an Caspar Aquila gerichteten Vorrede vor seiner Schrift „Vom Basilisken zu Magdeburg“*, wo er sagt:

Ich weys nicht, ob ir oder ich zum ersten widder das Interim geschrieben habe. Denn so bald das Interim in die Sophiae, hoc est: sapientiae humanae anno 1548. zu Augsburg ausginge, damit der Teuffel die Augßburgische Confession vmbstossen wolt, schriebe ich ein Dialogum widder den selben Grewel, der ward von vielen abgeschrieben, weill ihn niemand trücken wolt, dann sie sagten, er were zu scharff, so man doch den Teuffel nicht scharff gnug angreiffen kan. Aber ewer Büchlin widder den Grickel vnd grewel Interim, welchs wol so scharff, wo nicht scherffer, weder mein Dialogus, drang frei hindurch vñ kam durch den Truck in die welt, welchs mich vnd alle rechtschaffen Christen, die es lasen, hertzlich erfrewet.

Man hat nicht mit Unrecht, da nur ein vom Interim handelnder Dialog bekannt ist, das Zeugniss der zuletzt angeführten Stelle allein für ausreichend erachtet um Alberus die Urheberschaft an dem anonymen „Dialogus vom Interim“ zuzusprechen, welcher uns in einem alten Drucke erhalten ist, der, obschon undatiert, doch mit Sicherheit in die Zeit der Interim-Streitigkeiten selbst gesetzt werden kann. Freilich kann man zweierlei Bedenken gegen Albers Urheberschaft geltend machen: die griechisch maskierten Namen desselben, von denen er in der eben mitgetheilten Briefstelle redet, finden sich in dem Drucke nicht; und, wenn die Annahme auch nichts unwahrscheinliches hat, dass ein Abdruck seiner in zahlreichen Abschriften verbreiteten Streitschrift bald nach deren Abfassung ohne sein wissen und zuthuen erfolgte, so erscheint es doch befremdlich, dass er bis zu der Zeit, wo er sein Schriftchen „Vom Basilisken zu Magdeburg“ herausgab, davon, dass ein solcher Abdruck erfolgt war, nichts erfahren haben sollte.

* Gedruckt zu Hamburg durch Jochim Lewe (1552). 4°.

Digitized by Google

Man wird deshalb in der That der Meinung, dass uns in dem gedruckten „Dialogus" sein aus seinen eigenen Aeusserungen bekannter Dialog wider das Interim vorliegt, so lange einen berechtigten Zweifel entgegensetzen können, bis es gelungen sein wird, ein geschriebenes Exemplar dieses seines Dialogs, das uns durch die Namen *Δαβὶδ Ἀχέραιος* Albers Autorschaft verbürgt, aufzufinden und mittels eines so beglaubigten Exemplars nachzuweisen, dass der gedruckte Dialogus mit der von ihm verfassten gleichnamigen Schrift identisch ist. Allein wenn uns auch jene Bedenken und eine gegenwärtig vorhandene zufällige Lücke unseres Beweismaterials für jetzt verhindern in der Sache bis zu vollkommener Gewissheit zu gelangen, so bleibt der unzureichend beweisbaren Annahme doch ihre Wahrscheinlichkeit, und es lassen sich mancherlei specielle Beobachtungen geltend machen, welche sämmtlich dieser Annahme zu Hilfe kommen. Ich stelle solche Beobachtungen in aller Kürze zusammen.

Der gedruckte Dialogus ist nach mehreren in seinem Texte vorkommenden Zeitbestimmungen* im Jahre 1548 verfasst und mit dem Schlussdatum „Den 16. tag Augusti, Anno 1548" versehen. Er gehört demnach zu den ersten Streitschriften, welche gegen das am 15. Mai 1548 publicierte Interim ausgegangen sind — was mit den Worten Albers, dass er zuerst gegen Interim und Adiaphora geschrieben habe, in Einklang stehen würde.

Als der schuldigste unter den Verräthern, welche des Kurfürsten Johann Friedrich Verderben herbeigeführt haben, wird von dem anonymen Verfasser Wolf von Schönberg bezeichnet, nach seiner Schilderung ein prahlender Bramarbas, der nichts konnte als fluchen und boxmartern.** „Noch pflegt er sich grosser thaten zurühmen, vnnd wie er in vil Schlachten geweßt sey", sagt von ihm einer der Unterredner (Bl. K'). „Er schlug ein mal zu Beltzig auff den Tisch, vnd sagt: Mit

* Bl. Diiij': „Vor dreyen Jahren, das ist Anno 1545". Bl. Eij': „vor zehen Jahren, das ist Anno 1538". Bl. Oiiij: „in diser Ernden des Jars 1548. ist blut auß den ähern geflossen".

** Vgl. Alb. Fraustadt, Geschichte des Geschlechtes von Schönberg Bd. 1 Abth. A, zweite Ausgabe. Leipz. 1878. 8°. S. 333—352.

Digitized by Google

diser Ritterlichen hand, hab ich vil thaten außgericht, Er wär geweßt vor Masier imm land zu Gällern". — Eine auffällige Erwähnung des Ortsnamens Masier und jene schwere Beschuldigung gegen Wolf von Schönberg finden wir wieder in zwei sogleich anzuführenden Stellen aus Schriften Albers. Ein vermuthlich aus dem Jahre 1549 stammender Druck dreier geistlicher Lieder von Alberus endet nämlich mit folgenden Worten*: „Scriptum 24. Aprilis. quo ante duos annos illustriss. dux Saxo. Joh. Fridericus, princeps elector, a suis Ischariotis in manus papistarum traditus est, Numerus anni est in hoc disticho.

Pastor pasCIt oVes, at MerCenarIVs ILLe
FaLsVs LInqVIt oVes, trIste LVpVs stabVLIs.

Allusum est ad Euangelicam lectionem de bono pastore et mercenario nequam, quam eo die, quo traditus est Princeps, pastores suae quisque Ecclesiae interpretari solent. Allusum est etiam nomen supremi proditoris.

Erasmus Alberus D."

Dasselbe lateinische Distichon hat Alberus eigenhändig in ein Buch geschrieben, welches er Daniel Greiser verehrt hat.** Die Anspielung auf den Namen von Johann Friedrichs oberstem Verräther, welche darin enthalten ist, lässt sich wol nur als auf Wolf von Schönberg abzielend deuten, von dessen prahlerischem Wesen Alberus vielleicht schon früher Kunde gehabt hat, wenn sich etwa auf ihn die Verse beziehen, welche in seinen mit einer Vorrede vom Jahre 1536 erschienenen „Praecepta morum" zu lesen sind:

Wann dann die krieger halten zech,
Da fert eynr her, vnd ist ser frech.
Vnd zeygt ein wunden oder vier
Hab er empfangen vor Masier.
Box wunden, marter, leiden, pein,
Box Velten, Veixtantz, vnd Cörein.
Das ist die schlacht, dann sunst sind sie
In keiner schlacht gewesen nie.

* Vgl. Ph. Wackernagel, Bibliographie zur Geschichte des deutschen Kirchenliedes S. 231 f. Nr. DLXXVIII.

** Dan. Greiser, Historia vnd beschreibunge des gantzen Lauffs vnd Lebens. Dresdae, 1587. 4°. Bl. Ciiij.

Digitized by Google

Der letzte Theil des anonymen Dialogs (Bl. Oiiij ff.) handelt von zehn Zeichen, welche nach den Worten der Bibel beweisen sollen, dass der Jüngste Tag nun nahe sei. — Um dieselbe Zeit, wo Alberus, wenn er es ist, der den Dialog verfasst hat, darin in solcher Weise den Jüngsten Tag verkündete, dichtete er sein Lied „Von den Zeichen des Jüngsten Tags" („Gott hat das Euangelium gegeben, das wir werden frum"), das mit der Jahreszahl 1548 in Druck erschien.*

Eine der vier redenden Personen des Dialogs, ein Vertreter der katholischen Partei, der als der eigentliche Urheber des Interims bezeichnet wird (Bl. Aiij), führt den Namen Tertollus Fladenweyher. Von dem Namen Tertollus wird im Gespräche ausdrücklich gesagt (Bl. Aij), dass er, ebenso wie sein Träger „halb Latein vñ teütsch" sei und „kein sprach wol gelernt" habe, halb lateinischen, halb deutschen Ursprungs sei und Dreimal Toll bedeute. — Dieselbe Namenbildung Tertollus kommt auch in Albers Buche „Widder die lere der Carlstader" (1556 Bl. e) vor, wo mit Beziehung auf Carlstadt gesagt ist: „Solt ich mich ein solchen Narrifex, vnnd Tertollum vberreden lassen, zu gleuben" u. s. w.

Von Luthers Sprache sagt einer der Unterredner des Dialogs (Bl. Iiij'): „So lang die welt gestandtn, hat kein mensch besser Teütsch geredt, noch geschriben, als D. Martinus Luther". — An diese Aeusserung wird man erinnert, wenn man in Albers zuletzt angeführtem Buche (Bl. Miiij') liest: „Vnser Herr Gott hat auch die Teüdsche sprache durch D. Martinum erleüchtet, das so lang die welt gestanden, nie kein mensch besser Teüdsch gered noch geschrieben hat, denn D. Martinus. Lutherus linguae Germanicae parens, sicut Cicero Latinae". —

Nach solchen Wahrnehmungen müsste man sich in der That wundern, wenn wirklich Spuren vorhanden wären, welche darauf hinwiesen, dass nicht Alberus, sondern Matthaeus Ratzeberger Verfasser des „Dialogus vom Interim" gewesen wäre. J. Fr. Gauhe, der in den „Unschuldigen Nachrichten"

---

* Ein Exemplar dieses Einzeldruckes befindet sich im Besitze des Herrn Pfarrers Knaake in Drakenstedt.

Digitized by Google

(1735. 6. Beytrag. S. 642 ff.) ein aus 50 Bogen in Folio bestehendes Manuscript des Dialogus bespricht — ohne Alberus auch nur mit Namen zu nennen — und hiebei zuerst die Ansicht ausspricht, dass Ratzeberger sein Verfasser sei, bringt denn auch für diese Ansicht im Grunde genommen keinen anderen Beweis bei, als den, dass darin einer der Unterredner, wolgemerkt, einer der Theilnehmer an einem fingierten Gespräche, sich einen Spiess-Gesellen Georgens von Reckrodt nenne;* an die vollkommen haltlose Vermuthung, dass dasjenige, was dieser Unterredner von sich sagt, von dem Verfasser des Dialogus gelten müsse, reiht er die weitere ungerechtfertigte Vermuthung, dass derjenige Kriegscamerad Reckerodts, der sich als Urheber der Schrift verrathe, Ratzeberger gewesen sei: das aber ist sicherlich eine Art der Beweisführung, welche den von mir vertheidigten Eigenthumsansprüchen Albers nicht gefährlich werden könnte, selbst wenn gegen Ratzebergers Urheberschaft nicht auch dies angeführt werden könnte, dass in seiner im Juni 1547 übergebenen Warnungsschrift an den Kurfürsten zu Sachsen** und im Dialogus vom Interim (Bl. Mij) dieselbe Prophezeiung Luthers mitgetheilt wird, dort als von Luther „Anno 1546" gesprochen, hier als gesprochen „zu der zeyt da er nicht länger zu Wittenberg sein wolt" d. i. 1545.***

Machen wir die Anwendung von dem gesagten für die anonyme Schrift „Vom Schmalkaldischen Kriege": alle die Gründe, welche dafür sprechen, dass der Dialogus vom Interim ein Werk Albers ist, lassen gleichzeitig darauf schliessen, dass auch der in diese Schrift als Bestandtheil aufgenommene, von Strobel herausgegebene Kriegsbericht von ihm verfasst ist.

* Bl. Hij: „Cornelius. Jörg Reckerodt Hauptmann vber die Fußknecht, vnd Ich, hetten gern das besst gethan, beym Churfürsten, aber" u. s. w.

** Die handschriftliche Geschichte Ratzeberger's über Luther und seine Zeit herausgeg. von Chr. Gotth. Neudecker. Jena, 1850. 8°. S 268 f. Vgl. in der Dresdner Handschrift J 36 Bl. 357'.

*** Auf diese Differenz hat bereits J. K. Seidemann in den „Theologischen Studien und Kritiken" Jahrg. 1876 S. 561 f. aufmerksam gemacht.

Digitized by Google

Ein Bedenken stellt sich aber doch ein, welches Zweifel gegen den letzteren Schluss erregen könnte.

Die vier Personen, welche in dem Dialogus redend eingeführt werden, sind Albertus Christianus, Tertollus Fladenweyher (dessen Vorbild vermuthlich Michael Helding Sidonius*), Cornelius Hauptmann (bei dessen Namen an den frommen Hauptmann Cornelius, von dem die Apostelgeschichte erzählt, zu denken ist) und Froberi [!] von Hutten (der als ein Sohn Ulrichs von Hutten auftritt und, wie ich mit Rücksicht auf die oben mitgetheilte Stelle aus Albers Briefe vom Jahre 1550 erwähnen will, mit den Worten sich einführt: „Seind wir doch alle zu weyber worden, vnd lassen vns die heylosen Spanier vnnd Italianer vexieren, wie sy nur wöllen"). Der erste der angeführten vier Namen ist nun nicht gleich den übrigen ein fingierter, sondern gehört einem zeitgenössischen protestantischen Theologen an, mit dem Alberus auch in persönliche Berührung gekommen sein muss. „Albertus Christianus Nanislauiensis" ward im Jahre 1538 unter Melanchthons Rectorat auf der Wittenberger Universität inscribiert und erscheint in den Jahren 1547—1550 als Diakonus an der Pfarrkirche zu Wittenberg. In dieser Stellung bereits trat er den Wittenbergischen Adiaphoristen und Interimisten, auch seinem eigenen Pfarrer, Bugenhagen, mit Entschiedenheit entgegen.** Im letztgenannten Jahre gab er um mehrerer Ursachen willen, hauptsächlich aber wegen Einführung eines Kirchengebetes, welches eine Fürbitte für den Kaiser und den Kurfürsten Moritz enthielt, sein Wittenbergisches Amt auf und wurde in Magde-

* Bl. Biij sagt einer der Unterredner: „wie das Sacrament ist, also soll auch der Bischoff sein, Ein Saw sacrament, soll ein Säwbischof geben, wie diser Säwcerdos ist", und Tertollus antwortet: „Ich bin nit Säwcerdos, sonder Sacerdos". In Albers Schrift „Vom Wintervogel Halcyon" (Hamburg, 1552. 4°. Bl. E_3' findet man: „vnd vnterwerffen itzt die Christliche Kirch den Sewbischoffen, den Seudonijs vnd Seucerdotibus".

** P. G. Kettner, antiqvitatum Wittebergensium (Handschrift L 363 der K. öff. Bibl. in Dresden) Pars V S. 207. (J. Ch. Erdmann), Biographie sämmtlicher Pastoren und Prediger an der Stadt- und Pfarrkirche zu Wittenberg. Wittenberg, 1801. 4°. S. 14; Supplemente. Wittenberg, 1808. 4°. S. 74.

Digitized by Google

burg Prediger an der Kirche zu Sanct Ulrich. 1553 wurde er alsdann von hier als Superintendent nach Köthen berufen.*

Von welcher Absicht, fragt man, liess sich der Verfasser des „Dialogus" leiten, indem er einem der vier Männer, deren Unterredung er vorführte, den Namen dieses Theologen, eines lebenden Zeitgenossen, gab? Bezweckte er nur einem bestehenden Freundschaftsverhältnisse, dem Namen eines treuen Gesinnungsgenossen und tapferen Mitkämpfers ein ehrendes Andenken zu stiften? — Da wir darauf aufmerksam gemacht haben, dass in das Gespräch der in Form einer selbständigen Schrift vorhandene Bericht vom Schmalkaldischen Kriege als Bestandtheil verarbeitet worden ist, so könnte man vermuthen, dass jene Namengebung die Anerkennung fremder Eigenthumsansprüche sein und versteckt darauf hindeuten sollte, dass der Kriegsbericht von diesem Albertus Christianus herrühre. Diese Vermuthung würde aber dadurch widerlegt werden, dass an der Stelle des „Dialogus", wo der in Gesprächsform übertragene Bericht seinen Anfang nimmt — er wird dort mit folgenden Worten (Bl. Fiij) eingeleitet: „Lieber Cornelj, wöllet mir doch vom anfang dises Kriegs ein wenig, in einer kurtzen Summa, anzeygen, wie es sich darmit verlauffen hat" — nicht Albertus Christianus als Wortführer auftritt, sondern Cornelius, der unter den Personen des Dialogs gerade am meisten in Albers Sinne zu sprechen scheint; so z. B. wenn er von sich sagt (Bl. Hiiij'), er kenne den Buben Johann Agricola seit dreissig Jahren.

Auch nicht aus der Verwendung des Namens Albertus Christianus ergeben sich also begründete Zweifel gegen die Annehmbarkeit des von uns gewonnenen Resultats, dass die Schrift „Vom Schmalkaldischen Kriege" von Alberus verfasst

* Admonitio M. Alberti Christiani ad primarium nostri temporis Ecebolum Eislebium scripta, Anno M.D.XLIX. Cum praefatione eiusdem authoris ad Lectorem. Item epistola ad M. Lucam Heczer diaconum Vuittenberg. de causa suae discessionis Vuittenberga contra calumniatores suos. 1551. 8°. (Exemplare in der K. Bibl. zu Berlin und in Wernigerode.) — Disputatio D. Martini Lutheri de operibus legis et gratię ... per M. Albertum Christianum uerbi diuini ministrum Magdeburgae, ad S. Vdalricum. Magdeb. 1553. 8°. (Ein Exemplar im Besitze des Herrn Pfarrers Knaake.)

Digitized by Google

ist. Nachdem wir somit dessen Urheberschaft hinreichend bewiesen zu haben hoffen, wird es nicht unsere Aufgabe, sondern Sache des Historikers sein, den Quellenwerth der Schrift mit Rücksicht auf die Person ihres Verfassers aufs neue zu prüfen. Nur die eine thatsächliche Bemerkung will ich mir gestatten noch hinzuzufügen, dass Alberus, der in der Zeit von 1548 bis 1551 in Magdeburg lebte, dem Kurfürsten Moritz selbst als ein erbitterter Gegner bekannt war. Als die belagerten Magdeburger mit Moritz wegen Uebergabe der Stadt verhandelten, ward seiner besonders gedacht, und Heinrich Merckel, der auf Befehl des Magdeburger Rathes für ihn intercedierte, erhielt von dem Kurfürsten selbst im Felde den Bescheid: „er begehrte nicht sein Blut, man sollte ihn aber hinwegschaffen, hätte es zu grob gemacht, dass es billig kein Bauer leiden sollte".*

Anhang.

Der vollständige Titel des „Dialogus vom Interim" lautet:

Ein Dialogus, oder | Gespräch etlicher Personen | vom Interim." | Item, Vom krieg des Antychrists | zů Rom, Bapst Pauli des dritten, mit hülff Kei=|ser Caroli des Fünfften, wider Hertzog Johann Friderichen | Churfürsten zů Sachssen ꝛc. vnd seine mit verwandten: | Darinn vrsach angezeygt wirt, das es nit wol möglich gwe|sen sey (Menschlicher hilff nach daruon zureden) das der | löbliche Churfürst zů Sachssen ꝛc. disen obgemelten seinen | Feinden, hab obsigen künden, von wegen so grosser Ver=|rätherey vnnd vntrew, die jme von seinen ey=|gnen Räthen vnd Hauptleüten be=|gegnet ist: Anno 1546. | vnnd 1547. | Item, Von den Zeychen des | Jüngsten tags. | Apocalyps. 17. | . . . . . | 1548. |

16 Bogen. 4°. Letzte Seite leer. o. O., J. und Drucker.

In der K. öff. Bibl. zu Dresden befinden sich ausser einem Exemplar dieses Druckes (Hist. eccles. E 231, 8) auch drei

* Hnr. Merckel, Berichtt von der Altenstadt Magdeburgk Belagerung. Magdeb. 1596. 4°. Bl. Niij' (vgl. Bl. Q' der Ausgabe von 1587).

Digitized by Google

Abschriften des „Dialogus", deren eine (Hist eccles. E 21. fol.) allerdings nur dessen vom Schmalkaldischen Kriege handelnden Theil enthält. Ich habe in diesen Abschriften nichts gefunden, was sich für die Zwecke meiner Untersuchung besonders hätte verwerthen lassen, da sie sämmtlich, direct oder indirect, auf die gedruckte Vorlage zurückzugehen scheinen. Ein Beweis für ihre Abhängigkeit von der gedruckten Vorlage ist mir, dass ein sinnentstellender Fehler, der in deren übrigens sehr correcten Text wol nur durch Zufall, nicht aus der dem Abdrucke zu Grunde liegenden Handschrift hineingekommen ist, in allen drei Abschriften sich wiederfindet. Bl. Giiij des Druckes liest man nämlich: „da Meyster Moritz ein Brawt war, vñ Hertzog Heinrichen seinem Vatter heym gefürt ward" statt (vgl. Strobel S. 222): „da Meyster Moritzen Mutter ein Brawt war" u. s. w.; dieselbe falsche Lesart kehrt in den drei Abschriften gleichmässig wieder. Wenn aber in einer derselben (Hist. eccles. E 154 Bl. 72′) für Maurus geschrieben ist Marcus (wie an der entsprechenden Stelle in der Handschrift des Dresdner Hauptstaatsarchivs Bl. 358′), in einer anderen (Hist. eccles. E 154ª S. 34) für „Den 16. tag Augusti" „Den 18 tag Augusti", so zeigen meiner Ansicht nach solche und ähnliche Abweichungen vom Drucke — nicht, dass der Text der Abschriften neben ihm einen selbständigen Werth hat, sondern dass sie von Copien der gedruckten Vorlage, nicht von dieser selbst genommen sind. Eine erschöpfende Collationierung der erwähnten drei Abschriften mit dem gedruckten „Dialogus" und des in Frage kommenden Theiles dieses letzteren mit den vorhandenen Textquellen des Strobelschen Berichtes schien mir durch die Zwecke gegenwärtigen Aufsatzes nicht geboten.

Digitized by Google

Shakespeares Antheil an dem unter seinem Namen veröffentlichten Trauerspiele Timon

mit Berücksichtigung der von Knight, Delius, Tschischwitz, Fleay und Ulrici aufgestellten Hypothesen kritisch beleuchtet

von

Georg Kullmann.

Hat sich auch aus der Menge des über „Timon von Athen" vorhandenen kritischen Materials noch kein fester Niederschlag gebildet, so ist doch das als unzweifelhaft anzuerkennen, dass das fragliche Drama nur zum Theil von Shakespeare herrührt. Hier aber drängt sich sofort die andere Frage auf, in welchem Verhältniss der Dichter zu dem ihm zugeschriebenen Stücke steht, ob er ursprünglicher Verfasser oder nur Ueberarbeiter eines fremden Werkes ist. Für beides ist Partei ergriffen; für dieses von Knight und Delius, für jenes von Tschischwitz und Fleay. Zwischen beiden Auffassungen steht eine von Ulrici aufgestellte und von Elze modificierte Theorie.

Es wird für unsere Aufgabe förderlich sein, die Ansichten dieser Forscher zuvor zu betrachten.

I.

Die Delius-Knightsche Hypothese.

Delius formuliert seine Hypothese, welche mit der von Knight aufgestellten ziemlich übereinstimmt, im zweiten Bande der Jahrbücher der neuen deutschen Shakespeare-Gesellschaft folgendermassen:

„Shakespeares Betheiligung am Timon von Athen fällt in eine reifere Lebensperiode des Dichters, in eine Zeit, wo in seiner Dramaturgie der schöpferischen Phantasie bereits der philosophische Tiefsinn das Gegengewicht zu halten,

Digitized by Google

vielleicht sogar ein Uebergewicht zu erhalten beginnt. Psychologische Fragen poetisch zu verarbeiten, einzelne Charaktere in ihrer Tiefe und Eigenartigkeit zu erfassen, das mag in jener Zeit keinen geringeren Reiz für unseren Dichter gehabt haben, als die künstlerische Anlage, die Verflechtung und Entwicklung eines dramatischen Gesammtstoffes. Von diesem Gesichtspuncte aus betrachtet, erscheint es dann nicht mehr so auffällig, wie es sonst erscheinen müsste, wenn wir Shakespeare, selbst in seiner reiferen Zeit, seine sichere und geübte Hand an das Drama eines anderen legen sehen, nicht um dessen Unvollkommenheiten, die seinem überlegenen Scharfblick am allerwenigsten verborgen bleiben konnten, wegzuräumen in einer durchgreifenden Umarbeitung, sondern lediglich, um seine psychologische Meisterschaft an der Entwicklung eines einzigen Charakters, der freilich den Mittelpunct des Dramas bildet und ihm allein den Namen leiht, zu üben und darzuthun". Nach Aufstellung dieses Satzes sondert Delius dann die echten und unechten Partien mit grossem Scharfsinn von einander ab und schliesst seine Arbeit mit den Worten: „Es wird kaum nöthig sein, dieser eingehenden und ausführlichen Analyse noch ein besonderes Resumé hinzuzufügen. Sie muss für sich selbst beweisen, was sie beweisen soll, dass der Plan zum Timon von Athen weder von Shakespeare entworfen, noch von ihm wesentlich modificiert, sondern im ganzen von ihm so gelassen ist, wie ein gleichzeitiger Anonymus ihn ersonnen und ausgeführt hat; ferner dass er dieser fertigen Arbeit seines Vorgängers ohne Rücksicht auf Zusammenhang und einheitliche Haltung, mit Ausmerzung der entsprechenden Scenen oder Reden des Anonymus, solche Scenen oder Reden einverleibt hat, welche dem psychologischen Interesse an der Figur des Timon selbst entspringen oder dienen mochten".

Was nun in dieser kurzen Zusammenstellung den Punct anbelangt, dass Shakespeare den Plan weder selbst entworfen noch wesentlich modificiert hat, so wird dies jeder gern glauben. Solche grobe Verstösse gegen Stil und Technik, solche ungeheuerliche Widersprüche und Tactlosigkeiten, wie sie sich in den meisten Scenen finden, können freilich unmöglich von Shakespeare herrühren, welcher sein feines Gefühl, seine künst-

Digitized by Google

lerische Fertigkeit in so vielen Meisterwerken bekundet hat. Darin wird niemand Delius widersprechen. Mit dem folgenden Puncte verhält es sich jedoch anders; in ihm liegt die Schwäche seiner Deduction. Dies hat auch Tschischwitz richtig erkannt, wenn er (Band IV der Jahrbücher) sagt: „Die von Delius gegebenen und oft wiederholten Aushilfen: »Shakespeare sah sich nicht gemüssigt«, »Shakespeare wollte oder konnte nicht verbessern«, »Shakespeare liess ausser Acht« u. s. w. genügen eben nur, solange die Spannung anhält, in welche uns die scharfsinnige Untersuchung, die geistvolle Darstellung versetzt; kehrt man zur Lectüre des Timon zurück, so drängt sich umgekehrt die Frage: »Warum wollte oder konnte Sh. hier nicht verbessern«, »Wie konnte Sh. hier nur ausser Acht lassen« mit um so grösserer Macht auf". Und in der That, nehmen wir an, wie Delius dies thut, dass Shakespeare das Drama wirklich für die Aufführung redigiert habe, wie konnte er glauben, dass solche Verstösse für die Dauer unbemerkt blieben? Man sage nicht, für die vielen Mängel würden wir durch andere desto vollendetere Scenen entschädigt; im Gegentheil, neben so vollendeten Scenen treten die Mängel der übrigen erst recht ans Licht. Eine einzige der vielen im Stücke befindlichen Vernachlässigungen würde genügt haben jedes Drama zu entstellen und keine noch so meisterhafte Zeichnung der Charaktere, keine noch so hohe Pracht der Sprache würden im Stande sein, den üblen Eindruck zu verwischen.

Auch noch ein anderer Punct in der Deliusschen Hypothese scheint uns höchst bedenklich. Wir meinen nämlich: dass „Shakespeare seine Hand lediglich zu dem Zweck an das Drama eines anderen gelegt habe, um seine psychologische Meisterschaft an der Entwicklung eines einzigen Charakters zu üben und darzuthun".

Zu üben? Wir glauben kaum, dass Shakespeare noch auf der Höhe seiner Kunst ein fremdes Werk lediglich seiner Uebung wegen bearbeitet habe. Wenn auch der Dichter noch zu jener Zeit den Drang, immer höheres zu leisten, in sich fühlen mochte, so konnte er ihm doch auf andere Weise genügen. Der Anfänger mag sich an solchen Exercitien üben und schulen, der Meister bildet sich durch das schaffen ganzer Werke zu immer

Digitized by Google

höherer Meisterschaft. An Romeo und Julie, an Lear, Macbeth und wie sie alle heissen, hat sich Shakespeare auf den Gipfel seiner Kunst gefördert, einen Timon brauchte er „der Uebung wegen" nicht zu schreiben.

„Darzuthun?" Diese Frage allein schon hätte Delius stutzig machen müssen. Ist denn nun in unserem Stücke der Charakter des Timon wirklich ein so tiefer, künstlerisch gezeichneter, so ein Muster für alle Zeiten? Gewiss nicht! In einer ganzen Reihe von Stellen hat Shakespeare am ursprünglichen Charakter des Helden nichts geändert; gleich in dem ersten Acte steht der Timon des Anonymus und der Shakespeares unvermittelt neben einander und ebenso im ganzen Verlauf des Stückes, wodurch die verschiedensten Widersprüche entstehen. Das aber dürfte nicht der Fall sein, wenn Shakespeare lediglich jene Absicht gehabt hätte.

Dies vorerst über Delius' Hypothese.

II.

Die Tschischwitzsche Hypothese.

„Wir haben im Drama ein ursprüngliches Kunstwerk des grossen Dichters selbst vor uns, welches erst nachträglich, möglicher Weise erst nach dem Tode Shakespeares, die Beschädigungen erlitt, die es als Werk desselben bis auf einzelne Partien fast unkenntlich machen."

„Es ist so gut als ausgemacht, dass das Trauerspiel Timon zu den spätesten Schöpfungen unseres Dichters gehört; der Fall liegt also durchaus nicht ausser dem Bereich der Möglichkeit, dass ein anderer, ungleich weniger berufener sich mit seiner Arbeit könne befasst und sie so zugerichtet haben, wie sie uns leider überliefert worden. Dieses hätte in dem Zeitraum von 15 Jahren auch von mehreren geschehen können."

Wir betrachten vorerst die hierfür angeführten Beweise etwas genauer. Dabei kann es jedoch nicht unsere Absicht sein, die Kritik Scene für Scene und Act für Act zu verfolgen und an jeder einzelnen Stelle, welche dem Kritiker verdächtig vorkommt, zu verweilen; wir beabsichtigen nur, soweit es zum Verständniss nöthig ist, ein kurzes Resumé zu geben und an

Digitized by Google

einigen Beispielen die Art und Weise der geübten Kritik darzuthun.

Diese läuft darauf hinaus, dass nicht nur an vielen Stellen Reden, welche ursprünglich metrisch gesetzt waren, in Prosa aufgelöst, sondern sogar einzelne Verse wie ganze Scenen aus ihrem festen Nexus herausgerissen und durch ähnliche von fremder Hand ersetzt sein sollen.

So sagt der Kritiker: Act 1 Scene 1 Vers 4.

„Nach der Frage »what strange, which manifold record not matches?«, die keine bloss rhetorische, ist die Antwort fortgelassen. Dies ist um so auffallender, als der angeredete vorher eine solche sofort bei der Hand hatte. Vielleicht lag in der Antwort des Malers schon eine Hindeutung auf Timons Grossmuth, wenigstens lassen die Worte des Poeten: »See, magic of bounty!« u. s. w. darauf schliessen."

Die Frage ist allerdings keine rhetorische, aber muss deshalb so unbedingt eine Antwort darauf erfolgen? Tschischwitz meint, es habe in der weggestrichenen Antwort schon eine Hinweisung auf Timons Grossmuth gelegen, doch darauf passt nicht: „which manifold record not matches", da Timons Grossmuth und Gastfreundschaft Tagesgespräch in Athen waren. Es ist überhaupt kein Grund vorhanden eine Lücke anzunehmen. Drastischer konnte der Dichter kaum den Eindruck malen, welchen die hereinfluthende Menge von Timons Verehrern auf die anwesenden hervorbringt, als wenn er beide Frage und Antwort vergessen und den einen in den Ausruf ausbrechen lässt: See, magic of bounty! u. s. w.

Act I Scene 1 Vers 104.

„Nach which failing scheint ein Vers, welcher das Subject zu periods enthielt, gestrichen. Der Sinn desselben dürfte gewesen sein: the expectation of a loathsome goal."

Ein Diener bittet für seinen überschuldeten, gefänglich eingezogenen Herrn, einen Freund Timons, um dessen Bürgschaft mit der Bemerkung, dass, wenn dieser ihn im Stiche lasse, seine letzte Hoffnung schwinden würde (which failing periods his comfort). Der Zusammenhang ist klar, und das von Tschischwitz vermisste Subject zu periods in which failing zu suchen.

Digitized by Google

Act II Scene 1 Vers 7.

„If I would sell my horse ist der Anfang eines Verses, an welchem der Schluss gestrichen ist. Das Pferd war wie das Ende des Satzes zeigt, als ein steifes und unbrauchbares charakterisiert. Der Sinn mag etwa gewesen sein:

If I would sell my horse that stiff and aged
Is of small value and buy twenty more."

Eine solche Kritik ist freilich ganz interessant, beweist jedoch wenig oder gar nichts. Wo steht überhaupt, dass das Pferd stiff and aged gewesen sei? Der Senator sagt nur: wenn ich mein Pferd verkaufen und dafür zwanzig andere „better than he" kaufen will, so schenke ich es Timon. Muss nun aber ein Pferd, welches schlechter als andere ist, gleich steif und abgetrieben sein? Lesen wir doch einfach, wie der Vers uns überliefert ist:

„If I would sell my horse, and buy twenty more."

Der Mangel in der Metrik beweist in einem Stücke wie das unsrige, zumal in einer Rede, welche zum grössten Theil unecht ist, noch nichts für eine Lücke.

Act I Scene 2 Vers 91.

„Die längere Rede Timons ist in sehr prosaische Prosa aufgelöst. Dass sie aus Blankversen bestand, beweisen Stellen darin, wie:

»O, what a precious comfort 't is, to have« und »O joy, e'en made away ere 't can be born!«."

Nein, das beweisen sie nicht. In den „Lustigen Weibern" sagt Ford mitten in sehr prosaischer Prosa:

„I shall be rather praised for this than mocked"

und bald darauf:

„Doctor, you shall go,
So shall you, Master Page, and you, Sir Hugh",

ferner Simple:

„I would, I could have spoken with the woman",

und Nym versteigt sich sogar zu Alexandrinern:

„My name is corporal Nym: I speak, and I avouch
'T is true: my name is Nym, and Falstaff loves your wife".

Derartige Stellen finden sich gewiss genug mitten in sehr nüchterner Prosa, um so weniger können sie hier befremden,

Digitized by Google

wo Timon mit einem gewissen Pathos spricht; ja, an solchen Stellen wird der Dichter es kaum vermeiden können, dass Verse mit unterfliessen. Es ist eben rhythmische Prosa. Wir erinnern nur an die Rede des Brutus im „Caesar", welche fast ganz aus Blankversen besteht, und an Goethes „Iphigenie" in ihrer ursprünglichen Fassung.

Act III Scene 5.

Welche Mühe sich der Kunstrichter gegeben hat seine Hypothese aufrecht zu erhalten, thut sich uns am besten bei der Betrachtung dieser Scene kund, hier jedoch zeigt sich auch am deutlichsten, wie gewagt die von ihm angewandte Kritik ist. Knight und Delius erklären die ganze Scene bis auf wenige Sätze für unecht, Tschischwitz glaubt dem entgegen, seiner Hypothese angemessen, nur an eine Verstümmelung und versucht aus dem überlieferten Text die ungefähre metrische Gestalt der Reden wieder herzustellen. Er kommt dabei, um nur ein Beispiel anzuführen in Betreff der ersten Rede des Senators zu folgendem Resultat:

You undergo too strict a paradox,
Striving to make an ugly deed look fair:
Your words have took such pains, as if they labour'd
To bring manslaughter into form ∪ –
∪ – ∪ – ∪ – ∪ – and (!) –
∪ – ∪ – ∪ – ∪ – ∪ – which, indeed,
Is valour misbegot; ∪ – ∪ –
∪ – ∪ – ∪ – ∪ – ∪ –
∪ – ∪ – ∪ – ∪ – ∪ –
And came into the world when sects and factions
Were newly born.
He's truly valiant that can wisely suffer
The worst that man can breathe and make his wrongs
His outsides – ∪ – ∪ – ∪ –
∪ – ∪ – to wear them like his raiment
∪ – ∪ – ∪ – ∪ carelessly
∪ – ∪ – ∪ – ∪ – ∪ – ∪ – u. s. w.

Es bedarf wol kaum eines Hinweises darauf, wie gewagt es auch für den schärfsten Kritiker ist, in der Weise mit dem

Digitized by Google

Werke eines vor länger als zwei Jahrhunderten verstorbenen Dichters zu verfahren.

Doch anstatt die Kritik im einzelnen zu verfolgen wollen wir dieselbe lieber von allgemeinen Gesichtspuncten aus betrachten. In günstigem Falle beweist Tschischwitz, dass Stellen, wie die von ihm angegriffenen, nicht von Shakespeare herrühren können, in noch günstigerem Falle, dass sie einst anders gelautet haben; alles weitere beruht auf Trugschlüssen. Es folgt daraus weder, dass sie absichtlich verstümmelt sind, noch dass die ursprüngliche Fassung von Shakespeare stammt. Dazu muss ausser der Thatsache der Corruption noch manches andere hinzukommen, und den Beweis dieser übrigen Momente bleibt Tschischwitz durchgängig schuldig, in den meisten Fällen hat er ihn nicht einmal versucht. So müsste bei allen jenen angeblichen Streichungen und Umsetzungen in Prosa vor allem ein Zweck glaubhaft nachgewiesen werden, welchen der Redactor im Auge gehabt haben könnte; ferner müsste, zumal bei der Vernichtung ganzer Scenen, ausserdem noch nachgewiesen werden, dass diese Scenen in dem ursprünglichen Plane Shakespeares nothwendig waren. — Betrachten wir unter diesem Gesichtspunct einige der von Tschischwitz gerügten Verstümmelungen.

Zu Act I Scene 2 Vers 27 sagt er: „Nach zwei Versen, welche Timon spricht, brechen auf einmal die Jamben ab. Es scheint, dass von da ab ein längerer Passus der Shakespeareschen Arbeit gestrichen ist, dessen Inhalt durch Prosa ersetzt wurde. Dasselbe Schicksal erfuhr wahrscheinlich eine längere Rede des Apemantus, welcher die Worte der zechenden mit glossierenden Reden begleitete". Vorerst bemerken wir, dass Apemantus dies nicht gut in einer längeren Rede, sondern nur durch einzelne dazwischen geworfene Worte und Sätze gethan haben könnte. Diese durch den ganzen Auftritt sich hinziehenden Glossen müssten dann vom Redactor mit grauenerregender Energie gestrichen sein. Ist das wahrscheinlich? Weshalb sollten die Glossen des Apemantus ganz beseitigt, die Rede des Timon in Prosa umgesetzt sein? Was Tschischwitz einmal nebenbei erwähnt, es sei geschehen des Bühneneffectes wegen und um dem komischen, resp. burlesken Elemente einen breiteren Spiel-

Digitized by Google

raum zu gewähren, erklärt weder diese noch sonst eine Verstümmelung in unserem Stücke. So zum Beispiel in der Gerichtsscene. Hätte Shakespeare eine solche verfasst, wir glauben nicht, dass eine fremde Hand gewagt hätte sie zu vertilgen. Wie voll, wie allgewaltig müssten dann die Worte dem Munde des Alcibiades entströmt sein, des offenen, ehrlichen Charakters, der freimüthig dem versammelten Senate gegenüber mit seiner ganzen Persönlichkeit eintritt für das verwirkte Leben seines Freundes, der ohne sich durch den Flimmer bestechen zu lassen den Machthabern Athens ihren Geiz und Wucher vorwirft. Mit staunen würden wir gesehen haben, wie der Dichter alle Mittel der Ueberredung angewendet hätte um Mitleid für den verurtheilten zu erregen; wir würden ferner gesehen haben, wie allmählich der Groll wach wird in der Brust des Helden, der ihn niederkämpft zu Gunsten seines Freundes, wie er dann von neuem sich erhebt um schliesslich in einer donnernden Strafpredigt sich Luft zu machen. An einer solchen Scene hätte gewiss niemand auch nur eine Sylbe gestrichen, so wenig wie an jenem nach Tschischwitz völlig gestrichenen Auftritt, in welchem Timon, Alcibiades, Phrynia und Timandra aufgetreten sein und sich „vergnügt" haben sollen. Glauben wir auch kaum, dass Shakespeare dem Helden eines Trauerspiels eine ganze Scene gewidmet hätte, in welcher sich dieser mit einem Freunde und zwei Dirnen in „different pleasures" ergehen sollte, so sind wir doch auch der Meinung, dass, im Falle er es gethan hätte, niemand Grund gehabt haben würde die Scene „Bühneneffectes halber" zu entfernen. Was hätte wol mehr Effect machen können als eine solche Scene mit einem Dialog, der, getragen von Shakespeares köstlichem Humor, Verstand und Gefühl, den Zuschauer in gleicher Weise angeregt und in Spannung erhalten hätte? Ein würdiges Gegenstück zur Gerichtsscene. Hier der leichte, spielende Witz zweier geistreicher Männer und ihrer schönen Gefährtinnen, dort das ernste, schwere Pathos eines für das Leben des Freundes ringenden Helden, hier Leben und Liebe von ihrer schönsten, strahlendsten Seite, dort Hass und Tod mit ihren schrecklichen, düsteren Folgen. Auch diese Liebesscene würde unter Shakespeares Hand zu einem Meister-

Digitized by Google

werk geworden sein, für dessen Entfernung sich auch nicht der geringste Grund auffinden lässt.

Es ist dies übrigens die einzige Scene, bei welcher der Kritiker versucht hat seine Hypothese in der oben von uns geforderten Weise zu begründen. Er sagt, die Folgen dieser Streichung seien durch das ganze Stück fühlbar. Sehen wir nun genauer zu, wo dies der Fall ist, so ergibt sich, dass jene dunkelen Stellen, welche durch eine solche vom Kritiker behauptete Scene allenfalls erhellt werden könnten, sich sämmtlich in Nicht-Shakespeareschen Partien finden, während sie sich, wenn das ursprüngliche Stück und in ihm die fragliche Scene von unserem Dichter stammten, in Partien befinden müssten, welche Shakespeares Eigenthum sind. So beweist also auch dies nur gegen die von Tschischwitz aufgestellte Theorie.

III.

Die Fleaysche Hypothese.

Stimmt Fleay auch in der Hauptsache, nämlich der Priorität der Shakespeareschen Partien mit Tschischwitz überein, so geht er doch weit vorsichtiger zu Werke. Der Gedanke, dass ein kunstmässig entwickeltes und in sich abgeschlossenes Werk seines grossen Landsmannes von zweiter Hand verstümmelt sein könnte, liegt dem englischen Kritiker völlig fern; ein solcher Vandalismus ist für ihn undenkbar. Wol glaubt auch er an Shakespeares Autorschaft*, aber die Betheiligung eines anderen an dem Stücke kann er sich nur denken bei der Annahme, dass der Dichter selbst sein Werk nicht beendet hat. Nach ihm ist ein unvollendetes Stück Shakespeares von einem späteren Dichter ergänzt.

Doch auch dieser Annahme stehen gewichtige Bedenken entgegen.

Im Personenverzeichniss kommt vor „a mercer", welcher im jetzigen Drama ganz fehlt, und „Caphis", welcher jetzt als Diener eines Senators fungiert, ist dort als Diener eines ge-

* Fleay scheint die Arbeit von Tschischwitz nicht gekannt zu haben: they have all proceeded on the hypothesis, that Shakespeare took up the work of an inferior writer and founded on it our present play.

Digitized by Google

wöhnlichen Wucherers bezeichnet. Es ist demnach die Annahme wol berechtigt, dass das Personenverzeichniss schon dem ursprünglichen — von wem auch immer stammenden — Drama beigelegen habe. Soll man nun annehmen, dass Shakespeare, zu dessen meisten Werken noch nicht einmal die Folioausgabe ein Verzeichniss der Personen bringt, es beim Timon so eilig damit gehabt habe, dass er dem kaum zur Hälfte vollendeten Drama ein solches beigab? Ferner: Würde der Ueberarbeiter, wenn in dem Shakespeareschen Stücke Caphis als „servant to a usurer" bezeichnet war, dessen Herrn zum „Senator" gemacht haben ohne ihn mit Namen in der ganz von ihm herrührenden Gerichtsscene aufzuführen?

Doch noch mehr. Wäre ein derartiges Werk von einem späteren Dichter ergänzt, so wäre es wol denkbar, dass sich zwischen den ursprünglichen und den ergänzten Theilen, nicht aber, dass sich innerhalb jedes dieser Theile selbst Widersprüche fänden. Der Redactor hat auch nach Fleays sehr niedrig gegriffener Annahme weit über die Hälfte des ganzen jetzigen Dramas verfasst; bei einer so lebhaften Betheiligung ist aber wol anzunehmen, dass er selbst wusste, was er wollte, dass ihm klar war, was er schrieb. Das könnte aber nicht der Fall gewesen sein. Dass der Narr und der Page (II, 2) nicht einmal wissen, wo sie sich befinden, könnte allenfalls wol noch hingehen; dass jedoch durch die Briefe des Pagen (ebenda) ganz neue Beziehungen in das Stück gebracht werden, ohne dass man erfährt, welcher Art dieselben sind, das ist bei einer solchen Ueberarbeitung undenkbar.

Der klarste Beweis jedoch dafür, dass die Ergänzung nicht aus einem Guss ist, ergibt sich bei einer Vergleichung von I 1 (Ende) und I 2. Am Schluss der ersten Scene treten „two senators" auf, lassen sich von Apemantus mit Grobheiten tractieren und gehen mit einem Lobgesang auf Timons Grossmuth und Gastfreiheit wieder fort. Mit Recht sagt Fleay von diesem Passus: it has nothing to do with the plot and does not advance the story a stepp. Der Kritiker hätte gewiss diese Incongruenz in einer anderen Weise, als von ihm geschehen, zu beseitigen gesucht, wenn ihm nicht eine Partie in der zweiten Scene desselben Actes

Digitized by Google

völlig entgangen wäre. Daselbst werden nämlich (V. 168) „certain nobles of the senate“ angemeldet. Hierin liegt an und für sich allerdings nichts auffallendes, auffallend ist jedoch, dass sie zur Zeit der hereinbrechenden Nacht (lights! more lights!) angemeldet werden, während die übrigen Gäste schon im Aufbruch begriffen sind (our horses!) und — dass sie überhaupt nicht erscheinen. Sie haben Timon nur zum Narren. Nette Gesellschaft! Da wird es doch gerathen sein, diesen verdächtigen Individuen nachzugehen und die Nachtstreicher, welche anständige Athener zu so später Stunde noch foppen, anzuhalten, damit sie sich legitimieren. Und das soll sofort geschehen.

In der zweiten Scene des ersten Actes beschenkt Timon einen seiner falschen Freunde:

Timon. O my friends,
I've one word to say to you: — look you, my good lord,
I must entreat you, honour me so much,
As to advance this jewel; accept it, and wear it,
Kind my lord.
First Lord. I am so far already in your gifts.
All. So are we all.

Nun bricht das Gespräch plötzlich ab. Ein Diener meldet die Geschenke von Hunden und Pferden an, ein anderer die verdächtigen Nachtstreicher, Timon trifft verschiedene Arrangements, Flavius hält einen Monolog über Timons Ruin, und dann erst nach über 30 Versen entgegnet Timon auf die Worte „So are we all“:

You do yourselves
Much wrong: you bate too much of your own merits,

beschenkt noch einen zweiten und einen dritten Freund und entlässt dann gnädig die Gesellschaft. Ist jene Unterbrechung nicht höchst sonderbar? Nun aber gar der Inhalt jener 30 Verse! Dass Timon zur späten Abendstunde für den folgenden Tag zur Jagd geladen wird, ist gerade nicht fein, lässt sich jedoch zur Noth noch entschuldigen; dass ihm jedoch Hunde und Pferde noch so spät auf den Hals geschickt werden, zeigt ein verzweifelt schlechtes Gefühl für feinen Anstand. Weshalb nicht bei Tag? Wenn sie nicht am Spat und

Digitized by Google

der Tollwuth litten, brauchten sie das Licht des Tages nicht gescheut zu haben. Das unerhörteste von Tactlosigkeit ist jedoch das Benehmen der Senatoren, die sich zu solch ungewöhnlicher Zeit anmelden lassen und dann der freundlichen Einladung Timons noch nicht einmal Folge leisten.

Man sieht also, der ganze Passus ist vollgepfropft von absurden Dingen; er gehört hier nicht her. Die Worte „You do yourselves much wrong" müssen sich an die Worte: „So are we all" anschliessen; nur so werden die drei Schenkungsacte in ihrer Continuität bewahrt und die Incongruenzen beseitigt. Die zweite Scene lautete demnach von Vers 154 bis 216 ursprünglich wol:

Timon. The little casket bring me hither!
Flavius. Yes, my lord. — More jewels yet!
There is no crossing him in 's humour;
Else I should tell him — well, i' faith, I should,
When all 's spent, he'd be cross'd then, an he could.
'T is pity bounty had not eyes behind,
That man might ne'er be wretched for his mind.
First Lord. Where be our men?
Servant. Here, my lord, in readiness.
Sec. Lord. Our horses!

(Re-enter Flavius, with the casket.)

Timon. O my friends,
I 've one word to say to you: — look you, my good lord,
I must entreat you, honour me so much,
As to advance this jewel; accept it, and wear it,
Kind my lord.
First Lord. I am so far already in your gifts.
All. So are we all.
Timon. You do yourselves
Much wrong: you bate too much of your own merits.
Here, my lord, a trifle of our love.
Sec. Lord. With more than common thanks I will receive it.
Third Lord. O, he 's the very soul of bounty!
Timon. And now I remember, my lord, you gave
Good words the other day of a bay courser
I rode on: it is yours, because you lik'd it.

Digitized by Google

Third Lord. O, I beseech you, pardon me, my lord, in that.
Timon. You may take my word, my lord; I know, no man
Can justly praise, but what he does affect:
I weigh my friend's affection with mine own;
I 'll tell you true — I 'll call to you.
All. O, none so welcome!
Timon. I take all and your several visitations
So kind to heart, 't is not enough to give:
Methinks, I could deal kingdoms to my friends,
And ne'er be weary u. s. w.

Sehen wir uns nun nach einer Stelle um, wo die Verse 168 bis 199 ursprünglich gestanden haben können, so ergibt sich als einzig geeigneter Platz die erste Scene des ersten Actes, und zwar hinter Vers 248. Hier in der ersten Scene, in welcher Timon die Geschenke des Poeten u. s. w. empfängt, hat er auch die Geschenke des Lucius und Lucullus empfangen, hier ist ihm die Einladung zur Jagd überbracht, und hier dürfen sich unbeanstandet auch die Nachtstreicher sehen lassen. Dadurch legitimieren sie sich als Gäste Timons, welche sich zu dem dort in Aussicht genommenen Gastmahle begeben wollen. Demnach lautete die erste Scene an der fraglichen Stelle ursprünglich, wie folgt:

Alcibiades. Sir, you have sav'd my longing, and I feed I, 245
Most hungerly on your sight.
Timon. Right welcome, Sir:
Ere we depart, we 'll share a bounteous time
In different pleasures — — — — —.
— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —
Servant. My lord, there are certain nobles of the senate II, 169
Newly alighted*, and come to visit you.
Timon. They are fairly welcome.
Flavius. I beseech your honour,
Vouchsafe me a word: it does concern you near.
Timon. Near? why, then another time I 'll hear thee.

* Our horses! Scene 2.

Digitized by Google

I pr'ythee,
Let 's be provided to show them entertainment.
(Exeunt all but Flavius and Apemantus.)

Flavius. I scarce know how u. s. w.

— — — — — — — — — — —
II, 197 — — — — — — — — — — —

Happier is he that has no friend to feed
Than such as do even enemies exceed.
II, 199 I bleed inwardly for my lord.
(Exit.)
(Enter two Lords.)

I, 249 *First Lord.* What time a day is 't, Apemantus?
Apemantus. Time to be honest u. s. w.

Hat aber, wie wol zweifellos, die fragliche Partie ursprünglich diese Stellung gehabt, wie steht es dann um Fleays Hypothese? Wäre es denkbar, dass der Ueberarbeiter der Shakespeareschen Fragmente, nachdem er die erste und zweite Scene folgerichtig ausgearbeitet hatte, durch eine so täppische Versetzung eigenhändig sein Werk wieder zerstört hätte? Wir glauben nicht.

Eben solche Widersprüche und Ungereimtheiten befinden sich auch innerhalb der nach Fleay echt Shakespeareschen Partien. So sagt Timon (Act IV, Scene 3):

I am Misanthropos, and hate mankind.

Ganz abgesehen von dem Pleonasmus, kann man sich etwas abgeschmackteres denken? Derselbe Timon, welcher in jenen herrlichen Monologen längst Vernichtung auf die ganze Welt herabgedonnert hat, expliciert hier mit gelehrten Worten, welche er selbst kaum versteht, zwei Dirnen und ihrem Liebhaber seine Stellung zu Welt und Menschen, er thut sich auf diese seine Stellung sogar etwas zu gute. „Seht her, wer ich bin! Die ganz besondere Besonderheit, das grosse Meerwunder, der Misanthropos!" So fast klingen die Worte. Ferner: Ist es möglich, dass Shakespeare die Worte schrieb: „I know thee well; but in thy fortunes am unlearn'd and strange", nachdem er kurz zuvor denselben Alcibiades zu demselben Timon sagen liess: „What art thou? What is thy name?" Hätte Shakespeare einem Charakter wie Alcibiades

Digitized by Google

die Worte in den Mund gelegt: Hast thou gold yet? I 'll take the gold thou giv'st me, not all thy counsel, und, um noch eins zu erwähnen, kann Shakespeare auf die Idee gekommen sein, den Soldaten einen Wachsabdruck von der Grabschrift Timons nehmen zu lassen? Einen Wachsabdruck von einer Grabschrift! ein wunderlicher Einfall! wie sich das nur auf der Bühne mag ausgenommen haben?

Dies Sündenregister liesse sich noch um vieles vermehren, doch hoffen wir, dass dies genügen wird um die Unhaltbarkeit von Fleays Hypothese darzuthun.

IV.

Die Ulrici-Elzesche Hypothese.

Die von Ulrici aufgestellte, von Elze modificierte Hypothese schliesst an eine Besonderheit der ersten Folioausgabe an. In dieser folgt, wie in den meisten späteren Drucken von Shakespeares Werken, auf unser Stück die Tragoedie Julius Caesar. Während aber Timon mit Seite 99 endet, beginnt Caesar erst mit Seite 109. Zwischen beiden Drucken befindet sich eine leere Seite; Seite 101 bis 108 fehlen ganz. Hieran anschliessend vermuthet nun Ulrici, dass man schon vor der Beendigung des Timon-Drucks mit dem Druck des Caesar begonnen habe und zwar deshalb, weil ein Theil des Shakespeareschen Manuscriptes gefehlt habe. Dieser Theil sei dann nicht wieder aufgefunden worden, und man habe die fehlenden Partien aus den Rollen der Schauspieler ergänzen müssen. Diese Rollen — Elze meint, man habe nur die Hauptrolle gefunden und die Nebenrollen aus dem älteren Timon genommen — seien jedoch verstümmelt und vielfach interpoliert gewesen. Auf diese Weise seien die vielen Inconsequenzen in das Stück gekommen.

Diese Hypothese unterscheidet sich dadurch von den übrigen, dass sie eine letzte einheitliche Redaction weder von Shakespeare selbst noch von einem anderen Ueberarbeiter seines Werkes anerkennt. Nach ihr ist das Stück durch ein flüchtiges, unsystematisches zusammenflicken in seine jetzige Gestalt gekommen. Hierin liegt ein unleugbarer Vorzug vor

Digitized by Google

den übrigen Theorien; trotzdem können wir aber auch ihr nicht zustimmen.

Die Widersprüche und sonstigen Mängel des Dramas beginnen, wie wir schon gesehen haben, bereits in der ersten Scene des ersten Actes, die zweite Scene ist schon durchgängig Un-Shakespearisch. Das Manuscript Shakespeares, in dessen Besitz man den Druck des Werkes begonnen, müsste demnach sehr klein gewesen sein; es könnte kaum einige Seiten umfasst haben. Dass die Herausgeber jedoch auf Grund eines solchen Manuscriptes, ohne Gewähr dafür, dass sich die übrigen Theile wirklich fänden, den Druck des Werkes begonnen hätten, ist nicht wol anzunehmen. Modificieren wir jedoch auch die Hypothese dahin, dass vor dem Drucke das ganze Werk flüchtig aus zusammengestrichenen und interpolierten Rollen zusammengestellt sei, so werden dadurch die Schwierigkeiten in keiner Weise gehoben. Aus Rollen, welche dem Shakespeareschen Stücke entnommen waren, hätten sich niemals, selbst wenn dieselben noch so stark interpoliert gewesen wären, Scenen, wie die zweite des ersten Actes zusammenstellen lassen, welche fast keine Spur von Shakespeares Hand an sich trägt; durch die Zusammenstellung aus solchen Rollen hätten nie und nimmer derartige Widersprüche entstehen können, wie wir sie bereits gefunden haben und im Verlauf unserer Untersuchung noch weiter finden werden.

Hieran wird auch durch die Modification Elzes, dass man nur die Hauptrollen aufgefunden und die Nebenrollen aus dem „älteren Timon" genommen habe, nichts geändert. Auch müsste dann, ganz abgesehen davon, dass die Verbindung einer Hauptrolle mit Nebenrollen aus einem ganz anderen Drama in der einzelnen Ausführung, in Rede und Gegenrede, uns schwer durchführbar scheint, wenigstens die Rolle Timons durchgängig Shakespearisch sein. Dies ist aber durchaus nicht der Fall.

Wir können demnach auch diese Hypothese, so plausibel sie auch auf den ersten Blick erscheint und trotz einem gewiss anzuerkennenden Fortschritte in einem Puncte, nicht als alle Schwierigkeiten lösend ansehen.

Digitized by Google

V.

Es ist leichter, zehn Häuser niederzureissen, sagt ein Sprichwort, als ein einziges aufzubauen; aber, auf der anderen Seite: es ist auch noch nie ein Haus gebaut, bevor der Platz dafür zubereitet war.

Alle bis jetzt über Timon aufgestellten Theorien sind zur Aufklärung vieler Unklarheiten im Stücke nicht ausreichend. Solange dies jedoch nicht der Fall ist, ist jeder neue Versuch gerechtfertigt. Es geht uns dabei ähnlich wie einem Archaeologen, welcher zu einer zerstörten Vase die passenden Scherben sucht; er findet eine, welche die Lücke im grossen ziemlich passend ausfüllt, aber bei näherer Betrachtung zeigt sich, dass nun, nach Ausfüllung der Lücke im ganzen, statt der einen grossen an den Rändern eine Menge kleiner Lücken entstehen, und nun sucht er von neuem, und, wenn das Glück ihm günstig ist und wenn er ein scharfes Auge besitzt, gelingt es ihm vielleicht, nach und nach auch für die vielen kleinen Löcher die passenden Stücke zu finden. Eine solche zerschmetterte Vase ist auch der Timon. Jahrhunderte lang lag er in der Rumpelkammer der englischen Litteratur, ohne dass man wusste, was mit ihm zu beginnen sei, bis Ch. Knight die Hypothese aufstellte, dass er nur zum Theil Shakespeare seinen Ursprung verdanke. Damit war der erste grosse Schritt zur Erkenntniss geschehen, die grosse Scherbe war gefunden, durch welche die Vase des Stückes zuerst wieder Gestalt empfieng; aber nun wurden die kleinen Lücken sichtbar, welche auszufüllen die Kritik nun schon seit Jahrzehnten bemüht ist. War Shakespeare Autor oder nur Ueberarbeiter, war das Shakespearesche Stück vollendet oder nicht, und anderseits, war das Drama des Anonymus beendet oder unvollendet oder vielleicht gar vollendet, jedoch wieder zerstört, als Shakespeare an seine Bearbeitung gieng? So lauten ungefähr die Zweifel, welche sich nun zeigten als die kleinen Lücken, welche gestopft werden müssen, wenn das Drama wieder volle Gestalt empfangen soll, soweit dies überhaupt noch möglich ist. —

Um nun zu einem endlichen Resultat zu gelangen, glauben

Digitized by Google

wir mit Knight und Delius vor allem das festhalten zu müssen, dass Shakespeare nicht Autor, sondern nur Ueberarbeiter des ursprünglichen Werkes ist. Nach Knight ist diese Ueberarbeitung in der Weise vor sich gegangen, dass Shakespeare eigene Scenen ganz oder theilweise an die Stelle entsprechender Partien des Vorgängers gesetzt hat. Delius selbst hatte früher in seiner Schrift: „Die Tiecksche Shakespearekritik" hiergegen bemerkt: „Sollte unser Dichter diese Arbeit halb gethan und halb unterlassen haben, er, der in früherer Zeit «die Zähmung der Widerspenstigen» und den älteren «König Johann» nicht halb, sondern ganz, und zwar durchgängig in allen Theilen, aus einem fremden Werke zu einem eigenen machte?" Später hat der Kritiker diesen Einwurf zurückgezogen, kaum mit gutem Grunde; denn eine solche Betheiligung ist in der That beispiellos. Welche Absicht sollte den Dichter dabei geleitet haben? Die von Delius behauptete, wie oben ausgeführt, gewiss nicht und eine andere ist kaum denkbar; anderseits ist es aber zweifellos, dass sich Shakespearesche und fremde Partien in besagter Weise durcheinander in unserem Stücke finden. Wie kommen wir aus diesem Dilemma heraus? Dies ist nicht ganz so schwierig, wie es den Anschein hat. Die Delius-Knightsche Theorie leidet an einer kleinen Ungenauigkeit: sie behandelt die Fragen: „Hat Shakespeare ein fremdes Stück überarbeitet?" und „Wie ist das Stück in seine jetzige Gestalt gekommen?", als wären sie identisch. Dies ist jedoch nicht der Fall. So sicher es ist, dass unser Dichter ein fremdes Stück überarbeitet hat, als eben so sicher ist wol anzunehmen, dass nicht er das Drama in seine jetzige Gestalt gebracht hat. Es bleibt also nur übrig, dass ein dritter die letzte Redaction vorgenommen hat. Wir denken uns demnach die Entstehung des Werkes ungefähr folgendermassen: Shakespeare wollte das Drama eines früheren Dichters, sei es, dass er das tragische in der Fabel erkannte, sei es, dass sie ihm in jenem Zustande des Missmuths, welchen einige als Grund seines scheidens von London annehmen, besonders zusagte, in dem Grade zu einem eigenen Werke umgestalten, wie dies bei anderen Stücken durch ihn geschehen war, liess jedoch bei seinem scheiden das Manuscript jenes älteren Dramas, welches

Digitized by Google

wahrscheinlich lückenhaft war, zugleich mit den wenigen ausgearbeiteten Theilen des Dramas, dessen Plan klar und deutlich vor seinem Geiste stand, dort zurück. Diese Bruchstücke kamen dann in die Hände dessen, welchen wir im Laufe unserer Untersuchung als Redactor, Compilator u. s. w. bezeichnen wollen, und wurden von diesem, wie es scheint in grosser Eile und in höchst oberflächlicher Weise, zu dem Drama verschmolzen, welches wir jetzt besitzen.

Wir unterscheiden uns demnach von Delius und Knight in folgenden Puncten:

1. Jene nehmen an, dass Shakespeare den Plan des Vorgängers adoptiert habe; wir dagegen glauben an zwei ursprünglich völlig verschiedene und von einander unabhängige Pläne des Anonymus und Shakespeares, welche vom Redactor ohne Kenntniss von der Absicht des letzteren vereinigt wurden.

2. Jene nehmen an, dass Shakespeare das Drama für die Bühne vollendet habe — was wir aus inneren und äusseren Gründen für unmöglich halten.

3. Nach unserer Ansicht hat das Werk des Anonymus dem Redactor, vielleicht auch schon unserem Dichter, nur lückenhaft vorgelegen.

Wir wollen im folgenden nun unsere Hypothese am Drama selbst prüfen.

Act I.

Die erste Scene ist bis zum auftreten Timons ziemlich einstimmig für echt erklärt. Wir glauben sogar, dass die Scene bis zur Einführung des Cynikers Shakespeares Eigenthum ist, da die Verse leicht hinfliessen und Widersprüche in ihnen nicht aufzufinden sind. Ausserdem zeichnen die Worte:

all his dependants,
Which labour'd after him to the mountain's top,
Even on their knees and hands, let him slip down,
Not one accompanying his declining foot

verglichen mit den Worten Timons:

'T is not enough to help the feeble up,
But to support him after

so kurz und treffend, so echt Shakespearisch den Charakter Timons im Gegensatz zu dem seiner falschen Freunde, dass

Digitized by Google

wir kaum an ein zufälliges zusammentreffen glauben können. Von den Worten: „Look, who comes here?“ an ist die Scene jedoch zweifellos unecht. Gleich im folgenden ist eine in der Fülle von Mängeln bisher übersehene Ungenauigkeit. Man erfährt nicht, wie das Geschäft mit dem Juwelier endet. Kauft Timon den Stein oder nicht? Mitten in der Unterhandlung bricht das Gespräch ab, und Apemantus wird eingeführt.

Dies unvermittelte nebeneinanderstehen der disparaten Partien erklärt sich nach unserer Hypothese folgendermassen: Shakespeare hatte die erste Scene bis zu den citierten Worten vollendet, und der Compilator sah sich somit im Besitz zweier gleichartiger Scenen von der Hand Shakespeares und seines Vorgängers. Da es ihm darum zu thun war, soviel wie möglich von unserem Dichter, unter dessen Namen er das ganze veröffentlichte, in das Drama aufzunehmen, so strich er die Arbeit des Anonymus, soweit sie dasselbe wie die Shakespearesche behandelte, und verband alsdann beide Theile zu der Scene, wie sie jetzt vor uns liegt. Das übersehen der gerügten Ungenauigkeiten lässt sich unter solchen Umständen schon weit eher erklären als bei der Annahme, dass Shakespeare sich dieselben habe zu Schulden kommen lassen. Vom Dichter erwarten wir vor allem klare Uebersicht über sein Werk, der Redactor konnte bei der Verworrenheit, welche durch das durchkreuzen zweier Pläne entstand, schon eher die Uebersicht im ganzen wie im einzelnen verlieren. Rechnen wir hierzu noch die Eile, mit welcher das Werk aller Wahrscheinlichkeit nach zusammengestellt ist, so kann uns der besprochene Mangel wenig befremden.

Bis Vers 175 war die Arbeit des Redactors ziemlich einfach, etwas verwickelter wird sie schon gegen den Schluss der ersten Scene und in der zweiten; desto interessanter ist es jedoch, auch sie zu beobachten und aufzudecken. Auf die Versetzung jener Partie aus der ersten Scene des ursprünglichen Stückes in die zweite des jetzigen haben wir oben schon hingewiesen; es bleibt nur noch übrig, die Art und Weise, wie dies möglich war, anzugeben. An eine absichtliche Umstellung ist wol nicht zu denken, näher liegt es, die Thatsache aus dem Zustande des Manuscriptes zu erklären.

Digitized by Google

Dasselbe bestand wol nur, wie dies meist der Fall ist, aus losen Blättern, die im Laufe der Zeit, wahrscheinlich nicht am wenigsten durch die Benutzung Shakespeares, durcheinander gerathen waren. Nehmen wir nun an, dass jener Passus, was seiner Ausdehnung nach leicht möglich ist, ein besonderes Blatt ausfüllte, so kann es bei der Kritiklosigkeit und Flüchtigkeit des Redactors nicht sehr befremden, dass sein Inhalt bei der Compilation an eine falsche Stelle gerieth.

Dieser schlechte Zustand des Manuscriptes mag auch Schuld daran sein, dass sich im jetzigen Drama zwei Lücken fühlbar machen. Die erste befindet sich hinter Vers 249 der ersten Scene. Wenn man bedenkt, dass Alcibiades eine der Hauptpersonen des Dramas ist, so wird es auffallen, dass er nur durch so wenige Verse eingeführt wird und dass die Begrüssung zwischen ihm und Timon, welche sich so lange nicht gesehen, desto mehr aber „an einander gedacht haben", eine so kurze und förmliche ist. Offenbar ist hier etwas fortgefallen. Diese Ansicht gewinnt auch noch dadurch an Wahrscheinlichkeit, dass zwischen Vers 249 und dem folgenden im ursprünglichen Drama, wie wir dies oben nachgewiesen haben, die Verse 169 bis 199 der zweiten Scene ihren Platz hatten.

Die zweite Lücke befindet sich hinter Vers 221 der zweiten Scene. Wer die Worte liest:

Alcibiades,
Thou art a soldier, therefore seldom rich:
It comes in charity to thee; for all thy living
Is 'mongst the dead, and all the lands thou hast
Lie in a pitch'd field u. s. w.,

dem muss sich unwillkürlich die Meinung aufdrängen, dass Timon den Helden durch irgend ein Geschenk zu erfreuen beabsichtige, zumal er kurz zuvor die Lords so königlich bedacht hat. Das Gespräch bricht jedoch plötzlich ab, ohne dass Alcibiades etwas erhält. Sollte vielleicht Shakespeare selbst, in dessen Drama Alcibiades, wie wir später noch sehen werden, wahrscheinlich eine andere Rolle zu spielen hatte, beim durchlesen des älteren Stückes die betreffenden Partien (Vers 249 ff. der ersten Scene und Vers 221 ff. der zweiten Scene) gestrichen haben in der Absicht, dieselben später aus-

Digitized by Google

führlicher auszuarbeiten, und der Redactor, die Hand unseres Dichters erkennend, seinen Intentionen gemäss zu handeln geglaubt haben, wenn er die Stellen nicht aufnahm? Sonderbar bleibt es dann allerdings, dass sie nicht völlig fortgelassen sind; doch liesse sich auch dies wol erklären. Wie wir noch mehrfach sehen werden, hat sich nämlich der Redactor überall bemüht soviel, wie möglich, von der Shakespeareschen Arbeit in das Drama aufzunehmen; dem entspricht es denn auch, dass er alle jene Partien des älteren Dramas, welche schon Shakespeare irgendwie als zu entfernende bezeichnet hatte, fortliess. Hierbei kann jedoch das beibehalten einzelner Sätze der im ganzen gestrichenen Partien nicht befremden, da es nicht unwahrscheinlich ist, dass der Dichter jene nicht in ihrer ganzen Ausdehnung deutlich gestrichen hat. Für ihn genügten einige Federstriche um bei einem späteren durchlesen ihm den damals gefassten Plan ins Gedächtniss zurückzurufen. Diesen kannte der Redactor nicht und brachte, indem er sich allzu sklavisch an das Manuscript hielt, jene Incongruenzen in das Stück.

Will man sich dieses allerdings etwas künstlichen Auskunftsmittels nicht bedienen, so bleibt zur Erklärung der fraglichen Partien nur die Annahme übrig, dass dieselben im Laufe der Zeit völlig unleserlich geworden waren.

Act II.

Die erste Scene stammt aus dem Drama des Anonymus, dessen Stil hier unverkennbar ist. Man vergleiche nur die Rede des Senators mit einigen Partien aus späteren Scenen des ursprünglichen Dramas:

And late, five thousand: to Varro and to Isidore
He owes nine thousand; besides my former sum,
Which makes it five-and-twenty. — Still in motion
Of raging waste? It cannot hold; it will not.
If I want gold, steal but a beggar's dog,
And give it Timon, why, the dog coins gold;
If I would sell my horse, and buy twenty more
Better than he, why, give my horse to Timon,
Ask nothing, give it him, it foals me, straight,
And able horses. No porter at his gate;
But rather one that smiles, and still invites

Digitized by Google

All that pass by. It cannot hold; no reason
Can sound his state in safety. Caphis, ho!
Caphis, I say!

Act II. Scene 2.

No care, no stop! so senseless of expense,
That he will neither know how to maintain it,
Nor cease his flow of riot: takes no account
How things go from him, nor resumes no care
Of what is to continue. Never mind
Was to be so unwise, to be so kind.
What shall be done? He will not hear, till feel.

Act V. Scene 4.

By all description this should be the place.
Who 's here? speak, ho! No answer? What is this?
Timon is dead, who hath outstrech'd his span:
Some beast made this; there does not live a man.
Dead, sure; and this his grave u. s. w.

Die kurzen abgerissenen Sätze sind charakteristisch für den Vorgänger. So lange er sich in ihnen bewegt, entbehrt sein Stil nicht einer gewissen Leichtigkeit und Beweglichkeit, während er steif und unbeholfen wird, sobald sich der Verfasser, wie in der Gerichts- und Schlussscene, zu längeren Perioden versteigt.

Ueber den Widerspruch des Personenverzeichnisses, welches Caphis als „servant to usurers“ anführt, und dieser Scene, in welcher er als Diener eines Senators fungiert, ist viel gestritten. Wir glauben, dass die Bezeichnung „servant to a senator“ von Shakespeare herrührt, und werden hierauf noch später zurückkommen; gewiss ist aber die Ansicht von Tschischwitz, dass die Benennung „servant to a usurer“ von unserem Dichter stammt, unhaltbar, da in einer völlig Un-Shakespeareschen Partie der zweiten Scene Caphis als solcher bezeichnet wird.

Interessanter als die erste Scene ist die zweite. Auch dem unbefangenen Leser wird die Ungleichheit in Stil und Metrik auffallen, bei genauerer Betrachtung ergeben sich jedoch noch mehr verdächtige Momente. Flavius, welcher im Beginn der Scene mit Rechnungen in der Hand auftritt, wird von den sofort nach ihm erscheinenden Dienern der Gläubiger nicht

Digitized by Google

bemerkt und nimmt überhaupt erst spät an dem ihn persönlich interessierenden Gespräche zwischen ihnen und Timon Theil. Dies ist sehr auffallend. Ein zweiter verdächtiger Umstand ist das völlig unmotivierte auf- und abtreten der handelnden. Dies letztere, namentlich in so hohem Grade, wie es sich in dieser und späteren Scenen findet, erscheint uns als ein ziemlich sicherer Beweis dafür, dass das ganze ein Flickwerk aus ursprünglich von einander unabhängigen Partien ist. Betrachten wir die Scene unter diesem Gesichtspuncte, so wird es leicht sein, die fremden Elemente auszusondern.

Dem Vorgänger gehört vor allem der erste Monolog des Flavius (Vers 1 bis 8), an welchen sich wahrscheinlich nach seinem Plan das Zwiegespräch mit Timon anschliessen sollte. Da auch Shakespeare ein solches verfasst hatte (Vers 106 bis 168 und 176 bis 210), strich der Redactor die Arbeit des Anonymus, schob jedoch aus anderen Scenen des ursprünglichen Dramas, vielleicht auch aus derselben, verschiedene Partien ein. Als solche Einschiebsel verrathen sich Vers 44 bis 105 und Vers 168 bis 176.

Der erste längere Passus steht in nur losem Zusammenhange mit dem vorhergehenden und ist im Gegensatz zu diesem in Prosa verfasst. Dies allein würde allerdings nur ein schwacher Beweis sein, da auch bei Shakespeare oft Verse und Prosa abwechseln; schwerwiegender ist jedoch, was Tschischwitz zuerst bemerkt hat, dass Apemantus und der Narr nicht einmal wissen, dass sie sich in Timons Haus befinden. Dies und das schon früher erwähnte auftreten des Pagen mit Briefen an Timon und Alcibiades beweisen zur Genüge, dass die Verse 44 bis 105 ursprünglich eine andere Stellung im Drama hatten. Durch die Einschiebung wurde dann das abtreten des Timon und Flavius bedingt, welche kurze Zeit darauf, nachdem die Diener mit Apemantus, dem Narren und dem Pagen sich genugsam ergetzt haben, wieder auftreten und ihr Gespräch da fortsetzen, wo sie es vorher abgebrochen hatten. Man sollte doch denken, dass Flavius Zeit gefunden hätte hinter den Coulissen Timon über seine Vermögensverhältnisse aufzuklären. Doch dies ist nicht der Fall, es geschieht erst jetzt. Lassen wir die betreffen-

Digitized by Google

den Verse fort, so schliesst Vers 106 ungezwungen an Vers 44 an:

Flavius. Please you, gentlemen,
The time is unagreeable to this business:
Your importunacy cease till after dinner,
That I may make his lordship understand
Wherefore you are not paid.
Timon. Do so, my friends.
See them well entertained.
Flavius. (Pray, draw near.)
Pray you, walk near: I 'll speak with you anon.
(Exeunt servants.)
Timon. You make me marvel, wherefore, ere this time,
Had you not fully laid my state before me;
That I might so have rated my expense,
As I had leave of means?
Flavius. You would not hear me u. s. w.

Die Worte des Flavius: „Pray, draw near", ziemlich gleichlautend mit den Worten ebendesselben: „Pray you, walk near" (Vers 106), sind demnach nur ein Einschiebsel des Redactors. Sie sollen sich offenbar auf die Diener beziehen, welche jedoch trotz dieser Aufforderung bleiben, sodass Timon und Flavius genöthigt sind abzutreten. Auch dies ist eine Incongruenz, welche lediglich durch die Einschiebung der angeführten Verse entstanden ist.

Die zweite Interpolation reicht von Vers 168 bis 177, besteht also nur aus wenigen Versen. Abgesehen davon, dass auch dieser Passus in Prosa verfasst ist, ist weiter auffällig, dass Timon zuerst nur die Summe von 50 Talenten, sogleich darauf von den Senatoren 1000 Talente borgen will. Man muss sich unwillkürlich fragen, weshalb er überhaupt von seinen Freunden etwas verlangt, wenn er von anderer Seite her vollständige Deckung seiner Schulden hofft. Wichtiger ist noch etwas anderes. Man sollte nämlich denken, Timon werde sich zunächst des Ventidius erinnern, welchen er sich persönlich kurz zuvor verpflichtet hat. Statt dessen wendet er sich an Männer, von welchen man im Drama zuvor noch nichts gehört hat. Im Plane des Anonymus ist dies nicht sehr be-

Digitized by Google

fremdlich*, in dem Shakespeares jedoch, nach welchem die Wolthat erst am vorhergehenden Tage erwiesen war, muss eine solche Hintansetzung des Ventidius auffallen. Lassen wir den fraglichen Passus fort, so schwindet dies Bedenken, da Timon sich in den Shakespeareschen Versen sofort dieses Mannes erinnert. Die Stelle hat im Shakespeareschen Fragment also wol gelautet:

And, in some sort, these wants of mine are crown'd,
That I account them blessings; for by these
Shall I try friends. You shall perceive, how you
Mistake my fortunes; I am wealthy in my friends.
But go (you) Sir, to the senators,
Of whom, even to the state's best health, I have
Deserv'd this hearing — bid 'em send o'the instant
A thousand talents to me — — — — —
— — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — —
Go to Ventidius. — 'Pr'ythee, be not sad;
Thou art true, and honest: ingenuously I speak;
No blame belongs to the. — Ventidius lately
Buried his father; by whose death he 's stepp'd
Into a great estate: when he was poor,
Imprison'd, and in scarcity of friends,
I clear'd him with five talents u. s. w.

* Zwischen der Unterredung Timons mit dem Diener des Ventidius in der ersten und dem auftreten des Ventidius in der zweiten Scene liegt, wie aus dem Drama hervorgeht, nur ein äusserst kurzer Zeitraum; denn Timon begibt sich am Schlusse der ersten Scene sofort zu dem Banket, bei welchem ihn die zweite Scene zeigt. Hier erfahren wir aus dem Munde des Ventidius, dass sein Vater gestorben ist und ihn reich zurückgelassen hat. Aus der ganzen Fassung der Worte, sowie aus der ganzen Handlung des Stückes, geht jedoch offenbar hervor, dass der Todesfall nicht erst vor wenigen Stunden eingetreten sein kann. Dies müsste aber der Fall sein, wenn schon in dem Drama des Anonymus ein dem jetzigen analoges Gespräch zwischen Timon und dem Diener seines falschen Freundes gestanden hätte. Wir nehmen deshalb an, dass in dem ursprünglichen Werke von der dem Ventidius erwiesenen Wolthat nur erzählungsweise die Rede war und Shakespeare diese Erzählung in Handlung umsetzte.

Digitized by Google

Dass die von uns vermuthete Interpolation wirklich vor sich gegangen ist, wird auch noch dadurch bestätigt, dass gerade die beiden Verse 168 und 177, zwischen welchen der Passus eingeschoben ist, die einzigen unregelmässigen der ganzen Partie sind; der erstere hat 6, der letztere nur 4 Füsse. Beide vereinigt würden zwei regelmässige Blankverse geben:

You shall perceive, how you
Mistake my fortunes; I am wealthy in 168
My friends; but go, Sir, to the senators. 177

Unser Dichter beabsichtigte wol den Flavius allein die Aufträge ausrichten zu lassen, der Redactor nahm aus dem älteren Werke die Diener Flaminius, Servilius u. s. w. herüber. So schob er wol auch das nachdrücklichere, auf einen anderen Diener als Flavius weisende „you“ vor „Sir“ ein und strich ein Wörtchen, vielleicht „too“ oder ein ähnliches, welches den Uebergang zu der Sendung des Flavius an die Senatoren bildete; denn der Gedankengang scheint ursprünglich gewesen zu sein: „Bei dieser Gelegenheit will ich meine Freunde prüfen. Du wirst erkennen, dass ich mich auf sie verlassen kann, doch geh auch zu den Senatoren, welche meiner Verdienste wegen mir meine Bitte nicht abschlagen werden“.

Weshalb aber nahm der Redactor diese Interpolation vor? Theatralische Rücksichten, wie vielleicht bei der vorigen, konnten ihn hier nicht bestimmen, da die eingeschobenen Verse höchst trocken und dürftig sind. Es mussten also andere Gründe für ihn massgebend sein, und diese erkennen wir im Hinblick auf den folgenden Act. Er fand nämlich hier die drei ersten Scenen von der Hand des Anonymus vor und liess sie, da Shakespeare keine entsprechenden ausgearbeitet hatte, an ihrem Platze. Durch das streichen der vorhergehenden jedoch, durch welche diese Scenen bedingt waren, standen diese nun völlig isoliert, und die Diener würden somit den Lucius u. s. w. um Geld angegangen haben, ohne dass man von ihrer Sendung zu diesem Zwecke etwas gehört hätte. Diese Incongruenz umgieng der Interpolator einfach dadurch, dass er den betreffenden Theil (Vers 169 bis 176), in welchem die Diener beauftragt wurden, aus der im ganzen gestrichenen

Digitized by Google

Scene des Vorgängers in die von Shakespeare entliehene an passender Stelle einschob. Auf diese höchst wahrscheinliche und leicht begreifliche Weise ist jedesfalls der verdächtige Passus an seine jetzige Stelle gekommen.

Fassen wir unter diesem Gesichtspuncte unsere Scene auf, so erklärt sich auch am einfachsten das plötzliche erscheinen und ebenso plötzliche als spurlose verschwinden des Alcibiades und der Lords (Vers 13), durch welches im Plane Shakespeares wahrscheinlich auf eine spätere, nicht ausgearbeitete Scene hingedeutet werden sollte.

Im übrigen macht es auch diese Scene wahrscheinlich, dass das Manuscript dem Redactor nicht vollständig vorgelegen hat, da es andersfalls unerklärlich wäre, dass man nichts näheres über die Briefe des Pagen erfährt. Dies ist zur Aufklärung des Verhältnisses der beiden Dirnen zu Timon und Alcibiades unbedingt nothwendig, und es ist schwer denkbar, dass der Ueberarbeiter, im Besitz einer solchen Scene, diese fortgelassen hätte.

Act III.

Was die drei ersten Scenen anlangt, so glauben wir uns der Hauptsache nach Delius anschliessen zu dürfen: sie stammen nicht von Shakespeare. Wir sahen schon bei der Betrachtung der vorigen Scene, wie dieser drei Auftritte wegen der Redactor mit den Fragmenten Shakespeares verfuhr, und werden auch bei der Kritik der vierten Scene auf sie wieder zurückkommen müssen. Wir wollen deshalb hier nur darauf hinweisen, dass, wenn diese drei Scenen von Shakespeare herrührten, unbedingt sich unter ihnen eine befinden müsste, in welcher Ventidius entlarvt würde. Ausserdem wollen wir mit Fleay nur auf einige Verse hinweisen, deren monotoner Sylbenfall die Autorschaft unseres Dichters von vornherein unwahrscheinlich macht. Es sind die Verse, welche in der zweiten Scene der erste Fremde spricht, nachdem Lucius fortgegangen ist:

Why, this is the world's soul;
And just of the same piece
Is every flatterer's sport.
Who can call him his friend,
That dips in the same dish?

Digitized by Google

Die folgende Scene gehört zu denjenigen, welche die Kritik am meisten beschäftigt haben. Man erklärt sie ziemlich allgemein erst vom auftreten Timons an für echt, und in der That athmet in den herrlichen Worten:

What! are my doors oppos'd against my passage?
Have I been ever free, and must my house
Be my retentive enemy, my gaol?
The place which I have feasted, does it now,
Like all mankind, show me an iron heart?

eine Kraft und Empfindung, welche wir dem Vorgänger seinen übrigen Leistungen nach nicht zutrauen können; jedoch auch die vorhergehenden Verse, vom auftreten des Flavius an, glauben wir im ganzen für Shakespeare in Anspruch nehmen zu müssen, da sie einestheils sehr eng an die echte Partie sich anschliessen, anderntheils Verse wie:

If money were as certain as your waiting,
'T were sure enough

und

You do yourselves but wrong, to stir me up;
Let me pass quietly

ihren Shakespeareschen Ursprung nicht verleugnen können.

Die Mängel der Scene in ihrer jetzigen Gestalt sind ziemlich dieselben, wie in den übrigen Scenen: unmotiviertes auf- und abtreten der handelnden und Widersprüche in der Handlung und den Charakteren. Ein Widerspruch in der Handlung kommt durch das auftreten des „servant of Lucius" in das Stück. Es ist nämlich ungereimt, dass Lucius einen Diener sendet um Geld von Timon beizutreiben, da er in der zweiten Scene nicht einmal weiss, dass Timon sein Schuldner ist.

Auch die Charakteristik dieses Dieners ist keine einheitliche. Vers 22 sagt er:

Mark, how strange it shows,
Timon in this should pay more than he owes:
And e'en as if your lord should wear rich jewels,
And send for money for 'em

und Vers 65 spottet er selbst über Timon:

Many do keep their chambers, are not sick:
And if it be so far beyond his health,

Digitized by Google

Methinks, he should the sooner pay his debts,
And make a clear way to the gods."

Tschischwitz versucht eine Begründung dieser Scene, welche dasselbe Thema wie Act II Scene 2 behandelt, durch die Annahme, dass in jener die Diener gewöhnlicher Wucherer, in unserer Scene jedoch die Diener von Senatoren aufgetreten seien. Ist dies richtig, so fällt damit freilich der Vorwurf, welchen man dem Dichter gemacht hat, fort, da alsdann die Scene nicht eine einfache Wiederholung einer früheren ist; die Mängel jedoch, welche ausserdem in ihr liegen, werden dadurch nicht erklärt. Alles auffallende verschwindet jedoch, wenn wir auch diese Scene nur als ein Flickwerk des Redactors betrachten. Dieser verband die Fragmente einer Shakespeareschen Scene durch streichen und ergänzen mit einer Scene des ursprünglichen Dramas. Bei dieser Annahme erklärt sich leicht das unmotivierte auf- und abtreten der handelnden, jedoch auch die übrigen Bedenken schwinden. Da nämlich Shakespeare die Scene, in welcher Timon den Lucius um Geld angeht, in seinen Plan nicht aufgenommen hatte, so konnte er ohne mit sich selbst in Widerspruch zu gerathen in unsere Scene einen „servant of Lucius" einführen. Der Redactor war hierdurch gezwungen einen derjenigen Diener, welche der Vorgänger in dem von ihm entliehenen Bruchstück auf die Bühne gebracht hatte, zu Lucius umzutaufen.* So erklärt sich sowol der Widerspruch mit Act III Scene 2, wie der im Charakter des Dieners, da derjenige, welcher (Vers 22) das schändliche im Benehmen der falschen Freunde darlegt und sich somit auf Timons Seite stellt, ein ganz anderer ist und einen

* Dass solche Namensveränderungen vorgekommen sind, beweist auch der Umstand, dass in dem Text der Scene zwei Diener des Varro angeführt werden, während die ursprüngliche Bühnenanweisung nur einen kennt; ausserdem führt diese noch „other servants to Timon's creditors" an. Ein „other servant" kommt jedoch in der ganzen Scene nicht vor, wol aber ein in der Bühnenanweisung gleichfalls nicht erwähnter „Philotus". Diesen letzteren sowol, wie den zweiten Diener des Varro, hat der Redactor wahrscheinlich überall dahin gesetzt, wo im älteren Stücke einfach „another servant" als redend angeführt war. Jedesfalls ist auch der „servant of Lucius" in den unechten Partien nur einer der „other servants".

Digitized by Google

ganz anderen Herrn hat als der, welcher (Vers 67) über Timon spottet. Beide hat erst der Redactor unter dem Namen „Lucius“ vereinigt.

Litt schon die eben betrachtete Scene an schwer zu hebenden Mängeln, so ist dies noch weit mehr der Fall mit derjenigen, welcher wir jetzt unsere Aufmerksamkeit zuwenden wollen. Von ihr sagt Delius: „Umsonst wird man sich im ganzen Bereich des Shakespeareschen Dramas nach einer Scene umsehen, welche so unvermittelt zwischen anderen eingeschoben dastände wie diese, da gerade darin das Wesen der Kunst Shakespeares besteht, jede folgende Scene aus einer vorhergehenden gleichsam organisch hervorwachsen zu lassen und in das Gewebe des Dramas keinen neuen Faden einzuschlagen, der sich nicht alsbald fest mit einem früher eingeschlagenen verschlänge“. Freilich hat Tschischwitz, wie wir oben bereits sahen, versucht auch diese Scene für Shakespeare zu retten. So soll vor allem die erste, „mit Wärme und Einsicht vorgetragene Vertheidigungsrede“ des Alcibiades ein Beweis für ihre Echtheit sein. Worin jedoch diese Wärme und Einsicht liegen soll, vermögen wir nicht zu ergründen. Die drei ersten Verse enthalten leere, nichtssagende Phrasen, die vier folgenden deuten das Thema in dunkeln Redensarten an und bilden, nebenbei bemerkt, eine Periode von Relativsätzen, zu welcher sich bei Shakespeare kaum ein Gegenstück dürfte auffinden lassen. Alsdann vernehmen wir, dass der angeklagte, abgesehen von seinem bösen Schicksal, ein Mann von grossen Tugenden sei und — was allein ihm schon das Leben retten müsse! — seine That (den Todtschlag!) auch nicht durch Feigheit befleckt habe. Doch genug! wo hier „die Wärme und Einsicht“ liegt, das zu enträthseln überlassen wir dem Leser.

Betrachten wir die Scene nun etwas genauer. Ein ganz unbekannter, dem Drama völlig fremder Mensch wird in ihr zum Tode verurtheilt. Die Absicht des Anonymus ist unschwer zu errathen: Alcibiades, sein intimster Freund, vertheidigt ihn zu heftig, wird deshalb verbannt, führt sein „längst schon missvergnügtes Heer“ gegen Athen und gibt so dem Dichter Gelegenheit das Drama nach fünf Acten zu schliessen. Jedoch der Vorgänger, scheint es fast, hat das unmotivierte einer

Digitized by Google

solchen Scene selbst gefühlt und um in dem Zuschauer den Gedanken nicht aufkommen zu lassen stempelt er den unbekannten zu einem moralischen Ungeheuer. Der Senat begeht dann nur einen Act der Gerechtigkeit, und die nächsten Scenen mit ihrer gewaltigen Handlung lassen bald die ganze Angelegenheit vergessen. So ist der Freund des Alcibiades nicht nur ein Verschwender, Säufer, Raufbold und Todtschläger, er ist auch ein Empörer gegen sein Vaterland:

in that beastly fury
He has been known to commit outrages
And cherish factions.

Auf solche Weise mochte der Dichter hoffen bei der Aufführung das Publicum zu täuschen, vielleicht auch wirklich zeitweise getäuscht haben, die Kritik hat er über das undramatische der Scene nicht zu täuschen vermocht. Weil jedoch der Mangel dieser Scene so offen und klar auch der oberflächlichsten Betrachtung sich darbot, ist man von jeher auch am schnellsten an ihr vorübergegangen. Tschischwitz war der erste, welcher zu enträthseln versuchte, welche Beziehung der unbekannte zu dem Drama habe. Er kommt zu dem Resultat, dass diese Scene in Verbindung stehe mit jener seiner Ansicht nach im ersten Acte ausgefallenen, und zwar so, dass der unbekannte dort aufgetreten sei und den Todtschlag begangen habe. Davon ist jedoch im ganzen Drama auch nicht die geringste Spur aufzufinden, und eine solche würde der Redactor doch gewiss, wenn er nicht absichtlich das Drama verstümmeln wollte, stehen gelassen haben. Würde sich eine solche aber auch nachweisen lassen, so würde eine derartige Knotenschürzung nur gegen Tschischwitz' Theorie sprechen; denn nur ein Dichter auf einer niedrigen Stufe der Kunst, nicht Shakespeare, würde in der Weise die Schicksalsfäden der beiden Helden, des Timon und Alcibiades verschlungen haben: es würde auch dies nur beweisen, dass das Drama des Anonymus das ursprüngliche gewesen ist, Shakespeare möchte dann wol die Scene gestrichen haben um die Fäden besser zu verknüpfen.

Wer aber ist nun dieser unbekannte? In dem Drama des Vorgängers und dem, wie es vor uns liegt, ist es eben ein

Digitized by Google

unbekannter, ein namenloser, das Machwerk eines Dramenschreibers, aber — wol gemerkt! — nach unserer Hypothese haben wir es nicht mit einem, sondern mit zwei Dramen zu thun, mit dem des Anonymus und dem nur in der Idee Shakespeares ganz existierenden, nur theilweise ausgearbeiteten Drama dieses Dichters. Dass aber auch er eine solche Scene auszuarbeiten gedachte, beweisen die verschiedenen echt Shakespeareschen Stellen in ihr. Die Scene gehört demnach zwei ganz verschiedenen Dramen an, und der unbekannte in dem einen kann ein ganz anderer sein als in dem anderen Stücke. Wer ist es nun aber in dem Drama Shakespeares?. oder vielmehr, wer sollte seine Stelle einnehmen? Wir glauben, Timon selbst.

Dies bedarf einer näheren Betrachtung. Als Shakespeare an die Ueberarbeitung des fremden Stückes gieng, konnte ihm die höchst mangelhafte Knotenschürzung seines Vorgängers nicht entgehen, es konnte ihm jedoch auch nicht entgehen, wie höchst effectvoll und poetisch die in Rede stehende Scene war. Ein Freund, welcher für den anderen mit Zurücksetzung der eigenen Gefahr so kühn und offen in die Schranken trat, war ein lohnender Vorwurf für die Phantasie des Dichters. In der Weise des Vorgängers konnte die Scene nur auf Kosten der Einheit im Drama hergestellt werden; diese liess sich jedoch wahren, wenn die specielle Handlung der Scene in einen innigeren Zusammenhang mit der allgemeinen Handlung des Stückes gebracht wurde. Hier aber lag es nahe, dass der Blick des Dichters auf Timon selbst als den zu verurtheilenden fiel. Hatte doch auch dieser, zumal nach damaliger, weit strengerer Rechtsanschauung, sich ein schweres Vergehen zu Schulden kommen lassen. Flavius selbst sagt:

> The greatest of your having lacks a half
> To pay your present debts.

Nach englischem Rechte verfiel er also zum mindesten der Schuldhaft. Shakespeare erreichte durch die Veränderung verschiedenes. Erstens vermied er, wie wir noch sehen werden, den Fehler seines Vorgängers, welcher Timon von seinen Gläubigern fernerhin unbehelligt sein lässt; zweitens gewann er eine hochpoetische und dramatische Scene; und drittens stellte

Digitized by Google

er durch diesen einfachen Kunstgriff die verlorene Einheit im Drama wieder her.

Nur so erklärt sich eine Reihe von Ungenauigkeiten und Widersprüchen, welche sich durch das ganze Drama zerstreut vorfinden. Da treten zunächst Act II Scene 2 die schon mehrfach erwähnten „servants to usurers“ auf, welche sich später zu Dienern von Senatoren und Freunden Timons umwandeln. Erst jetzt verstehen wir recht die Absicht des Dichters, von welchem diese Veränderung herrührt. Die Gläubiger Timons, die Wucherer, mussten seine Freunde, zugleich aber auch seine Richter werden, damit sie einerseits ihn um so parteiischer richten, er anderseits aus der Höhe seines Glücks und seiner Hoffnungen gestürzt, um so tiefer ihren Undank empfinden konnte. Der Redactor, welcher die Absicht Shakespeares nicht kannte, behielt nun sowol in jener interpolierten Stelle (44 bis 106) als auch im Personenverzeichniss die „servants to usurers“ bei.

Ebenso erklärt sich ein anderer Widerspruch in der dritten Scene des vierten Actes. Hier sagt nämlich Alcibiades zu Timon:

I know thee well;
But in thy fortunes am unlearn'd and strange,

und sogleich darauf:

I have but little gold of late, brave Timon,
The want whereof doth daily make revolt
In my penurious band: I have heard and griev'd,
How cursed Athens, mindless of thy worth,
Forgetting thy great deeds, when neighbour states,
But for thy sword and fortune, trod upon them —.

Diese letzten Verse sind, wie schon die Zusammenhangslosigkeit mit den vorhergehenden zeigt, eine Interpolation des Redactors aus den Shakespeareschen Fragmenten. Im Plane des Anonymus brauchen die Worte: „I know thee well“ u. s. w. nicht zu befremden, da der Concurs erst nach der Verbannung des Alcibiades über Timon hereinbricht, im Plane Shakespeares nicht die Worte: „I have heard and griev'd“ u. s. w.

In unserer Scene selbst sagt ferner Alcibiades:

Banish me?
Banish your dotage; banish usury,
That makes the senate ugly.

Digitized by Google

Auch diese echt Shakespeareschen Verse passen nur in den Plan unseres Dichters. Der Alcibiades des Anonymus hat überhaupt keinen Grund dem Senat seinen Wucher vorzuwerfen, das Vergehen des unbekannten steht in keiner Beziehung zum Wucher der Senatoren, wol aber das Timons, welcher ihnen persönlich grosse Summen schuldet.

Nun könnte man freilich verschiedene Einwendungen machen, man könnte z. B. sagen, es sei doch sonderbar, dass der Name Timons nicht genannt sei; dem entgegnen wir jedoch, dass Shakespeare die Scene gar nicht ausgearbeitet hat. Nur in der Absicht einer späteren Ausarbeitung machte er jene Bemerkungen und Notizen gewissermassen, welche der Redactor ohne Kenntniss von seinem Plane verwerthete. Demnach ist es nicht nöthig, dass in der Gerichtsscene selbst Timons Name genannt ist, in den späteren von Shakespeare völlig ausgearbeiteten Scenen ist aber keine Veranlassung gegeben darauf hinzuweisen.

Man könnte ferner sagen, dass im angenommenen Falle diese Scene mindestens hinter der Banketscene stehen müsse. Dieser Einwand widerlegt sich jedoch aus demselben Grund. Den Dichter interessierte vorerst nur die Scene als solche, nicht ihre Stellung im Drama.

Auch der Umstand, dass Timon im Widerspruch mit den Worten des ersten Senators: „he shall be executed presently“ noch zwei weitere Acte hindurch lebt, ist unwesentlich. Die angeführten Worte stammen aus dem Drama des Vorgängers, in dessen Verlauf man von dem unbekannten auch nichts mehr vernimmt. Wie sich aber in dem Shakespeareschen Stücke die Handlung entwickeln sollte, ist schwer zu sagen; doch dürfen wir immerhin annehmen, dass auch in ihm die Senatoren Timon parteiisch zum Tode verurtheilten, nachdem aber der erste Zorn verraucht war, durch die Kunde von der Absicht des Alcibiades bewogen wurden ihn ruhig sich in die Einsamkeit zurückziehen zu lassen. War dies die Absicht des Dichters, so würden dadurch die Schicksalsfäden der beiden Helden, welche bei dem Anonymus parallel laufen, nur noch inniger verschlungen, als dies schon durch die Gerichtsscene geschehen war. Dies scheint auch dadurch bestätigt zu werden, dass die Senatoren in Timon

Digitized by Google

später den besten Schutz gegen den erzürnten Feldherrn sehen und ihn auf jede Weise zur Rückkehr zu bewegen suchen. Sie glaubten wol durch eine Restitution Timons in seine Güter und Ehren dem Freunde jeden Grund zur Rache nehmen zu können.

So verwickelt die Arbeit des Redactors in dieser und einigen früheren Scenen war, so einfach ist sie in der, zu deren kurzer Betrachtung wir uns jetzt wenden wollen. Die Banketscene, die sechste des dritten Actes, ist Eigenthum des älteren Dichters mit Ausnahme der wenigen Verse 68 bis 86, welche unzweifelhaft von Shakespeare stammen und seinem Plane nach jedesfalls an die Stelle des vorhergehenden Tischgebetes treten sollten. Abgesehen davon, dass dieser Passus im Gegensatz zu den übrigen Partien der Scene in Versen abgefasst ist, verräth er sich auch durch seinen Inhalt als ein dem Drama fremdartiges Element. Der letzte Vers der Scene:

One day he gives us diamonds, next day stones

zeigt deutlich, dass in dem Werk des Vorgängers, ebenso wie in dem zuerst von Dyce veröffentlichten älteren Lustspiel „Timon", die Gäste mit bemalten Steinen bewirthet wurden. Shakespeare — auch darin erkennen wir das überlegene Dichtergenie —, der wol fühlen mochte, wie unpoetisch ein derartiges Bombardement mit Steinen auf der Bühne war, milderte dies insoweit, als er Timon seinen falschen Freunden Wasser in das Antlitz spritzen lässt mit den schönen Worten:

This is Timon's last;
Who, stuck and spangled with your flatteries,
Washes it off, and sprinkles in your faces
Your reeking villany.
Act IV und V.

Delius meint, erst an dieser Stelle beginne ein energisches eingreifen Shakespeares. Er hat Recht und Unrecht: Recht insofern, als sich im vierten Acte verhältnissmässig grössere zusammenhängende Partien, meist Monologe, von seiner Hand vorfinden, Unrecht insofern, als unser Dichter auf die Entwicklung der Handlung auch nicht im geringsten eingewirkt hat. Von einem Plane kann hier kaum die Rede sein. Dieser Vorwurf trifft namentlich den vierten Act und den Anfang des fünften. Scene reiht sich an Scene ohne innere Folgerichtig-

Digitized by Google

keit, ohne organische Zusammengehörigkeit; in der Weise hätte das Drama noch durch vier weitere Acte fortgeführt werden können ohne ein Ende zu erreichen. Shakespeare ist an diesen Mängeln gewiss nicht schuld. Es wäre eine arge Verkennung seines Genius, wollte man ihm das übersehen derselben zur Last legen oder gar annehmen, er habe sie bemerkt, sich jedoch nicht gemüssigt gesehen sie fortzuräumen. Das hiesse doch den grössten aller Dramatiker den gewöhnlichen Versifexen gleichstellen, denen nicht die Kunst, sondern nur das Honorar am Herzen liegt, die, zufrieden die Erbärmlichkeiten ihres Machwerks dem Auge des Publicums verborgen zu haben, nicht den Drang in sich fühlen, sich selbst zu genügen.

Die erste Scene des vierten Actes, der Monolog, in welchem Timon der inneren Erregung Luft macht, diese gewaltige Strafrede, vergleichbar nur mit den Zornesausbrüchen eines Lear, ist echt Shakespearisch bis auf die sechs letzten Verse. Diese Schlussverse sind jedoch zum mindesten überflüssig; auch schwächen sie den Eindruck des vorhergehenden, und das „amen" am Schlusse klingt geradezu komisch. Die Rede schloss also wol mit den vollgewichtigen Worten:

Take thou that too, with multiplying bans!,

und die folgenden gereimten Verse wurden von dem Redactor aus dem Drama des Anonymus hinzugefügt.

Ebenso einfach war die Arbeit des Redactors bei der zweiten Scene. Zu der von Shakespeare herrührenden (Vers 1 bis 29), „in welcher der Dichter die rührendsten Töne sanfter Wehmuth anzuschlagen weiss, als eine Ruhepause gleichsam inmitten der wilden, selbstzerfleischenden Leidenschaft", hat der Compilator aus einer analogen Scene des Vorgängers einen Monolog des Flavius gefügt (30 bis 49), für welchen er wol keinen besseren Platz aufzufinden vermochte. Diese Zusammenfügung zweier verschiedener Elemente ist an dieser Stelle jedoch nicht so störend, wie wir dies früher verschiedentlich gesehen haben, da der Charakter des Flavius in dem ursprünglichen Werke mit dem des Shakespeareschen ziemlich harmoniert.

Die dritte Scene, die umfangreichste des ganzen Dramas, ist nichts anderes als eine äusserliche Verknüpfung einer ganzen Reihe ursprünglich getrennter Scenen. Der erste Monolog

Digitized by Google

Timons (1 bis 47) ist unbestreitbares Eigenthum Shakespeares, schwerlich aber dürfte dies auch von dem folgenden Passus zu sagen sein (Vers 48 bis 181). Wol verräth hie und da ein Vers seine sichere Hand, hie und da ein Gedanke seinen tiefsinnigen Geist, aber im ganzen ist die Scene doch nur ein schwächliches Product, Shakespeares nicht würdig. Was sind, um nur einige Beispiele anzuführen, Phrynia und Timandra für nackt-realistische Gestalten? Wo in den Shakespeareschen Dramen finden sich gleiche oder auch nur ähnliche? Wo auch immer sonst der Dichter uns hinabführt in die Tiefen der menschlichen Gesellschaft, in die Tiefen des Lasters, die Poesie ist uns immer Begleiterin; etwas ist immer an seinen Schöpfungen, was uns auch wieder mit ihnen aussöhnt. Das nackte, kahle Laster hat Shakespeare nie gezeichnet; dies tritt uns jedoch in den beiden feilen Dirnen entgegen.

Noch unwürdiger fast ist der Charakter des Alcibiades in dieser Partie. Worte wie: „Hast thou gold yet? I 'll take the gold thou giv'st me, not all thy counsel" passen wol in den Mund eines lustigen, liederlichen Gesellen, nicht aber in den des ideal aufgefassten, für den Freund sich aufopfernden Freundes. Un-Shakespearisch wie die Charaktere sind auch meist die Verse, welche häufig mit Prosa abwechseln. Auf die übrigen Widersprüche, welche sich in dieser Scene befinden, ist schon oben hingewiesen. Abgesehen von einigen Stellen, namentlich in den Reden Timons, erkennen wir die Hand unseres Dichters erst wieder in dem schönen Monolog: „That nature, being sick of man's unkindness" u. s. w. Von hier bis zu dem Punct, wo die Scene für längere Zeit aus Versen in Prosa übergeht, gehört alles Shakespeare, der hier meisterhaft die Charaktere des Cynikers und des Timon zu scheiden weiss. Dabei ist die Sprache meist eine so edle und gewaltige, dass sich ihr nur wenig andere Partien an die Seite stellen lassen. Dies gilt besonders von der letzten, längeren Rede des Helden der Tragoedie. Die ganze Entwicklung in seinem Charakter, die ganze innere Handlung des Stückes ist hier noch einmal mit grossen, mächtigen Zügen geschildert; mit unwiderstehlicher Gewalt drängt alles nach dem Ausgang, nach der Schilderung der schliesslich hereinbrechenden Katastrophe, mit solcher

Digitized by Google

Gewalt, dass die Form den Inhalt häufig kaum zu fassen vermag. Deshalb scheint uns auch der Versuch einiger Herausgeber, die Rede wieder in die Fesseln einer regelrechten Stilistik zu schnüren, als ein ebenso vergebliches als pedantisches Unternehmen.

Das vorhandensein des prosaischen Theils (298 bis 353) erklärt sich nach unserer Hypothese folgendermassen. Der Redactor sah sich im Besitz zweier gleichartiger Scenen. Die von Shakespeare stammende adoptierte er vollständig, strich jedoch dies Mal die Arbeit des Anonymus nicht ganz, sondern schob, wol aus Gründen des Effectes, einen Theil derselben an einer ihm passend erscheinenden Stelle der Shakespeareschen Arbeit ein. Diese Einschiebung beginnt mit den Worten:

Where liest o' nights, Timon?

und endet mit den Worten:

I had rather be a beggar's dog, than Apemantus,

sodass nach Weglassung dieser Partie die ursprüngliche Scene an der betreffenden Stelle gelautet haben mag:

Timon. Tell them there I have gold: look, so I have. 295
Apemantus. Here is no use for gold.
Timon. The best and truest;
For here it sleeps, and does not hired harm. 298
Apemantus. Thou art the cap of all the fools alive. 355
Timon. 'Would thou wert clean enough to spit upon.
Apemantus. A plague on thee, thou art too bad to curse. 357

Dass die betreffenden Verse eine spätere Interpolation sind, ist ziemlich zweifellos. Abgesehen davon, dass der verdächtige Passus im Gegensatz zu den vorhergehenden und folgenden Partien in Prosa verfasst ist, ergibt es sich auch daraus, dass er nur eine Wiederholung des vorangehenden Theiles ist. So kommt es auch, dass Apemantus in der jetzigen Scene dem Timon zweimal Mispeln zum essen anbietet und zweimal zurückgewiesen wird, was doch bei einem Mal sein bewenden gehabt haben könnte; so entsteht auch der in dieser Fassung nicht zu lösende Widerspruch, dass Apemantus den Maler und Dichter schon kommen sieht, während diese erst im folgenden Acte auftreten. Im Drama des Vorgängers schloss sich sofort an diese Scene das Gespräch mit dem Maler und dem Dichter;

Digitized by Google

der Redactor aber, welcher bei dem schlechten Zustande des Manuscriptes die Reihenfolge nicht mehr zu erkennen vermochte, schob die Auftritte mit den Dieben und dem Hausverwalter dazwischen.

Der auf die Einschiebung des prosaischen Theils in unserer Scene folgende Theil bis zum auftreten der Diebe ist zwar im ganzen echt Shakespearisch, im einzelnen jedoch nicht frei von kleineren Interpolationen; so namentlich die letzte, längere Rede Timons, in welcher sich neben zweifellos echten ebenso zweifellos unechte Verse vorfinden.

Die beiden Schlusspartien scheiden sich ziemlich scharf von einander. Die erstere, die Unterredung Timons mit den Dieben, ist durchweg Shakespeares Eigenthum, kaum auch die letztere. Der Grund, weswegen wir diese Partie nicht für echt halten, liegt weniger im Inhalt als in der Form. Die kurzen, abgerissenen Sätze, aus welchen besonders die längeren Reden bestehen, kennzeichnen zur Genüge den Vorgänger. Im übrigen gehört die Scene zu den schönsten des ganzen Dramas und wäre selbst Shakespeares nicht unwürdig.

Die erste Scene des fünften Actes, welche eigentlich hinter Vers 390 der dritten Scene des vierten Actes stehen müsste, ist ebenso wie die zweite und dritte im grossen und ganzen von Shakespeares Hand entworfen, doch fehlt es auch hier nicht an Interpolationen und Verstümmelungen. Gleich im Beginn der ersten Scene treffen wir auf Widersprüche. Ob der erste Theil dieser Scene ursprünglich in Prosa verfasst war oder erst später aus Versen in Prosa umgesetzt ist, mag dahin gestellt bleiben, obschon eine ganze Reihe von in den Ausgaben unbemerkt gebliebenen Versen, so gut und so schlecht wie tausend andere in unserem Stücke, dieser Möglichkeit einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit geben.* Uns kommt es

* *Painter.* Nothing else; you shall see him a palm in Athens
Again, and flourish with the highest. Therefore
'T is not amiss, we tender our loves to him,
In this supposed distress of his: it will
Show honestly in us, and is very likely
to load
Our purposes with what they travel for,
If it be a just and true report that goes of his having.

Digitized by Google

hier vor allem auf eine Interpolation an, welche für die Art und Weise der Redaction bezeichnend ist.

Stammte die erste Scene des 5. Actes aus dem ursprünglichen Drama, so könnten in ihr wol die Worte: „Alcibiades reports it; Phrynia and Timandra had gold of him", nicht jedoch die folgenden: „he likewise enriched poor straggling soldiers with a great quantity. 'T is said he gave unto his steward a mighty sum" gestanden haben, da in diesem Werk die Scenen, in welchen von diesen letzteren Handlungen Timons berichtet wird, hinter unserer Scene gestanden haben müssen, wie dies aus Act IV, Scene 3, Vers 350 unzweifelhaft her-

---

Poet. What have you now to present unto him?
Painter. Nothing at this time but my visitation;
Only I 'll promise him an excellent piece.
Poet. I must serve him so too; tell him of an
Intent that 's coming toward him.
Painter. Good as the best.
Promising is the very air o' the time:
it opens the eyes of expectation: performance
is ever the duller for his act; and, but in the
plainer and simpler kind of people,
The deed of saying is quite out of use.
To promise is most courtly and fashionable:
Performance is a kind of will, or testament,
Which argues a great sickness in his judgement
That makes it.
Timon. Excellent workman!
Thou canst
Not paint a man so bad as is thyself.
Poet. I am thinking, what I shall say I have
provided for him. It must be
A personating of himself: a satire
Against the softness of prosperity,
With a discovery of the infinite flatteries
That follow youth and opulency.
Timon. Must
Thou needs stand for a villain in thine own work?
Wilt thou whip thine own faults in other men?
Do so; I 've gold for thee.
Poet. Nay, let 's seek him u. s. w.
Hier schliesst der übrige in Versen geschriebene Theil der Scene an.

Digitized by Google

vorgeht.* Gehört die Scene aber, wie wir dies annehmen, zu den von Shakespeare entworfenen, so können in diesem Shakespeareschen Entwurf wiederum nicht die Worte „Alcibiades reports it; Phrynia and Timandra had gold of him" gestanden haben, da die Scene, auf welche durch diese Worte hingewiesen wird, nicht von Shakespeare stammt, überhaupt in dieser Weise nicht in seiner Absicht gelegen haben kann**. Hieraus erhellt, dass die angeführten Worte von dritter Hand hinzugesetzt sind, was durch den höchst abrupten Satzbau völlig bestätigt wird.

Der Redactor fügte hinter das Gespräch zwischen Timon und Apemantus die Scenen zwischen Timon einerseits und den Dieben und Flavius anderseits ein, da er deren von Shakespeare beabsichtigte Stellung bei dem schon erwähnten Zustande der Manuscripte nicht zu erkennen vermochte und er einen besseren Platz für dieselben nicht fand. Hierbei war es leicht möglich, dass er den einzelnen Vers 350 (IV, 3), welcher statt dieser Scene die jetzige erste des 5. Actes forderte, übersah; es lag aber auch nahe, in dieser Scene durch einige Worte auf die eingeschobenen hinzuweisen. Aus diesem Grunde legte er dem „painter", welcher in der ursprünglichen Fassung vielleicht nur das die Frage des „poet" bejaende „certain" sprach, die von uns beanstandeten Worte in den Mund. Ob dieselben einer Stelle des ursprünglichen Werkes entnommen oder von ihm selbst frei hinzugefügt sind oder vielleicht theils aus dem älteren Stücke, theils von ihm selbst stammen, kann hier als unwesentlich übergangen werden; es genügt uns, sie als spätere Interpolation nachgewiesen zu haben.

Für eine solche halten wir jedoch nicht die Anekdote mit dem Feigenbaum in der zweiten Scene, welche nach Kreyssig „ziemlich mit der Thüre ins Haus fällt". Der Vorwurf ist nicht richtig. Plutarch erzählt, dass Timon eines Tages in die Volksversammlung gekommen sei und den über sein auftreten erstaunten Athenern folgendes mitgetheilt habe:

---

* Sieh oben S. 235 f.

** Sieh S. 234.

Digitized by Google

Hinter seinem Hause stehe ein Feigenbaum, an welchem sich schon viele Athener erhängt hätten; er wolle nun, da der Baum nächstens abgehauen werden solle, dies den Athenern mittheilen, damit sich noch vorher jeder, welcher Lust dazu verspüre, daran erhängen könne. Kreyssig tadelt nun am Dichter, dass er die Anekdote benutzt habe ohne etwas von der Vorgeschichte des Baumes zu erwähnen. Dadurch verliere die Erzählung jede Pointe. Dieser Tadel ist ebenso ungerecht, wie er gerecht sein würde, wenn Shakespeare jene früher vorgekommenen Erhängungen auch nur irgendwie betont hätte. Man sehe die Anekdoten bei beiden Schriftstellern nur etwas genauer an. Bei Plutarch ist eben der Umstand, dass der Baum schon mehrfach von Selbstmördern benutzt ist, das Motiv, welches Timon zu jener Mittheilung bestimmt; ein ganz anderes Motiv kommt jedoch bei Shakespeare zur Geltung. Hier begeben sich die Athener in ihrer Verzweiflung zu Timon, den nahen Tod vor Augen hoffen sie von ihm Rettung. Der gesuchte empfängt sie zuerst mit herben Worten; plötzlich jedoch, als habe er sich eines anderen besonnen, lenkt er ein: „Wol, ich will euch helfen, ich will euch einen Rath geben, welcher euch, wenn ihr ihn befolgt, vor Alcibiades völlig sichern soll — hängt euch auf". Anstatt nun aber allgemein zu sagen: „Hängt euch auf", specialisiert der Dichter dies im Anschluss an eine vielen seiner Zuhörer bekannte Anekdote Plutarchs und sagt zu den an seinen Rath als letztes Rettungsmittel sich anklammernden Senatoren: „Seht dort den Feigenbaum am Eingang meiner Höhle, kommt her und erhängt euch daran, so werdet ihr aller Noth enthoben sein. Die Pointe liegt demnach bei Shakespeare an einer ganz anderen Stelle als bei Plutarch, und die Erwähnung der früheren Selbstmorde, welche bei diesem die Hauptsache ist, würde bei Shakespeare überflüssig, ja störend sein.. Die Anekdoten sind eben völlig verschieden, so verschieden wie ein harmloser Scherz und die cynische Verhöhnung eines Menschen, welcher den Tod vor Augen sieht.

Dies in Betreff des dem Dichter gemachten Vorwurfs. Kehren wir nun zu der dritten Scene des letzten Actes zurück. Dieselbe steht, was bisher zu wenig beachtet ist, in offen-

Digitized by Google

barem Widerspruch mit der Unterredung des Alcibiades und Timon in IV, 3. Aus den Worten des ersteren beim Abschied: „Strike up the drum towards Athens!“ ergibt sich mit völliger Gewissheit, dass nach der Intention des Vorgängers die Begegnung der beiden Männer nicht bei der Flucht des Alcibiades — was auch mit der übrigen Handlung des Stückes in Widerspruch stünde —, sondern auf dem Zuge desselben gegen Athen sich ereignet. Man sollte demnach erwarten ihn in der nächsten Scene vor den Thoren der Stadt zu finden, doch statt dessen treibt er sich noch anderthalb Acte hindurch in der Irre umher, sodass die Senatoren mit Timon in aller Ruhe verhandeln können. Act IV, Scene 3 steht somit in Widerspruch zu fast sämmtlichen späteren Scenen des vierten und fünften Actes, welche wir als Shakespearisch bezeichnet haben. Dies erklärt sich wol auf folgende Weise. In dem älteren Drama berührte Alcibiades, ebenso wie in dem jetzigen, auf seinem Marsch gegen die Stadt die Gegend, in welcher sich Timon aufhielt, und hatte dort mit ihm das uns zum grössten Theile erhaltene Gespräch. Der Plan Shakespeares scheint jedoch ein anderer gewesen zu sein. Nach ihm muss man sich wol den Feldherrn von einer anderen Seite gegen Athen ziehend denken; er sendet dann, nachdem er sich der Stadt genähert hat, jenen „courier“ an Timon, welcher in V, 3 erwähnt wird. Hiernach ist es nicht auffallend, dass die Senatoren mit Timon verhandeln können ohne auf Alcibiades zu stossen. Dadurch nun, dass der Redactor ohne Kenntniss vom Plane unseres Dichters die von ihm verfassten Scenen dem Drama des Anonymus einverleibte, entstanden die jetzt fühlbaren Mängel. Aus dieser Darlegung folgt von selbst, dass wir den „courier“ und den in V, 4 auftretenden „soldier“ nicht für eine und dieselbe Person halten. Der letztere ist eine höchst unglückliche Erfindung, welche nur dazu dienen soll, den Tod Timons in der Schlussscene zu manifestieren: das Mittel hierzu, der Wachsabdruck der Grabschrift, ist das grossartigste, was an Ungeschicklichkeit je in einer Tragoedie geleistet ist, und die Ausdrucksweise dieses „soldier“, von welcher wir schon oben eine Probe gegeben haben, gleicht genau der Sprache in verschiedenen un-

Digitized by Google

echten Partien des Stückes. Dagegen trägt die Sprache in V, 3 völlig das Shakespearesche Gepräge, und die Sendung des „courier" ist ein berechtigter Theil in der Handlung des Stückes, wenn Shakespeares Plan der vorher erwähnte war. Dazu kommt noch etwas anderes. In V, 3 sagt der Bote geradezu, dass Alcibiades „in part for his (Timons) sake moved" den Zug gegen die Stadt unternommen habe. Dies ist im Drama des Vorgängers und im jetzigen nicht richtig, da in ihnen der Feldherr nicht um Timon zu rächen, von dessen Unglück er ja noch nicht einmal eine Ahnung hat, sondern aus Rache für den Tod des unbekannten und seine eigene Verbannung der Stadt den Krieg erklärt; anders im Plane Shakespeares. Hier haben die Worte ihre volle Berechtigung, da Alcibiades lediglich um den Senat für das dem Timon und ihm selbst zugefügte Unrecht zu züchtigen gegen Athen zu Felde zieht. Auch diese Scene weist demnach darauf hin, dass Shakespeare in der Gerichtsscene jene von uns besprochene Veränderung vorzunehmen beabsichtigte.

Der vierten Scene des letzten Actes, in welcher der „soldier" Timon sucht und sein Epitaph findet, haben wir schon verschiedentlich als völlig Un-Shakespearisch Erwähnung gethan. Auch die Schlussscene stammt kaum von unserem Dichter. Dies beweist schon der enge Zusammenhang mit der vorhergehenden. Wenn jedoch noch ein Zweifel bestehen könnte, so würde dieser durch die doppelte, sich selbst widersprechende Inschrift gehoben. Plutarch erwähnt nämlich zwei Aufschriften auf dem Grabmale Timons, welche der Anonymus aus Norths Uebersetzung fast wortgetreu entlehnt hat:

Here lies a wretched corse, of wretched soul bereft;
Seek not my name: a plague consume you wicked wretches left

und

Here lie I, Timon, who alive all living men did hate;
Pass by and curse thy fill: but pass, and stay not here
thy gaite.

Die erstere verbietet dem Wanderer nach dem Namen des todten zu forschen, die zweite nennt den Namen gleich in den ersten Worten. Durch die Verbindung beider zu einer

Digitized by Google

einzigen Grabschrift konnte natürlich nur Unsinn entstehen. Wer will dies Shakespeare zur Last legen?

VI. Schlussbetrachtungen.

Delius hat neben der Hauptfrage, welche wir im vorigen erörtert haben, noch die Frage nach der Autorschaft des ursprünglichen Stückes angeregt. In ihrer speciellsten Bedeutung wird diese Frage ohne weitere noch aufzufindende Hilfsmittel wol für immer unbeantwortet bleiben. Mag man immerhin durch mehr oder weniger starke Anhaltspuncte auf den einen oder andern Zeitgenossen oder Vorgänger Shakespeares hingewiesen werden, mit Gewissheit oder auch nur einem hohen Grad von Wahrscheinlichkeit wird er sich nie bestimmen lassen. Wir versagen es uns deshalb auch, in dieser Bedeutung die Frage in den Bereich unserer Erörterungen zu ziehen, und beschränken uns darauf, einige allgemeinere Anmerkungen über seine Persönlichkeit zu machen.

Der Fürst verschwindet, wenn der König in seiner Majestät neben ihn hintritt, nach Shakespeares eigenen Worten, wie der Glanz der Sterne, wenn der Strahl der Sonne unser Auge füllt. Was uns an und für sich betrachtet bedeutend erschien, erscheint unbedeutend, wenn wir einen grösseren Massstab gewinnen. So geht es auch dem Vorgänger neben Shakespeare. Wir selbst brauchten wol im Laufe unserer Untersuchung Worte wie „unbedeutend", „untergeordnet", „von geringem Talente" und ähnliche, doch ist dies nur im Vergleich zu Shakespeare völlig berechtigt. Lassen wir auch dem Vorgänger Gerechtigkeit widerfahren.

Wir wissen, wie gesagt, über seine persönlichen Verhältnisse durch eine Ueberlieferung irgend welcher Art nichts, nicht einmal sein Name ist auf uns gekommen; ja bis vor wenig Jahrzehnten wussten wir noch nicht einmal, dass er überhaupt existiert hat. Erst der Wissenschaft dieser Jahre verdanken wir die Kunde seiner Existenz und nur durch Schlussfolgerungen aus den Resten seines Werkes können wir etwas weniges über sein Wesen und seine sociale Stellung erfahren.

Der Autor des ursprünglichen Werkes ist Komiker durch und durch, aber kein Tragiker. Es fehlt ihm nicht die Tiefe

Digitized by Google

des Gemüthes, welche den Dichter macht, wol aber die Tiefe der Leidenschaft, welche der Tragiker besitzen muss. Deshalb lassen uns die meisten seiner Schöpfungen in dieser von Leidenschaften aller Art wild bewegten Tragoedie kalt. Statt erhaben zu werden wird Timon wild, sein Pathos sind Schmähreden. Dagegen zeichnet den Vorgänger die Nationaleigenthümlichkeit aller Engländer, die scharfe Beobachtungsgabe in hohem Grade aus. Die Charaktere der Wucherer und falschen Freunde Timons sind mit kaum zu übertreffender Wahrheit bis ins Detail geschildert; Phrynia und Timandra, Un-Shakespearisch durch und durch, sind gleichwol die echten verlorenen Kinder der Vorstädte, treu nach der Natur gezeichnet, zu getreu für ein Drama.

Im Gegensatz zu ihnen dann Flavius, der schönste Charakter des ganzen jetzigen Stückes. Ist er auch zum grossen Theil von Shakespeare überarbeitet, so zeigen doch die Reste noch zur Genüge, mit welcher Sorgfalt und Liebe er behandelt ist. Die treue Hingebung an seinen Herrn, die Sorge für sein Wol, der Schmerz über sein Unglück, sind mit sicherer Hand und ruhigen Farben geschildert. Man erkennt, dass der Dichter selbst mitgefühlt hat. Vorbilder bot ihm wol auch hier das tägliche Leben.

Auch die Ausdrucksweise des Vorgängers ist nicht mit Shakespeares Gewandtheit in dieser Beziehung zu vergleichen, aber doch nicht ganz so unbeholfen, wie es dem Leser des Stückes in seiner jetzigen Fassung scheinen könnte. Wir müssen bei der Beurtheilung derselben immer die Schicksale des Manuscriptes bedenken. Selbst für den Fall, dass zur Zeit der Ueberarbeitung durch Shakespeare die Schrift sehr deutlich gewesen wäre, wie mag es später wol nach allen den Streichungen und Correcturen, nachdem das Manuscript dann noch wahrscheinlich Jahre lang von Schmutz befleckt, durch Feuchtigkeit verderbt, in irgend einem Winkel gelegen hatte, wie mag es da wol mit der Leserlichkeit desselben beschaffen gewesen sein! Der Redactor hat sich aber, seinen übrigen Leistungen nach zu urtheilen, gewiss nicht die Mühe genommen, unleserliche Stellen zu entziffern. Auf diesen schlechten Zustand des Manuscriptes wird man wol viele

Digitized by Google

stilistische, die meisten metrischen Mängel zurückführen müssen. Dass ferner durch die Verstümmelungen vielfach auch der Sinn entstellt wurde, ist klar; mancher Gedanke erscheint dadurch schief, mancher Witz frostig. Ungerecht ist es deshalb, dem Vorgänger allen Witz abzusprechen; in vielen Partien des Stückes ist derselbe sogar recht gut, namentlich in den Worten des schlagfertigen Cynikers.

Aus diesen Betrachtungen wird es nicht schwer sein, auf die persönlichen Verhältnisse des Verfassers zu schliessen. Die lebendige, lebenswahre Charakteristik der Diener und überhaupt der Leute aus dem niederen Volke, verglichen mit der steifen, unwahren Haltung der übrigen Personen, wie Timon, Alcibiades und die Senatoren, bekundet genugsam, dass dem Dichter der Zutritt zu den feiner gebildeten Kreisen verschlossen war. Er ist nicht fest auf dem Parket, fester im Vorsal und auf der Strasse. Deshalb ist die Annahme wol gerechtfertigt, dass der Dichter selbst aus dem niederen Volke hervorgegangen ist und auch später, wenigstens zur Zeit der Abfassung des Timon, noch keine bedeutendere sociale Stellung einnahm. Vielleicht war er auch einer jener vielen und zum Theil talentvollen Dichter, deren Stern zu erblassen begann, als Shakespeares Sonne am Morgenhimmel der englischen Litteratur emporstieg.

Noch weniger als über den Vorgänger wissen wir über den Redactor; von der Art und Weise jedoch, wie er mit den Fragmenten verfuhr, wird die geführte Untersuchung ein ausreichendes Bild gegeben haben. Seine Handlungen sind nicht der Ausfluss eines tiefen nachdenkens, nicht bestimmt durch einen einheitlichen Plan, sondern mehr oder weniger vom Zufall abhängig: a gross patchery, um Timons eigene Worte zu gebrauchen. Seine Thätigkeit setzen wir in das Jahr 1623 oder kurz zuvor. Vielleicht waren es die Herausgeber der Folioausgabe selbst, welche die Arbeit besorgten oder durch irgend einen dritten besorgen liessen. Dagegen beweist wenigstens nichts der Passus in der Vorrede, in welchem es heisst, dass nur durchweg saubere Manuscripte von Shakespeares eigener Hand die Grundlage der Ausgabe bildeten, da die Textcorruptionen in fast sämmtlichen Werken diese Aussage

Digitized by Google

Lügen strafen und lediglich als buchhändlerische Reclame erscheinen lassen. Die Herausgeber wussten selbst wol am besten, wie es in der Beziehung mit ihrer Behauptung stand, und, wer weiss, vielleicht geschah sie gerade mit Rücksicht auf einige Werke, zu welchen auch das unsrige gehört, um einer unliebsamen Kritik von vornherein entgegen zu treten. Diese Ansicht steht freilich in directem Widerspruch zu der allgemeinen Annahme, dass das Trauerspiel, ehe es in der Folioausgabe veröffentlicht wurde, schon eine ganze Reihe von Jahren dem Publicum durch Aufführungen bekannt gewesen sei. Da hiervon in den Quellen jedoch nirgends eine sichere Spur zu finden ist, möchten wir die Annahme der vielen gerügten Mängel wegen für wenig glaubhaft halten. Dagegen spricht auch noch etwas anderes. Wir wissen, wie viele Neider und Anfeinder Shakespeare gehabt hat — würden diese eine so bequeme Gelegenheit, unseren Dichter des litterarischen Diebstahls zu überführen, haben vorübergehen lassen? Wir erinnern nur an den uns erhaltenen Brief eines gleichzeitigen Dichters, welcher Shakespeare geradezu des Plagiats beschuldigt, freilich ohne Beweise dafür beibringen zu können. Würde dieser nicht, falls das Drama bei seinen Lebzeiten erschienen oder gar aufgeführt wäre, hieraus Capital geschlagen haben? Sicherlich!

Wir stehen am Ende unserer Betrachtungen über Timon von Athen. Wir haben das Werk oben mit einer zerschmetterten Vase verglichen, wir könnten es auch vergleichen mit einer jener Hütten, welche aus ärmlichem Baumaterial verbunden mit den Resten einstiger Tempel und Paläste auf dem Boden einer ausgestorbenen Cultur von einer armen und ungebildeten Bevölkerung errichtet sind. Die Reste der stolzen Säulen und Statuen, welche Tempel und Paläste zu heben und zu zieren bestimmt waren, spotten der ärmlichen Hütten, welche sie jetzt stützen und schmücken müssen. So ist der Timon; wie es im Stück selbst heisst,

All broken implements of a ruined house.

Digitized by Google

Drei Oden aus Klopstocks Jugendzeit.

Von

Franz Muncker.

I.

Auf meine Freunde.

1747.

Klopstocks Ode „Auf meine Freunde“ (Wingolf) ist in vierfacher Fassung erhalten:

1. Gleims Abschrift des Originals, die im Gleimischen Archiv zu Halberstadt aufbewahrt wird, aus den ersten Jahren seiner Freundschaft mit Klopstock, vielleicht aus dem Frühling 1752 stammend (= O). Einzelne Oden waren ohne das wissen und zum grossen Aerger des Dichters nach vielfach fehlerhaften Copien gedruckt worden (namentlich die Ode an Gott 1751 in 8vo ohne Ort und zu Rostock, in 4° zu Hamburg, 1752 in 8vo zu Hamburg ausser der „zweiten und richtigen Ausgabe“ bei Joh. Karl Bohn in Hamburg 1752). Um diesem Unwesen vorzubeugen dachte Klopstock im Frühjahr 1752 ernstlich daran, seine Oden selbst zu sammeln und in einer geläuterten Form herauszugeben. Schon am 19. Februar 1752 schrieb er deshalb an Gleim: „Ich ersuche Sie mir die Ode an die Freunde zu schicken. Ich bin izt bescheftigt meine Oden zu übersehen und in Ordnung zu bringen“. Am 9. April bat er nochmals um Uebersendung der Ode zugleich mit jener an seinen Cousin Johann Christoph Schmidt (neuerdings von Erich Schmidt, Beiträge zur Kenntniss der Klopstockschen Jugendlyrik, Strassburg 1880, S. 1 f. abgedruckt). Von der Mitte Julis bis zum 17. August 1752 weilte Klopstock in Quedlinburg. Damals wahrscheinlich nahm er das

Digitized by Google

Original der Ode von Gleim zurück. Aus derselben Zeit stammen vermuthlich aber auch die Correcturen in der Gleimischen Abschrift, die zum grossen Theile schon die Lesarten der Ausgabe bei Bode enthalten. In den meisten Fällen stimmt O überein mit

2. D, der Darmstädter Ausgabe („Klopstocks Oden und Elegien. Vier und dreyssigmal gedrukt. Für Ihro Hochfürstliche Durchlaucht die Frau Landgräfin von Darmstadt. Darmstadt, 1771"), welche auf S. 114ff. die Ode „An des Dichters Freunde" enthält (mir nur durch den Abdruck unserer Ode bei Jaro Pawel, Klopstocks Oden. Leipziger Periode, Wien 1880, S. 37ff. bekannt). Die meisten Lesarten von D sind (mit einigen Conjecturen) wieder abgedruckt von Karl Friedrich Cramer, Klopstock, er und über ihn, I, 221ff. der ersten Ausgabe (Hamburg 1780), = C.

3. Vollständig umgearbeitet ist die Ode in B: „Oden. Hamburg 1771. Bey Joh. Joach. Christoph Bode", S. 77—96.

4. Noch einige Aenderungen bringen die beiden Ausgaben der sämmtlichen Werke bei Gg. Joach. Göschen (Leipzig 1798), in deren erstem Bande, S. 6—23, die Ode ihre letzte Gestalt erhält. Von der Ausgabe in 4° (G) weicht die in 8vo (g) nur bisweilen in der Orthographie ab. Von g kenne ich bis jetzt drei Drucke, die ich, wo sie sich von einander unterscheiden, mit g_1, g_2 und g_3 bezeichne. Von den zwei ersten, die mit G fast ganz übereinstimmen, weicht g_3 schon auf den beiden Titelblättern dadurch ab, dass er nach „Erster Band" einen Punct setzt; g_1 hat ein Druckfehlerverzeichniss, welches in den mir bekannten Exemplaren von g_2 und g_3 fehlt; ferner schreiben g_1 und g_2 mit G regelmässig „kömst" und „kömt", g_3 „kommst" und „kommt". Nach g_3 scheint die spätere Ausgabe bei Göschen von 1823 veranstaltet zu sein.

Um die fortschreitende Umbildung der Ode übersichtlicher darzustellen gebe ich in genauem Abdruck links die Fassung O mit den Varianten DC, rechts B mit Gg. Mit Ausnahme geringer Unterschiede in der Orthographie und Interpunction merke ich jede Variante an.

Digitized by Google

Alcäische Ode. 1747.

Auf meine Freunde.

Wie Hebe, kühn und jugendlich ungestüm
Wie mit dem goldnen Köcher Latonens Sohn,
Unsterblich, sing ich meine Freunde
Feyrend in mächtigen Dithyramben.

Wilst du zu Strophen werden, o Lied? oder
Ununterwürfig, Pindars Gesängen gleich,
Gleich Zevs erhabnem truncknem Sohne,
Frey aus der schaffenden Sel enttaumeln?

Die Wasser Hebrus wälzten sich adlerschnell
Mit Orpheus Leyer, welche die Hayne zwang
Dass sie ihr folgten, die die Felsen
Taumeln, und Himmelab wandeln lehrte;

So floss der Hebrus. Grosser Unsterblicher
Mit fortgerissen folgte dein fliehend Haupt
Blutig mit todter Stirn, die Leyer
Hoch im Getös ungestümer Wogen.

So floss der Fluss, des Oceans Sohn, daher:
So fliesst mein Lied auch, hoch, und gedanckenvol.
Des spott ich, der es unbegeistert
Richterisch und philosophisch höret.

Den seegne, Lied, ihn seegne mit festlichen
Entgegen gehnden hohen Begrüssungen!
Der dort an dieses Tempels Schwellen
Göttlich mit Reben umlaubt, hereintrit.

Ueberschrift An des Dichters Freunde. *D*; fehlt *C* 1 Wie Hebe kühn, *D*; Wie Hebe kühn *C* 2 Köcher, *DC* 3 Unsterblich sing' ich *DC* Freunde, *DC* 4 Feyernd *D* 5—6 o Lied? oder Ununterwürfig, Pindars Gesängen in *O* corrigiert in Päan Gesang Oder gesetzloss Pindarus Strome 7 erhabenen trunkenen *D* Zevs erhabnem truncknem in *O* corrigiert in Jupiters umlaubtem 8 Sel enttaumeln? in *O* corrigiert in Sele taumeln? Ebenso *DC* 12 Taumelnd *D* lehrte. *DC* 13 Hebrus; *D* 16 Getös ungestümer in *O* corrigiert in Getöse gestürzter 17 Fluss in *O* in Strom corrigiert 18 hoch, *O*; ernst *DC* 20 und philosophisch höret in *O* corrigiert in hört, und von Weisheit triefet 24 Göttlich, *DC*

Digitized by Google

Wingolf.

Erstes Lied.

⏑ – ⏑ – ⏑, – ⏑⏑ – ⏑⏑,
⏑ – ⏑ – ⏑, – ⏑⏑ – ⏑⏑,
⏑ – ⏑ – ⏑ – ⏑ – ⏑,
– ⏑⏑ – ⏑⏑ – ⏑ – ⏑.

1 Wie Gna in Fluge, jugendlich ungestüm,
Und stolz, als reichten mir aus Idunens Gold
Die Götter, sing' ich meine Freunde
Feyrend in kühnerem Bardenliede.

2 Willst du zu Strophen werden, o Haingesang?
Willst du gesetzlos, Ossians Schwunge gleich,
Gleich Ullers Tanz auf Meerkrystalle,
Frey aus der Seele des Dichters schweben?

3 Die Wasser Hebrus wälzten mit Adlereil
Des Celten Leyer, welche die Wälder zwang,
Dass sie ihr folgten, die die Felsen
Taumeln, und wandeln aus Wolken lehrte.

4 So floss der Hebrus. Schattenbesänftiger,
Mit fortgerissen folgte dein fliehend Haupt
Voll Bluts, mit todter Stirn, der Leyer
Hoch im Getöse gestürzter Wogen.

5 So floss der Waldstrom hin nach dem Ocean!
So fliesst mein Lied auch, stark, und gedankenvoll.
Dess spott' ich, der's mit Klüglingsblicken
Höret, und kalt von der Glosse triefet.

6 Den segne, Lied, ihn segne beym festlichen
Entgegengehn, mit Freudenbegrüssungen,
Der über Wingolfs hohe Schwelle
Heiter, im Haine gekränzt, hereintritt.

(Gna) Nach der Mythologie unsrer Vorfahren, eine Untergöttinn, welche Freya, die erste der Göttinnen, mit ihren Befehlen aussandte.

(Idunens) Iduna, auch Idun, bewahrte in einer goldnen Schale Aepfel, womit die Götter die Unsterblichkeit erhielten.

(Ullers) Schönheit, Pfeil und Schrittschuh unterscheiden ihn von den andern Göttern.

„Des Zelten" Orpheus, des Thraziers.

(Wingolf) Der Tempel der Freundschaft.

---

1 1 in *B*; im *Gg* 2 Iduna's *Gg* 4 Feyernd g_3 Bardenlied g_2 11 den Felsen *Gg* 21 bey festlichem *Gg* Anm. 1 unserer *Gg* der Göttinn *B* 3 „Iduna's" Diese Göttin bewahrte *Gg* Aepfel, welche die Götter stärkten, und ihnen die Unsterblichkeit erhielten. *Gg* 5 Pfeile, und Schrittschuhe *Gg* 7 fehlt *B* 8 „Wingolfs" Des Tempels *Gg*

Digitized by Google

7 Dein Priester wartet. Sohn der Olympier
Wo bleibst du? Komst du von dem begeisternden
Pindus der Griechen? Oder kömst du
Von den unsterblichen sieben Hügeln?

8 Wo Zevs und Flaccus neben einander, wo
Mit Zevs u. Flaccus Scipio donnerte,
Wo Maro, mit dem Capitole,
Um die Unsterblichkeit, götlich zanckte.

9 Stolz mit Verachtung sah er die Ewigkeit
Von Zevs Pallästen: „Einst wirst du Trümmer seyn,
„Dann Staub, dann des Sturmwinds Gespiele,
„Du Capitol, und du Got der Donner!

10 Wie? oder kömst du von der Britannier
Eyland herüber? Göttercolonien
Sendet vom Himmel Gott den Britten,
Wenn er die Sterblichen dort beselet.

11 Sey mir gegrüsset! Mir komst du stets gewünscht,
Wo du auch herkomst, Sohn der Olympier,
Lieb vom Homerus, lieb vom Maro
Lieb von Britanniens Göttereyland.

12 Aber geliebter trunken und Weisheitsvol
Von Weingebirgen, wo die Unsterblichen
Taumelnd herum gehn, wo die Menschen
Unter Unsterblichen, Götter werden.

---

25 wartet, Sohn der Olympier! *D* 27 kommst *D* 29 das zweite wo fehlt *DC* 37 kommst *DC* 40 Wann *D* 43 Homer, *D*; Homer und *C* 44 Göttereilande *D* 45 Allein geliebter *C*

Digitized by Google

7 Dein Barde wartet. Liebling der sanften Hlyn,
Wo bliebst du? kömmst du von dem begeisternden
Achäerhömus? Oder kömmst du
Von den unsterblichen sieben Hügeln?

8 Wo Scipionen, Flaccus und Tullius,
Uhrenkel denkend, tönender redt', und sang,
Wo Maro mit dem Kapitole
Um die Unsterblichkeit muthig zankte!

9 Voll sichern Stolzes, sah er die Ewigkeit
Des hohen Marmors: Trümmer wirst einst du seyn!
Staub dann! und dann des Sturms Gespiele,
Du Kapitol! und du Gott der Donner!

10 Wie oder zögerst du von des Albion
Eiland herüber? Liebe sie, Ebert, nur!
Sie sind auch deutschen Stamms, Uhrsöhne
Jener, die kühn auf der Woge kamen!

11 Sey mir gegrüsset! Immer gewünscht kömmst du,
Wo du auch herkömmst, Liebling der sanften Hlyn!
Vom Tybris lieb, sehr lieb vom Hömus!
Lieb von Britanniens stolzem Eiland,

12 Allein geliebter, wenn du voll Vaterlands
Aus jenen Hainen kommst, wo der Barden Chor
Mit Braga singet, wo die Telyn
Tönet zum Fluge des deutschen Liedes.

(Hlyn) Die Göttinn der Freundschaft.

„Scipionen" Kennern, wie Scipio war.

„Trümmer" Die Trümmer ist die Einheit der lange festgesetzten Mehrheit: Trümmern. Einige sagen jetzt: Trümmer in der Mehrheit von dem alten: Trumm, welches man wahrscheinlich nicht zurück nehmen wird. Wir sagen die Scheitern des Schifs in der Mehrheit, davon ist: die Scheiter die Einheit.

(Braga) Auch Bragar, der Gott der Dichtkunst.

(Telyn) Die Leyer der Barden. Sie heisst noch jetzt so in derjenigen neuern celtischen Sprache, die am meisten von der ältern behalten hat.

---

26 kommst g_3 27 Achäerhämus *Gg* kommst g_3 29 Tultius *B* 30 redt' *B*; sprach *Gg* 33 sichres *Gg* 39 deutsches *Gg* . 40 auf *B*; mit *Gg* 41 kommst g_3 42 herkommst g_3 43 Hämus *Gg* 46 kömst $Gg_1 g_2$ 48 Tönt zu dem *Gg* Anm. 2—7 fehlt *B* 8 Bragor *Gg* 9 Sie heisset noch jetzt in der neueren Zeltischen Sprache so, *Gg* 10 älteren *Gg*

Digitized by Google

13 Da komst du jetzt her. Schon hat der Rebengot
Sein geistervolles Horn über dich
Reich ausgegossen. Evan schaut dir,
Ebert, aus hellen verklärten Augen.

14 Dir streute, Freund, mein Genius Rebenlaub,
Der unsern Freunden rufet, damit wir uns,
Wie in den Elysäerfeldern
Unter dem Flügel der Freud umarmen.

15 Sie kommen. Cramern geht Polyhymnia
Mit ihrer hohen tönenden Leyer vor,
Sie geht, und sieht auf ihn zurücke
Wie auf den hohen Olymp der Tag sieht.

16 Sing, Freund, noch Hermanns. Jupiters Adler wacht,
Beym Lied, vom Herman schon vol Entzükung auf,
Sein Fittig wird breiter, der Schlummer
Wolckt sich nicht mehr um sein feurig Auge.

17 Die deutsche Nachwelt, wenn sie der Barden Lied,
(Wir sind ihr Barden) künftig in Schlachten singt
Die wird dein Lied, hoch im Getöse
Eiserner Kriege, gewaltig singen.

18 Schon hat den Geist der Donnerer ausgehaucht,
Schon wälzt sein Leib sich blutig im Rheine fort:
Doch bleibt am Leichnamvollen Ufer
Horchend der flüchtige Geist noch schweben.

---

49 izt *D* 50 Sein hohes geistervolles *DC* 56 den Flügeln *DC* 61 Hermann *DC* 61—62 Jupiters Adler wekt Dein Lied von Hermann schon voll (zu *C*) Entzücken auf; *DC* 64 Wölkt *DC* 65 wann *D* 66 Wir sind die Barden *DC* 67 hoch in *O* in laut corrigiert 68 Krieger *D* 71 leichenvollen *DC*

Digitized by Google

13 Da kömmst du jetzt her, hast aus dem Mimer schon
Die geistervolle silberne Flut geschöpft!
Schon glänzt die Trunkenheit des Quells dir,
Ebert, aus hellem entzücktem Auge.

14 Wohin beschwörst du, Dichter, den Folgenden?
Was trank? was sah ich? Bautest du wieder auf
Tanfana? oder, wie an Dirce
Mauren Amphion, Walhalla's Tempel?

15 Die ganze Lenzflur streute mein Genius,
Der unsern Freunden rufet, damit wir uns
Hier in des Wingolf lichten Hallen
Unter dem Flügel der Freud' umarmen.

Zweytes Lied.

1 Sie kommen! Cramern gehet in Rhythmustanz,
Mit hochgehobner Leyer Iduna vor!
Sie geht, und sieht auf ihn zurücke,
Wie auf die Wipfel des Hains der Tag sieht.

2 Sing noch Beredsamkeiten! die erste weckt
Den Schwan in Glasor schon zur Entzückung auf!
Sein Fittig steigt, und sanft gebogen
Schwebet sein Hals mit des Liedes Tönen!

3 Die deutsche Nachwelt singet der Barden Lied,
(Wir sind ihr Barden!) einst bey der Lanze Klang!
Sie wird von dir auch Lieder singen,
Wenn sie heran zu der kühnen Schlacht zeucht.

4 Schon hat den Geist der Donnerer ausgehaucht,
Schon wälzt sein Leib sich blutig im Rheine fort,
Doch bleibt am leichenvollen Ufer
Horchend der eilende Geist noch schweben.

(Mimer) Der Quell der Dichtkunst und der Weisheit.
(Tanfana) Ein Tempel der Deutschen.
„Mauren Amphion" Der Leyer Amphions folgten Steine, und wurden zu Thebens Mauer.
„Walhalla's Tempel" den Tempel Wingolf.
(Iduna) Sie ist Braga's Frau.
„Beredtsamkeiten" Eine Ode von Cramer heisst: Die geistliche Beredtsamkeit.
(Glasor) Ein Hain in Walhalla, dessen Bäume goldne Zweige haben.
„auch Lieder" Ein damaliger Vorsatz.

---

49 kommst g_3 53 „Wohin beschworst *Gg* 54 seh' *Gg* 55 am Dirce *Gg* 56 Tempel?" *Gg* II 12 heran *B*; daher *Gg* Anm. 3—5 fehlt *B*; ebenso 7, 8 und 10.

Digitized by Google

19 Izt reist dich, Gottes Tochter, Urania
Allmächtig zu sich, Gott der Erlöser ist
Dein heilig Lied. Auf seegn' ihn Göttin,
Segn' ihn zum Liede der Auferstehung.

20 Doch Freund du schweigst, und siehest mich weinend an.
Ach warum starbst du, göttliche Radickin,
Schön, wie die junge Morgenröthe
Heilig u. still, wie der Sabbath Gottes.

21 Nim diese Rosen, Gisecke: Lesbia
Hat sie mit Zären heute noch sanft benezt,
Als sie dein Lied mir, von den Schmerzen
Deiner Gespielin, der Liebe, vorsang.

22 Du lächelst? Freund, dein Auge voll Zärtlichkeit
Hat dir mein Herz schon dazumahl zugewandt,
Als ich zum erstenmal dich sahe,
Als ich dich sah, u. du mich nicht kantest.

23 Wenn ich einst tod bin, Freund, so besinge mich.
Dein Lied vol Tränen, soll den entfliehenden
Dir treuen Geist noch um dein Auge
Das mich beweint, zu verweilen zwingen.

24 Denn soll mein Schutzgeist schweigend und unbemerckt,
Dreymal dich seegnen, dreymal dein heilig Haupt
Umfliegen, und nach mir beym Abschied
Dreymal noch sehn, u. dein Schutzgeist werden.

25 Hasser der Thorheit, aber auch Menschenfreund
Allzeit gerechter Rabner, dein heller Blick
Dein lächelnd Antliz ist nur Freunden,
Freunden der Tugend und deinen Freunden

26 Stets liebenswürdig. Aber dem Thor bist du
Stets furchtbar. Lach ihn, ohne Barmherzigkeit
Todt: Lass kein unterwürfig Lächeln
Freund, dich im strafenden Zorne stören.

---

75 Göttin *O*; Muse *DC* 77 weinend an *OC*; Weinenden *D* 78—80 citiert Klopstock im Brief an Bodmer vom 21. Sept. 1748 nach den Lesarten von *O* 80 ein Sabbath *DC* 85 Freund, in *O* in Ja! corrigiert; *D*: Freund! *C*: Ja, 86 mir dein Herz *D* 87 erstenmale *D* 88 sahe, *D* 89 Wenn einst ich todt bin, *C* 93 Denn *O*; Dann *DC* 94 dein sinkend Haupt *C* 99 Dein lächelnd Antliz..... *C* 103 Lächeln *O*; Lachen *DC* 104 Freund, dich im in *O* corrigiert in Dich in dem.

Digitized by Google

5 Du schweigest, Freund, und siehest mich weinend an.
Ach warum starb die zärtliche Radikin?
Schön, wie die junge Morgenröthe,
Heiter und sanft, wie die Sommermondnacht.

6 Nimm diese Rosen, Gieseke; Lesbia
Hat sie mit Zähren heute noch sanft benetzt,
Als sie dein Lied mir von den Schmerzen
Deiner Gespielin der Liebe vorsang.

7 Du lächelst: Ja, dein Auge voll Zärtlichkeit
Hat dir mein Herz schon dazumal zugewandt,
Als ich zum erstenmal dich sahe,
Als ich dich sah, und du mich nicht kanntest.

8 Wenn einst ich todt bin, Freund, so besinge mich!
Dein Lied voll Thränen wird den entfliehenden
Dir treuen Geist noch um dein Auge,
Das mich beweint, zu verweilen zwingen.

9 Dann soll mein Schutzgeist, schweigend und unbemerkt
Dich dreymal segnen! dreymal dein sinkend Haupt
Umfliegen, und nach mir beim Abschied
Dreymal noch sehn, und dein Schutzgeist werden.

10 Der Thorheit Hasser, aber auch Menschenfreund,
Allzeit gerechter Rabner, dein heller Blick
Dein froh und herzenvoll Gesicht ist
Freunden der Tugend, und deinen Freunden

11 Nur liebenswürdig; aber den Thoren bist
Du furchtbar! Scheuch sie, wenn du noch schweigest, schon
Zurück! Lass selbst ihr kriechend Lächeln
Dich in dem strafenden Zorn nicht stören.

„Radikin" Cramers Braut.
„Velleda" Ein deutscher Name. Die durch Tazitus bekante Druidin hiess so.

18 zärtliche *B*; liebende *Gg* 21 Lesbia *B*; Velleda *Gg* 22 benetzt *B*; genässt *Gg* 35 nach mir, der scheidet, *Gg* 42 Scheuche, wenn du noch schweigst, sie schon *Gg* 44 Dich in dem rügenden Zorn nicht irren. *Gg* Anm. 1—3 fehlt *B*

Digitized by Google

27 Stolz und demütig, ist der Thor lächerlich:
Sey unbekümmert, wüchs auch der Narren Zahl
Stets, wenn zu ganzen Völkerschaften
Auch Philosophen die Welt bedeckten.

28 Wenn du nur einen jedes Jahrhundert rührst
Und ihn den weisern Sterblichen zugesellst;
Wohl dir. Wir wollen deine Siege,
Die wir prophetisch sehn, feyrlich singen.

29 Der Nachwelt winckend, sez ich dein heilig Bild
Zu Lucianen, und zu den Schwiften hin
Hier solst du, Freund, den Namen (wenig
Füreten ihn) des Gerechten führen.

30 Lied, werde sanfter, fliesse gelinder fort,
Wie auf die Rosen hel aus Aurorens Hand
Der Morgenthau treufelt, dort kömt er
Heiter mit lächelnder Stirn, mein Gellert.

31 Dich soll der schönsten Mutter geliebteste
Und schönste Tochter lesen, und reizender
Im Lesen werden, dich in Unschuld
Sieht sie dich etwa wo schlummern, küssen.

32 Auf meinem Schoss, in meinen Umarmungen
Soll einst die Fanny, welche mich lieben wird
Dein süss Geschwäz mir sanft erzälen,
Und es zugleich an der Hand, als Mutter

33 Die kleinre Fanny lehren. Die Tugend, Freund,
Zeigt auf dem Schauplaz Niemand allmächtiger
Als du. Da die zwo edlen Schönen
Voll von gesezter u. stiller Grosmut,

34 Viel tausend Schönen ewig unnachahmbar,
Unter die Blumen ruhig sich sezeten:
Da weint ich, Freund, da flossen Tränen,
Aus dem gerührten entzückten Auge;

---

108 bedeckten in *O* in umschwärmten corrigiert 109 rührst in *O* in nimst corrigiert; *D:* nährst; *C* nimst 110 Und den weisern Völkerschaften zugeselst *D;* Und weiser [wahrscheinlich verdruckt statt weisern] Völkerschaften ihn zugeselst *C* 112 prophetisch sehn in *O* in verkündigen corrigiert feyerlich *D* 114 Zu Lucianen hin, und zu Swiften hin. *DC* 115 Freund in *O* in einst corrigiert 116 Fürten *OD* 127 sanft *O;* oft *DC* 129 kleine *DC* 135 da flossen die Thränen *D*

Digitized by Google

12 Stolz, und voll Demuth, arten sie niemals aus!
Sey unbekümmert, wenn auch ihr zahllos Heer
Stets wüchs', und wenn in Völkerschaften
Auch Philosophen die Welt umschwärmten!

13 Wenn du nur Einen jedes Jahrhundert nimmst,
Und ihn der Weisheit Lehrlingen zugesellst;
Wohl dir! Wir wollen deine Siege,
Die in der Fern dich erwarten, singen.

14 Dem Enkel winkend stell' ich dein heilig Bild
Zu Tiburs Lacher, und zu der Houyhmess Freund,
Da sollst du einst den Namen (wenig
Führeten ihn) des Gerechten führen!

Drittes Lied.

1 Lied, werde sanfter, fliesse gelinder fort.
Wie auf die Rosen hell aus des Morgens Hand
Der Thau herabträuft, denn dort kömmt er
Frölicher heut und entwölkt mein Gellert.

2 Dich soll der schönsten Mutter geliebteste
Und schönste Tochter lesen, und reizender
Im Lesen werden, dich in Unschuld,
Sieht sie dich etwa wo schlummern, küssen.

3 Auf meinem Schooss, in meinen Umarmungen
Soll einst die Freundin, welche mich lieben wird,
Dein süss Geschwätz mir sanft erzählen
Und es zugleich an der Hand als Mutter

4 Die kleine Zilie lehren. Des Herzens Werth
Zeigt auf dem Schauplatz keiner mit jenem Reitz,
Den du ihm gabst. Da einst die beyden
Edleren Mädchen mit stiller Grossmuth,

5 Euch unnachahmbar, welchen nur Schönheit blüht,
Sich in die Blumen setzten, da weint' ich, Freund,
Da flossen ungesehne Thränen
Aus dem gerührten entzückten Auge.

„Houyhmess" zu Swift, dem Lobredner der Pferdemenschen.

52 Singen, die dich in der Fern erwarten. *Gg* III 3 kommt g_3 Anm. 1 fehlt *B*

Digitized by Google

35 Da stand ich betend, ernst, und gedanckenvoll.
O Tugend, rief ich, Tugend, wie schön bist du!
Welch göttlich Meisterstück sind Selen,
Die dich in sich zu erschaffen stark sind.

36 Der du uns auch liebst, Olde, komm näher her
Du Kenner, der du edel, und feuervol
Beyden nie schmeichelnd, beyden furchtbar
Stümper der Tugend und Schriften hassest.

37 Doch fern von beyden, näher der Geisterwelt,
Wo unbemerkt sich Tugend u. Freundschaft eint,
Wo unberühmte schöne Thaten
Königlich sind, doch nicht also heissen,

38 Wollen wir manchen langsamen Wintertag;
(Ihr Bildniss sey dann zwischen uns aufgestellt!)
Da wollen wir von deinem Glücke
Deiner empfindenden Freundin, reden.

39 Der du bald Zweifler, bald Philosophe warst
Bald Spötter aller menschlichen Handlungen,
Bald Miltons, bald Homerus Priester
Bald Misantrope, bald Freund, bald Dichter,

40 Viel Zeiten hast du, Kühnert, schon durchgelebt,
Zeiten von Eisen, silberne, goldene,
Komm Freund, komm wieder zu dem Milton
Und zur homerischen Zeit zurücke.

41 Noch zweene kommen: Den hat vereintes Blut
Unsrer Voreltern zärtlich mir zugesellt,
Jenen des Umgangs süsse Reizung,
Und du Geschmack, mit der hellen Stirne,

42 Schmidt, der mir gleich ist, den die Unsterblichen
Höhern Gesängen neben mir auferziehn;
Und Rothe, der sich freyer Weisheit,
Und der geselligen Freundschaft heiligt.

---

137 betend in *O* in feyernd corrigiert 140 Die, dich in sich hervorzubringen, stark sind! *D;* Die dich hervorzubringen stark sind! *C* 141—160 fehlt *DC* 141 naher *O* 160 zurücke in *O* in herüber corrigiert 161 zween *DC* 163 Jener *C* Reizung *OC*; Neigung *D* 165 unsterblichen *D* 166 Gesänge *OD*

Digitized by Google

6 Da schwebte lange freudiger Ernst um mich.
O Tugend! rief ich, Tugend, wie schön bist du!
Welch göttlich Meisterstück sind Seelen,
Die sich hinauf bis zu dir erheben!

7 Der du uns auch liebst, Olde, komm näher her,
Du Kenner, der du edel und feuervoll
Unbiegsam beyden, beyden furchtbar,
Stümper der Tugend und Schriften hassest!

8 Du, der bald Zweifler, und Philosoph bald war,
Bald Spötter aller menschlichen Handlungen,
Bald Miltons und Homerus Priester,
Bald Misanthrope, bald Freund, bald Dichter,

9 Viel Zeiten, Kühnert, hast du schon durchgelebt,
Von Eisen Zeiten, silberne, goldene!
Komm, Freund, komm wieder zu des Milton
Und zu der Zeit des Homer zurücke!

10 Noch zween erblick ich. Den hat vereintes Blut,
Mehr noch die Freundschaft, zärtlich mir zugesellt,
Und den des Umgangs süsse Reitzung
Und der Geschmack mit der hellen Stirne.

11 Schmidt, der mir gleich ist, den die Unsterblichen
Des Hains Gesängen neben mir auferziehn!
Und Rothe, der sich freyer Weisheit
Und der geselligen Freundschaft weihte.

„Olde" Er starb als Arzt in Hamburg 1750.
„Kühnert" Er war zuletzt Burgemeister in Artern.
„Schmidt" Fanny's Bruder.
„Rothe" Nachmals Archivar in Dresden.

35—36 zu des Britten Zeit, und zurück zu des Mäoniden! *Gg*
44 der vertrauteren Freundschaft *Gg* Anm. 1—4 fehlt *B*

Digitized by Google

43 Ihr Freunde fehlt noch, die ihr mich künftig liebt.
Wo seyd ihr? Ach Zeit, schöne Zeit, säume nicht
Komt auserwählte süsse Stunden,
Da ich sie seh, und sie sanft umarme.

44 Und du, o Freundin, die du mich lieben wirst,
Wo bist du? Dich sucht, Fanny, mein einsames
Mein bestes Herz, in dunckler Zukunft,
In Ungewissheit u. Nacht, da suchts dich.

45 Hält dich, o Freundin, hält dich die zärtlichste
Unter den Frauen mütterlich ungestüm:
Wohl dir! Auf ihrem Schosse lernst du
Tugend u. Liebe zugleich empfinden!

46 Wie? oder ruhst du, wo dir des Frühlings Hand
Blumen gestreut hat? Wo dich sein Säuseln kült?
Sey mir geseegnet! Dieses Auge
Ach dein von Zärtlichkeit volles Auge,

47 Dieser von Zären schwimmende süsse Blick
An Allmacht gleicht er, Fanny, den Himmlischen
An Huld, an süssen Zärtlichkeiten
Gleicht er dem Blick der noch jungen Eva;

48 Dis Antliz voll von Tugend, von Grossmuth voll
Dis vor Empfindung bebende beste Herz,
Dies, o, die du mich künftig liebest
Dieses ist mein! Doch du selber fehlst mir.

49 Du Fanny fehlst mir! Einsam, von Wehmuth voll,
Und bang und weinend, irr ich, und suche dich,
Dich, Freundin, die mich künftig liebet,
Ach die mich liebt, und mich noch nicht kennet.

50 Siehst du die Thränen, welche mein Herz vergiesst,
Freund Ebert? Weinend lehn ich mich auf dich hin!
Gib mir den Becher, diesen vollen,
Welchen du trinkst, dass ich froh, wie du, sey!

---

170 säume nicht fehlt *DC* 173 die du mich künftig liebst, *DC* 181 ruhest *O* 186 an Allmacht, Fanny, gleicht er den Himmlischen *DC* 189 voll von *C*; von fehlt *O*; voll fehlt *D* 191 liebst, *D* 195 liebt, *D* 197 Thräne *C* 198 Freund, Ebert! *DC* 200 Welchem du winkst, *DC*

Digitized by Google

Viertes Lied.

1 Ihr Freunde fehlt noch, die ihr mich künftig liebt!
Wo seyd ihr? Eile! säume nicht, schöne Zeit!
Kommt, auserkohrne, helle Stunden,
Da ich sie seh, und sie sanft umarme!

2 Und du, o Freundin, die du mich lieben wirst,
Wo bist du? Dich sucht, Beste, mein einsames
Mein fühlend Herz, in dunkler Zukunft,
Durch Labyrinthe der Nacht hin suchts dich!

3 Hält dich, o Freundin, etwa die zärtlichste
Von allen Frauen mütterlich ungestüm;
Wohl dir! Auf ihrem Schoosse lernst du
Tugend und Liebe zugleich empfinden!

4 Doch hat dir Blumenkränze des Frühlings Hand
Gestreut, und ruhst du, wo er in Schatten weht;
So fühl auch dort sie! Dieses Auge,
Ach dein von Zärtlichkeit volles Auge,

5 Und der in Zähren schwimmende süsse Blick,
Die ganze Seele bildet in ihm sich mir!
Ihr heller Ernst, ihr Flug zu denken,
Leichter als Tanz in dem West und schöner!

6 Die Mine, voll des Guten, des Edlen voll,
Diess vor Empfindung bebende sanfte Herz!
Diess alles, o die einst mich liebet!
Dieses ... geliebte Phantom ist mein! du,

7 Du selber fehlst mir! Einsam und wehmuthsvoll
Und still und weinend irr' ich, und suche dich,
Dich Beste, die mich künftig liebet,
Ach die mich liebt! und noch fern von mir ist!

Fünftes Lied.

1 Sahst du die Thräne, welche mein Herz vergoss,
Mein Ebert? Traurend lehn' ich auf dich mich hin.
Sing mir begeistert, als vom Dreyfuss,
Brittischen Ernst, dass ich froh wie du sey!

„Sing mir" Er las uns aus den englischen Dichtern mit vielem Feuer vor.

IV 14 in *B*; im *Gg* Anm. 1 fehlt *B*

Digitized by Google

51 Doch izt auf einmahl wird mir mein Auge hel,
Scharf zu Gesichten, hel zur Begeisterung
Ich sehe, dort an Evans Altar,
Tief in dem wallenden Opfer Rauche,

52 Da seh ich langsam heilige Schatten gehn
Nicht jene, die sich traurig von sterbenden
Losshüllen, nein die, welch im Schlummer,
Geistig vom Göttlichen Trinker, duften!

53 Die bringt die Dichtkunst, oftmals im weichen Schooss
Zu dem Freunde. Kein Aug unter den Sterblichen
Entdeckt sie; du nur, seelenvolles
Trunknes poetisches Auge siehst sie.

54 Drey Schatten kommen. Neben den Schatten tönts
Wie Dindymene, hoch aus dem Heiligthum,
Allgegenwärtig niederrauschet
Und mit gewaltiger Cymbel tönet.

55 Oder, wie aus den Götterversamlungen
Mit des Agyieus Leyerton, Himmel ab
Und taumelnd hin auf Weingebirge
Satzungenloss Dithyramben donnern.

56 Der du dort wandelst, ernsthaft u. aufgeklärt,
Das Auge voll von weiser Zufriedenheit
Die Lippe voll von feinem Scherz, (ihm
Horcht die Aufmercksamkeit deiner Freunde

57 Ihm horcht entzückt die feinere Schäferin)
Schatten wer bist du? Ebert, izt neigt er sich
Zu mir und lächelt! Ja er ist es
Siehe, der Schatten, der ist mein Gärtner.

58 Du deinen Freunden liebster Quintilius,
Der unverstellten Warheit vertraulichster,
Ach komm doch, Gärtner, deinen Freunden
Ewig zurück. Doch du fliehst u. lächelst.

---

201 jetzt *C* 202 Gesichtern *DC* 205—208 citiert Klopstock im Brief an Bodmer vom 6. Juni 1750 nach den Lesarten von *O* 208 vom Gottlichen *O* düften *DC* 209 Dir bringt *O*; Euch bringt *DC* 210 Verschrieben statt Zum Freunde oder Dem Freunde; *DC*: Zu Freunden! 216 tönt *D* 218 Mit des Agyrus *O* [Klopstock schrieb wahrscheinlich Agyeus]; Mit Agyieus *D*; Mit Agyäus *C* 219 Weingebürgen *DC* 221 ernstvoll *C* 231 komme *D* 232 fliehest *D*

Digitized by Google

2 Doch jetzt auf Einmal wird mir mein Auge hell!
Gesichten hell, und hell der Begeisterung!
Ich seh in Wingolfs fernen Hallen
Tief in den schweigenden Dämmerungen

3 Dort seh ich langsam heilige Schatten gehn!
Nicht jene, die sich traurig von Sterbenden
Loshüllen, nein, die, in der Dichtkunst
Stund' und der Freundschaft, um Dichter schweben!

4 Sie führet, hoch den Flügel, Begeistrung her!
Verdeckt dem Auge, welches der Genius
Nicht schärft, siehst du sie seelenvolles,
Treues, poetisches Auge, du nur!

5 Drey Schatten kommen! neben den Schatten tönts
Wie Mimers Quelle droben vom Eichenhain
Mit Ungestüm herrauscht, und Weisheit
Lehret die horchenden Widerhalle!

6 Wie aus der hohen Drüden Versammlungen,
Nach Braga's Telyn, nieder vom Opferfels,
Ins lange tiefe Thal der Waldschlacht,
Satzungenlos sich der Barden Lied stürzt!

7 Der du dort wandelst, ernstvoll und heiter doch,
Das Auge voll von weiser Zufriedenheit,
Die Lippe voll von Scherz; Es horchen
Ihm die Bemerkungen deiner Freunde,

8 Ihm horcht entzückt die feinere Schäferin,
Wer bist du, Schatten? Ebert! er neiget sich
Zu mir, und lächelt. Ja er ist es!
Siehe der Schatten ist unser Gärtner!

9 Uns werth, wie Flaccus war sein Quintilius,
Der unverhüllten Wahrheit Vertraulichster,
Ach komm doch, Gärtner, deinen Freunden
Ewig zurück! Doch du fliehest fern weg!

„feinere Schäferin" Bezieht sich auf sein Schäferspiel: Die geprüfte Treue.

V 5 das Auge *Gg* 11 Loshüllen *B;* Erheben *Gg* 16 Ahndendes Auge des Dichters, du nur! *Gg* 30 Wer bist, du Schatten? *B* 35 Ach kehre, Gärtner, *Gg* Anm. 1 fehlt *B*

Digitized by Google

59 Fleuch nicht mein Gärtner, fleuch nicht, du flohst ja nicht,
Als wir an jenen traurigen Abenden
Um dich vol Wehmuth still versammelt,
Da dich umarmten, u. Abschied nahmen.

60 Die lezten Stunden, da du uns Abschied nahmst,
Der Abend sol mir festlich u. heilig seyn.
Da lernt ich, Freund, wie sich die Edlen,
Wie sich die wenigen Edlen liebten.

61 Viel Abendstunden fasset die Nachwelt noch!
Lebt sie nicht einsam, Enkel, und heiligt sie
Der Freundschaft, wie sie Eure Väter
Heiligten, u. Euch Exempel wurden.

62 In meinen Armen truncken und Weisheits vol
Sprach Ebert: Evan, Evohe; Hagedorn!
Da komt er über Rebenblättern
Muthig einher, wie Lyäus, Zevs Sohn.

63 Mein Herze bebt mir! Stürmend und ungestüm
Zittert die Freude durch mein Gebein dahin!
Evan! Mit deinem schweren Thyrsus,
Schone mit deinem gefüllten Weyhkelch.

64 Dich deckt als Jüngling eine Lyäerin,
Nicht Orpheus Feindin, weislich mit Reben zu!
(Und dis war allen Wassertrinckern
Wunderbar, und die in Tälern wonen,

65 Wo Wasserbäch' u. Brunnen die Fülle sind
Vom Weingebirgschen Schatten unabgekült)
So schliefst du sicher vor den Schwäzern,
Nicht ohne Götter ein muthger Jüngling.

---

233 Flieh nicht! Mein Gärtner! flieh nicht! *DC* 234 an jenem traurigen (traurigem *C*) Abende *DC* 235 versammlet *D* 237—244 citiert Klopstock im Brief an Bodmer vom 21. September 1748 nach den Lesarten von *O* 245 In meinem Arme, *C* weisheitvoll, *D* 246 Sang Ebert *C* Evan *OC*; Evoe *D* 247 kömmt *D* 250 Zitterst *C* 251 Evan *OC*; Evoe *D* 252 Weinkelch *D*; mit deiner gefüllten Schaale. *C* 256 Wundersam *C* 258 Vom Weingebürgeschatten *DC* 259 So fliehst du *D* 260 muthiger *D*

Digitized by Google

10 Fleuch nicht, mein Gärtner, fleuch nicht! du flohst ja nicht,
Als wir an jenen traurigen Abenden,
Um dich voll Wehmuth still versammelt,
Da dich umarmten, und Abschied nahmen!

11 Die letzten Stunden, welche du Abschied nahmst,
Der Abend soll mir festlich auf immer seyn!
Da lernt' ich, voll von ihrem Schmerze,
Wie sich die wenigen Edlen liebten!

12 Viel Mitternächte werden noch einst entfliehn.
Lebt sie nicht einsam, Enkel, und heiligt sie
Der Freundschaft, wie sie eure Väter
Heiligten, und euch Exempel wurden!

Sechstes Lied.

1 In meinem Arme, freudig, und weisheitsvoll,
Sang Ebert: Evan, Evoe Hagedorn!
Da tritt er auf dem Rebenlaube
Muthig einher, wie Lyäus, Zevs Sohn!

2 Mein Herze zittert! herrschend und ungestüm
Bebt mir die Freude durch mein Gebein dahin!
Evan, mit deinem Weinlaubstabe
Schone mit deiner gefüllten Schaale!

3 Ihn deckt' als Jüngling eine Lyäerin,
Nicht Orpheus Feindin, weislich mit Reben zu!
Und diess war allen Wassertrinkern
Wundersam, und die in Thälern wohnen,

4 In die des Wassers viel von den Hügeln her
Stürzt, und kein Weinberg längere Schatten streckt.
So schlief er, keinen Schwätzer fürchtend,
Nicht ohne Götter, ein kühner Jüngling.

„Evan, Lyäus" Beynamen des Bachus.

VI 5 Mein Herz entglühet! *Gg* Anm. 1 fehlt *B*

Digitized by Google

66 Mit seinem Lorbeer hat dir auch Patareus
Und mit gemischten Myrthen dein Haupt umkränzt;
Wie Pfeile, von dem goldnen Köcher
Tönet dein Lied, wie des Jünglings Pfeile

67 Schnell rauschend klangen, da der Unsterbliche
Nach Peneus Tochter durch die Gefilde flog:
Oft, wie der Satyrn Hohngelächter,
Da sie den Wald noch nicht laut durchlachten.

68 Zum Wein und Liedern wähnen dich Priester nur
Allein geboren; denn den Unwissenden
Sind die Geschäfte grosser Selen
Unsichtbar stets und verdekt gewesen.

69 Dir schlägt ein männlich Herz auch, dein Leben ist
Viel süss gestimter, als ein unsterblich Lied
Du bist in unsocratschen Zeiten
Wenigen Freunden ein theures Muster.

70 Er sprachs. Izt sah ich über den Altar her
Auf Opferwolcken, Schlegeln, in dichtrischen
Geweyhten Lorberschatten kommen
Und unerschöpflich, vertieft u. ernsthaft,

71 Um sich erschaffen. Werdet! Da wurden ihm
Lieder, die sah ich menschliche Bildungen
Annehmen, ihnen haucht er schaffend
Leben und Geist ein, u. gieng betrachtend

72 Unter den Liedern, wie Berecynthia
Durch den Olympus hoch im Triumphe geht,
Wenn um sie ihre Kinder alle
Ringsum versamlet sind, lauter Götter.

73 Noch eins nur fehlt dir. Werd uns auch Despreaux,
Dass, wenn sie etwa zu uns vom Himmel kömt,
Die goldne Zeit, der Musen Hügel
Leer von undichtrischen Geistern da steh.

---

261 dir fehlt *D* 262 gemischter Myrthe *C* 264 Tönt *D* 269 Zu Wein *DC* 270 dem Unwissenden *C* 273 Herz, auch dein Leben *DC* 278 mit dicht'rischen *D*; mit dichtrischem *C* 288 versammelt *C* 292 Leer vom undicht'rischen Pöbel *DC*

Digitized by Google

Mit seinem Lorbeer hat dir auch Patareus,
Und eingeflochtner Myrthe das Haupt umkränzt!
Wie Pfeile von dem goldnen Köcher,
Tönet dein Lied, wie des Jünglings Pfeile

Schnellrauschend klangen, da der Unsterbliche
Nach Peneus Tochter durch die Gefilde flog!
Oft wie des Satyrs Hohngelächter,
Als er den Wald noch nicht laut durchlachte.

Zu Wein und Liedern wähnet der Thor dich nur
Allein geschaffen. Denn den Unwissenden
Ist, was das Herz der Edlen hebet,
Unsichtbar stets und verdeckt gewesen!

Dir schlägt ein männlich Herz auch! Dein Leben tönt
Mehr Harmonien, als ein unsterblich Lied!
In unsokratischem Jahrhundert
Bist du für wenige Freund' ein Muster!

Siebendes Lied.

Er sangs. Jetzt sah ich fern in der Dämmerung
Des Hains am Wingolf Schlegeln aus dichtrischen
Geweihten Eichenschatten schweben,
Und in Begeistrung vertieft und ernstvoll,

Auf Lieder sinnen. Tönet! da töneten
Ihm Lieder, nahmen Geniusbildungen
Schnell an! In sie hatt' er der Dichtkunst
Flamme geströmt, aus der vollen Urne!

Noch Eins nur fehlt dir! falt' auch des Richters Stirn,
Dass, wenn zu uns sie etwa vom Himmel kömmt
Die goldne Zeit, der Hain Thuiskons
Leer des undichtrischen Schwarmes schatte.

„Patareus" Einer von Apollo's Beynamen.
„Schlegeln" Johann Adolph.

25 wähnen die Thoren dich *Gg* 27 Ist *B*; Hat *Gg* 28 Stets sich in dämmernder Fern' verloren! *Gg* VII 2 dichterischen g_2 4 Begeisterung *B* 10 kommt g_3 Anm. 1—2 fehlt *B*

Digitized by Google

74 Komm goldne Zeit, kom, die du die Sterblichen
Selten besuchest, kom, las dich, Schöpferin
Lass, bestes Kind der Ewigkeiten,
Dich über uns mit verklärten Flügeln.

75 Tief vol Gedancken, voller Entzückungen,
Geht die Natur dir, Gottes Nachahmerin,
Schaffend zur Seiten, grosse Geister
Wenige Götter, der Welt zu bilden.

76 Natur, dich hört ich durchs Unermessliche
Wandeln, so wie mit sphärischem Silberton
Gestirne, Dichtern nur vernommen
Niedrigen Geistern unhörbar, wandeln.

77 Aus allen goldnen Altern begleiten dich,
Natur, die Dichter, Dichter des Alterthums
Die grossen neuen Dichter; segnend
Sehn sie ihr heilig Geschlecht hervor gehn.

293—296 citiert Klopstock im Brief an Bodmer vom 2. Dec. 1748 nach den Lesarten von *O*, nur: mit verklärtem Flügel! 294 besuchst *DC* o Schöpferinn *C* 296 verklärtem Flügel *DC* 300 Bilden *O* 301 hör' ich *DC* 302 Sphärischen *C* 306 Natur, die grosen Dichter des Alterthums, *DC* 307 neuern *DC* 308 Seh ich *DC*.

Die Ode „Auf meine Freunde" (so betitelt sie Klopstock auch im Brief an Bodmer vom 21. September 1748) entstand in den letzten Monaten des Jahres 1747. Am 10. Februar 1748 konnte sich Klopstock schon für den Beifall bedanken, den Fanny dem Gedichte gespendet hatte. Aus einem weiteren, noch aus Leipzig datierten Briefe von 1748 an Joh. Ad. Schlegel erfahren wir, dass der Ode ursprünglich Anmerkungen beigegeben waren um „das Heidenthum darin" zu erklären, weil „ein Frauenzimmer, das der Strophen: Und du, o Freundin, .. würdig wäre" — höchst wahrscheinlich ist Fanny gemeint — das Gedicht lesen wollte. Die Vereinigung mit den Freunden, deren Umgang dem Dichter die beiden Jahre seines Leipziger Aufenthaltes (Ostern 1746 bis Ostern 1748) unvergesslich machte, mit den Verfassern der Bremer Beiträge, bildete den freudigen Anlass der Dichtung; doch tritt in der zweiten Hälfte

Digitized by Google

Achtes Lied.

1 Komm, goldne Zeit, die selten zu Sterblichen
Heruntersteiget, lass dich erflehn, und komm
Zu uns, wo dir es schon im Haine
Weht, und herab von dem Quell schon tönet!

2 Gedankenvoller, tief in Entzückungen
Verlohren, schwebt bey dir die Natur ... Sie hats
Gethan! hat Seelen, die sich fühlen,
Fliegen den Geniusflug, gebildet.

3 Natur, dich hört' ich durchs Unermessliche
Herwandeln, wie, mit Sphärengesangeston,
Argo, von Dichtern nur vernommen,
Strahlend im Meere der Lüfte wandelt.

4 Aus allen goldnen Zeiten begleiten dich,
Natur, die Dichter! Dichter des Alterthums!
Der späten Nachwelt Dichter! Segnend
Sehn sie ihr heilig Geschlecht hervorgehn.

„Argo" Eins der hellsten und schönsten Gestirne.

VIII 9 im Unermesslichen *Gg* Anm. 1 fehlt *B*

derselben auch das Motiv der Entfernung und Trennung von den Freunden bedeutsam hervor. In fünf Haupttheile gliedert sich die Ode von selbst. Nachdem der Dichter im allgemeinen seinen Entschluss, die Freunde zu feiern, angekündigt und den dithyrambischen Charakter seines Gesanges bestimmt hat (V. 1—20), verherrlicht er zuerst diejenigen Genossen, die noch in Leipzig weilten, Ebert, Cramer, Giseke, Rabener, Gellert, Olde, Kühnert, Joh. Christ. Schmidt und Rothe (V. 21—168). Sehnsuchtsvoll gedenkt er darauf der künftigen Freunde und der künftigen Geliebten, die freilich fast schon eine gegenwärtige war (V. 169—196); er erinnert sich der entfernten Genossen, die theilweise kurz zuvor Leipzig verlassen hatten, theilweise ihm nur durch brieflichen Verkehr nahe getreten waren, Gärtners, Hagedorns, Joh. Ad. Schlegels (V. 197—292). Mit einem Ausblick auf das goldne

Digitized by Google

Zeitalter, welches Klopstock und die gleich gesinnten Freunde mit innigem verlangen auf die deutsche Litteratur herabzuführen strebten, schliesst das Gedicht (V. 293—308).

Seit 1752 arbeitete Klopstock an der Ausbesserung der Ode. Die Schriftzüge in den Correcturen der Gleimischen Abschrift sind von den Zügen der Copie selbst nicht zu unterscheiden und fallen daher nahezu in die gleiche Zeit wie die Abschrift, die sicher nicht später als Klopstocks Besuch in Quedlinburg im Sommer 1752, wahrscheinlich kurz vor denselben zu setzen ist (vgl. oben S. 246). Die eigentliche Umbildung der Ode fällt hingegen erst in das Jahr 1767. Durch Gerstenbergs Gedicht eines Skalden (Kopenhagen 1766) war in Klopstock die Vorliebe für nordische Mythologie geweckt worden.* Der Gedanke, seine Oden zu sammeln, trat ihm gerade damals wieder näher; sofort gieng er deshalb daran, in seinen älteren Gedichten die griechische Mythologie mit der angestammten, vermeintlich deutschen oder keltischen zu vertauschen. Am 8. September 1767 theilte er seinem Wiener Freunde Denis die so erfolgte Umwandlung seiner Oden mit. Am 19. December 1767 berichtete er an Gleim speciell über die Veränderungen der Mythologie in unserm Gedichte: „Die lange Ode an meine Freunde ist daher, was die Ausbildung anbetrifft, jetzt ganz anders. Sie heisst Wingolf (ist der Tempel der Freundschaft)." Vollständig umgeschmolzen wurde dann das Gedicht 1771 in Klopstocks authentischer Sammlung seiner Oden bei Bode gedruckt. Mit der Veränderung der Mythologie hieng die Veränderung des Locals, in dem sich die Freunde versammeln, zusammen. An Stelle des Dionysos-Tempels mit seinem Rebenlaub und weingefüllten Bechern trat nun der Tempel der Freundschaft, dem Klopstock den Namen Wingolf (ursprünglich die Wohnung der Göttinnen neben Walhall, dem Aufenthalt Walvaters und der gefallenen Helden) beilegte, inmitten des dichterischen Eichenhaines. Ueberhaupt strebte der Dichter danach, den früher stark an den Bakchos-Cult erinnernden Grundton der Ode (vgl. V. 45 ff. 208.

* Vgl. Klopstocks Brief an Gerstenberg vom 14. November 1771 im Anhang zu meiner Schrift über Lessings persönliches und litterarisches Verhältniss zu Klopstock, Frankfurt a. M. 1880.

Digitized by Google

212. 245 u. s. w.) mit einer weihevolleren Stimmung zu vertauschen, die mehr aus der heiligen Begeisterung des Dichters entspringt. Das Metrum der alkaischen Strophe, Anfangs ziemlich frei behandelt, wurde nunmehr streng gefügt. Gern hatte Klopstock früher besonders im Beginn einer Zeile schwebende Betonung eintreten lassen, indem er statt mit einem Jambus mit einem Daktylus den Vers eröffnete (z. B. V. 15. 27. 39. 45. 47. 97. 134 u. s. w.): alle diese Stellen wurden jetzt den strengern Forderungen des Versmasses angepasst, obwol der verbindende Rhythmus die frühern Mängel des Metrums nicht sowol verdeckte, als vielmehr öfters als schöne Freiheiten erscheinen liess. Die grösste Sorgfalt wurde auf die äussere Form verwendet. Mit vollem Recht beschränkte der Dichter den übermässigen Gebrauch der Worte „göttlich" (V. 24. 32. 78 u. s. w.), „heilig" (V. 80. 94. 238 u. s. w.) und dergleichen. Anderseits gab er auch hier — nicht immer zum Vortheil des dichterischen Ausdrucks — seiner Neigung nach, durch jedes Wort möglichst viel zu sagen; wo er früher einen schlichten, natürlich sich darbietenden Ausdruck gebraucht hatte, wählte er nun möglichst praegnante, gehaltreiche und vielandeutende Wörter (z. B. V. 13 u. s. w.); der einfache Eigenname wurde jetzt fast regelmässig, und nicht immer geschickt, umschrieben (z. B. V. 10. 114 u. s. w.). Noch aus einem andern Grunde wurden die Eigennamen der ersten Fassung beschränkt, indem Klopstock aus den Anspielungen auf seine Geliebte wenigstens den Namen „Fanny" überall wegstrich: meist traten an seine Stelle allgemeinere Ausdrücke wie „Freundin" (V. 126), „Beste" (V. 174), oder er blieb unersetzt (V. 186. 193); einmal (V. 129) wurde die „klein're Fanny" durch eine „kleine Zilie" verdrängt (Anspielung auf Klopstocks Freundin Cäcilie Ambrosius, vgl. Erich Schmidt a. a. O. S. 76).

Im einzelnen ist auf die erläuternden Noten bei K. Frd. Cramer (a. a. O. I, 169 ff.), sowie in den Ausgaben der Oden von C. F. R. Vetterlein (Leipzig 1827), J. G. Gruber (Leipzig 1831), Heinr. Düntzer (Leipzig 1868) und Rob. Boxberger (Berlin bei Gustav Hempel) zu verweisen.

Mannigfach dient auch zur Erklärung die von Erich Schmidt a. a. O. S. 50 ff. wieder abgedruckte Schilderung der

Digitized by Google

Bremer Beiträger in der von Cramer, Ebert und Giseke herausgegebenen Zeitschrift „Der Jüngling", Band II S. 1ff. und 293ff. (Leipzig 1748).

II.

Salem.

1748.

Gleims Archiv bewahrt ferner ausser den Abschriften mehrerer Oden, die ich im Anzeiger für deutsches Alterthum, Band VI Stück 4 S. 348ff., mitgetheilt habe, eine ziemlich frühzeitige Copie der Ode „Salem" von Gleims Hand und das Original der Ode an Gleim, beide dem Briefwechsel zwischen Klopstock und Gleim beigebunden und durch den derzeitigen Verwalter des Archivs, Herrn Seminarlehrer Jaenicke, mir gütigst in genauen Abschriften mitgetheilt. Die erste der beiden Oden setzte Klopstock selbst, als er sie endlich 1798 in die Sammlung seiner Werke (*G* und *g*) aufnahm, in das Jahr 1748; dieselbe Entstehungszeit hatte ihr schon Cramer zugewiesen, der sie zuerst im zweiten Bande seines Buches „Klopstock, er und über ihn" (S. 294ff. der Ausgabe von 1790) veröffentlichte. Wahrscheinlich bezieht sich auf dieses Gedicht eine Stelle in dem bereits mehrfach erwähnten Briefe Klopstocks an Bodmer vom 21. September 1748 (Back und Spindler schreiben irrthümlich: 27. September): „Ich sende Ihnen hier wieder eine Ode, die meine Liebe hervorgebracht hat. Diejenige, die sie am besten belohnen könnte, hat sie noch nicht gesehn; so furchtsam macht mich ihre itzige Härtigkeit". Dass darunter „Salem" verstanden ist, scheinen die Worte an Bodmer vom 2. December 1748 zu beweisen: „Sie verlangen die Wirkungen der Ode von Salem zu wissen. Meine Furchtsamkeit hat es versäumt, sie ihr zu geben, und nun wollte ich dieselbe ihr nicht gern nach einer viel stärkern Ode [„An Fanny"] geben."

Gleims Abschrift (*O*) weicht nur in wenigen Fällen von den Lesarten Cramers (*C*) ab. Die Varianten sind unbedeutend und beruhen zum Theil nur auf Schreib- und Lesefehlern; einige von ihnen scheinen jedoch die Vermuthung zu unterstützen, dass Gleim seiner Abschrift eine ältere Form der Ode

Digitized by Google

zu Grunde legen konnte als Cramer seinem Drucke. Ich begnüge mich hier, die Stellen zu verzeichnen, in denen *O* von *C* abweicht, ohne sämmtliche Varianten von *G* und *g* zum Vergleiche beizuziehen.

Die Ueberschrift lautet in *O:* Salem, Eine Ode. — V. 7 Wiedersehn *OG* Wiedersehen *C.* — 15 dass sie nun ewig sich liebten *O;* lieben *CG.* — 18 Freude *O;* Freuden *CG.* — 25 in den stammlenden Jahren *O;* in dem stammelnden Jahre *C;* in den stammelnden Jahren *Gg.* — 31 wär *O;* wäre *CG.* — 36 verlangt *O;* verlanget *CG.* — 39 was er für sie empfindet *O;* für sie er *CG.* — 42 die mitternächtliche Stunde *O;* die mitternächtlichen Stunden *CG.* — 45 das hatte der nun vernommen *O;* nur *Gg,* fehlt *C.* — 56 träumt *O;* träumen *CG.* — 60 Begeisterung *O;* Begeistrung *CG.* — 64 Ruh *O;* Ruhe *CG.* — 65 zu der Schaar *O;* zu den Schaaren *CG.* — 69 du schönster *OG;* du fehlt *C.* — 79 dann wieder in Thränen zerfliessen *O;* zerflösse *CG.* — 80 fleht *O;* flehte *CG.* — 82 traurig *O;* trauernd *C;* traurend *Gg.*

III.

An Gleim.

1752.

Unter den Briefen Klopstocks an Gleim im Halberstädter Archiv befindet sich, zu dem Schreiben vom 9. April 1752 oder vielleicht zu einem verlorenen Billet aus dem Frühling dieses Jahres gehörig, die Ode an Gleim in ihrer ältesten Form, ganz von Klopstocks Hand geschrieben *(O).* Eine ebendaselbst aufbewahrte, augenscheinlich spätere Abschrift der Ode von Gleims Hand *(Gl)* weicht ziemlich stark von *O* ab und bringt meist schon die Lesarten der Darmstädter Ausgabe *(D),* die ich freilich nur aus Cramer, Klopstock, er und über ihn, Bd. III (S. 403f. der Ausgabe von 1782) kenne. Geringer sind die Varianten der folgenden Ausgaben bei Bode *(B)* und Göschen *(Gg).* Ich gebe hier *O* nach genauer Abschrift im Text und lasse die späteren Lesarten in der Anmerkung folgen.

Digitized by Google

Ode an Gleimen — im März 1752.

1 Der verkennet den Scherz, hat nie der Gratien
Helle Mine belauscht, der es nicht fassen kann,
Dass der Liebling der Freude
Nur mit Sokrates Freunden lacht.

2 Du verkennst ihn nicht, Gleim, wenn du dem Abendstern,
Nach den Pflichten des Tags, schnellere Flügel giebst,
Und dem Ernste der Weisheit
Deine Blumen entgegenstreust.

3 Lass den Lacher dein Lied lauter entheiligen:
Deine Freunde verstehns! Wenige kennst du, und
Manches lesbische Mädchen
Straft des Liedes Entweihungen!

4 Lacht dem Jünglinge nicht, welcher die Flatterer
Zu buchstäblich erklärt; weis es, wie blond sie ist;
Zürnt ihn weiser, und lehrt ihn,
Wie ihr Lächeln, dein Lied verstehn!

5 Er versteht es; sie mehr! Aber so schön sie ist,
So empört auch ihr Herz deinem Gesange schlägt:
O so kennt sie doch Gleimen,
Und sein feuriges Herz nicht ganz!

6 Seinen brennenden Durst, Freunden ein Freund zu sein!
Wie er auf das Verdienst dess, den er liebet, stolz,
Edel stolz ist, vom kalten,
Halben Beyfall beleidiget!

7 Liebend Liebe gebeut! hier nur die sittsame,
Sanfte Mässigung hasst; oder, von Friederichs!
Wenn, von Friederichs Lobe!
Ihm die trunknere Lippe trieft:

An Gleim. 1752. *Gl;* Ode an Herrn Gleim *D;* An Gleim *BCG* 1—2 hat von den Grazien keine Mine *Gl—G* 5 verkennest ihn nicht, wenn *Gl—G* 9 Lass den Lacher, o Gleim, lauter dein Lied entweihn! *Gl—G* 10—11 kennest du; Und manch lesbisches *Gl—G* 13 den Flatterer *Gl—G* 14 blond *OGl;* blöd *D* (Lesefehler); schön *BCG* 17 Nun versteht ers *Gl—G* 23—24 vom halben, Kalten Beyfall *Gl;* von halbem, Kaltem Beifal *D;* vom halben, Kaltem (Kalten) Lobe *B(G);* von halbem, Kalten Lobe *C* 25 sittsam *O;* zögernde *Gl—G* 26 Friedrichs *O* 27 von Friederichs Lobe *Gl;* von Friedrichs Lobe *OD;* von Friederichs Preise *BCG*

Digitized by Google

8 Ohne Wünsche nach Lohn, aber auch unbelohnt!
Sprich nur wieder dich selbst edel, u. ungerecht!
Dennoch beugt dir die Muse
Ihren eisernen Nacken nicht,

9 Deutschlands Muse! Schon nach, feurig dem Ziele nach,
(Das der Britte gepflanzt, u. es mit Griechischen
Lorbeern schattend umschirmt hat,
Mit der heiligen Ceder auch!)

10 Sang sie gegen mich her; tönend entschlüpfte mir
Meine Leyer, als ich drohend die Priesterin
Und mit fliegendem Haar sah,
Mit dodonischem Ernst, sie sang:

11 Lern des innersten Hains Ausspruch, u. lehre den
Jeden Günstling der Kunst: oder ich nehme dir
Deine Leyer; verstimme
Ihre Nerven, u. hasse dich!

12 Würdig war Er, uns mehr, als dein beglücktester
Freyheitshasser, o Rom, Octavian zu seyn!
Mehr, als Ludewig, den uns
Sein Jahrhundert mit aufbewahrt.

13 So verkündigte ihn, als Er noch Jüngling war,
Sein aufsteigender Geist! Noch, da der Lorber ihm
Schon vom Blute der Schlacht trof,
Und der Denker gepanzert ging,

---

31 beuget, o Gleim, dir *BCG* 31 eisernen *O;* stolzeren *Gl—G* 35 umschirmt undeutlich in *O*

33—36 Deutschlands Muse! Gekrönt, feurig am hohen Ziel
Das der Britte gepflanzt, und es mit Phöbapolls
Lorbeerhainen umschattet
Mit der Palme der Engel auch! *GlD*

Deutschlands Muse! . . In Flug' eilend zum hohen Ziel,
Das mit heiligem Spross Barden umschatteten,
Hin zum höheren Ziele,
Das der Himmlischen Palm' umweht, *BCG*

37 entschlüpft *O* 37—38 Sang die Zürnende mir; tönend entschlüpfete
Mir die Leyer, als ich (die Laute, da ich) *BC(G)* 40 Und dodonischem Ernst *GlD*; Und entscheidendem Ernst *BCG* 41 Hör des *D* 43 Deine Laute *G* verstimme *O;* zerreisse *Gl—G* 49 verkündigten *O;* verkündiget *BC*

Digitized by Google

14 Floss der pindische Quell Friedrich entgegen, ihm
Abzuwaschen die Schlacht. Aber bald wandt' er sich,
Strömt' in Haine, wohin ihm
Heinrichs Sänger nicht folgen wird!

15 Sagts der Nachwelt nicht an, dass Er verachtete,
Was Er werth war, zu seyn! Aber sie hört es doch!
Sagts ihr traurig, und fordert
Ihre Söhne zu Richtern auf!

Die Principien, nach denen Klopstock hier bei den Aenderungen der ursprünglichen Lesart verfuhr, sind viel einfacher als bei der Ode „Auf meine Freunde". Meist bestimmten ihn metrische und sprachliche Rücksichten. Da und dort (so V. 14. 17 u. s. w.) sollte der Ausdruck deutlicher werden. Die griechischen Lorbeeren der neunten Strophe mussten selbstverständlich vor der Aufnahme der Ode in die Sammlung von 1771 sich in der Barden heiligen Spross verwandeln, ebenso der „pindische Quell" dem allgemeineren „dichtrischen Quell" Platz machen.

---

53 Floss vom Hämus der Quell *GlD;* Floss der dichtrische Quell *BCG* 54 wandte *O;* Aber er wandte sich *D—G* 55 in Feuer *D* (Lesefehler) 57 er nicht achtete *D—G* 59 fodert *GlDBC.*

Digitized by Google

Eine Erinnerung an Schönaich.

Von

Ewald Flügel.

Schloss Amtitz den 2ten des Oster-Monden 1802.

Wohlgebohrner,
Hochzuehrender Herr Doctor Professor und Dechant!

Und wenn mir Vater Jupiter eine von seinen verführerischen Traum-Gestalten zugesandt hätte, die er nach Homeren, wenn die Wage des Schicksals nicht zum Vortheile seiner Helden ausschlug, auszusenden pflegte: so würde ich, so zauberisch auch der Traum gewesen wäre, nie geglaubt haben, dass man in Leipzig nach Funfzig Jahren an einen in dem übrigen Deutschlande vergessenen Dichter dächte, und noch weniger dass man ihn gleichsam zum zweyten male krönte. Nicht mehr weit von Achtzig Jahren zu seyn und doch noch von einer so ansehnlichen und verehrungswürdigen Gesellschafft von gelehrten Männern einer solchen Ehre werth geachtet zu werden würde auch Guttā Syrenā [!] erhellen, wenn es die Natur derselben zuliesse. Wie viel bin ich also nicht der Urne meines seeligen Freundes und Lehrers Gottscheds für Danck schuldig, dass sein Andenken auch meines erneurt; ich lege meine beyde Lorbeerkränze auf seine Asche nieder, als ein Opfer, das ich derselben bringe, und dancke sowohl des Herrn Rectors und Professor Ludwig Magnificenz als den übrigen Gliedern der vortrefflichen philosophischen Facultät, als auch ihrem Dechanten, den ich in Dero Person verehre, für den mir so unvermuthet ertheilten Vorzug und Bestätigung meines ersten Lorbeers. Es ist freylich wahr, was Boileau sagt:

Car au plus grand Poëte et aux plus grands Guerriers
Appollon ne promêt, qu'un non[!] et des Lauriers

Digitized by Google

das lateinische Sprüchwörtlein ist aber auch nicht minder wahr:

Non ultima laus est, laudari a viris laudatis.

Das Lob eines Gottscheds, der mein Freund war, ob ich ihn gleich nie, als nur drey Tage mit seiner Gattin in Dressden habe kennen lernen, konnte einigen Spöttern immer verdächtig seyn; das Urtheil aber nach Funfzig Jahren, von einer solchen vortrefflichen Gesellschafft gelehrter Männer wird wohl keiner Partheilichkeit beschuldiget werden können.

Es ist mir daher sehr angenehm zu hören, dass noch nicht alle Freunde jenes verdienstvollen Mannes vergangen sind; ich muss aber gestehen, dass ich das Tagebuch* von 1797 und 1800, welches seine grossen Verdienste erwähnet, nicht kenne; Ew. Wohlgebohr. würden mir also keinen kleinen Gefallen erzeugen, wenn Sie dasselbe oder Dieselben auf meine Kosten nach Dero Versprechen mittheilten; ich lasse mir zwar täglich einige Stunden vorlesen: wie kann [man] aber das Meer von Schrifften ausschoepfen, in welchem wir itzt schwimmen! ich muss freylich gestehen, dass ich noch, so blind ich seit Siebzehn Jahren auch bin, schwer an meiner alten Kranckheit der Reimsucht darnieder liege und mir manches Epigrammchen entwischet. Eben denselben Tag als ich die Ehre hatte meinen zweyten Lorrbeerkranz durch Dero Hand zu erhalten, hatte ich mich in meiner ewigen Nacht auf Gottscheds-Gedancken, die er über die dreymahlige Uebersetzungen in das Englische** und das Französische*** meiner Herrmaniade haben möchte, verirret und folgendes ward jung

α/ω

Nein! Gottsched nein! Dein Blick hat doch nicht falsch gesehn
Dein Urtheil-Spruch ist nicht ganz ohne Grund gewesen:
Dein Freund, dein Schönaich wird so bald nicht untergehn
Da Franck und Britt ihn schon zum dritten mahle lesen.

---

* Vgl. Leipziger Gelehrtes Tagebuch auf d. J. 1797 S. 7 f.; auf d. J. 1800 S. 115.

** 1765 zu London erschienen.

*** 1769 und 1802 zu Paris erschienen.

Digitized by Google

Und auf den Abend erhielt ich Dero Schreiben, das hatte mir keine Homerische Traum-Gestalt vorhergesagt.

Aber noch eines habe ich auf den Herzen! Ew. Wohlgebohrnen können leicht glauben, dass ich die Zeit meines Lebens über, bis ich stock blind wurde, an meinen Herrmann, der mir zwar viel Tadel, aber auch viele Ehre zugezogen hat, nach Gottschedschen Grundsätzen und nach Urtheilen, die ich sowohl in Spannischen Welschen und Englischen und Römischen Schrifftstellern antraf, immer gearbeitet habe; hieraus ist der dritte Herrmann* entstanden, der auf allen Uebersetzungen steht, aber noch in meinen Pulte liegt; freylich ist er etwas stärcker und fetter geworden und durch Episoden wohl um die Hälfte vermehrt; der alte ist gar nicht mehr zu haben: würde es Denenselben beschwerlich fallen mir einen Verleger zuzuweisen? Er bekömmt ihn gratis von mir gegen Auszug einiger wenigen Exemplare. Ich habe ihn eben itzt den neuen Breitkopf und Härtelschen Verlage angebothen; die Breitkopfs sind leider tod und Herr Härtel schreibt mir selbst eben den Tag, da ich Dero Schreiben erhielt, er sey ganz Tonkunst und könne sich daher nicht mit andern Druckwerken abgeben; er zweifle aber nicht an einen andern Verläger.

Ich fange mich nun an zu schämen, dass ich Dieselben so lange von besseren Beschäfftigungen abhalte, wiederhole auf dass verbindlichste meinen aufrichtigen Danck, bitte um Verzeyhung, wenn ich, wie die Alten pflegen, zu viel geplaudert habe, und binn so lange ich noch unter Menschen wandle mit wahrer Hochachtung

Ew. Wohlgebohr. gehorsamer Diener und Freund
„....** Schönaich"
Domherr zu Alt Brandenburg an der Havel.

Zur Erläuterung dieses Briefes, dessen von Schönaich eigenhändig mit seinem Namen gezeichnetes Original (1 Bogen fol.) aus der Autographensammlung des 1855 gestorbenen Consuls Dr. J. G. Flügel stammt, diene folgendes:

* Der 1805 auf eigne Kosten Schönaichs gedruckt wurde.

** So deutlich der blinde Greis in dieser Unterschrift seinen Familiennamen geschrieben hat, ebenso undeutlich sind die von ihm vor denselben gesetzten Schriftzeichen (etwa „Poeta laureatus"?).

Digitized by Google

Im März des Jahres 1802 verlieh, wer weiss auf welche Veranlassung hin, die philosophische Facultät der Universität Leipzig*, mit ihrem Decane, dem professor poeseos Eck an der Spitze, den poetischen Lorbeer an den verdienstvollen Juristen August Cornelius Stockmann, einen „divini ingenii vates et pectoris alti", wie es in seinem Ehrendiplom heisst; von seinen „vortrefflichen" lateinischen und deutschen (Gelegenheits-)Gedichten hat ihn keins überlebt, höchstens tritt er uns in der Litteraturgeschichte als Verfasser der „Leiden der jungen Wertherin" entgegen.

Bei Gelegenheit dieser Feier wurde auch der vor fünfzig Jahren durch Gottsched in Scene gesetzten Dichterkrönung Schönaichs gedacht und beschlossen ein Glückwunschschreiben an den achtzigjährigen Greis zu richten, der schon längst von der Bühne des Dichterlebens abgetreten, seit 1785 durch den schwarzen Staar („gutta serena") des Augenlichts beraubt war und sich damals als „Domherr zu Altbrandenburg" auf seinem Erbgute Amtitz in der Mark aufhielt.

Das „glücklichste Alter" wurde ihm gewünscht, und diese Aufmerksamkeit rief den oben mitgetheilten Brief hervor, der uns ein rührendes Bild von dem blinden Dichtergreise gibt, der bis zu seinem letzten Athemzuge, nachdem Gottscheds Stern längst verblichen, ein treuergebener Verehrer seines Meisters blieb, dem er schon in der Jugend als „Schildknappe" mit Hingebung gedient.

(Vgl. Leipziger Gelehrtes Tagebuch auf d. J. 1802 S. 18f. Vinc. Lancetti, memorie intorno ai poeti laureati. Milano, 1839. S. 624—626. — Der Text der Glückwunschadresse war im Archiv der Universität nicht aufzufinden.)

---

* Welche 1741 das Recht erhalten hatte, „poetische Lorbeerkränze an vortreffliche Dichter zu ertheilen". (Koberstein-Bartsch Bd. 3 S 330.)

Digitized by Google

Zwei Briefe von Lessing. Ein Brief von Schiller.

Aus Karl Gustav Wenzels Sammlung mitgetheilt

von

Robert Boxberger.*

1.

Des H. Dr. Reimarus Hoch Edelgeb.

Ewr. Hochedelgebohren sende anbey mit ganz ergebenstem Danke zurück:

1. *Liceti Hieroglyphica fol.***
2. *Gruteri Corpus inscript.* 2 Bände. *fol.****
3. *Lexici Pitisciani Tomum II*dum *fol.*
4. *Spence's Polymetis fol.*†
5. *Rubenii Numismata cum Begeri Spicil. Ant. fol.*
6. *Gyraldi Opera, fol.*††
7. *Broukhusii Tibullum* 4°.†††
8. *Chifletii Opuscula T. I—VII.* 7 Bände in 4°.*†
9. *Stuckeley's Metallic History of Carausius,* 4°.
10. *Burneti Archaeol. Philosoph.*
11. *Oiseli Thesaurum Numismatum.**††

---

* Der Besitzer der ausgezeichneten Bücher- und Handschriftensammlung, in welcher ich die nachfolgenden drei Briefe vorgefunden habe, ist, wie bekannt, am 15. Juli 1881 zu Dresden gestorben. Dankbar habe ich zu erwähnen, dass seine Frau Witwe die Erlaubniss ertheilt hat, dieselben in dieser Zeitschrift zu veröffentlichen.

** Vgl. Hempels Lessing-Ausg. XIII, 2, S. 276.

*** Ebd. S. 559.

† Ebd. S. 566.

†† Ebd. S. 559.

††† Ebd. S. 555.

*† Ebd. S. 556.

*†† Ebd. XIX, S. 250. 394.

Digitized by Google

12. Ein Convolut einzelner Dissert. in dem gedruckten *Catalogo No.* 1459.
13. Ein Band *Varia*, worinn die Dissert: *de Χειροφοσια Orant.* in *Cat.* 352.*
14. *Stockmanni Elucidarius.* 8°.
15. Versuch einer neuen Mineralogie. 8°.
16. *Solini Polyhistor.* (gehört unter die *Manuscripta*) 8°.**
17. *La Science des Medailles. Tom. Ier.* 8°.
18. *Vincentii Musa [?] Laudes inferni.****

in allem 25 Stück. Ich behalte nichts zurück als das einzige *Hill's Reviews of the Royal Society in London*,† welches ich mir noch auf einige Tage zu lassen bitte. Zugleich habe die Ehre, den neuen Theil der Antiquarischen Briefe zu übersenden.

den 30. Septbr. 69.

Ew. Hochedelgeb.
ganz ergebenster Diener
Lessing.

2.

Mein lieber Müller,

Meinen Brief nebst Anschluß an den Minister, werden Sie hoffentlich richtig erhalten haben. Was er darauf geantwortet, bin ich begierig von Ihnen bald zu vernehmen. Ich wünschte recht sehr, daß er den schlechten Ausfall der angekommenen Komödianten zum Vorwande nehmen wollte, sich von mir gänzlich los zu machen: die Sache wäre desto drollichter. — Man sieht ja wohl, daß ich von dem Theater nichts verstehe, da ich so elende Leute empfohlen haben [so!] — Doch wenn der Minister sagt; ich habe sie empfohlen: so lügt der Minister. Ich habe ihm mehr als einmal geschrieben, daß alles, was ich ihm auf den Platz senden könnte, nicht viel taugen würde: und wenn die Angekommenen also auch gar

* Von Adam Rechenberg: s. J. A. Fabricius, bibliographia antiquaria. Edit. III. Hamburg. 1760. 4°. S. 507.
** XIII, 2, S. 566.
*** Ebd. S. 560.
† XX, 1, S. 311.

Digitized by Google

nichts taugen, was kümmert es mich? Ich habe die Frau nur ein einzigesmal gesehen, und wann sie die nehmliche Rolle in Mannheim wieder spielt, wird sie sicherlich nicht viel schlechter erscheinen, als manche andere daselbst. — Wenn Mannheim nur lauter Leute von dem Kaliber des Prof. Klein hätte, so wollte ich die ganze Mannheimer Theatergeschichte einmal dem Publico erzehlen, und alsdenn wollten wir doch sehen, auf welcher Seite die Lacher seyn sollten. Nehmen Sie sich aber meiner nur nicht allzusehr an, mein lieber Müller. Sie möchten sich selbst schaden, wenn Sie ihrem Freunde beystehen wollten. —

Itzt bitte ich Sie nur noch, beygehenden Brief an Maimieux ihm in seine eigne Hände zu geben. —*

Wenn Sie mir wieder schreiben, so melden Sie mir auch etwas von sich; das ist, von Ihren gegenwertigen Arbeiten. Das wird mich sicherlich mehr freuen, als die ganze alberne Sache, mit der sich nun schon zu lange ein Kopf wie der Ihrige trägt.

Leben Sie wohl und behalten Sie mich lieb.

Der Ihrige, Lessing.

Wolfenbüttel, den 24. März 1777.

3.

Schiller an Boie.

Jena, den 23. November 1796.

Ihre gütige Zuschrift vom September hat mich sehr angenehm überrascht, und Ihr Anerbieten, an den *Horen* künftig Antheil zu nehmen, nehme ich mit Dank und Freuden an. Einen Theil Ihrer Beiträge habe ich schon zum Druck abgesendet; einige andere wünschte ich, wenn Sie nichts dagegen haben, für meinen künftigen Musen-Almanach aufzubewahren. Auch an diesem bitte ich mir Ihre Theilnahme aus; ich hoffe nicht, daß die kriegerische Gestalt, die derselbe in diesem Jahre trägt, ihm Ihre Gunst entzogen haben werde.

Von Ihrer Frau Gemahlin, der Sie mich unbekannter Weise bestens empfehlen werden, hat meine Frau schon sehr

* Vgl. dessen Antwort in Hempels Lessing-Ausgabe XX, 2, S. 879.

Digitized by Google

oft erzählt; desto mehr erfreute sie ihr Andenken; sie versichert Sie durch mich des ihrigen, und ist sehr erfreut, die alte Freundschaft zu erneuern.

Herr Gehrath Göthe trägt mir auf, bey Ihnen anzufragen, ob Sie die englische Ausgabe des *Benvenuto Cellini* die er von Ihnen durch Eschenburg besitzt, nicht für den Preiß, den sie Ihnen gekostet, an ihn abzulassen Lust haben? Sie würden ihm dadurch eine große Gefälligkeit erzeigen, da er sie sogleich nicht bekommen kann. Mit Vergnügen wolle er Ihnen, zum Beweis seiner Dankbarkeit, ein Exemplar seiner Uebersetzung, die ein eigenes Werk ausmachen wird, verehren.

Auf diese Anfrage bitte ich mir wo möglich ein paar Zeilen zur Antwort aus.*

Leben Sie aufs beste wohl und behalten in freundschaftlichem Andenken

Ihren
aufrichtig ergebenen
Schiller.

---

* Vgl. Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe. 4. Aufl. I, S. 212 (vom 19. December 1796).

Digitized by Google

Gabriel Rollenhagen. Sein Leben und seine Werke. Beitrag zur Geschichte der deutschen Litteratur, des deutschen Dramas und der niederdeutschen Dialectdichtung nebst bibliographischem Anhang von Karl Theodor Gaedertz. Leipzig, S. Hirzel, 1881. 129 SS. 8°.

Auf dem lang vernachlässigten Feld unserer älteren Dramatik wird neuerdings mit erfolgreichem Eifer gearbeitet. An „Marktverderbern" fehlt es zwar nicht, und weniges kommt an Umsicht und Gründlichkeit dem vorliegenden Buche gleich, das die schönsten Hoffnungen für die von dem Verfasser versprochene Geschichte des niederdeutschen Dramas weckt. Was sich über den Sohn des Froschmeuseler-Dichters Georg Rollenhagen ermitteln lässt, ist hier sauber vereinigt. Man hat keine positiven Angaben zu bestreiten, kaum etwas factisches nachzutragen, eher vielleicht der Werthschätzung im ganzen einiges abzudingen. Gaedertz stellt den 22. März 1583 als Gabriels Geburtstag fest, während das Datum des Todes im Dunkel bleibt (S. 16: zwischen 1619 und 1622?). Er schildert ihn als Magdeburger Gymnasiasten und zeigt, wie der frühreife Schriftsteller recht eigentlich der Schüler seines Vaters ist, mit dem man ihn bis in die Gegenwart oft verwechselt hat. Seine gewandt zusammengelesene Jünglingsarbeit „Indianische Reisen" war lang hin berühmt; vgl. über ihren Einfluss auf Kepler auch S. 108. Obwol als ganzes kein Lügenbuch, hätte das Werk doch in der hübschen Monographie des belesenen Müller-Fraureuth: „Die deutschen Lügendichtungen bis auf Münchhausen" (Halle 1881) Erwähnung verdient.

Der Kreis der Gönner und Freunde des Leipziger Studenten zeigt manchen bekannten Namen. Die Vicariusfrage ist von Gaedertz klargestellt worden; Gabriel Rollenhagen war Jurist, nicht Theolog. Dass die Leipziger Paeta doch wol nicht bloss in der Themis zu suchen sei, wird S. 15 gewiss mit Recht vermuthet. Ich erinnere daran, wie Christian Weise später mit zwei lasciv geschilderten schönen Jurisprudenz und Theologie gemeint haben wollte. Aber über die Juvenilia, Emblemata und Epigrammata hätten wir gern etwas mehr und eindringlicheres gehört. Zeigen sie nicht den Autor als Sohn einer Uebergangszeit? Er verkehrt persönlich im Heinsius-

Digitized by Google

schen Kreise und ahmt die Holländer und Franzosen als Neulateiner nach ohne als Poet deutscher Zunge den Schritt zu thun, den bald nachher die Kirchner, Opitz u. s. w., von der holländischen Reform belehrt, thaten, nämlich zur correcten Betonung. Seine „auff gut Sächsisch gereimeten" Verse sind Knittelverse. Seine Metrik ist die landläufige des sechzehnten Jahrhunderts, wie die flotte, lose, halb frivole, halb sentimentale, mit grobianischen Spässen des Lustigmachers Hans überladene, aber nicht nur durch ihre plattdeutschen Scenen, sondern auch durch eine modernere Haltung interessante Komoedie Amantes amentes beweist. Die Technik des Aufbaus und des Dialogs (1, 4 Stichomythie zwischen Gratian und Lucretia) wird hier nicht erörtert; musterhaft sorgfältig aber die Autorschaft und die Ausgaben: 1609, 1610, 1612, 1614, 1616 (über das Kopenhagener Exemplar vgl. S. 117), 1618 (nicht auffindbar, vgl. ebenda). In die Analyse sind zahlreiche Proben verflochten. Deutet die Figur des Pedanten Gratian, eines komischen alten Freiers, auf Einfluss der commedia dell' arte, wie Gryphs Sempronius? Gratian singt ja im Ständchen Str. 5:

Zu Padova in Welschland
Hab ich sechs Jahr studieret.
Ich bin auch zu Bononia
Für ein Doctor probieret.

S. 25 konnte bei dem Idealbild weiblicher Reize an Hans Sachs erinnert werden: es ist dieselbe Manier; S. 27 an die „Anbind oder Fangbrieff" Wolfhart Spangenbergs und dergleichen. Die Erweiterungen in den folgenden Ausgaben — nicht zur Beschleunigung des dramatischen Gangs — findet man S. 34f. verzeichnet. Auch das dem langen „Gesellen Gebet" entsprechende „Jungfraw Gebet" bekundet mit seinen mehrere Seiten füllenden Rufen zu den Erzvätern, hl. drei Königen, der Jungfrau Maria, zu Sebastian, Veit und vielen andern heiligen meistersängerische Schule.

Trefflich ist die Quellenuntersuchung. Des Enea Silvio berühmte Novelle von Eurialus und Lucretia in Wyles (noch von A. O. Hoyer reimweis bearbeiteter) Translation ergab nicht nur die Namen des Liebespares, sondern auch den Auftritt mit der Kupplerin und die Briefscene. Weiter kommt Ayrers „Phönicia" in Betracht und stärker Georg Rollenhagens „Abraham" neben desselben „Lazarus". Zahlreiche Wendungen der Volksdichtung begegnen, vgl. S. 40f. Nach dem Volkslied auch 4, 2 Eurialus:

Mein allerschönstes Engelein
Sagt, könt jhr mir wol günstig sein
Eim solchen Stieffelbraunen Knaben

oder als sie Lust zum Nonnenkleid bezeigt:

Digitized by Google

So macht mich zum Kloster Prior
Ich wil den Süstern wol stehn vor.

Das aus dem Minnesang wolbekannte reizende Bild: dû bist beslozzen in minem herzen, verlorn ist daz slüzzelîn wird ebenso spöttisch gebraucht wie bei Hans Sachs, der hier vorschwebte und aus dem gewiss noch mehr für Gabriel Rollenhagen zu holen ist. Im Fastnachtspiel vom „bösen Weib" (Goetze Nr. 4) gibt die Magd Elss einem leichtfertigen Gesellen auf jede triviale Liebesbetheurung eine schlagende Antwort. Fleht er:

... thut mir ewer hertz auffschließen,

so trumpft sie ihn lachend ab:

Ey botz, ich hab den schlüssel verlorn.

Hier 1,4 bittet Gratian:

Thut mir ewr Hertzelein auffschliessen,

und Lucretia erwidert:

Potz, ich habe den Schlüssel verlorn.

Sichere Beherrschung des ganzen Gebiets und exacte Methode, die auch die Namen geschickt verwerthet, zeigt der längere Abschnitt über die „Niederdeutschen Scenen" sammt den Nachträgen über Butovius und Omichius hinten S. 127. Rollenhagen hat für Hans und Aleken ausgenutzt Joachim Schlüs „Isaac", der wiederum nach Gaedertz' Entdeckung nur eine Bearbeitung von Georg Rollenhagens „Abraham" ist und in seinen plattdeutschen Auftritten unter dem Einfluss von Butovius' „Isaac" steht. All das sehr bezeichnend für die entlehnungsreiche Fabrication jener Tage. Zusammenstellungen niederdeutscher Ausdrücke und Sprichwörter folgen S. 58 ff. den Uebereinstimmungen zwischen Rollenhagen und seinen Vorgängern.

Dann 6. „Einfluss auf Novellensammlungen und Dramen". Die Facetiae Facetiarum und eine Cochleatio — „Leffeley" bei Rollenhagen im Titel — beziehen sich öfters auf unser Stück. S. 70 aber: arceat quilibet bonus vir uxorem a lectione ... Eurioli et Lucretiae, Garten societatis ist gewiss nicht auf die Scene zu deuten, „wo Lucretia den Eurialus in den Garten zum Stelldichein ladet", sondern man hat zu denken einmal an die alte, oft splitterrichterlich* verdammte Novelle,

* So auch H. C. Agrippa von Nettesheim in De vanitate scientiarum Cap. LXIV De lenonia (Opera, Lugduni o. J. 2, 128f.): am gefährlichsten seien die Erzähler, qui amatorias illas Historias contexuerunt: Lanceloti, Tristami, Eurealis (so!), Pelegrini, Calisti, et similium, in quibus fornicationi, et adulteriis a teneris annis puellae instituuntur et

Digitized by Google

dann, wie schon das deutsche Wort mitten im Latein zeigt, an Freys „Gartengesellschaft". Wir sehen ferner im Gefolge dieser Scenen N. Lockes „Verlornen Sohn", Pfeffers „Esther" und das anonyme Stück „Teweschen Hochtiet".

R. Köhlers Bemerkungen über die Prosabearbeitung des Stücks in den „Englischen Komödien und Tragödien" von 1620 als „Sidonia und Theagenes" werden von Gaedertz erweitert. Die neuen Namen stammen vermuthlich aus Brülows „Chariclia", nur Sidonia aus dem bekannten Prosaroman „Pontus und Sidonia". Die Aufführungen dieser rohen Fassung und des Originals (in Magdeburg, wiederholt in Berlin, noch auf Velthens Repertoire) werden gebucht.

8. Die meistersängerische, dem vierten Drucke beigegebene „Tagweis von Pyramus und Thisbe", treu nach Ovid, angeregt wol durch die Behandlung der Geschichte in Schüs Einleitung, findet man S. 85 ff. abgedruckt. Rollenhagen, nach Voith der einzige bekannte Meistersänger Magdeburgs, hat die französischen Schlussverse: Qui fist la chansonette fust un bon compagnon u. s. w. sicherlich einem Volksliede entnommen, vgl. in Haupts Sammlung S. 45 Qui fit la chansonette? c'est un bon compagnon qui aimoit bien la fille ... S. 17, 19, 72 u. s. w. Gaedertz streift noch „Eyn schöne Tagweis von eynes Königs Tochter", das Drama des Sam. Israel und ein handschriftliches Stück „Pyramus und Thisbe" von 1581, eine erschöpfende Behandlung der deutschen Bearbeitungen des Stoffs, besonders der dramatischen verheissend. S. 97 oder S. 123 hätte er den S. 98 in anderem Zusammenhang verzeichneten Aufsatz F. Burgs citieren können; und die Stelle in der „Charimunda" über Matz von Zeitz habe ich in diesem Archiv Bd. 9 S. 586 beigebracht, ohne mir übrigens darauf etwas zu gute thun zu wollen.

S. 102 ff. eine vorzügliche Bibliographie, auch für Georg Rollenhagens und andere im Verlauf der Arbeit näher erörterte Dramen. Endlich Nachträge, besonders Parallelstellen.

Wien, December 1881. Erich Schmidt.

---

assuescunt. Er poltert in einem Athem gegen Dante und Aeneas Sylvius, Petrarca und Baptista Mantuanus um mit einem Haupttrumpf dem Boccaccio lenonum palmam zu reichen. — Aehnlich an J. Capellanus 1. Mai 1526 (2, 833) gegen die Pestilenz der Liebesbücher: leguntur avide etiam a puellis Novellae Bocatii, Facetiae Pogii, adulteria Euryali cum Lucretia, bella et amores Tristami, et Lanceloti, et similia u. s. w.

Digitized by Google

Neue Entdeckungen zur Biographie des Dichters Johann Christian Günther von Gregor Konstantin Wittig. Mit Portrait des Dichters, einem Situationsplane von Günther-Haus und Garten und einer Ansicht von Striegau zur Güntherzeit. Striegau. A. Hoffmann 1881. LIV und 362 SS. 8°.

Kalbecks kleine Schrift über Günther war für den Verfasser, wie er berichtet, die unmittelbare Veranlassung seine während eines Zeitraumes von nahezu dreissig Jahren angestellten Untersuchungen über Günthers Leben und Schriften in aller Eile zu vervollständigen und in einem recht umfangreichen Buche zu veröffentlichen. Allein er hat damit weder sich noch der Wissenschaft einen Dienst erwiesen: das Buch ist in Form und Inhalt so gründlich verfehlt, wie nur eins sein kann. Die spärlichen brauchbaren und „neuen" Mittheilungen über Günthers äusseren Lebensgang, die sich hie und da zerstreut finden, würden auf einem Druckbogen übersichtlich zusammengestellt immerhin dankbare Anerkennung gefunden haben, während sie, überwuchert von einer Unmasse völlig überflüssiger Ab- und Ausschweifungen, in dem Leser Verdruss, oder umgekehrt, wenn er Sinn für unfreiwilligen Humor hat, grösste Heiterkeit erwecken. Das eine wie das andere lag aber schwerlich in der Absicht des Verfassers. Jetzt muss er mit Mephisto ausrufen:

„Ich habe schimpflich missgehandelt,
Ein grosser Aufwand, schmählich, ist verthan!",

und man könnte ihn bedauern, wenn er nicht sein Werk mit so massloser Arroganz selber herausstriche und die strengste Kritik geradezu provocierte. Trotzdem könnte man aber immerhin seine Leistung, über deren Werth alle ernsthaften Leute ja einig sind, mit schweigen übergehen, wenn der Verfasser nicht sein Buch als die erste einer Reihe von demnächst zu publicierenden Arbeiten über denselben Gegenstand bezeichnete. In diesem Falle ist es Pflicht der Kritik, den Verfasser über sich selber und sein Werk aufzuklären und ihm, wie Liscow einmal sagt, „sein Elend vorzustellen". Beharrt er trotzdem auf seinem Vorhaben, so kann er sich jedesfalls nicht damit entschuldigen, dass man ihn nicht bei Zeiten gewarnt habe.

Die vollständige Beherrschung der grammatischen und syntaktischen Regeln derjenigen Sprache, in der er schreibt, ist unstreitig die allererste und bescheidenste Anforderung, die man an einen Schriftsteller stellen kann. Allein für Wittig ist dies Gesetz nicht geschrieben. Von Satzbau hat er beispielsweise sehr eigenthümliche Ansichten, und Perioden vom Umfang einer Gross-Octav-Seite sind keine Seltenheit bei ihm. Ja er kann vielleicht den zweifelhaften

Digitized by Google

Ruhm in Anspruch nehmen, den längsten Satz, der je in deutscher Sprache gebaut worden, geschmiedet zu haben, ein stilistisches Monstrum, das sich über zwei Seiten windet. Kleine liebenswürdige grammaticalische Freiheiten, z. B. im Gebrauche des Accusativs und Dativs, wie in der Ueberschrift des 13. Capitels „Die bessere Charakteristik des Dichters durch seinen Zeitgenossen Mencke, wie aus und durch Günther selbst", finden sich ebenfalls in für bescheidene Ansprüche genügender Anzahl. Als eine stilistische Eigenthümlichkeit ist ferner hervorzuheben eine ganz unglaublich häufige Verwendung nicht nur von gesperrter, sondern auch fetter Schrift. Das Buch bekommt dadurch stellenweise eine bedenkliche Aehnlichkeit mit den bekannten Prospecten gewisser Lieferungsromane. Geradezu komisch aber wirkt es, was alles der Verfasser einer solchen Auszeichnung durch fette Schrift werth erachtet: S. 18 ist es beispielsweise ein „kupferner **Löwenkopf**", der möglicherweise „schon dem alten Güntherhause als **Nachtklopfer** für die Patienten des Arztes angehört hat". Ueberhaupt erscheinen die Begriffe, welche Wittig von der grösseren oder geringeren Bedeutung der von ihm zusammengetragenen Materialien hat, dem uneingeweihten Leser einigermassen seltsam, um nicht zu sagen etwas confus. Mit nicht geringerer Begeisterung und Liebe erzählt er uns seine eigenen Lebensschicksale wie die seines Schützlings Günther; die, wie er bescheiden meint, „sowol für die in Striegau selbst, als anderwärts lebenden heutigen wie späteren Güntherforscher hin und wieder vielleicht von einigem culturhistorischen Werth und Interesse sein und werden dürften". Allein er geht noch weiter, er erzählt auch die Hauptdaten — mindestens Geburts- und Todesjahr — aus dem Leben seiner Gewährsmänner und stellt dergleichen weiteres schätzbares Material zu einer „Striegauer Biographie" in „unserm Buche der Urkunden und Beläge" in Aussicht. Wenn die gute Stadt Striegau Herrn Wittig nicht zum Ehrenbürger ernennt, seine Schuld ist es nicht. Es ist aber auch staunenswerth, welch wichtige Mittheilungen er einigen alten Damen seines Heimatsortes zu danken hat. Wusste ihm doch eine derselben von einem „dicken Gedichtbuch von Günther herstammend", das einst in ihrem Besitz gewesen, zu berichten. Leider ist allerdings das Buch verloren, allein die vortreffliche Dame konnte sich noch deutlich der Schlussverse eines darin enthaltenen Gedichtes entsinnen:

„Und setzte dann zum Zeitvertreib
Die Hufelen wieder an den Leib".

Beachtenswerth ist die feine Conjectur Wittigs über diese classischen Verse; er meint: „sie liessen auf ein mythologisches Gedicht schliessen, welches vielleicht in anticipierter Bürgerscher Manier den Raub der Jungfrau Europa durch den in einen Stier sich verwandelnden Zeus

Digitized by Google

behandelte". Wie denn in allem, was litterarhistorische Methode und Kritik anlangt, Wittig seinen Meister sucht. Die Forscher gewöhnlichen Schlages sind in dem Wahne befangen, dass vor das Forum der Oeffentlichkeit nur die erzielten Resultate selbst, nicht auch der Process, wie sie erlangt worden, gehören. Nicht so Wittig: wir müssen ihn auf allen Stadien seiner Untersuchung begleiten, müssen sogar mit ihm in die Irre gehen. So deduciert er uns in dem Capitel, welches die geschmackvolle Ueberschrift trägt: „Wer war der von Günther so heftig gestriegelte Bav?" auf fünf Seiten mit den allererstaunlichsten Gründen, dass derselbe ein gewisser „Magister Speer" gewesen (S. 134—138), um auf der sechsten zu erklären, dass „nach nochmaliger Revision aller Gedichte" ein solcher Magister Speer gar nicht existiere! So gern er aber bereit ist bisweilen anzuerkennen, dass er sich geirrt habe, so hartnäckig behauptet er andere Hypothesen allen bisherigen Untersuchungen zum Trotz. Beispielsweise tritt er mit wahrer Leidenschaft für die Echtheit der sogenannten „Curieusen Lebens- und Reisebeschreibung" ein und wirft mit edlem Freimuth Leuten, die anderer Meinung sind, Kritiklosigkeit vor (S. 323). Diese angeblich „kritiklose" Unechterklärung der erwähnten Schrift stützt sich nun aber leider auf positive Thatsachen, die es ausser allen Zweifel stellen, dass jene Lebens- und Reisebeschreibung nicht aus Günthers Feder stammt. Einmal sind nämlich eine Reihe thatsächlicher Widersprüche darin enthalten, so besonders der, dass der Dichter darin seine noch lebende Mutter als todt betrauert, welche alle nicht durch Wittigs Versicherung, dass sie keine Widersprüche seien, gelöst werden; und ferner zeigt die Sprache der Dichtung einige Eigenthümlichkeiten, die von der der übrigen Güntherschen Poesien abweichen. Entscheidend ist hier eine Reihe (starker wie schwacher) alterthümlicher Indicativbildungen des Praeteritums mit der Endung *e*, die sich sonst — eine Stelle ausgenommen, die aber wahrscheinlich corrumpiert ist* — bei keinem andern Güntherschen Gedicht weder im Text der Ausgaben noch in dem der handschriftlichen Concepte nachweisen lassen, wogegen die Lebens- und Reisebeschreibung sie mit Vorliebe verwendet: (ich) wrunge, verfuhre, drunge, zwunge, schiene, schwure, unterhielte, schiene, zoge, erwoge, verschwande, triebe, tande, truge, gabe,

* In der Cantate „Als Selimor Amarinden seine Liebe nicht entdecken durfte". Recit. I. Z. 1. Hier lesen allerdings eine Anzahl Ausgaben (z. B. 5a. S. 251. II—V S. 357): „Mit diesen Worten trug e heute". Auf eine Verderbniss deutet aber der Umstand, dass die erste Ausgabe von 1724 S. 251, sowie auch noch die vierte Auflage des ersten Theils der Sammlung, von 1730, die im Zusammenhang sinnlose Lesart „trug es heute" haben. Die richtige Fassung ist wahrscheinlich die der Ausgabe von 1764 (S. 432), welche „trug erst heute" liest.

Digitized by Google

stunde u. s. w. — Wittig freilich bei seiner possierlichen Idiosynkrasie gegen alles, was mit Textkritik zusammenhängt, wird sich durch derartige Einwände kaum irre machen lassen und bei seiner immerhin originellen Meinung bleiben: „Günthers Dichtung ist eine weit ausführlichere und herrlichere Idylle der Pfarrhäuser von Wilmsdorf und Bischdorf als genau 50 Jahre später Goethes Idylle mit der Pfarrerstochter Friederike Brion von Sessenheim!" Als Sprach- und Stilproben aus dieser von Wittig als „goldecht" erkannten Dichtung, welche er gelegentlich „eine kostbare Perle deutscher Poesie" nennt, mögen zur Orientierung über das, wie gesagt, mindestens originelle Urtheil Wittigs in dergleichen Dingen nur die nachstehenden jener „Perle" entnommenen Wendungen hier eingeschoben werden:

„Doch hier ereignet sich ein neuer Zweiffels-Knoten." (S. 32)
„Der Himmel nahm den Rock des braunen Abends um." (S. 52)
„Mein Himmel strotzete von wohlgestimmten Geigen." (S. 62)*
„Der Missgunst blauer Zahn war die verdeckte Klippe,
„Daran zerritzte sich mein schlotterndes Gerippe." (S. 65)
„Theils Menschen pflegen sich zeitlebens zu verderben,
„Theils müssen ganz entkräfft durchs höchste Alter sterben." (S. 75)
„Doch ward der neue Bund — — — mit Küssen zugeriegelt." (S. 96)
„Nur Du mein Vaterhertz fühlst keine Triebe nicht." (S. 103)
„Zu einem, den er nennte,
„Und Herr von Reibnitz hiess." (S. 112)
„Mich in allen Sündenpfützen, wie die Schweine rumgesielt." (S. 124)

Wen nach weiteren Proben gelüstet, der sei auf die neue Ausgabe der „Lebens- und Reisebeschreibung", welche uns Wittig mit Originalanmerkungen in Aussicht stellt, vertröstet.

Das richtige Licht über „eine Menge sogen. Güntherprobleme" wird aber Wittig erst verbreiten in seinem bereits erwähnten „Buche der Urkunden und Beläge zur Güntherforschung", das „über 100, die Hypothesen des Verfassers theils bestätigende, theils modificirende Originalcorrespondenzen von Seiten schlesischer und ausländischer (!) Mitforscher" enthalten soll. Diese „Mitforscher" bestehen aber zum grössten Theile aus ehrsamen Küstern, Organisten, Dorfschullehrern u. s. w. Dabei ist es bezeichnend für des Verfassers ganze Auffassung von wissenschaftlicher Forschung, dass er, der jeden Cantor

---

* Dagegen in den Gedichten (Ausgabe 1739—1751):
S. 413. „Denn hängt der Himmel gleich nicht immer Geigen voll."
427. „Da hängt der Himmel voller Geigen" etc.

Digitized by Google

oder Küster, dem er eine Kirchenbuchnotiz verdankt, als „Mitforscher“ begrüsst, einmal von dem „sonst so belesenen G. G. Gervinus“ spricht.

Doch es ist höchste Zeit die Acten über Wittig zu schliessen und zum Schluss den Ernst, welchen bei der Besprechung seines Buches zu bewahren kaum möglich war, wieder aufzunehmen. Die wenigen Proben werden für den Leser genügt haben ihm zu zeigen, dass das Eingangsurtheil, welches das Buch als ein vollständig verfehltes bezeichnete, alles eher als zu hart war.

Kiel, im Mai 1881. Berthold Litzmann.

Fr. J. Freiherr v. Reden-Esbeck, Caroline Neuber und ihre Zeitgenossen. Ein Beitrag zur deutschen Kultur- und Theatergeschichte. Mit sieben Kunstbeilagen. Leipzig. Joh. Ambros. Barth. 1881. X und 357 SS. 8°. M. 12.

Die Theatergeschichte hat leider fast von jeher so ausschliesslich den Tummelplatz für litterarische Dilettanten gebildet, dass es dem Freiherrn von Reden nicht allzu sehr verdacht werden kann, wenn er Angesichts seiner Vorgänger auf diesem Gebiete eine Arbeit unternahm, zu deren Ausführung ihm ausser Eifer und gutem Willen nahezu alles gebrach. Seinem Eifer danken wir zunächst den Einblick in eine grosse Zahl auf die Neuber bezüglicher Actenstücke, deren Inhalt jedoch sehr ungleichwerthig und deren Mittheilung in extenso jedesfalls überflüssig war. Neu und interessant sind daraus die Nachrichten über die Liebschaft der fünfzehnjährigen Friederike Caroline Weissenborn mit dem Studenten der Rechte Gottfried Zorn, welche sogar zu einer Flucht derselben mit ihrem Geliebten aus dem väterlichen Hause führte. Manche Einzelheiten, welche wir aus den über diese Quasi-Entführung gepflogenen gerichtlichen Verhandlungen über das Jugendleben Friederikens, über ihr Verhältniss zum Vater erfahren, sind für die richtige psychologische Würdigung des Charakters der merkwürdigen Frau von Bedeutung. Brauchbar und dankenswerth ist weiter die Mittheilung des Repertoires der Neuberschen Gesellschaft vom 8. April bis 5. December 1735 (S. 107 ff.), ferner eines von den Neubers unterm 23. August 1737 dem Hamburger Rathe eingereichten „Entwurfs, auf was Weise zur Ehre und zum Vortheil der Stadt Hamburg eine wohleingerichtete Comedie unterhalten werden kan“ (S. 205: ihr künstlerisches Programm); desgleichen sind von Interesse die Nachrichten über französische Aufführungen der Neuberschen Truppe (S. 176), über die Betheiligung der Leipziger Studenten an ihren Vorstellungen (S. 307), sowie ein-

Digitized by Google

zelnes aus dem Streite der Neuber mit Schoenemann (S. 324f.). Ganz überflüssig, weil ohne jedes litterarische Interesse, sind dagegen die in extenso auf einigen 40 Seiten abgedruckten Acten über den Streit der Neuber mit Joseph Ferdinand Müller, wenn man nicht etwa einige Bittschriften in Versen davon ausnehmen will. Wäre mit der Mittheilung dieser verschiedenen Urkunden das Werk abgethan, so könnte die Kritik es immerhin als eine lobenswerthe Arbeit bezeichnen. Allein der Verfasser hat sich damit nicht begnügt, er wollte einen „Beitrag zur Kultur- und Theatergeschichte" liefern, und das ist nicht jedermanns Sache. Der Verfasser mochte auch so etwas ahnen, denn er bemerkt in der Vorrede: „In Fällen, wo bereits gedrucktes zu Rathe gezogen wurde, verschmähte der Autor nicht, die Worte eines Hettner, Devrient, Vilmar (!) und anderer zu benützen, da er die Ueberzeugung besitzt, dass durch diese getreue Wiedergabe das Buch nur gewinnen konnte". Hätte der Verfasser nun, wie er es stellenweise auch wirklich gethan, überall, wo er aus eigenem vermögen nichts rechtes zu sagen wusste, unter Citierung des betreffenden Werkes und Setzung der Stelle in Anführungszeichen seinen Hettner, Devrient oder wen sonst ausgeschrieben, so könnte man immer noch sagen, das ist Dilettantenarbeit, aber die Ehrlichkeit des Mannes, zu sagen, dass er nichts weiss, ist doch anzuerkennen. Allein v. Reden sah ein, dass dann fast alle diejenigen Partien seines Buches, welche nicht die rein persönlichen Schicksale der Neuber betreffen, würden in Anführungszeichen erscheinen müssen, und fürchtete wol mit Recht, das möchte nicht gut aussehen. Er schlug daher einen Mittelweg ein, indem er bald die Bücher, aus welchen er abschrieb, citierte, bald aber auch nicht, so dass der oberflächliche Leser immerhin noch im Glauben bleiben konnte, wo keine Quelle angegeben, rede der Verfasser aus eigener Weisheit. Allein gerade in dieser Manier, die benutzte Quelle bisweilen auch zu citieren, liegt eine Täuschung, die nicht scharf genug gerügt werden kann.

Die Bücher, welche v. Reden, ohne sie zu nennen, seitenweise nahezu wörtlich abgeschrieben (bei älteren, wie Schütze, ist hie und da ein Ausdruck modernisiert), sind:

1) Gervinus, aus dem u. a. der erste Theil des Capitels: „Gottscheds reformatorische Wirksamkeit und deren Folgen" (S. 78 bis 83) ohne Angabe der Quelle entlehnt ist*; gleichfalls aus Ger-

* Allerdings nennt ihn der Verfasser zwischendurch gelegentlich, S. 81 („Was wäre demnach Gottsched in seiner guten Zeit unmöglich gewesen, so frägt Gervinus in seiner Geschichte der deutschen Dichtung"), allein ohne mit einem Worte anzudeuten, dass auch der Inhalt der drei vorangehenden Seiten aus derselben Quelle stammt. Unmittelbar darauf

Digitized by Google

vinus stammt ein Excurs über Joh. Elias Schlegel (S. 251f.), desgl. über Mösers Harlekin (S. 215).

2) Danzel, „Gottsched und seine Zeit", der allerdings oft citiert, ebenso häufig aber auch ohne weiteres abgeschrieben wird; er füllt S. 103f. 224f. 253ff. 298.

3) Hettner (III 3, 1); aus ihm stammt nahezu wörtlich der Inhalt von S. 33—37 („Der Zustand der deutschen Schauspieldichtung und Bühne vor Eintritt der Neuber"), sowie Ausführungen über Gottscheds Schaubühne S. 249f.

4) Devrient, „Geschichte der deutschen Schauspielkunst"; ihm entnahm v. Reden ohne Quellenangabe vor allem fast wörtlich den Abschnitt „Die Neuberschen Grundsätze zur Reformation" S. 72—76; desgleichen einen Excurs über die Vertreibung des Hanswurst (S. 211); ferner einzelne Abschnitte S. 50f. 60. 65. 267f. 272. 292f. 327. 337.

5) Schütze, „Hamburgische Theatergeschichte" (Hamburg 1794); aus ihm stammen S. 39f. (Bericht über Spiegelbergs Aufenthalt in Hamburg 1724), S. 117 (über Behrmanns „Horatier"), S. 185 (über Behrmanns „Timoleon"), desgl. S. 190f., S. 227f. (über Joh. Ad. Scheibes Zwischenactsmusik), S. 239ff., S. 316 (Einführung der komischen Oper durch Schoenemann).

6) Fürstenau, „Zur Geschichte der Musik und des Theaters in Dresden" II; aus ihm sind Angaben über den Streit zwischen Neubers und Müller abgeschrieben S. 118. 121f. 122; ferner S. 256.

Dies die Plagiate, die ich bei einmaligem durchlesen des Buches feststellen konnte; ich zweifle nicht, dass ihre Zahl sich noch vermehren liesse, denke aber, dass die gegebenen Proben zur Charakterisierung der Arbeitsweise des Verfassers genügen.

Dass bei so bewandten Umständen auch in den übrigen Abschnitten von einer wissenschaftlichen Arbeit keine Rede sein kann, liegt auf der Hand. Ein Buch, wie Goedekes Grundriss, kennt der Verfasser nicht (S. 62 Anm.) und gibt alle seine biographischen

---

folgt — mit Angabe der Quelle — ein Citat aus dem Gothaer Theaterkalender von 1782; dann wird mit abschreiben aus Gervinus ohne Quellenangabe fortgefahren. — Wie gedankenlos v. Reden übrigens abschreibt, dafür geben seine eigenen „litterarhistorischen" Anmerkungen zu den abgeschriebenen Absätzen einen komischen Beweis: so spricht Gervinus einmal (IV S. 52) von einem Zeitgenossen Gottscheds, einem obscuren preussischen Dichter Kongehl, und v. Reden versteht darunter den 1710 verstorbenen Michael Kongehl; kurz darauf wird ebenfalls als jüngerer Zeitgenosse Gottscheds Titius in Wittenberg (offenbar Joh. Dan. Titius, der 1796 als Professor in Wittenberg starb) erwähnt, und v. Reden versteht darunter den 1689 zu Danzig verstorbenen Joh. Peter Titius.

Digitized by Google

Angaben nach Brümmers Dichterlexikon! Als Quellen citiert er ganz ernsthaft Scherrs allgemeine Geschichte der Litteratur und Vilmars Geschichte der deutschen Nationallitteratur. Wo der Verfasser nicht andere für sich sprechen lässt, ist sein Stil schwülstig und geschmacklos. Die Ausstattung des Werkes steht in grellem Gegensatz zu seinem Inhalt; sie ist glänzend.

Kiel, im October 1881. Berthold Litzmann.

K. Seldner, Lessings Verhältnis zur altrömischen Komödie. Eine litteraturhistorische Untersuchung. Beilage zum 12. Jahresbericht über das Gr. Realgymnasium in Mannheim für das Schuljahr 1880—1881. Mannheim, Beutel, 1881.

Die Arbeit ist alles Lobes werth; sie hat alle Tugenden, die man den Arbeiten der deutschen Gelehrten nachrühmt: Gewissenhaftigkeit, Gründlichkeit, Fleiss, und erschöpft ihren Gegenstand so, dass ich nichts hinzuthun könnte, ebensowenig aber auch etwas von der gediegenen Arbeit hinwegwünschen möchte. Nur zum Beweise, dass ich sie mit Aufmerksamkeit und Interesse gelesen habe, möchte ich auf einige zweifelhafte Behauptungen, sowie auf einige Versehen hinweisen, von denen das wol das bedeutendste ist, dass S. 13 der berühmte Bayle zu einem Engländer gemacht wird. Zu der Berichtigung einer irrigen Behauptung O. Ribbecks, Lessing habe R. Bentley als Kritiker nicht gekannt, in Anm. 51 zu derselben Seite, liessen sich wol noch Zusätze aus Lessings Werken machen. In seinen Gedichten wird Bentley geradezu als der Kritiker par excellence aufgeführt. Dem Einwande gegen Hettner schliesse ich mich an (S. 18): „Noch muss ich an dieser Stelle eine Behauptung Hettners zurückweisen; dieser meint nämlich bei der Besprechung des Philotas, die Erfindung dieser Fabel knüpfe sich an einen der früheren Gedankenkreise Lessings an: Philotas stosse sich das Schwert in die Brust, damit nicht seine Auslösung die Zurückgabe des gleich ihm gefangenen Königssohnes und die Aufopferung errungener Siegesvortheile erfordere. Das Motiv in diesem Stücke sei also dem der Sklavenauswechselung in den «Captivi» entsprungen, nur sei ihm im Philotas eine tragische Wirkung gegeben. Mir scheint dies etwas zu viel gesehen zu sein: kann denn nicht einmal ein Dichter etwas aus sich selbst haben, und ist nicht Auswechselung von Gefangenen ein ziemlich gewöhnliches, in jedem Kriege vorkommendes Motiv?“ Das erschöpfendste, was bis jetzt über die Motive des „Philotas“ beigebracht ist, dürfte in der neuen Ausgabe von Danzel-Guhrauers Lessing-Biographie zu finden sein; vgl. besonders I, S. 434f., Anm. 1. Wenn aber der Verfasser auf derselben Seite (18) behauptet: „Lessing wird wol in seiner Jugend auf

Digitized by Google

der Fürstenschule in Meissen selbst Plautinische und Terenzische Komödien mit aufgeführt haben, weil er in Betreff des Nutzens derselben für die Schule hier Gewährsmänner beibringt", so lässt sich diese Behauptung Angesichts der nunmehr vollständig vorliegenden Documente über Lessings Meissner Aufenthalt (Kreyssig, Afraner-Album, Meissen 1876; Flathe, Sanct Afra, Leipzig 1879; und besonders des erschöpfenden Aufsatzes von Peter in diesem „Archiv" X, S. 285 ff.) nicht aufrecht erhalten.

Robert Boxberger.

Johann Georg Hamann in seiner Bedeutung für die Sturm- und Drangperiode. Von Jacob Minor. Frankfurt a/M. Literarische Anstalt. Rütten u. Loening. 1881. 66 SS. 8°.

Goethe äusserte 1824 zu dem Kanzler Müller: „Hamann war seiner Zeit der hellste Kopf; er wusste wol, was er wollte". Dass andere es nur selten wussten und wissen, daran war Hamann zum grossen Theil selbst Schuld. Nicht nur wegen gewisser Eigenheiten seiner ungewöhnlichen Natur erscheint er in seinen Schriften, weniger in seinen Briefen so abgerissen, mystisch und dunkel, er war es oft genug mit bewusster Absicht. Spottet er auch zuweilen selbst in seiner derben Weise über seinen verfluchten Wurststil, der ihm Ekel und Grauen mache, so weiss er doch, warum er nicht immer deutlicher sein wollte, als es einem Magus des Nordens, wie ihn nach K. F. v. Mosers Vorgang seine Freunde nannten, geziemte. Die Bedürfnisse meiner Dunkelheit, sagt er selbst einmal, werden vielleicht von selbst aufhören. Auch Goethe, der schon 1806 eine vollständige Ausgabe seiner zahlreichen kleinen Schriften wünschte, wurde zuweilen von seinen vielen Räthseln „müde und irre". Leider führte er sein Vorhaben, in Hamanns Wesen näher einzugehen, auch dann nicht aus, als dessen Schriften von Roth (1821—25) herausgegeben wurden. Hegels Recension derselben förderte die Kenntniss Hamanns selbst nicht in gelehrten Kreisen. Gervinus warnte zwar in seiner Gesch. d. deutsch. Dichtung vor dem „falschen Götzen" und, Hamanns Selbstanklagen einseitig gegen ihn wendend, vor dem „Charakter voll Blössen", aber in seiner Charakteristik Hamanns wurde er ihm gerechter, als es nach den Schmähreden auf Gervinus von Gildemeister scheinen könnte. Dieser schrieb ein grösseres Werk über Hamann; die 3 ersten Bände (1857) behandeln sein Leben, der 4. seine Autorschaft, der 5. enthält den Briefwechsel mit F. H. Jacobi, der 6. (1873) Hamann-Studien. Gildemeisters Fleiss und seine Sorgsamkeit in Ehren, die unmethodische Art, mit welcher er zu Werke gieng, seine Wiederholungen und Weitschweifigkeiten verdienen um so ernstere Rüge, als er gegen andere schonungslos genug auftritt. Die wichtigsten Schriften und Briefe Hamanns, „zu

Digitized by Google

leichterem Verständniss im Zusammenhang seines Lebens erläutert", gab M. Petri heraus (I. Bd. 1872. IV. Bd. 1874). Trotz diesen bändereichen Schriften und einigen kleineren Arbeiten über Hamann — erwähnenswerth A. Brömel (Berlin 1870) und der Artikel in der Allg. D. Biogr. v. H. Delff, der die Litteratur über Hamann nicht anführt — ist Gildemeisters Aeusserung vom Jahre 1873 berechtigt, es sei noch viel zu thun um dem Leser das Verständniss Hamanns möglichst zu erleichtern. Einen tüchtigen Schritt vorwärts thut die Schrift von J. Minor.

Ein daemonischer Mann dieser Magus im Norden! Ein hartköpfiger Ostpreusse mit klarem Verstande, mit scharfem Blicke für die offenbare Welt und wieder voll Ehrfurchtsschauern vor dem geheimnissvollen, unerforschlichen; gefühlsinnig und doch voll trotziger Herbigkeit eines Kernmenschen; conservativ an alten Anschauungen festhaltend und von demokratischem Freisinn in der Politik; spöttisch witzig und gutmüthig humoristisch; rastlos unruhig und grüblerisch eindringend; voll reicher Phantasie, dabei unvermögend sie in plastischer Gestaltung zur Ruhe zu bringen; nicht frei von Begierde nach leiblichem Genuss und wieder ein in Gott und Jesu selig ruhender Christ! Sein Ingrimm gegen die Berliner Aufklärer, auch gegen die Tendenzen des Philosophen auf dem Throne, zu dem er bei aller widerwilligen Bewunderung keine innerliche Annäherung empfand, zwang ihn als Schriftsteller aufzutreten. Trotz dem festhalten am Offenbarungsglauben war er ebenso ein Gegner der geistlosen Orthodoxie wie schlaffer Phantasterei. Lessings Nathan konnte er daher mit vorurtheilsloser Freude lesen, wiewol er sonst Lessing nicht immer gerecht beurtheilte. Sein Gemüth war der stärksten Leidenschaften fähig. Schon 1759 schreibt er an J. G. Lindner (s. Petri a. a. O. I, 259): „Ein Herz ohne Leidenschaften, ohne Affecte ist ein Kopf ohne Begriffe, ohne Mark. Ob das Christenthum solche Herzen und Köpfe verlangt, zweifle ich sehr". Auf die Wichtigkeit der Kenntniss der Leidenschaften wies Hamann zuerst in Deutschland in der von ihm selbst veranstalteten Sammlung kleinerer Aufsätze, welche er 1762 herausgab unter dem Titel „Kreuzzüge des Philologen". „Leidenschaft allein", heisst es in der „aesthetica in nuce", „giebt Abstractionen sowol als Hypothesen Hände, Füsse, Flügel; Bildern und Zeichen Geist, Leben und Zunge. Wo sind schnellere Schlüsse? Wo wird der rollende Donner der Beredsamkeit erzeugt und sein Geselle, der einsilbige Blitz?"

Wie man auch von den Mitteln denken mag, die Hamann allein zur Befriedigung des innersten Lebens geeignet hielt, seine Forderung war voll nachhaltiger Bedeutung, überall die Einheit der Menschennatur wiederherzustellen, in der Poesie vor allem Natur, Einfalt, Unmittelbarkeit, Volksthümlichkeit. Wie Pythagoras — ihm wurde der Ausspruch zugeschrieben — keinen *ἀγεωμέτρητος* in

Digitized by Google

das Heiligthum der Philosophie eintreten lassen wollte, so verlangt Hamann Vertrautheit mit den Geheimnissen der Leidenschaft von jedem, der sich in die Metaphysik der schönen Künste wagt. Seine Winke und Sätze haben die oft von den Zeitgenossen verkannten Dichtungen Goethes voraus erklärt und gerechtfertigt. „Auf die Darstellung der Sitten, Charaktere, Leidenschaften," sagt Goethe in „Dichtung und Wahrheit" (7. Buch), „ist die Dichtkunst doch wol vorzüglich angewiesen." „Man wies uns," erzählt er ebenda zu Beginn des 9. Buches, „auf die Kenntniss der Leidenschaften ... die, wenn man sie sonst gescholten hatte, uns nunmehr als etwas wichtiges und würdiges vorkommen mussten... Ueberdies war eine solche Denkweise meiner eignen Ueberzeugung, ja meinem poetischen Thun und Treiben ganz angemessen." Und etwas früher ebenda weist Goethe auf eine „bedeutende Stelle" in einer Recension aus der „Allgemeinen deutschen Bibliothek" hin, in welcher Kenntniss des Herzens und seiner Leidenschaften anempfohlen wurde. Die Stelle ist aus einem Aufsatze des berühmten Heyne in Göttingen. Dass er von Heyne war, wusste Goethe nicht (s. von Loeper in Goethes Werken, Hempel XXI, 362). Hamanns Kreuzzüge des Philologen waren 1762 erschienen; der Aufsatz Heynes erschien erst im 1. Stück der Allg. deutsch. Bibl. vom Jahre 1765. Ohne Hamanns Vorgang hätte Heyne sich nicht so energisch geäussert, wie er es in der von Goethe angeführten Stelle thut.

So unklar und räthselhaft Hamanns Ahnungen und Winke auch oft waren, seine Ueberzeugung, dass den wahren Dichter, wie Franz in Goethes Götz sagt, nur ein volles, ganz von einer Empfindung volles Herz macht, dass Poesie die Muttersprache des menschlichen Geschlechtes ist, dass die Natur durch Sinne und Leidenschaften wirkt, sie hat ihn zum Haupte der Sturm- und Drangperiode gemacht. — Minor hat ihn als solches in seiner Schrift dargestellt. Hamanns Schriften sind wie Goethes ein Erzeugniss innerster Lebenserfahrung: die Kenntniss seines Lebens ist zu ihrem Verständniss nothwendig. Zur Darstellung von Hamanns Jugendjahren benutzt Minor die „Gedanken über meinen Lebenslauf", welche Hamann achtundzwanzigjährig in London 1758 niederschrieb. Nach der Würdigung seines Wesens als Schriftsteller, wobei auf seinen Widerwillen gegen die Trennung von Mensch und Autor, auf das fragmentarische, abschweifende, andeutende seiner Schriften hingewiesen wird, zeigt Minor, wie nach Hamanns Vorgang die Stürmer und Dränger das dramatische Element in der Dichtung hervorhoben; wie einzelne Ausdrücke, Wendungen, Lieblingscitate durch Herders Vermittlung bei den jungen Feuergeistern, Goethe voran, liebreiche Aufnahme fanden. So schreibt Goethe an Salzmann 1771, ein Lieblingscitat Hamanns nach Hadrian benutzend: „Es regnet draussen und drinne,... und meine animula vagula ist wie's Wetterfähnchen

Digitized by Google

drüben auf dem Kirchthurm." — Die erste Periode der schriftstellerischen Wirksamkeit Hamanns reicht von 1759 bis 1763. Minor verweilt mit Recht bei der ersten bedeutenderen Schrift Hamanns, den „Sokratischen Denkwürdigkeiten". Ohne Kenntniss der Gründe des Bruches mit J. Ch. Behrens und des Verhältnisses zu Kant — besonders merkwürdig erscheint mir Hamanns Brief an ihn vom 27. Juli 1759 — ist eine tiefere Würdigung jener Schrift nicht möglich. Gegen Kant und Behrens, der den Freund aus seiner „Schwärmerei" reissen wollte, richtet sie sich stillschweigend; Hamann wollte seine persönliche Sache zur allgemeinen machen. In dem angeführten Briefe schon hatte er geäussert: „ich glaube wie Socrates alles, was der andere glaubt — und gehe nur darauf aus, andere in ihrem Glauben zu stören. Dies musste der weise Mann thun, weil er mit Sophisten umgeben war und Priestern, deren gesunde Vernunft und gute Werke in der Einbildung bestanden. Es giebt eingebildete Gesunde und ehrliche Leute, wie es malades imaginaires giebt". Gegen die Richtungen der Zeit mit kühnem Selbstgefühl kämpfend, stellt Hamann Shakespeare neben Homer und preist das Genie, das keiner pedantischen Regeln bedarf, weil es sie in sich selbst findet. — Nach kurzer Betrachtung der kleinen Schriften, die den Abschluss der ersten Periode bilden, stellt Minor treffend dar (37—47), wie Hamanns geniale Ahnungen durch Herder zu Wahrheiten wurden, wie er auf Herder gewirkt durch seine Winke über den engen Zusammenhang der Sprache eines Volkes mit seiner Geschichte, durch die Verehrung des Volksliedes wie Shakespeares und Homers, durch die Betonung des eigenthümlichen und individuellen in der Sprache wie eines einzelnen Schriftstellers so eines ganzen Volkes, durch die Empfehlung von Inversionen, damit die dichterische Sprache grösserer Kühnheit fähig sei, endlich durch die Auffassung der Geschichte, welche in ihrer bisherigen Behandlung Hamann wie ein Feld vorgekommen, das voller Gebeine lag, die des belebenden Odems harren. Auf den Seiten 48—56 behandelt Minor die Aufsätze der II. Periode 1772—1776. Sie wurden durch Herders Preisschrift über den Ursprung der Sprache hervorgerufen. Hamann bestreitet zwar Herder, aber er unterstützt ihn gegen seine Gegner, nachdem er freilich vorher einige Tactlosigkeiten gegen Herder verübt. Es folgte bei Hamann eine gewisse Erschlaffung, nur der Kampf gegen die Aufklärung spornte seine Kräfte an. Gleich in den ersten Schriften der III. Periode 1779—1784 trat er gegen sie auf, indem er oft an die scheinbar entlegensten Fragen anknüpfte, wie z. B. an Klopstocks Vorschläge zur Rechtschreibung. In Hamanns Gedanken standen Sprache, Religion, Staat im engsten Zusammenhange. Wie später Herder, so bekämpfte er Kants „Kritik der reinen Vernunft". Zwar schrieb er an Hartknoch, Kants Buch sei reichhaltig an Aussichten und Sauerteige zu neuen Gährungen

Digitized by Google

in und ausserhalb der Facultät; aber die folgenschwere Bedeutung des Werkes blieb ihm verborgen. Zuwider musste ihm, der allem zerlegen in die Theile so gram war, die gewaltthätige Scheidung sein, wie er sich ausdrückt, von Sinnlichkeit und Verstand. Unermüdlich bekämpft er die Vernunft als alleinige Führerin des Menschen. Vernunft setzt Sprache voraus, ist Sprache; sie wird, wie er einzuschärfen nicht aufhört, besonders auch in den Briefen an F. H. Jacobi, sie wird mit der Sprache, und die Begriffe werden mit Wörtern verwechselt. Die letzte Schrift, die Hamann veröffentlicht hat, ist die Streitschrift gegen Mendelssohns „Jerusalem": „Golgatha und Scheblimini". Minor führt die Gründe ihres entstehens und ihre Wirkungen an (S. 63 u. f.); soweit nöthig ist, erzählt er den Streit F. H. Jacobis gegen Mendelssohn.

Welche Bedeutung Hamann für die deutsche Litteratur hatte, wusste Minor in kurzer Uebersicht treffend darzustellen; der kritiklosen Ueberschätzung des Mannes durch diejenigen, welche Hamann für gewisse Bestrebungen der Gegenwart ausbeuten wollen, steht Minors unbefangene Würdigung entgegen. Die Ausstattung der kleinen Schrift ist trefflich; S. 8 verbessere man Dangeuil, S. 24 Verse Hadrians aus Spartian, vita H. 25.

Berlin, October 1881. Daniel Jacoby.

Jakob Baechtold, Aus dem Herderschen Hause. Aufzeichnungen von Johann Georg Müller. (1780—82.) Berlin, Weidmann, 1881.

Das Buch ist ein höchst willkommener Beitrag für die neuerdings durch Suphans kritische Ausgabe und Hayms vortreffliche Biographie in Schwung gekommenen Herder-Studien. Aber auch für den Culturhistoriker ist es von Interesse, daraus zu ersehen, welche Anziehungskraft unsere Geistesheroen des vorigen Jahrhunderts einerseits auf junge, aufstrebende Geister ausübten und mit welcher Verehrung diese zu jenen emporblickten, wie anderseits aber auch diese Heroen sich durch den Enthusiasmus der Jugend gehoben fühlten und ihr leutselig entgegenkamen, um so mehr, als sie sich von gleichaltrigen mitstrebenden nicht selten abgestossen fühlten. Bekanntlich hat Georg Müller, Bruder des berühmten Historikers Johannes von Müller, später, nach Herders, seines angebeteten, Tode seinen Namen dauernd mit dem Herderschen als Mitherausgeber seiner Werke verknüpft. Hier erblicken wir ihn noch, wie er in liebenswürdiger Jugendschwärmerei, als Göttinger Student, die Sehnsucht nach seinem Heros in dem schon damals an der Spitze der deutschen Cultur stehenden Ilm-Athen nicht mehr bewältigen kann, sich in der echt studentischen Weise des vorigen Jahrhunderts mit dem Ränzel auf dem Rücken, mit wenig Geld und

Digitized by Google

viel Lebenslust, zu Fuss aufmacht und in einem Meere von Entzücken schwebt, als sein Besuch nicht nur von Herders angenommen wird und er so Gelegenheit erhält den gefeierten von Angesicht zu Angesicht zu sehen, sondern auch nach wenig Tagen eingeladen wird den theuren und unbequemen Gasthof mit dem Herderschen Hause zu vertauschen. Mehr wollen wir von dem Inhalte des interessanten Büchleins nicht verrathen, das keiner ungelesen lassen darf, der unsere classische Litteraturperiode aus ihren Quellen studieren will. Tagebuchaufzeichnungen eigener Erlebnisse haben einen Werth, der durch nichts anderes zu ersetzen ist. Auch wer sich oder andern ein Bild von dem Weimar, wie es vor hundert Jahren sich äusserlich darstellte, entwerfen will, wird in dem Büchlein reiche Anregung finden. Robert Boxberger.

Anzeigen aus der Goethe-Litteratur.

1. Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe. Vierte Auflage. Stuttgart 1881. Verlag der Cotta'schen Buchhandlung. 2 Bände (X, 370 und 467 Seiten, Titelbild, 2 facsimilierte Briefe).

Ueber die Bedeutung dieses Briefwechsels ist an dieser Stelle kein Wort zu verlieren, wir sprechen hier nur von der Bedeutung der Ausgabe. Bekanntlich veranstaltete Goethe selbst die erste die 1828 und 1829 in 6 Bänden erschien. Rücksichten auf viele, damals noch lebende Personen oder doch deren angehörige bewogen Goethe nicht nur in Briefen vorkommende Namen durch irreführende Buchstaben zu ersetzen oder Stellen zu ändern oder Briefe, gewiss absichtlich, an falscher Stelle einzureihen, sondern auch Briefstellen, sowie ganze Briefe vollständig auszulassen. Mehrere ausgelassene Briefe siegelte Goethe ein mit der Bestimmung, dass das Siegel erst 1850 gelöst werden solle. Der durch Entsiegelung in diesem Jahre herbeigeführte Zuwachs wurde in die von Hauff besorgte 2. Ausgabe, die 1856 in 2 Bänden erschien, aufgenommen.

Die dritte, ebenfalls zweibändige Ausgabe, ist von 1870. Zwar enthielt dieselbe einige anderwärts veröffentlichte Briefe beider Dichter und berichtigte einige Briefdatierungen auf Grund einer Schrift Düntzers über den Briefwechsel, sowie des von Frau v. Gleichen-Russwurm herausgegebenen Kalenders von Schiller, allein manche andere zu Gebote stehende Briefe waren in diese Ausgabe nicht aufgenommen und auf Berichtigung der Daten nicht der wünschenswerthe Fleiss aufgewandt worden; auch wurde das leichtfertige Register der 2. Ausgabe unbesehens herübergenommen. Referent muss abbittend bekennen, dass er s. Z. mit Unrecht diese Mängel der Sorglosigkeit der Verlagsbuchhandlung und des Heraus-

Digitized by Google

gebers anrechnete; später wurde ihm deutlich, dass, sowie erstere durch die berüchtigten Weimarer Unbegreiflichkeiten verhindert wurde das vorhandene Material vollständig zu benutzen, der Herausgeber sehr entschuldbarer Weise eine Arbeit nicht mit Lust und Eifer betrieb, bei welcher ihm die Hände gebunden waren.

Die neueste Ausgabe ist nicht nur von allen den erwähnten Gebrechen frei, sondern sogar eine vorzügliche kritische Leistung Wilhelm Vollmers, der seine Befähigung zu dergleichen Arbeiten u. a. auch schon durch die Herausgabe von zwei Bänden der prachtvollen Cottaschen Schiller-Ausgabe in Grossoctav, sowie mehrerer Schillerscher Schriften in der, wenn auch nicht mit so ausgedehnter Darlegung des kritischen Apparates versehenen, aber nicht minder kritischen Cottaschen Ausgabe in Kleinoctav (1879 und 1880), ingleichen von Schillers Briefwechsel mit Cotta rühmlich dargethan hat. Dem Herausgeber hat jedoch Freiherr Karl v. Cotta glänzend vorgearbeitet, indem er den Originalbriefwechsel käuflich erwarb. (Man sprach damals von einem Kaufpreise von 12000 M.) Hierdurch wurde erst die Feststellung des Textes möglich. Merkwürdiger Weise brachten 1873 die „Grenzboten" Stellen aus einzelnen Briefen Goethes, die sich in den Originalen nicht finden; dieselben sind nur dadurch erklärlich, dass Goethe bei der Reinschrift der Briefe Stellen aus dem dictierten Entwurfe nicht hat mit abschreiben lassen. Dass er dies öfter that, wissen wir namentlich aus dem von Bratranek herausgegebenen Briefwechsel mit Graf Sternberg.

In dem von Baron Cotta erworbenen Briefwechsel fehlten $21\frac{1}{2}$ der abgedruckten Briefe, von denen ersterem $2\frac{1}{2}$ von den Besitzern nachträglich überlassen worden sind. Vollständig ist aber der Briefwechsel noch nicht; namentlich ist aus den vorhandenen Briefen nachweisbar, dass mindestens 27 noch fehlen, von deren Aufbewahrungsorte nichts bekannt ist, wenn sie überhaupt noch erhalten sind.

Die 4. Auflage zählt 999 Nummern — gerade soviel, als die 3. Die Ursache dieser Gleichheit trotz dem Zuwachs von 14 neuen Briefen erklärt sich daraus, dass einestheils in den früheren Ausgaben als besondere Briefe Stücke aufgeführt waren, die sich nach Einsicht der Originale nur als Brieftheile (Nachschriften u. dergl.) erwiesen, und anderntheils früher mehrere Briefe mit in den Briefwechsel aufgenommen waren, welche nicht Briefe Goethes an Schiller oder umgekehrt sind. Diese fremdartigen Briefe sind nunmehr bis auf einen ausgeschieden. Bringt man diesen von den 999 Nummern in Abzug, berücksichtigt aber dagegen, dass ein Billet Goethes nur in der Einleitung (Seite IV), sowie ein Billet Schillers nur in der Anmerkung (II. Bd., S. 396) abgedruckt sind, so ergibt die Zahl der abgedruckten Goethe-Schiller-Briefe gerade 1000.

Die Einrichtung der Ausgabe ist die, dass sich zunächst am

Digitized by Google

Ende jedes Bandes unter der Ueberschrift „Zusammenstellung" das kritische Material findet, insbesondere Vergleichung des Textes der Originalbriefe und der verschiedenen Drucke, sowie Erörterungen über die Datierung, welche, trotz eingehenden Erörterungen, bei 22 Briefen noch nicht festzustellen gewesen ist. Um in dieser Beziehung etwas nachzutragen lässt sich zunächst vorschlagen das in der Einleitung abgedruckte Billet Goethes, durch welches er Schiller um ein Exemplar der „Piccolomini" bittet, im Juli 1800, und zwar nach 745 einzureihen, weil zu Anfang dieses Monats der „Wallenstein" von Cotta versandt wurde, also dies der früheste Zeitpunct ist, zu welchem das Billet geschrieben sein kann.

An den Briefen 776 bis 778 hat sich Vollmer schon versucht; es steht fest, dass 776 und 777 an einem, 778 am nächstfolgenden Tage geschrieben sind. Das Datum wäre ganz genau zu bestimmen, wäre der Tag im December 1800, an welchem Goethe nach Jena gieng, bekannt. Wir können denselben z. Z. nur annähernd bestimmen. Goethe erwähnt im Eingang seines Briefes vom 16. December (779), dass Kirms ihm eine Nachricht in den ersten Tagen seines Aufenthaltes in Jena habe zugehen lassen. Spricht er demnach von den ersten Tagen dieses Aufenthaltes am 16. als etwas vergangenem, so wird man dessen Anfang nicht später als den 13. December setzen dürfen. Düntzer nimmt den 12. desselben Monats ohne erkennbare Gründe — Urlichs („Briefe an Schiller", S. 405) den 9. desselben Monats als Reisetag Goethes an, zu welchem letzteren Datum Vollmer aus guten Gründen bemerkt, dass dies jedesfalls nur der früheste Zeitpunct sein würde. Demnach wäre der Brief 778 auf einen der Tage vom 9. bis einschliesslich 13. December, 776 und 777 aber auf den nächstvorhergehenden Tag zu setzen.

Schillers Brief 792 ist vielleicht vom 15. Januar 1801, an welchem Tage Schiller „Depeschen nach Leipzig und nach Berlin zu expedieren" vorhatte; denn wenn auch im Kalender an diesem Tage nur Sendungen an die Leipziger Göschen und Crusius eingetragen sind, so empfieng Schiller doch an demselben Tage eine Zahlung von Unger aus Berlin, und bei seiner Geschäftspünctlichkeit ist zu vermuthen, dass er Ungern den Empfang sofort anzeigte und dies nicht bis zu dem nächsten in den Kalender eingetragenen Briefe an Unger — vom 23. Januar — verschoben haben wird.

Schillers Brief 956 ist vom 24. Februar 1804 wie 955; das ergibt der Inhalt.

Mit den „Zusammenstellungen" hat aber Vollmer seine Thätigkeit als Herausgeber nicht erschöpft; er hat acht auf gründlicher Forschung beruhende Register zu dem „Briefwechsel" geliefert, für welche ihm jeder, der mit dem Werke arbeitet, unzählige Male stillen Dank sagen wird. Referent hat mehrfache Proben angestellt

Digitized by Google

und hat nur einen Druckfehler gefunden: S. 446, wonach man in Brief 130 chinesische Novellen sucht, aber statt deren Novellen von Cervantes findet. Dass Lorenz Sterne nicht im Namenregister steht, weil Brief 354 von „Empfindsamen Reisen" spricht, und dass Schillers „Graf Burgstall" nicht wenigstens im Register in „Burgstall" verbessert worden ist, führe ich nur als Beweis meines tückischen spähens nach Mängeln, nicht als Mangel an. Sinnreich ist die Unterscheidung durch den Druck bei den Zahlen in den Registern, wodurch man sofort erkennt, ob das nachgewiesene in einem Briefe Goethes oder in einem Briefe Schillers steht; das nachschlagen wird dadurch ungemein erleichtert.

Ist bisher nur vom formellen der Ausgabe des „Briefwechsels" die Rede gewesen, so erübrigt noch einige Worte über den Inhalt des bisher ungedruckten Zuwachses zu sagen. Bei Brief 142 vom 22. Januar 1796 steht ein unbekanntes Epigramm Goethes. Goethes Brief Nr. 160 von Ende April oder Anfang Mai 1796 handelt von der Erwerbung einer antiken Statuette der Victoria, worüber die näheren Umstände in „Goethe und Dresden", S. 130 zusammengestellt sind.

Im Briefe vom 20. Mai 1796, Nr. 161, spricht sich Goethe über die Förderung aus, die ihm durch eine Lectüre vom vorhergehenden Tage — wol von „Wilhelm Meisters Lehrjahren" — zu Theil geworden sei.

Schiller empfiehlt im Briefe vom 11. December 1796 seinen Schwager v. Wolzogen zur Anstellung im Weimarischen Dienst.

Der erste Theil von Goethes Briefe vom 22. April 1797, Nr. 301, bespricht Grundsätze epischer Dichtung.

Der wichtigste der neuen Briefe dürfte der vom 27. December 1796, Nr. 263, sein, worin Goethe über das Zerwürfniss, das in Folge der Xenien zwischen Schiller und Kapellmeister Reichardt entstanden war, sich ausspricht. Er ist von Vollmer schon auszugsweise 1870 in der „Allgemeinen Zeitung" veröffentlicht worden, und ich habe seitdem wiederholt Gelegenheit gehabt mich über die Bedeutung dieses Briefes für die Beurtheilung Goethes auszusprechen, da man sich gedrängt fühlte sein verhalten in diesem Zerwürfnisse zu bedauern, bevor dieser Brief auch hier wieder die Lauterkeit von Goethes Gesinnung offen legte.

Im Briefe Nr. 538 vom 21. November 1798 verlangt Schiller von Goethe die Handschrift der „Piccolomini" um sie an Iffland zu senden.

Goethe theilt am 24. desselben Monats im nächstfolgenden Briefe Schillern mit, dass „Der Sammler und die Seinigen" gut vorwärts gehe, und erbittet sich eine Geschichte der Atlanten zur Lectüre. Was damit gemeint ist, konnte ich noch nicht ergründen.

Derselbe kündigt im Briefe 666 vom 2. November 1799 an,

Digitized by Google

dass er sich in Weimar demnächst losmachen wolle um Schiller in Jena zu besuchen, und benachrichtigt diesen von der Anwesenheit Buris.

Goethes undatierter Brief 680 fragt nur nach dem Befinden von Schillers Gattin.

Schiller beklagt im Briefe 748 vom 22. Juli 1800 Goethes plötzlichen Entschluss, auf einige Zeit nach Jena zu gehen, Goethe im Briefe 826, Ende 1801, Schillers ausbleiben bei einem Feste.

In der ersten Hälfte des Briefes 866 vom 5. Juli 1802 gibt Göethe ausführliche Nachrichten über die Erfolge der Lauchstädter Bühnenaufführungen.

Endlich zeigt Goethe am 16. December 1802 die Geburt eines Mädchens im Briefe 874 an.

Gewissermassen können Goethes Bemerkungen über die Darstellung des „Macbeth", Beilage des Briefes 769 vom 30. September 1800, als neu bezeichnet werden, da sie bisher als von Schiller herrührend galten.

Diese neueste Ausgabe des Goethe-Schillerschen Briefwechsels wird man nie in die Hand nehmen ohne sich — Dank dem Baron Cotta und dem Dr. Vollmer — mit innigster Befriedigung bewusst zu werden, dass wir hier die Urkunden über den Verkehr unserer beiden grössten Dichter so echt und vollständig vor uns haben, wie sie nur immer jetzt herzustellen möglich war.

2. Goethes Briefwechsel mit einem Kinde. Seinem Denkmal. Dritte Auflage. Herausgegeben von Herman Grimm. Berlin 1881. W. Hertz.

Es gieng das Gerücht, Grimm werde den wirklichen Briefwechsel Goethes mit Frau v. Arnim herausgeben, da v. Loeper s. Z. nur wenige echte Briefe daraus zu veröffentlichen in der Lage gewesen sei. Statt dessen erhalten wir nur einen Wiederabdruck des unkindlichen Briefwechsels, wobei es auffällig ist, dass Grimm denselben dritte Auflage nennt, also die ebenfalls als „dritte Auflage" bezeichnete Ausgabe von 1849 völlig ignoriert. Neu ist darin Bettinens Leben, und, da H. Grimm der Erzähler ist, selbstverständlich eine werthvolle Zugabe. Bei alledem ist Erinnerung an Bettine unzertrennlich mit Erinnerung an eine schmähliche litterarische Täuschung verknüpft. Darüber kommt man nicht hinweg, mag auch Bettinens Buch geistreich und poetisch, mag auch sie selbst eine vorzügliche Frau gewesen sein. Der verstorbene Musikdirector Lecerf in Dresden — derselbe, der Goethe zu dem neuen Schlusse von „Jeri und Bätely" bewog — war ein so grosser Verehrer Bettinens, dass er sehr böse wurde, wenn man ihr litterarisches verhalten rügte; er glaubte einfach nicht, dass der „Briefwechsel" unecht sei. So orthodox sind wir andere nicht und können nur be-

Digitized by Google

klagen, dass anscheinend noch immer ein grosser Theil der Leser in dem Wahne erhalten wird, als ob Goethe so läppisch mit dem überreifen und überständigen Kinde getändelt und von ihr seine Sonette dictiert erhalten habe.

3. Goethes Briefe. Verzeichniss derselben unter Angabe von Quelle, Ort, Datum und Anfangsworten. Uebersichtlich nach den Empfängern geordnet, mit einer kurzen Darstellung des Verhältnisses Goethes zu diesen und unter Mittheilung vieler bisher ungedruckter Briefe Goethes. Bearbeitet von Fr. Strehlke. 1., 2., 3. Lieferung. Berlin 1881. Verlag von G. Hempel (Bernstein und Frank).

Die genannte Verlagsbuchhandlung, welche sich schon so viele Verdienste um unsere classische Litteratur erworben hat, fügte denselben ein neues hinzu, indem sie ein Verzeichniss der Briefe Goethes veranlasste. Es ist dabei das vom verstorbenen Diezel angelegte handschriftliche Verzeichniss zu Grunde gelegt worden, das jedoch die Briefe nach der Zeitfolge ordnete. Wenn der gegenwärtige Herausgeber anstatt dessen die Briefe nach den Empfängern zusammenstellte, so kann ihn wol lediglich der Umstand bewogen haben, dass die Zahl der Briefe, deren Adressaten unbekannt sind, kleiner sein dürfte als die Zahl derer, bei welchen das Datum fehlt, dass also bei der jetzt gewählten Anordnung weniger Briefe bei der Einreihung ausgelassen werden müssten, als Diezel in einem Anhange nachbrachte. Andere Vortheile dieser Anordnung würden sich wenigstens auf andere Weise haben erreichen lassen, während für denjenigen, welcher in der Goethe-Litteratur thätig ist, die chronologische Anordnung wol vorzuziehen gewesen sein möchte.

Denjenigen Pflichten der Herausgeber von Briefen Goethes, welche Referent in den „Goethe-Forschungen" S. 358 angedeutet hat, kann sich auch der Sammler der Briefe nicht entziehen, und auch in vorliegender Sammlung sind diese Pflichten geübt worden; ob durchgängig, werden wir später sehen. Anzuerkennen ist, dass Strehlke einer weiteren, in den „Goethe-Forschungen" nicht ausgesprochenen, aber unzweifelhaft auch giltigen Anforderung Rechnung getragen hat: über die Correspondenten Goethes Auskunft zu geben und ihr sonstiges Verhältniss zu Goethe darzulegen.

Eine nicht zweifellose Vorfrage ist aber auch: was ist zu den Briefen zu rechnen? Goethe hat bei Herausgabe seines Briefwechsels mit Schiller an denselben gerichtete Gedichte mit aufgenommen und dadurch anerkannt, dass alle für eine Person bestimmte schriftliche Zusendungen dem mit derselben geführten Briefwechsel zugehören. Wollte man die Briefform entscheiden lassen, so geriethe man oft in die Verlegenheit, gewisse Schriftstücke nirgends unterbringen zu können.

Digitized by Google

Gehen wir nun die Thätigkeit des Herausgebers des gegenwärtigen Verzeichnisses im besondern durch, so gibt dies zu nachstehenden Bemerkungen Anlass, wobei auch solche mit Platz finden mögen, deren Berücksichtigung in berichtigenden Nachträgen schon ins Auge gefasst sein dürfte.

Zu den Personalien der Briefempfänger wäre folgendes zu ergänzen:

Auersperg, Joseph Graf von, geboren 15. Februar 1769, gestorben etwa 1836.

Berg, Caroline Friederike von, geb. von Häseler, geboren 1760, gestorben zu Teplitz 15. November 1826.

Böckmann, Johann Lorenz, geboren zu Lübeck 8. Mai 1744, gestorben 15. December 1802 als Professor der Physik und Mathematik, praed. Geheimer Hofrath in Karlsruhe.

Bohl, J. S., geb. S. Auch nur so abgekürzt vermag Referent Tauf- und Geburtsnamen der Bürgermeisterin von Lobeda anzugeben. Die Frau, welche in den Briefwechseln Goethes mit Schiller und mit Frau von Stein, sowie Schillers mit seiner Frau und mit Körner so oft erwähnt wird, an welche Goethe selbst von Rom aus schrieb, von welcher Wieland ein Gedicht in den „Teutschen Merkur" aufnahm, verdiente wol eine Biographie, welche von Weimar oder Jena aus wol zu beschaffen sein wird und wozu hiermit ausdrücklich aufgefordert wird.

Branconi, Maria Antonia von, geb. von Elsener, geb. zu Neapel 27. October 1751, verheiratet mit Francesco di Pessina Branconi, Witwe 1766, Freundin des Herzogs von Braunschweig, der ihr die Herrschaft Langenstein kaufte und den Söhnen, welche sie ihm geboren hatte, den Namen Grafen v. Langenstein verschaffte. Ob die verw. Branconi auch zur Gräfin v. Langenstein erhoben wurde, habe ich nicht ermittelt, unbedingt falsch ist jedoch die gewöhnliche Bezeichnung als Gräfin oder gar Marquise Branconi.

Brunnquell, Daniel Wilhelm.

Cuvier, Baroness von. Ueber Goethes Beziehungen zu ihr und zugleich zu Erläuterung des hier abgedruckten Briefs an sie ist zu vergleichen: „Briefwechsel zwischen Goethe und Reinhard" S. 284 und „Sulpiz Boisserée" II, 380 ff. 455.

Beaulieu-Marconnay, Henriette Freifrau von, geb. v. u. zu Egloffstein, gesch. Gräfin v. u. zu Egloffstein. Strehlke führt diese richtig an, nennt aber in der Ueberschrift die Dame „geb. Gräfin v. Egloffstein". Sie war geb. 6. Juli 1773 und starb 15. Oct. 1864.

Bei Nennung der Adressaten sind einige Missgriffe vorgekommen. Gleich die erste Adresse, „Akademie der Wissenschaften zu Paris", ist falsch; denn der Brief ist an Cuvier gerichtet. Dies gibt nicht nur die Quelle für diesen Brief an, nicht nur bemerkte Soret in seinem Tagebuche nach Zusendung der französischen Uebersetzung des Briefs an Goethe: „Lui renvoie la traduction paraphrasée

Digitized by Google

de sa lettre à Cuvier", sondern es geht dies aus dem Briefe selbst unbezweifelbar hervor, indem Goethe schreibt: „Wie viel ich Ihnen, mein Herr! persönlich verdanke, wie oft Ihre unschätzbaren Werke mir zum Leitstern bei meinen Forschungen dienten u. s. w.".

Den Brief an Biondi führt der Herausgeber zwar unter der richtigen Adresse auf, spricht aber den Zweifel aus, ob er an Biondi gerichtet sei. Anscheinend gab hierzu der Umstand Anlass, dass von dem Adressaten darin in dritter Person die Rede ist. Wie aber dieser Zweifel der — freilich hier nicht mit abgedruckten — Adresse gegenüber auftauchen konnte, ist nicht gesagt. Dieselbe lautet: Al illustrissimo Signor, il Cavalier Biondi. Firenze.

Wie kommt der Brief an den Theaterintendanten Dalberg vom 31. Juli 1792 unter die Briefe an den Statthalter Dalberg? An letzteren kann er formell und materiell schlechthin unmöglich gerichtet sein, und die erste Quelle ist auch so zuverlässig, dass gegen deren Einreihung unter die Briefe an den Mannheimer Dalberg kein Zweifel aufkommen kann. Mit einer Bezugnahme auf Düntzer kann der Herausgeber sich nicht decken; er muss die Sache selbst vertreten.

Noch wunderlicher ist ein Brief Danneckers an Wolzogen als ein Brief Goethes an Dannecker aufgeführt. In diesem Briefe erwähnt der Künstler nur, dass Goethe ihm „einmal" über eine herzustellende Büste des Erzherzog Karl geschrieben und ihn dabei nach Weimar eingeladen habe.

Aeusserst werthvoll ist schon in den vorliegenden drei Lieferungen des Werkes der Abdruck zahlreicher noch unbekannter Briefe Goethes, und zwar an L. A. v. Arnim, Batsch, Behrendt, v. Beroldingen, Bertuch, Bethmann geb. Flittner, Graf Brühl, Gräfin Chasseport, Baron Cotta, Coudray, Herzogin v. Cumberland, Baroness v. Cuvier und David, da der an den letztgenannten gerichtete Brief bisher nur in einer französischen Uebersetzung bekannt war. Zu bedauern ist aber, dass nicht alle ungedruckten Briefe der Hirzelschen Sammlung vollständig abgedruckt worden sind.

Zu vermissen ist keiner der bisher bekannten Correspondenten Goethes, wenn man nicht die für Bendavid bestimmte Beilage des Briefs an Zelter vom 2. April 1829 als unter die Briefe gehörig annehmen will, was allerdings mindestens mit gleichem Rechte geschehen kann, als Strehlke ein dem Geheimen Consilium vorgelegtes Promemoria unter die Briefe rechnet, welches Schriftstück — da Goethe Mitglied dieser Behörde war — gewissermassen ein Brief an sich selbst ist.

Dagegen fehlt der Nachweis einiger Briefe an die aufgeführten Adressaten; es sind dies:

die Stelle eines Briefs an d'Alton aus dem Herbste 1822, abgedruckt im II. Bande „Zur Naturwissenschaft überhaupt" S. 104,

Digitized by Google

worauf sich d'Altons erster von Bratranek veröffentlichter Brief an Goethe bezieht;

an Frau v. Beaulieu-Marconnay, abgedruckt in der „Wissenschaftl. Beil. d. Leipz. Zeitung" 1880 S. 630 und in „August von Kotzebue von W. v. Kotzebue" S. 51;

an Bertuch — wenigstens wahrscheinlich — in den „Goethe-Forschungen" S. 227;

an Bethmann, geb. Flittner in der „Allgemeinen Zeitung" 1878, Beilage, Nr. 359;

an Boisserée, Widmungszeilen in „Goethes Briefen an Eichstädt" S. 336;

an Eberwein — wenigstens vermuthlich — in der „Allg. Zeitung" 1878, Beilage, Nr. 358;

an Cotta Briefe vom 14. Juni und vom 5. November 1805 im „Briefwechsel zwischen Schiller und Cotta" S. 543 und 291.

An Cotta ist auch ein Brief mit falschem Datum, und zwar als aus „October oder November 1808" herrührend aufgeführt. Dass er nicht aus dem October sein kann, ergibt sich sofort, da in demselben von einem am 8. November in Florenz geschriebenen Briefe die Rede ist; der Brief ist aber zum Theil bereits im „Briefwechsel zwischen Schiller und Cotta" S. 494 abgedruckt und führt da das Datum des 2. December.

Das Datum des Briefs an Graf Dietrichstein ist der 23., nicht der 3. Juni 1811, was vielleicht Druckfehler. Ein solcher ist uns auch S. 130 aufgefallen, wo „Hofmarschall v. Bialke" statt „Bielke" steht.

Den Brief an Cramer besitze ich nicht, wie Diezel angegeben hat. Letzterer nennt mich an einigen Stellen seines Verzeichnisses irrig als Besitzer von Goetheschen Briefen, deren Daten ich nur ihm mitzutheilen in der Lage war.

Zum Schluss mögen einige Erläuterungen zu den von Strehlke abgedruckten Briefen Platz finden.

Das im Briefe an Fräulein von Knabenau (spätere Gräfin v. Chasseport) vom 19. August 1808 erwähnte Fest, zu dem Goethe Einladung erhalten hatte, war der auf den 21. August fallende Geburtstag der liebenswürdigen, etwas leichtfertigen Prinzess Dorothea von Kurland, nachmals Herzogin von Dino. — Von Fräulein v. Knabenau schrieb Goethe am 5. August 1808: „Es ist ein wundersames Wesen. Sie besitzt eine Art von allgemeiner Liebenswürdigkeit, so dass man sich betrüben könnte, wenn sie nur Einem angehörte, und wenn man der Eine selbst wäre. Zunächst hat sie mich an unsere Wolfskeel, jetzige Fritsch erinnert".

Die Behauptung S. 156, dass Goethe Gräfin Caroline Egloffstein „Kohlchen" genannt habe, dürfte auf Verwechslung

Digitized by Google

beruhen: „Kehlchen" nannte er Fräulein v. Wolfskeel, spätere Freifrau v. Fritsch; „Kohlchen" hätte keinen Sinn.

Der Brief an Cotta aus dem Jahre 1814 bezieht sich auf Gedichte von Haug, die im „Morgenblatte" vom 11. November 1813 und 20. Januar 1814 stehen. Goethe machte Haug darüber den Krieg in den „Drei Palinodien".

Der Anfang des Briefes an die Herzogin v. Cumberland hat jedesfalls Bezug auf den Tod der Frau v. Berg (sieh daselbst).

Wir gedenken auf Strehlkes Verzeichniss der Goethe-Briefe zurückzukommen, sobald das Werk vollständig in unsern Händen sein wird.

---

4. Faust von Goethe. Mit Einleitung und fortlaufender Erklärung herausgegeben von K. J. Schröer. Zweiter Theil. Heilbronn 1881.

Dem ersten im 4. Hefte des X. Bandes des „Archivs" besprochenen Theile von Schröers „Faust" ist bald der zweite, der Tragoedie zweiten Theil enthaltend, nachgefolgt. Dieselbe kundige Durchdringung des ganzen und fleissige Deutung im einzelnen ist dem Herausgeber auch hier wieder nachzurühmen. Der Gang der Tragoedie ist in den Hauptzügen nicht mehr zweifelhaft, und es ist nur zu bestätigen, dass Schröers Darstellung sich im wesentlichen den neuesten Erklärern anschliesst, welche den einheitlichen Zusammenhang der Dichtung betonen. Abweichungen in Auffassung von Nebensachen zu besprechen ist streng genommen weder Aufgabe einer Anzeige in diesem „Archiv" noch auch erlaubt. Widerspricht man einfach, so ist dies individuelle Anmassung; begründet man dagegen eine andere Auffassung, so gibt das eine Gegenschrift, zu der in einer Anzeige nicht Raum ist.

Dagegen ist hier wol der Ort einzelne Erklärungen und Anmerkungen herauszuheben, bezüglich deren man abweichende Meinungen zur Geltung bringen kann.

Schröer hat dem sprachlichen besondere Aufmerksamkeit gewidmet und ist darin insofern etwas zu weit gegangen, als er Wortabstammungen nachweist, welche dem Leser des „Faust" als solchem ganz gleichgiltig sein können, wie z. B. wenn er die Ableitung von „galant" (S. 30), „vornen" (S. 60), „Rabatt" (S. 76), „Flegel" (S. 99), „Kumpan" (S. 140) anführt. Zu einigen dieser sprachlichen Bemerkungen möchte aber folgendes hinzuzufügen sein.

Seite 9 bezeichnet Schröer „Sturzen", S. 18 „Napfen", S. 162 „Ballen" als auffällig, indem man Stürzen, Näpfen, Bällen erwarte. Jene Schreibweise dürfte jedoch nicht in Goethes Absicht gelegen haben, sondern nur Folge einer Nachlässigkeit von seiner Seite sein, indem er häufig unterliess die Striche, welche den Umlaut be-

Digitized by Google

zeichnen, über den Vocal zu setzen. Für Vers 6267 hat sich sogar eine Handschrift Goethes gefunden, welche anstatt des in den ersten Ausgaben zu lesenden „Vaterburg" das richtigere „Väterburg" hat, und in der Originalhandschrift der Chorvariante zu Vers 5017 — 5066 S. 435 f. steht in der letzten Strophe „Uber" statt „Über".

Das Wort „Bequemste" V. 2323 in der Rede des Homunculus deutet Schröer wol nicht richtig; das Wort ist die ungebräuchliche positive Form, also das Gegentheil des sonst nur negativ vorkommenden „Unbequemen"; ebenso in Chirons Rede V. 2761. Den doppelten Superlativ „letzteste" gebraucht Goethe wie S. 143 in V. 2586 auch in der Marienbader „Elegie".

Das „Mansen" (S. 169) ist keineswegs eine neue Bildung Goethes nach Analogie von „Weibsen", sondern ein in Obersachsen vom Volke ganz regelmässig gebrauchter Ausdruck. Ebenda ist „Luder" kein unbedingt Verachtung ausdrückendes Wort, wie Schröer annimmt, sondern wird vielfach, wie V. 3107 von Mephistopheles, scherzhaft gebraucht, sogar als Liebkosungswort „Luderchen"; ähnlich auch von Goethe in der Palinodie „Geist und Schönheit im Streit" (Werke, Ausg. Hempel, II, 297).

Es ist nicht berechtigter Tadel, wenn Schröer sagt: in V. 3538 fehle bei „in Vaterfreudenstunde" der unbestimmte Artikel. Es ist durchaus nicht nothwendig, dass derselbe in diesem Zusammenhange stehe, wennschon die gemeine Sprechweise sowie nachlässige Schrift mit bestimmtem oder unbestimmtem Artikel sich zum Ueberfluss belastet. Die Unterdrückung des unnöthigen Artikels findet sich bei Goethe nicht selten.

Es ist mir immer zweifelhaft gewesen, ob das Wort „hell" in der Redensart „in hellen Haufen" mit dem deutschen „hell" in Verbindung gebracht werden kann. In dem Sinne wie in dieser erscheint es in keiner andern Redensart; vielleicht kommt es von dem „hel" der nordischen Sprachen her, das „ganz" bedeutet, sodass also dann Goethes V. 6124 „zu ganzen hellen Haufen" allerdings eine Tautologie enthielte. Sprachforschern ist die Ermittlung, ob die Vermuthung gegründet sei, zu überlassen. [Vgl. Weigands Wb. Bd. 1^3 S. 791.]

„Titel", in dem Monolog des Mephistopheles V. 7000, ist ein unbezweifelbarer juristischer Ausdruck, welcher sich noch am ehesten mit „Rechtsgrund" deutsch wiedergeben lässt.

Ueber manche Lesarten würde Schröer mit mehr Entschiedenheit sich haben aussprechen können, wenn er die Octavausgabe letzter Hand von Goethes Werken kännte. Schon vor Jahren habe ich darauf hingewiesen, dass einem kritischen Texte jedesfalls diese und keine andere Ausgabe zu Grunde gelegt werden muss; denn Goethe sah nach dem Drucke der Sedezausgabe letzter Hand die Octavausgabe noch besonders durch, sodass in ihr der gereinigte Text zu finden ist. Nun erschien zwar „Faust — der Tragödie zweiter

Digitized by Google

Theil" erst nach Goethes Tode; er hat aber deshalb den Druck der Sedezausgabe auch nicht selbst durchgegangen, während die Herausgeber ebenso wie Goethe noch nach dem Drucke der letzteren die Octavausgabe einer erneuten Durchsicht unterzogen, wobei ihnen Goethes Handschrift zugänglich war. Schröer führt nun zwar meistentheils die Lesarten der Octavausgabe unbewusst aus späteren Ausgaben an (wobei er sogar die gar nicht ernsthaft zu nehmende Ausgabe von 1862 citiert), allein alle anderen Ausgaben haben doch nur conjecturellen Werth gegen die authentische Octavausgabe letzter Hand. In dieser ist namentlich zu lesen:

V. 3727 Ring	statt	Rink,
- 5620 Schritt zu Schritt	-	Schritt für Schritt,
- 5672 Fried'	-	Fried,
- 5829 droht'	-	droht,
- 6664 den Alten	-	dem Alten.

Bei dieser Gelegenheit sei darauf aufmerksam gemacht, dass der S. 435 aus dem II. Bande des „Goethe-Jahrbuchs" abgedruckte Chor aus „Helena" dort einige Druckfehler hat, an denen dieses Jahrbuch durchgängig so reich ist und deren einer hier den Sinn völlig verwirrt; im vorigen Hefte des „Archivs" S. 166 habe ich die richtigen Lesungen gegeben.

Schröer lässt sich, z. Th. nach Düntzers Vorgang, darauf ein, andern Text vorzuschlagen, als in der editio princeps steht. Es dürfte namentlich ein müssiges Geschäft sein, des Reimes wegen Verse vermuthungsweise einzuschieben — wie nach V. 2314 und V. 3117 —, oder zu ändern — wie V. 2481; denn es wird doch keinem gewissenhaften Herausgeber einfallen, mit diesen Vorschlägen Goethes Dichtung zu berichtigen. Schon dass Schröer V. 2814 „Erst zehen Jahr!" setzt anstatt des von Goethe geschriebenen „Erst sieben Jahr!", dürfte sich nicht allgemeiner Billigung erfreuen, obschon es als zweifellos angesehen werden kann, dass Goethe, nachdem er sich durch Göttling hatte bestimmen lassen in V. 1918 und V. 4238 die siebenjährige Helena in eine zehenjährige zu verwandeln, es auch in dem vorgenannten Verse gethan haben würde, wenn er auf denselben verfallen wäre. Aehnliches gilt von der Ersetzung des „beschäftigt" in V. 5967 durch „geschäftig". Neben diesen Verbesserungsbestrebungen nimmt es sich seltsam aus, dass Schröer nicht den Muth gehabt hat, den blossen Rechtschreibungsfehler in V. 2922 — „Kreisenden" für „Kreissenden" — zu berichtigen.

Die Nachweise der Wiedergabe von Stellen anderer Dichter lassen sich vervollständigen, z. B. durch Vergleichung von V. 5769 mit Verg. Aen. II, 39, und von V. 5783 f. mit Hor. Ep. I, 18, 84.

Zu Schröers Erklärungen einzelner Stellen ist folgendes vorzubringen.

Digitized by Google

Unter „krystallisiertem Menschenvolk“ die Chinesen verstehen zu wollen scheint verfehlt, weil die Bemerkung des Mephistopheles dann gar zu flach sein würde. Was sollen hier die Chinesen? Diese Aeusserung ist vielmehr unzweifelhaft ironisch zu nehmen und nicht auf ein Volk, sondern auf Menschenvolk überhaupt, das in todten Begriffen erstarrt ist, zu beziehen.

Schröer ist bei den Versen 2631 ff. nicht sicher, ob er dabei auf Creuzers „Symbolik“ verweisen kann, weil er das auf die Sphinxe bezügliche nur aus der 3. Auflage kennt, die erst nach Goethes Tod erschien. Es kann ihm nun bestätigt werden, dass dasselbe schon in dem 1810 herausgekommenen I. Bande der 1. Auflage der „Symbolik“ (S. 326 f.) stand.

Der vermisste Gegensatz in den Versen 3241 f. ist allerdings vorhanden; denn poetisch kann man allerdings sagen, die Welle halte sich vom Felsen fern, weil sie, an ihn herangedrängt, immer wieder zurückprallt.

Die Worte des Thales in Bezug auf das zerschellen des Homunculus an Galatheas Muschelthron V. 3858 f. beziehen sich auf Paulus, Epistel an die Römer 8, 22.

Abzuweisen ist Schröers Auslegung von V. 4213, wobei er die Worte der Phorkyas —

So nenne dich zuerst, das Räthsel hebt sich auf —

so versteht, als sage sie: wenn du dich nennst, so muss zu Tage kommen, dass du nur das Scheinwesen einer Phantasmagorie bist. Schröer nimmt nämlich an, dass der ganze dritte Act ein Traum Fausts sei. Er stellt sich damit in Widerspruch gegen die namhaftesten Erklärer, unter den neuern gegen von Loeper, Marbach, Schreyer. Alle Personen in diesem Act sprechen durchaus so entschieden als wirklich existierende, dass jene Auslegung des V. 4213 als eine ganz unbegründete befunden werden muss. Derselbe ist vielmehr so zu verstehen, dass die Phorkyas — nachdem die Chorführerin ihr scheltend vorgehalten hat, sie werde verstummen, „wenn ich sage, wer du seist“ — ihr entgegnet: unsre Namen beiderseits sind noch unbekannt — also ein Räthsel; lösest du das Räthsel bezüglich deines Namens, so wird sich finden, dass dein Name denselben Einfluss auf mich äussert, den du von meinem in Bezug auf dich aussagst. So heben sie sich gegenseitig auf. Dieselbe unerwiesene Ansicht Schröers vom 3. Acte verleitet ihn auch zu ähnlich unhaltbarer Auslegung der Verse 4550 ff. Ebensowenig kann Referent der Deutung Schröers von V. 4361 beipflichten. Phorkyas hat dem Chor angekündigt, dass sein Tod beschlossen sei; der Chor fleht um Rettung, und Phorkyas will darauf erzählen, wie sich alles begeben habe, wenn die Choretiden zuzuhören Geduld hätten. Darauf erwidern diese:

Geduld genug! Zuhörend leben wir indess.

Digitized by Google

Das heisst doch zuverlässig: wir haben Geduld, weil wir, so lange wir zuhören können, doch noch leben dürfen. Schröer versteht: so lange du erzählst, hältst du Todesgedanken von uns ab. Sie wissen ja noch gar nicht, ob die Erzählung so unterhaltend sein wird.

Seite 7 gebraucht Schröer die bedenkliche Wendung: Henkel habe nachgewiesen, dass die Terzinen, die Faust im 1. Acte spricht, 1798 gedichtet seien. Für einen Nachweis ist aber die — übrigens sehr ansprechende — Vermuthung allzu lückenhaft, da man nicht einmal weiss, ob Goethe die Terzinen, die er 1798 schreiben wollte, auch wirklich geschrieben hat.

Obwol ich die Richtigkeit noch einiger weiterer Erläuterungen Schröers in Frage stellen könnte, so unterlasse ich doch dieselben anzuführen, zumal da ich nicht im Stande bin, in allen Fällen etwas dagegen zu setzen, das ich wenigstens nach meiner entschiedenen Ueberzeugung für besseres halten müsste. Alle diese im Grunde unwesentlichen Ausstellungen verschwinden jedoch gegen die grosse Masse des vortrefflichen; denn die Erklärungen nehmen etwa die Hälfte der 398 Seiten des „Faust" ein, und zwar in kleinem, engem Druck. Darin verlieren sich meine Bemerkungen wie ein Glas Schwefelsäure im Meer.

Ein Register hervortretender Wörter, Redensarten, Namen, Sachen u. s. w. ist beigegeben, was wol noch in keiner Ausgabe Goethescher Dichtungen in diesem Umfange geschehen ist. Lassen sich auch Unvollständigkeiten dieses Registers nachweisen, so begrüssen wir doch diesen Anfang mit Freuden und Dank. Die Uebersicht verschiedener Lesarten schliesst den Band. — Uebrigens muss ich zu S. 387 bemerken, dass ich im X. Bande dieses „Archivs" S. 271 anerkannt habe, dass die Recension von Lavaters „Aussichten in die Ewigkeit" ganz von Goethe herrührt.

---

5. Die Goethe-Bildnisse u. s. w. von Dr. H. Rollett. 2. Lieferung mit 1 Radierung, 1 Heliogravure und 17 Holzschnitten u. s. w.

Wir können uns nicht versagen die vorläufige Anzeige der 1. Lieferung des Prachtwerkes auf diese eben ausgegebene neue Lieferung zu erstrecken, da nicht oft genug auf dieses einzig in seiner Art dastehende Unternehmen hingewiesen werden kann. In dieser 2. Lieferung erhalten wir ebenfalls Nachweisung, beziehentlich Nachbildung unbekannter Goethe-Bildnisse ausser den bekannten; auch hier bespricht der begleitende Text die Geschichte der einzelnen Bildnisse.

Dresden, December 1881. v. Biedermann.

Digitized by Google

Georg Voigt, Friedrich Rückerts Gedankenlyrik nach ihrem philosophischen Inhalte dargestellt. Annaberg, Graser, 1881.

Selten habe ich mich so angenehm enttäuscht gesehen, als nachdem ich dieses Buch zu Ende gelesen hatte. Ich hatte es in die Hand genommen mit der Erwartung, nicht viel mehr darin zu finden als eine ziemlich überflüssige Wiederholung des bekannten Buches von Franz Kern*, oder als eine Chrestomathie aus der „Weisheit des Brahmanen", finde aber, dass es weit mehr als beides und einem jeden zum Studium jenes „Lehrgedichtes" geradezu unentbehrlich ist. Am Ende seiner Arbeit gelangt der Verfasser zu folgendem Resultat:

„Ueberschauen wir die gesammte Gedankenlyrik Rückerts, so breitet sich dieselbe vor dem betrachtenden Geiste gleich als eine von einem leisen Hauche bewegte, seitlich beleuchtete Wasserfläche aus, die einen dem Auge höchst erfreulichen, wechselreichen Anblick des mannigfaltigen Durcheinanderwogens von Licht und Schatten darbietet. Die unendlich vielen kleinen Wellenberge, auf deren Kämmen sich glitzernde Lichtlinien hinziehen, sind die einzelnen kleinen Gedichte, von denen jedes einen philosophischen Gedanken, einen Strahl, an der Stirn trägt. Der Schatten, welcher so schön mit jenen Lichtlinien contrastiert, zugleich aber auch verhindert, dass dieselben in einander übergehen und fortlaufende Schlangenlinien bilden, ist die poetische Einkleidung der Gedichte; und gewiss, was uns in den hellen Wahrheitsstrahlen und den feinen Pointen, in den zahllosen leuchtenden und eindringlichen Lichtblicken entgegenblitzt und entgegenglitzert, ist eine reiche Fülle ernster sinn- und phantasiereicher Weisheit!"

Das Bild ist vortrefflich und in jeder Hinsicht zutreffend. — Der Verfasser will Rückert nicht geradezu für einen Pantheisten gehalten wissen, und was er zu diesem Zwecke vorbringt, ist sehr beherzigenswerth (S. 10). „Man muss erwägen," sagt er, „dass sich bei poetischer Ausdrucksweise dieser Schein leicht ergeben kann (wie namentlich bei Angelus Silesius, der trotzdem nicht Pantheist war — er scheint in mancher Beziehung für Rückert Vorbild gewesen zu sein), und dass man ja die Bibel wegen der Stelle: «In ihm leben, weben und sind wir» auch nicht pantheistisch nennen wird." Rückerts Verhältniss zu Angelus Silesius bedarf übrigens noch einer näheren Untersuchung, als die von Kern angestellte ist: denn es wäre möglich, dass die Bilder und Vergleiche, in denen beide übereinstimmen, sich auf eine gemeinsame Quelle zurückführen liessen; die uns bisher erschlossenen Hilfsmittel zum Studium

* Friedrich Rückerts Weisheit des Brahmanen dargestellt und beurtheilt. Oldenburg 1868.

Digitized by Google

Rückerts geben keinen Anhalt für die Annahme einer directen Beziehung zu ihm. — Sehr verständig hat der Verfasser seine Betrachtungen über den Gedankeninhalt der philosophischen Lyrik Rückerts in die drei Capitel: Gott, Gemüth und Welt eingetheilt: „Bei dieser Anordnung seiner Gedanken folgt man Fingerzeigen, die er XIV, 36 gibt, wo er von einem ewigen, heiligen Dreiklange, der das irdische Getöse durchdringe und überall Versöhnung herstelle, spricht,

Den: Gott, Gemüth und Welt, am einfachsten genannt,
Wer rein das Göttliche am menschlichsten erkannt:
Die Drei, die Eines sind und also sich ergänzen,
Dass sie sich gegenseits erfüllen und begrenzen,
Durchdringen und beziehn, begründen und erklären,
Und selbst nicht wären, wenn sie nicht verbunden wären:
Komm lass uns, um in uns den Zwiespalt zu versöhnen,
Mit dem Dreieinklang ganz durchklingen und durchtönen!"

Auch ist es dem Verfasser nicht entgangen, dass Rückert mit diesem „Dreieinklang" auf seinen Meister Goethe hinweist, der seine philosophisch-lyrischen Gedichte unter jenem Titel: „Gott, Gemüth, Welt" zusammenfasst. — Sollte das Werk, was wir von Herzen wünschen, eine neue Auflage erleben, so sieht sich der Verfasser vielleicht veranlasst auch die erste Ausgabe der „Weisheit des Brahmanen" in sechs Bänden, die nachgerade schon selten zu werden anfängt, nach Goldkörnern Rückertscher „Gedankenlyrik" zu durchsuchen. Denn bei der bekannten Gleichgiltigkeit Rückerts gegen die Auszüge aus seinen Dichtungen, deren Anfertigung er anderen überliess, haben wir keine Gewähr, dass er, was in jenen Auszügen wegblieb, später auch weniger als das darin aufgenommene gebilligt habe.

Wir schliessen die Anzeige dieses Buches mit herzlichem Danke für die schöne Gabe. Robert Boxberger.

Miscellen.

1.

Kleine Beiträge zur Lebensgeschichte von Schriftstellern aus Württembergisch-Franken.

1) Die Familie Widmann aus Schwäbisch-Hall hat Professor Dr. Julius Hartmann in Stuttgart eingehend auf Grund von archivalischen Forschungen in den Württembergischen Vierteljahrsheften für Landesgeschichte Band 3, Jahrg. 1880, S. 226 ff. behandelt. Die Arbeit scheint noch wenig bekannt zu sein. Die neueste Ausgabe von Georg Rudolf Widmanns Faust durch A. v. Keller in den Publicationen des Litterarischen Vereins schweigt vollständig über den Verfasser jenes Volksbuches.

Digitized by Google

Zur Ergänzung jener Abhandlung mögen hier einige Bemerkungen folgen. Der Stammvater der Familie, zu welcher der Chronist Georg Widmann, dessen Sohn Achilles Jason Widmann, Goedeke Grundriss 1, 117, und seine beiden Enkel, Georg Rudolf, der Herausgeber des Faust, und Erasmus, der Musikschriftsteller gehören, Goedeke a. O. 129, 427, ist Jörg Widmann, 1476 Secretär des Stifts Komburg, geboren in Bühlerthann O.-A. Ellwangen. Er ist 1479 Ammann des Stifts, 1500 Pfarrer zu Thüngenthal O.-A. Hall und könnte der Verfasser des Liedes sein: Ain schönes lyed von Vilßhofen, Goed. a. O. 254.

Sein gleichnamiger Sohn, der Chronist, lebte noch 1552 in Erlach bei Hall als Pfarrer. Er liebte es, seinen Kindern absonderliche Namen zu geben. Eine Tochter hiess Florentina. Einen seiner beiden Söhne nannte er Achilles Jason. Dieser ist der Verfasser jenes Schwankes Peter Lewe, Goed. 1, 117, dessen Erzählungen sämmtlich in der Umgebung von Hall spielen. Wenn ich recht unterrichtet bin, besitzt das kgl. Haus- und Staatsarchiv in Stuttgart den Schwank im Manuscript. Ueber Achilles Jason Widmann war bis jetzt nur bekannt, dass er 1549 sich auf die Universität, wahrscheinlich nach Ingolstadt begab, wo viele Franken damals ihre Bildung holten. Aus den Kirchenbüchern von Hall ergibt sich, dass er Gräflich-Hohenlohischer Vogt zu Neuenstein war und als solcher vor dem Ende des 16. Jahrhunderts starb (vor 1596, 3. Febr.).

Ueber seinen Sohn oder Neffen Erasmus geben die Vierteljahrshefte verschiedenes Material. Hier sei nur beigefügt, dass er in den neunziger Jahren des 16. Jahrhunderts in Graz in Steyermark (die Kirchenbücher nennen Kärnthen) lebte, von dort aber 1599 wegen seines evangelischen Glaubens vertrieben wurde (Kirchenbücher in Hall).

2) Ein ausführliches Lebensbild des Haller Chronisten Johann Herolt von der Hand des unterzeichneten geben die Württb. Vierteljahrshefte Band 4, Jahrgang 1881, S. 289.

3) Michael Hospinius, Hospeinius und Hospenius, der Verfasser der 1590 und 91 zu Strassburg aufgeführten Schauspiele Equus Trojanus und Dido (Goedeke a. O. S. 137. Jundt, dram. Aufführungen im Gymn. zu Strassb. S. 41) erscheint 1593 als Praeceptor der Kinder Graf Wolfgangs von Hohenlohe zu Weikersheim, der ein grosser Liebhaber des Schauspiels war, wie denn bei den Taufen der gräflichen Kinder Schauspiele aufgeführt zu werden pflegten. M. Michael Hospinius bekam 30 fl. Gehalt. Fast gleichzeitig war (1594) sein Bruder Caspar Schulmeister und Stadtschreiber in Langenburg, später in Weikersheim. Derselbe kehrte jedoch 1609 in die Vaterstadt Strassburg zurück. Von 1602 an erscheint M. Mich. Hospinius als Secretär des Grafen. Er starb 1618 als hochgeachteter Beamter zu Weikersheim.

Digitized by Google

4) In Weikersheim treffen wir auch als Capellmeister 1609 Joh. Jepp aus Dransfeld, Nachfolger des Erasmus Widmann. Derselbe ist wahrscheinlich identisch mit Johann Jeep, der 1611 zu Nürnberg „schöne auserlesene liebliche Tricinia" und 1613 „das Studentengärtlein" herausgab. Goedeke a. O. 129.

5) Von M. Wolfhart Spangenberg, dem Sohne des Cyriacus, Bürger zu Strassburg, der sich auch Lycosthenes Psellionoros Andropediacus nannte, vgl. Goedeke S. 226, 228, 288, 298, 418, 1166, sind die näheren Lebensumstände noch vollständig unbekannt. Goedeke nimmt an, dass er ein bürgerliches Gewerbe getrieben habe. Das M. vor seinem Namen soll nicht wie sonst Magister heissen, sondern einen zweiten Vornamen bezeichnen a. O. S. 418. Die Kirchenbücher von Buchenbach O.-A. Künzelsau, wie auch eine Correspondenz des Patronen der Pfarrei Buchenbach, des Ritters Wolf v. Stetten, mit W. Spangenberg widerlegen jedoch diese Annahme vollständig und geben einiges Licht über seinen Lebensgang. Die Herrn von Stetten waren wie die benachbarten Herrn von Crailsheim Anhänger der Lehren des Flacius. Auf ihren Besitzungen hatten verschiedene Flacianer eine Zuflucht gefunden. Ja Cyr. Spangenberg war selbst längere Zeit bei den Herrn von Crailsheim auf Morstein zu Gast und stand mit Wolf von Stetten in Briefwechsel. Am 27. Dec. 1610 („des neuangehenden Jahres 1611") wandte sich Wolf v. Stetten, der für den altersschwachen Pfarrer Heuser einen Adjuncten und eventuellen Nachfolger suchte, an „M. Wolfhart Spangenberger, Bürger der reichsfreien Stadt Straßburg und Druckereien Corrector" mit der Bitte, ihm einen qualificierten Mann zu nennen von unärgerlichem Wandel, „welcher nicht mit dem Sauerteig des ersten Artikel der Formula Concordiae und andern Irrthümern behaftet sei, sondern an dem Worte, das gewiss ist, und den darauf gegründeten Symbolis (Nicaenum, Athanasianum und Confessio Augustana) und Luthers Schriften treuen Fleisses thut halten und richtig lehren".

Hierauf bot sich Wolfh. Spangenberg selbst an. Am 11. März 1611 beginnen die von seiner schönen, festen, eines Correctors würdigen Hand geführten Kirchenbücher von Buchenbach. Am Feiertag Bartholomaei 1611 (den 24. August) wurde Spangenberg förmlich zum Pfarrer bestellt. Die Entfernung von Strassburg macht es erklärlich, dass Spangenbergs spätere Werke nicht mehr dort, sondern in Nürnberg erschienen. Sein Lebensbild bleibt, da es hier zu weit führen würde, den Württb. Vierteljahrsheften, welche mit dem 4. Band eine Serie Lebensbilder aus Franken begonnen haben, vorbehalten. Hier sei nur noch bemerkt, dass unser Spangenberg 1637 noch am Leben war, aber wahrscheinlich in diesem Jahre noch gestorben ist.

Gustav Bossert, Pfarrer in Bächlingen
bei Langenburg, Württb.

Digitized by Google

2.

Zu Heinrich Heines Ballade „Die Grenadiere".

Wie viel H. Heine dem Volksliede und der Volksballade verdankt, lässt sich auch an folgendem Beispiele zeigen. In der Ballade „Die Grenadiere" (im „Buch der Lieder" „Junge Leiden" 1817—1821: Werke 15, 54. 1868) entgegnet der eine Kriegsmann dem anderen:

Was schert mich Weib, was schert mich Kind,
Ich trage weit bessres Verlangen;
Lass sie betteln gehn, wenn sie hungrig sind —
Mein Kaiser, mein Kaiser gefangen!

Die Strophe erinnert aufs bestimmteste an die vorletzte in der schottischen Ballade „Edward":*

„Und was soll werden dein Weib und Kind?"
. . . . . .
Die Welt ist gross, lass sie betteln drin,
Mutter, Mutter! u. s. w.

Hat Heine aber wirklich die Ballade „Edward" gekannt? Dafür gibt es einen unwiderleglichen Beweis. Wie tief sie den Dichter ergriffen, zeigt ihre Verwendung in seinem Trauerspiele „William Ratcliff", das er zu Berlin im Januar 1822 verfasste.** Marias Amme, Margaretha singt gleich zu Anfang der dramatisierten Ballade, wie Heine seine Tragoedie selbst nennt***, „im abgebrochenen Wahnsinnstone": Was ist von Blut dein Schwert so roth? Edward, Edward? Vgl. Scene 14 und 16.

In der 14. Scene — sie ist jener im „Othello" Shakespeares nachgebildet, da sich Desdemona und Emilia vor der Katastrophe ähnlich unterhalten wie bei Heine Maria und Margaretha, — erzählt Margaretha von dem Morde, den Marias Vater an Edward Ratcliff, Williams Vater, verübt.

„Schön Betty, deine Mutter, sass allein
Und sang: Was ist von Blut dein Schwert so roth?
Edward, Edward?" u. s. w.

Berlin, d. 23. April 1881. Daniel Jacoby.

---

* Bei Herder, Volkslieder: Z. sch. Lit. u. K. Werke. Stuttg. 1828. 8, 37.

** S. Heines Vorrede zur III. Auflage der „Neuen Gedichte": Werke 16, 7 (1868). Irrthümlich schrieb Heine 1821; vgl. A. Strodtmann, Heines Leben 1^2, 688.

*** A. a. O. S. 6, wo er zugleich die Tragoedie eine bedeutsame Urkunde zu den Processacten seines Dichterlebens nennt.

Digitized by Google

Lesefrüchte.

Von
Erich Schmidt.

1. Alpenlandschaft in deutscher Dichtung. Dass L. Friedländer in seiner ausgezeichneten kleinen Schrift über die Entstehung und Entwicklung des Gefühls für das romantische in der Natur (1873) die italienischen Humanisten übersehen hat, ist von mir schon in meinem Richardson, Rousseau und Goethe S. 173 angedeutet worden. Aber auch deutsche Neulateiner des sechszehnten Jahrhunderts sind nicht umsonst über die Alpen in das Land der Renaissance gezogen. G. Sabinus, Melanthons Eidam, schildert im zweiten Buche der Elegien (Poemata. Lipsiae 1581 S. 57) den schaurigen Uebergang nach Trident, auch der Martinswand gedenkend, dann aber zu einer Ehebruchsgeschichte sich wendend.

Hinc, Lycus vndoso qua gurgite fertur ad Alpes
Tendimus aequantes nubila summa iugis:
De quibus in praeceps tantum vallesque sub imas,
Ardua suspectus quantus ad astra, patet.
Grando cacuminibus nixque indurata recumbit,
Semper in his acri frigore saeuit hiems:
Atque resoluuntur nimbi, caurique furentes
Importuna nigro turbine bella gerunt:
Auulsasque ferunt ornos et fragmina montis,
Fragmina quae tanto lapsa fragore cadunt,
Ac si vasta ruat sublimis machina coeli:
Attulit incautis saepe ruina necem.
Saepe viatores aestiuis mensibus illic,
Gorgone ceu visa diriguere gelu:
Saepe per angustas fauces oppressit euntes,
Labentis moles conglomerata niuis.
Nec minus innumeri decurrunt Alpibus amnes,
Grandia qui rapido vertice saxa rotant,

Digitized by Google

Quaque volutatur per adesas spumea cautes,
Proruit insani gurgitis vnda vias.
Exhalant nebulas imae fumosque cauernae,
Hi loca coeruleis nubibus apta petunt:
Protinus inque niues abeunt imbresque soluti,
Aërij montis cum tetigere iugum:
Aut saliente mouent cum grandine fulminis ignes,
Icta repercussis Alpibus aura fremit.
Hos igitur montes altoque minantia coelo
Saxa, fatigatis dum peragramus equis:
Indurata genis mihi stiria saepe pependit,
Algentesque gelu diriguere pedes.
Vicimus interdum mordentia frigora cursu,
Et tepido calidas fecimus ore manus.
At pede calcanti duras mihi saepe pruinas,
Orta sub allisa pustula calce fuit.
Iamque tenebamus, qua spumifer aestuat Oenus,
Ardua carpentes sub iuga montis iter,
Cuius in abrupto per noctem vertice Caesar,
Diue tuus quondam Carole sedit auus:
Siluestres quando capreas damasque bicornes
Ausus in aëria figere rupe fuit:
Culmen et ascendit iuuenis temerarius, vnde
Cum vellet potuit non reuocare gradum.
Inde Tridentinae portas intrauimus vrbis . . . . .

P. Lotichius, der tiefste neulateinische Poet Deutschlands in jener Epoche, elegischer, fast Kleistischer Naturempfindung voll, hebt ebenfalls, wo er die aërias Alpes und, ein Vorläufer Ramonds, die pruinosa juga Pyrenis (Opera. Lipsiae 1586 S. 50 u. s. w.) nennt, die unwirthliche Kälte hervor, vgl. z. B. S. 111 oder 94 tendensque per Alpes, frigus in aërijs rupibus aegre tuli. Eleg. 3, 1 schildert die Heimkehr aus Frankreich:

Protinus Allobrogum celsas in finibus Alpes,
Horridaque emensi lustra, niuesque sumus.
Contigimusque lacum, Rhodanus qua spumifer exit:
Sed glacie tectis tunc piger ibat aquis.

Die folgenden Verse feiern im Geist der Hallerschen Alpen die Schweizer als unverdorbenes Naturvolk:

Inde per intonsi nymbosa cacumina Iurae,
Venimus ad ripas, Arela curue, tuas.
Omnibus inque locis, fulgentibus obuia signis,
Vidimus Heluetijs agmina missa iugis.

Digitized by Google

Non illic colit arua Ceres, non consitor vuae,
Nemo peregrinis mercibus auget opes.
Incola contentus paruo, nec fallere doctus,
Gaudet in herbosa pascere valle pecus.
Lacque nouum semper, pressique coagula lactis,
Dulcia foecundi munera ruris habet.

Hans Sachs aber, ein Meister der Landschaft, der winterlichen besonders (vgl. Schönbach in der Beilage zur Wiener Abendpost 1879 Nr. 179), vergisst die Staffage nicht (Keller 3, 149). Er überschreitet den Zirlberg bei Schwaz in Tirol:

Auff dem hetten in staines wend
Ir wonung stainböck vnd die gemsen.
Die sach ich auß klüfften vnd klemsen
Auff den stafligen felsen klebern,
Aintzig in dem gebirg vmb webern.

Oben auf einem Rasen steht die gleissende Frau Hoffart, er steigt „auffwertz, geferlich hoch, mir klopfft das hertz", aus dem Abgrund schwingt sich die schlichte Frau Demuth empor und bleibt „auff eynen schrofen stan". Beide streiten, bis die stolze von einem sausenden Orkan zu Thal geschleudert wird.

Sogar der nüchterne Jes. Rompler von Löwenhalt findet im Ersten Gebüsch seiner Reim-getichte 1647 S. 131 ein gewisses Pathos, wenn er auf die „Schweitzerberg" und „der alpen schne" zu reden kommt. Er war mit Freunden dort,

wo die Genfer wohnen
An ihrem langen sé, durch welchen man die Rhonen
Gantz unvermischet sieht, die etwas weiter fort
In einem wilden thal und abgelegnen ort
Sich rásend-zornig stellt, kommt schaumig her gelauffen,
Reisst stauden, stöck und bäum und fölsen überhauffen,
Wühlt löcher in den grund die unergründlich seyn,
Und stost ihr wüthend haupt mit ungestümm hinein,
Ja rompelt allerdings biß an des Orkus schwöllen,
Erschröckt die geyster dort, und sölbs den vogt der höllen.

Echt romantische Erfassung des Hochgebirges finden wir aber zuerst bei Jacob Balde. Ueber die Romantik der Ruine in der deutschen Dichtung möchte ich bald einmal ausführlich handeln.

2. Opitzens bekanntes, bei Canitz und Chr. Weise anklingendes Lob der Einfachheit:

Digitized by Google

Wol dem der weit von hohen Dingen
Den Fuß stellt auff der Einfalt Bahn

mit dem Kehrreim:

Ein jeder lobe seinen Sinn,
Ich liebe meine Schäfferinn

hat G. Finckelthaus (Deutsche Gesänge; zahlreiche Proben daraus in diesem Archiv 3, 66 ff.) parodiert. „Ein hoher Sinn“ — s. Goedeke, Elf Bücher deutscher Dichtung I S. 303 f. — beginnt:

WOhl dem, der tracht nach hohen dingen,
Vnd nicht geht auff der einfalt Bahn!

und der Kehrreim lautet:

Ein jeder folge seinem Sinne,
Ich halts mit keiner Schäfferinne.

3. Wiederholungen in Dramen des A. Gryphius und Heinrichs von Kleist. Theodosia im Leo Armenius V, Vers 170 ff.:

Du schweffel-lichte Brunst der Donner harten Flammen,
Schlag loß! schlag über sie, schlag über uns zusammen,
Brich Abgrund, brich entzwey, und schlucke, kan es seyn,
Du Klufft der Ewigkeit, uns und die Mörder ein!

Julia im Grossmüthigen Rechts-Gelehrten . . . Papinianus I, Vers 295 ff.:

Brecht Himmel! Sternen kracht! Spritzt Schwefel-blaue Flammen!
Ihr Lichter jener Welt fallt! Klippen stürtzt zusammen!
Und werfft den Grund der hart-befleckten Erden ein.

Vgl. ebenda 5, 399:

Reist Erden! Himmel kracht! rast Wirbelwind und sauset!

Danach ist, wie auch mein Zuhörer Hr. Neumann erinnert, Creizenachs Nachweis in dem Versuch einer Geschichte des Volksschauspiels vom Doctor Faust S. 64 zu ändern.

In Kleists Familie Schroffenstein 2, 2 sagt Sylvester zu Jeronymus:

Freilich mag
Wol Mancher sinken, weil er stark ist; denn
Die kranke, abgestorbne Eiche steht
Dem Sturm, doch die gesunde stürzt er nieder,
Weil er in ihre Krone greifen kann.

Und die Schlussverse Prothoes in „Penthesilea“ lauten:

Digitized by Google

Sie sank, weil sie zu stolz und kräftig blühte.
Die abgestorbne Eiche steht im Sturm;
Doch die gesunde stürzt er schmetternd nieder,
Weil er in ihre Krone greifen kann.

Bezeichnend für Kleists Sentenzenarmuth. Vgl. J. Schmidt 3,386.

Man beachte auch die z. Th. wörtliche Wiederholung, wenn Graf Wetter vom Strahl in der sehr jugendlichen Rede 2, 1 ruft: „Du, deren junge Seele, als sie heut nackt vor mir stand, von wollüstiger Schönheit gänzlich triefte, wie die mit Oelen gesalbte Braut eines Perserkönigs, wenn sie, auf alle Teppiche niederregnend, in sein Gemach geführt wird", und Prinz Friedrich von Homburg 1, 4 sagt:

Und weil die Nacht so lieblich mich umfing,
Mit blondem Haar, von Wohlgeruch ganz triefend,
Ach! wie den Bräut'gam eine Perserbraut —.

4. Stammbuchblätter. Mein Freund G. Laubmann theilt mir folgenden Eintrag aus dem Stammbuche (1769 ff.) des Freiherrn Renatus Leopold von Senkenberg mit, S. 77.

„Sinngedicht.

Rousseau, der Sonderling, Er — unsrer Zeiten Ehre
Schreibt Noten ab, ums Geld! und dis befremdet Dich?
Mich nicht — er parodirt nur seinen Feind Voltaire
Denn der kopiert sich meisterlich!

jour et an comme si après. Erinnern Sie sich hiebey desjenigen, den Sie Dero Freundschaft gewürdiget haben, und welcher die Ehre hat zu seyn Dero gehorsamer Diener und Freund H. L. Wagner J. U. L." Oben rechts fügte Wagner bei: „quel charmant vis à vis!" Gegenüber hat sich nämlich „F. Barthin, Strassburg den 12. May 1772" eingeschrieben. Unter Wagners Namen hat später jemand — Senkenberg? — angemerkt, „nachher D. J. in Frankfurt, u. † 1779".

Der Güte L. Speidels danke ich den Einblick in das Stammbuch des Schauspielers Brockmann.

— Die Unsterblichkeit
Ist ein großer Gedanke
Ist des Schweißes der Edeln wehrt.
Klopstock
Zum Andenken geschrieben von
Joh. Martin Miller.
Hamburg den 10. May 1775.

Digitized by Google

Sich sehn, sich lieben und verschwinden!
Für kurze Freude, lange Pein!
Ach, ohne die Hofnung sich wiederzufinden,
Verlohnte sichs, ein Mensch zu seyn?

den Tag seiner Abreise Hamburg August 1777

Mehr als iemals von dieser Wahrheit durchdrungen, schriebs ihr ergebenster Gotter.

Die Zeit nimmt der Liebe das Thränentuch ab,
Streut weisse Blumen ins schwarze Grab;
Sie haucht ans Aug und trocknets geschwind,
Oder weht die Thränen in den weiten Wind.

Im December 1777. Joh. Christ. Unzer.

Frau Johanna Charlotte Unzer hat u. d. Datum Altona 14 III 78 wolgemeinte Verschen eingetragen:

Der Du Dich Deiner Freunde Beifall freutest
Nur leicht gerührt vom lauteren Jubel der Stadt,
Manch liebes Blümchen geflißener streutest
Auf ihres Lebens Pfad;
Nimm auch meinen Dank dafür!
Bald — Ach! — Bald werden ihn Dir
Rühmlicher noch als Hamburg und Berlin
Geben Dein Kaiser und Wien:
Herzlicher aber keiner als Wir.

Als ich Le Kain spielen sah, Le Kain! — Da grif ich als Künstler, um mir eine schöne Statue zu erhalten, im Geiste nach der Reißfeder. Als ich Sie liebster Brockmann spielen sah, da vergaß ich den Künstler, und grif gerührt nach dem Schnupftuch.

Berlin, den 7ten Januar 1778 J. W. Meil.

Gute Menschen soll man nicht mit einander vergleichen. Denn einer von beyden verliert allemahl mehr dabey, als der andere gewinnt.

Sie aber, lieber Brockmann, wollen wir vollends mit niemandem vergleichen. Sie würden gar zu viel dabey gewinnen, und für uns würde das Gefühl Ihres Verlustes, da Sie sich von uns entfernen, gar zu stark werden.

Hamburg, den 11ten März 1778.

Johann Georg Büsch Prof.

Digitized by Google

Verse und Composition von J. André, Berlin 21 III 78. Auch K. G. Lessing erscheint.

Was hebt den Edlen mehr,
Als rings um sich die Helden stehn zu sehen,
An seiner Kraft und Tugend sich bereitend
Zu Tod und Leben.

Diese Empfindung muss Sie bey Durchlesung Ihres Stammbuches ergreifen. Mich führt die Dankbarkeit in diesen Tempel. Wie glücklich schätze ich mich, noch in Ihre Kunstepoche gefallen zu sein. Aber lassen Sie nicht bloß den Dichter, lassen Sie mich auch als Ihren Freund etwas gelten.

Wien am 1sten August 805. Collin.

Digitized by Google

Codrus.

Lateinische Schulkomoedie aus dem Jahre 1485.

Von

Wilhelm Schulze.

Von der lateinischen Schulkomoedie, deren Inhalt im folgenden mitgetheilt werden soll, befindet sich ein Exemplar auf der Paulinischen Bibliothek zu Münster (von Nordhoff erwähnt in seinem Buche: Denkwürdigkeiten aus dem Münsterischen Humanismus. Münster 1874); ein zweites wurde von Director Dr. A. Döring in einem Sammelbande* der Dort-

* Der Band trägt auf der Titelseite des ersten Stückes die von einem Besitzer eingeschriebene Jahreszahl 1565. Die Stücke sind folgende:

1) Lavacrum conscientie omnibus sacerdotibus et clericis tam utile quam necessarium impressum impensis honesti viri Henrici Quentell. Colonie 1501.

2) Incipit liber fraternitatis rosacee corone ad honorem beatissime virginis marie et ad salutem hominum editus. O. J.

3) Primus tractatus huius operis est de salute corporis (editus bononie per guillermum de Saliceto); secundus tractatus est de salute anime (ed. Cardin. de turre cremata); tertius de amore: contra luxuriosos et lascivos: Editus a Pio secundo maximo pontifice; quartus tractatus est Pii secundi pontificis maximi pro laude homeri prefatio in homerum poëtarum maximum. (Mit roth gez. Initialen.) O. J. Impressus antwerpie per me Gotfridum back.

4) Historia Nycodemi de passione et resurrectione domini. O. J. (Ohne Seiten- oder Blattzählung.)

5) Passio petri et pauli apostolorum ac disputatio eorundem contra Symonem quendam magum etc. Schluss: Ego Marcellus discipulus dominj mei Petri apostoli, que vidi scripsi. O. J.

6) Esopus grecus per Laurentium vallensem traductus. Antwerpie per me go. bac (vgl. 3).

Digitized by Google

munder Gymnasialbibliothek aufgefunden. Als Verfasser nennt sich am Schlusse Joh. Kerckmeister, ein sonst nicht bekannter Humanist, der nach seiner eigenen Angabe in seiner Vaterstadt als Gymnasiarch wirkte. Er mag demnach derselben Schule vorgestanden haben, für deren Leitung Rud. von Langen im Jahre 1498 seinen Freund Hegius zu gewinnen suchte (vgl. hierüber die ausführliche Darstellung Dörings: Joh. Lambach, Beitrag zur Gesch. des Humanismus u. s. Schulwesens u. der Reformation. Berlin 1875). Der Inhalt unsrer Komoedie ist ein beredtes Zeugniss dafür, dass ihr Verfasser dem Humanismus in Münster eine Stätte gegründet haben muss. Gibt er doch in Codrus die ganze scholastische Bildung mit ihrem „Küchenlatein" der Verachtung preis. Von seinen Schülern verlassen, die sich der neuen Geistesrichtung zuwenden, will der Gymnasiarch (Codrus) ohne die Kraft zu neuen Studien zu besitzen in Köln durch Erwerbung eines akademischen Grades das verlorene Ansehen retten, fällt aber dort Studenten in die Hände, die ihn höhnen und zum Schein promovieren. Die letzteren sind begeisterte Anhänger des Humanismus (studium humanitatis). Die alte „mechanische" Grammatik des magister alexander de villa dei gilt ihnen für abgethan;

---

7) a. De ritu et moribus Indorum et de principe eorum presbytero Ioanne.

b. de rege Ladislao. a. 1463.

c. de laude Litterarum. (E)neas Silvius nepoti suo anthonio.

8) Historia septem sapientium Rome, contexens narrationes iocundissimas, lectorem maximopere delectantes, perquas astus ac calliditas dolositasque mulierum luculentissime dinoscitur a. 1490. (Mit roth gez. Initialen.) Per me Ioh. Koelhof de lubeck colonie civem impressus.

9) Prologus in Codrum feliciter incipit.

Schluss: comedie Codri finis adest foeliciter:

Studio et ingenio preclari hominis, Ioh. Kerckmeistrii et natu civis et regimine gymnasiarche, utrimque monasteriensis. In Codrum periocundas facetias (quibus cum iam manum imposuissem ultimam) Ingenuus Iohannes lymburgii Aquensis ortu, arte impressoria conspicuus, imprimendas suscepit, terso et polito luculentissimoque caractere, Anno nostre Salutis millesimo quadringentesimo octogesimo quinto pridie Kal. novembres, monasterii westfalie orbis, immortali semper nomine insignis, impressas accuratissime ad universos adolescentulos latinitati moribusque rectis operam navantes mittit uberrime profecturas.

Digitized by Google

die neue gründet sich auf das Studium der alten Dichter und Redner, das sich auch für das Verständniss der Bibel fruchtbar erweist.

Schon dieser Inhalt verleiht unserm „Codrus“ ein besonderes Interesse, da bei den übrigen uns erhaltenen Schulkomoedien jener Zeit die biblischen Stoffe vorherrschen (vgl. z. B. Jundt, die dram. Aufführungen im Gymnasium zu Strassburg. Strassb. 1881). Was die Anordnung des Stoffes betrifft, so bildet den Anfang ein Prolog in Distichen, in welchem der Zweck des Stückes dargelegt wird. Dann folgt (im Argumentum) eine kurze Inhaltsübersicht.* Die eigentliche Komoedie besteht aus einer Reihe von Dialogen und Monologen.

* Beide, Prolog und Argumentum, sind von Nordhoff bereits mitgetheilt worden; als Probe und zur Veranschaulichung der Darstellung des Verf. setzen wir sie ebenfalls her:

Prologus in Codrum feliciter incipit.

Corripio patres, ne sub gymnasia Codri
Ducant filiolos, jussa tenere, suos.
Ne teneros animos committant forte magistris
Ignavis, qui se singula nosse putant.
Moribus ingenua ne fedis clara iuventa
Frendeat et turpi disperiat senio.
Ne modo barbariem vite ac sermonis agrestis
Hauriat et suescat fracta latina loqui.
Ceu facit hic codrus; manibus quem preloco vestris;
Doctos exemplo falsa cavere iuvet.
Et pueros rectis preceptis ponite vestros
Institui, serie prhendere docma probum.

Argumentum.

Cum die una bartoldus* et baldus studentes agrippina extra menia in tusculano lascivirent, inertem quendam codrum nomine conspectant. Quem bartoldus monstrum indicans, baldus indicatum sibi hominem censet. Itidem conveniunt, baldus (quidnam siet) inquirat. Accedit, homo est, conperit, salutat ipsum, secum coutitur**, admonet, codrus maneat, ut

* Dieser Name (wechselnd mit dem häufigeren Bartolus) findet sich auch im Manuale scholarium (Fr. Zarncke, d. deutsch. Universitäten im Mittelalter. Leipzig 1857); hier wie dort ist der Träger desselben weiser und gelehrter als seine Genossen; in Wörtern und Bildern stimmt unser Stück vielfachmit jenem Manuale überein.

** Nicht convertitur (Nordh.), vgl. S. 333.

Digitized by Google

Uebrigens steht die Voraussetzung unsrer Komoedie, dass zu Köln, dem Schauplatz derselben, ums Jahr 1485 bereits die humanistische Schule blühte, mit einer gleichzeitigen Aeusserung des berühmten Humanisten Celtis im Widerspruch, nach welchem um jene Zeit in Köln „niemand lateinische Grammatik lehrte oder sich dem feinen Studium der Redner widmete". „Ueber die Dichter der alten lächelt man", sagt derselbe weiter, „und vor den Büchern Virgils und Ciceros hat man Furcht" (Hartfelder, Celtes: in v. Sybels Zeitschr. 1882. 1). Indessen mögen wenigstens vorübergehend schon in dieser Zeit eifrige Humanisten dort geweilt haben.

Indem wir nun auf den Inhalt der Komoedie näher eingehen, machen wir auf die bedeutendste Scene, Marcus ad Codrum (S. 336 f.) ganz besonders aufmerksam und bemerken noch, dass der äussere Verlauf sowie der Ort der Handlung stellenweise sehr in Dunkel gehüllt ist.

Bartolus ad Baldum.

Die beiden genannten Studenten gehen vor den Mauern Kölns (agrippina extra menia) ihrem Vergnügen nach. Da fesselt eine sonderbare Gestalt (monstrum) ihre Blicke, in der Bartolus einen bepackten Esel, Baldus einen Menschen erkennen will. Um Gewissheit zu erhalten geht letzterer auf dieselbe zu und bittet seinen Freund bis zu seiner Rückkehr zu warten.

Baldus admirans apud se loquitur.

Indem er hingeht und ihm die Gestalt immer deutlicher

---

eo bartolum accieat. Pergit, collega apprehensum describit monstrum ipsum ad se perducens. Qui appulsus inire salutat et laudat codrum, conditiones eius ridens inquirit. Rude sibi respondentem tractat facetius. Id philo, codri olim discipulus, audiens, admirans eum detestatur magistrum inertem. Tum stomachatus bartolus grosse maledicit bestie. Contra baldus placat, precatur, sibi expediendi eum sit iumento; recusat, persuasus tandem acquiescit. Coloniam ipsum inducunt conferentes. Hospicioque receptum fieri procruat (-curat) baldus, edes indicat, valedicit. Hospes efficitur codrus. Venientem eum videt mercurius, gaudet, sperat sibi lucra. Postera die ubi mane ab ecclesia venerit codrus, aggrediuntur una; quo pacto vesperi acceptus fuerit, inquirunt, invitant, bursam secum intret, ubi expediunt, coronant, promovent, demum assoleant. Itaque ignaviam eius contundunt ac ineptum ad litterarum contubernia reiiciunt; quod mirum in modum deducitur.

Digitized by Google

wird, stellt er folgende Betrachtung an: das Räthsel (dass dieselbe ihm als ein Mensch, seinem Freunde als ein Esel erscheint) möge, wenn nicht ein Zauberer im Spiele sei, sich wol so auflösen, dass der dort wandelnde Mensch an Geist ein Esel sei.

Baldus ad Codrum.

Unterdessen ist Baldus bei der räthselhaften Erscheinung angekommen und fragt grüssend nach Stand und Namen. Codrus versteht die Frage nicht, erwidert aber endlich: „Bonum mane". Baldus drückt seine Freude darüber aus, wenigstens ein mit Sprache begabtes Wesen und nicht ein Thier vor sich zu sehen, zweifelt aber, dass er lateinisch verstehe. „Doch", sagt Codrus, „valde bonum", und gibt endlich an, dass er Codrus heisse und in einer Stadt die Knaben Grammatik lehre. Auf die Bitte des Baldus, er möge warten, bis er selbst seinen Gefährten Bartolus rufe, der ihn freundlich aufnehmen werde, erwidert Codrus: „Hoc placet mihi valde bene".

Baldus ad Bartolum Codrum describens.

Der Bericht, den Baldus seinem Freunde vom geistlosen Codrus entwirft, übertrifft nun noch den Eindruck, den dieser bisher auf uns gemacht hat. Vor heftiger Verwunderung über dessen Erscheinung (stupor opido grandis me affecit) habe er, sagt Baldus, den Boden gestampft (tripudiabam pedes exiliens), vor lachen habe er sich kaum (den Bauch) halten mögen (nisi maximopere me continuissem, crepuissem medius), als der langnasige, schiefmäulige (etc. etc.) Geselle den Mund geöffnet habe. Er fordert Bartolus auf mit ihm zu dem so geschilderten zu gehen, er werde von demselben eine sonderbare Grammatik hören.

Bartolus ad Codrum.

Bartolus grüsst den berüchtigten Lateiner aufs verbindlichste und fragt ihn nach seinem Reiseziel. Die Antwort: ad Coloniam, wie auch die folgende: pergo ad civitatem colonie wird grammatisch bemängelt. Zwei Beispiele von Schlüssen beweisen seine geistige Oede und seinen Mangel an Logik. Bartolus hat hieran genug und fragt ihn nach gleichgiltigeren Dingen: ob er die Orte der heiligen, die herrlichen Stadtmauern, die Burgen und Bürgerhäuser, Kölner Pracht und

Digitized by Google

Reichthum in Augenschein nehmen wolle. Codrus möchte die heiligen drei Könige sehen. Auf die Frage des Bartolus, was er in seinem Bündel trage, antwortet er: composita verborum, verba deponentalia et sinonima, plura etiam compendia grammatice. Als Bartolus mit ihm auf die Ausdrücke ratione couti und ratione uti zu sprechen kommt, stellt sich vollständige Unwissenheit heraus. Das Wort ignarus verwechselt er in einer für ihn selbst bedeutungsvollen Weise mit ignavus. Einen Wettkampf im disputieren, den ihm Bartolus anbietet, schlägt er aus. Schliesslich äussert Bartolus seine Verwunderung darüber, wie er bei solcher Unfähigkeit und ohne den ludus litterarum ludi magister sein könne (hic quidem honestissimus ludus, fügt er hinzu), und fragt ihn dann, ob er auch alles verstanden habe, was er mit ihm gesprochen. „Nein", sagt Codrus, „weil zu viel gallisch in euren Reden war." Bartolus (der erwidert: et tu gallus es, qui cristam in capite, caudam retrogerens sat ignave cuculaveris. Pape pape. Num res pulchra, dum, quid dixerim, minus capis, gallus sum te iudice?) bemerkt darauf, dass er sein geringes Verständniss des Lateinischen begreife, da er die Litteratur der alten nicht kenne und in jedem Worte seine Unwissenheit verrathe (in omni verbo frendis barbariem). Und nun fragt er ihn geradezu, ob er die composita maronis, deponentalia facile principis illius comedorum therentii, marci ciceronis sinonima, quintiliani, prisciani, servii, donati latine lingue preceptorum volumina je unter die Augen bekommen um beurtheilen zu können, was lateinisch, was kaum oder nicht lateinisch sei (ut diiudices, quid latine, quid vix vel non latine dictum sit). Bescheiden gibt Codrus zu, er habe nur sagen wollen, dass er manche Wörter aus der Unterhaltung des Bartolus nie gehört habe. So triumphiert der letztere über die gramuffia des Codrus. (Hahaho, gallicum hac in re loquutum me ays? quod vel nuspiam inveneris, vel quod audis minime sapis. Gaude tibi, codre mi, et tue gramuffie, si lubet.) Doch fordert er ihn auf mit ihnen (nobiscum ingredere) in die Stadt zu gehen. (Baldus hat also stillschweigend dem ganzen Gespräche beigewohnt.)

Philo quondam eius discipulus secum loquens admiratur.

Digitized by Google

Diese Niederlage des Codrus hat Philo, ein früherer Schüler desselben, mit angehört. Von neuem erinnert er sich nun der Unwissenheit, der gemeinen Sitten und Gewohnheiten desselben (quam fede pepedit! aliquantisper locum liquimus, os naresque compressimus accurate) und beschwört die unsterblichen Götter die edlen Knaben nicht solchen zweibeinigen Bestien auszuliefern. Für sie bedürfe es beredter Erzieher, nicht Ochsentreiber (bubulci). Darum, ihr edlen Jünglinge, schliesst er, strebt nach der höchsten Spitze der Wahrheit!

Bartolus ad Baldum.

Die beiden Studenten unterhalten sich über Codrus (der in der Nähe steht, dem aber das ganze Gespräch offenbar wieder gallisch vorkommt). Bartolus ist entrüstet über den trägen und faulen Menschen und rechtet mit den Göttern (Saturn, Jupiter und Apollo), welche die Geburt desselben nicht verhindert haben. Doch Baldus belehrt seinen Freund, dass auch diese auf göttlichen Wink erfolgt sei, da die Gesammtheit der Wesen durch den Gegensatz schön sei, wie er aus ihrem Aristoteles wisse. Dabei fürchtet er aber, Codrus möchte ihr Gespräch verstehen, da er soeben, während sie von ihm gesprochen hätten, die Lippen bewegt und den Kopf geschüttelt habe. Bartolus meint aber, dass auch Gänse, wenn sie Musik hörten, mit den Schnäbeln rasselten ohne etwas zu verstehen. Doch sucht Baldus weiter seinen Genossen für Codrus günstiger zu stimmen, da er die Einführung desselben (introducere; gemeint ist ohne Zweifel seine Aufnahme in die Bursa, der sie angehören) betreibt und dafür die Mitwirkung des Bartolus in Anspruch nimmt. Bartolus will sein Gewissen mit der Aufnahme eines solchen Menschen nicht belasten, wird aber wegen dieser strengen Denkweise von seinem Freunde streng getadelt. Er bekenne sich wol, meint letzterer, zu der Secte der Lollarden, die nichts für heilig hielten, die Papst, Kaiser und die Ordnung des Erdkreises verdammten und das Leben der Studenten angriffen (studentum vitam rodunt, mordent vicioque dedunt), das doch die heilige Kirche empfehle. Es sei auch kein geringes Werk der Frömmigkeit, irrende zurückzurufen. Endlich verspricht Bartolus den Plan seines Genossen zu unterstützen, während dieser zu-

Digitized by Google

nächst für die Aufnahme des Codrus in einer Herberge Sorge tragen will.

Baldus ad Codrum.

Baldus wendet sich zunächst in der Absicht an Codrus, um zu erfahren, ob er etwas von dem Gespräche, das er soeben mit seinem Freunde in seiner Gegenwart geführt, verstanden habe. Dies ist nicht der Fall. Nunmehr fordert ihn Baldus auf mit in die Stadt Köln zu gehen, die Augen zu erheben um die Pracht und die herrlichen Gebäude langsam dahinschreitend in Augenschein zu nehmen. In der That ruft Codrus aus: „Heiliger Gott, welch schöne Stadt!“ (sancte deus, quam pulchra civitas!). Sein Begleiter meint, noch mehr werde er staunen, wenn er das Kölner Leben kennen lernen werde; dann werde er sehen, dass er bisher bei lebendigem Leibe todt gewesen sei. Plötzlich bricht Codrus in den Ruf aus: „Estis duo studentes!“ und gesteht, als Baldus es bejat, dass er gern studieren möchte. Erfreut bittet ihn Baldus sich nur ihrer Leitung anzuvertrauen. Codrus dankt Gott für den guten Willen, erhält noch einige Belehrungen über morigerus und morigeratus und langt endlich mit Baldus (und Bartolus, der dem vorhergehenden Gespräche stumm beigewohnt hat) vor einer offenen Herberge an, die sein Begleiter ihm als solche empfiehlt.

Mercurius hospes apud se loquens gratulatur.

Eben hält der Wirth ein lebhaftes Selbstgespräch über die Mühen seines Standes, die Schwierigkeit der Kindererziehung, die Untreue der Dienerschaft, das zurückgehen seines Vermögens, das drängen der Gläubiger, über Abgaben und Steuerdruck. Tiefer noch beklagt er die Uebel, die am Mark des Staates zehren: es schmerzt ihn, dass Tugend, Menschlichkeit, Freundschaft und Treue schwinde, dass Unrecht, Wucher, Betrug an der Tagesordnung seien. Zwischen Staaten und Städten, Nachbarn und Verwandten herrsche Streit und Parteiung, Krieg und Blutvergiessen, daher überall Jammer und Elend. Der herantretende Codrus gibt seinen Gedanken eine andere Richtung. Er hofft auf einen Gewinn (posset forsan mihi, atque spero, fore lucro).

Bartolus ad Baldum postridie.

Digitized by Google

Bartolus bemerkt am folgenden Morgen unsern Codrus, als dieser aus der Kirche tritt, und äussert gegen seinen Begleiter, gewiss habe jener sein Gewissen von Sünden erleichtert. Baldus, der ihn noch unter das Rind stellt, bezweifelt, dass er ein Gewissen habe. Bartolus aber glaubt an den guten Willen des beschränkten Codrus und will das gestern gegebene Versprechen, sich seiner anzunehmen, erfüllen.

Bartolus ad Codrum.

Bartolus führt, obwol Baldus zugegen ist, die Unterhaltung mit Codrus allein. Zunächst erkundigt er sich nach der ihm zu Theil gewordenen Aufnahme, fragt ihn, was er gegessen und getrunken, und zählt ihm eine Menge Speisen auf, die Codrus sowol dem Geschmacke als der Sprache nach unbekannt sind (offenbar leitete hier den Verfasser der paedagogische Gesichtspunct, den Schüler mit den betreffenden Ausdrücken bekannt zu machen). Kammern habe er nicht im Leibe, bemerkt Codrus in Bezug auf die aufgeführte Quantität. Nur soviel bringt Bartolus aus ihm heraus, dass er 6 grossos bezahlt habe, dass aber vinum mulsumque gut gewesen sei. Bartolus nimmt ihn jetzt mit nach Hause (domum) und bemerkt, als Codrus der Freundschaft nicht trauen will: legalis est studentum conversatio. Codrus entgegnet: das habe er gehört und darum Student werden wollen. Sie gehen offenbar nach der Bursa (vgl. das argumentum).

Baldus ad Marcum.

Hier erzählt Baldus einem Genossen (Marcus) von dem Fange (aucupium), den sie gemacht, sowie von dem wol mit der Aufnahme des Codrus (depositio?) verbundenen Feste, das ihnen bevorstehe. Marcus geht um den grossen Fuchs (beanus) zu sehen; er soll sich jedoch nichts merken lassen.

Marcus ad Codrum.

Marcus stellt sich fremd. Auf seine Frage, woher Codrus sei, gibt dieser an, dass er (prutenus) aus Prusia (ex una villa) sei, wo er 21 Jahre lang die Grammatik des Magister Alexander (A. de villa dei) gelehrt habe. Als Marcus sich wundert, dass Codrus seine doch gewiss gesegnete Thätigkeit aufgegeben habe, entgegnet er, dass er dies hauptsächlich der „lóyca“ zu Liebe gethan, die er in Köln zu studieren gedenke. Insbe-

Digitized by Google

sondere möchte er disputare lernen, das er zwar grammaticaliter, doch nicht logicaliter verstehe. Es kämen nämlich oft magistri um mit ihm zu disputieren, wobei er dann übel fahre (ibi mecum male stat currus). Eine grosse Verlegenheit erwachse ihm dabei auch daraus, dass man jetzt fast täglich an der Grammatik ändere (mutant omni die grammaticam cum pocaria sua — er will sagen: cum poetica = auf Grund des Studiums der Poesie); worauf ihm indess Marcus erwidert, dass eine derartige Umgestaltung der Grammatik (in qua nihil ferme magis quam tota pene barbaries) Noth thue; denn die Poesie sei Ursprung und Stoff der Grammatik (nostra poetica vere grammatices origo et materia est). Vor allem sei letztere nach dem Vorbilde der grossen Meister Quintilianus, Donatus, Servius, Priscianus durch das Studium des Dichterfürsten Virgil (principis poetarum virgilii), des vortrefflichsten Komikers Terenz (comedorum excellentissimi therentii affri), und aus der göttlichen Quelle der Beredsamkeit des vortrefflichen Cicero (preclarissimi nostri ciceronis) neu zu begründen.

Die genaue Kenntniss der Grammatik, sagt Marcus, fördere auch die Lectüre der Bibel (die er ja täglich lese). Und als Codrus entgegnet, dafür gäbe es doch Erklärungen, erwidert jener, dass es nützlicher sei, das heilige Buch genau ohne solche zu verstehen. Es gäbe viele irreführende und nichtssagende Erläuterungen (crescunt quotidie ad immensum pene, proh dolor! commenta, ut nemo recte intelligat, quid sacre velint littere — sunt ineptiis plena). Was aber das Studium der alten beträfe, so habe es schon Lactantius Firmianus im 5. Buche seiner div. inst. empfohlen. Poesie sei die älteste Sprache der Völker. Orakel, Weissagungen, Sibyllinen seien in poetischer Sprache geschrieben. David sei ein Sänger gewesen. (Er verweist dabei auf Beda, de arte metrica und de scematibus, tropis et figuris, Werke, die Schlüssel zur h. Schrift genannt werden könnten.) Die h. Schrift sei voll poetischer und rhetorischer Süssigkeit, für die jedoch der Geschmack zu bilden sei.

Die griechischen Weisen, welche die Lehrer der Römer geworden, seien Kenner dieser auf dem Studium der Poesie

Digitized by Google

und Beredsamkeit aufgebauten Grammatik gewesen. Ist nicht, führt er aus, Plato und unser Aristoteles mit ihren Gesetzen vertraut gewesen, nicht auch Homer, Virgil, Demosthenes, Cicero? Welchen Glanz, welchen Zauber, welche Würde, welches Mass würde die lateinische Sprache ohne jene herrlichen Künste besitzen? Würde man ohne diese eingehenden Studien (sine humanitatis studio) die in so treffender Sprache abgefassten kaiserlichen Gesetze (imperatorias leges) verstehen? Auch mustergiltige Prediger habe es gegeben. Doch wolle er nur den demüthigsten Lehrer, Jesus, Mariae Sohn (humilimum doctorem Ihesum, marie filium), nennen und fragen, ob derselbe nicht lateinisch gekonnt, ob er nicht grammatisch gebildet gewesen, dessen Evangelien der ganze Erdkreis verstehe, der den Aposteln durch den Heiligen Geist alle Sprachen vermittelt; ob derselbe nicht ein Dichter gewesen, dessen Lehre von Parabeln überfliesse, oder ein Redner, da seine Rede alle Hörer mit Macht ergriffen habe. Weiter geht Marcus herab zu den Aposteln, zu Paulus (gentium doctor sanctus) und (descendens propius ad nostra secula) zum h. Gregor (dessen moralia super libros beati Iob prophete er erwähnt), zu Augustinus (der bekenne ohne Kenntniss der Poetik die h. Schrift nicht verstanden zu haben), zu Cyprian und Hieronymus (der in jeder Rede des Virgil und Tullius gedenke). Dann fragt Marcus, ob er recht die kirchlichen Hymnen (hymnos aurelii cipriani, aurelii prudentii, lactantii firmiani, fulgentii, beati quoque ambrosii) verstehe, die doch täglich in der h. Kirche gesungen würden, von denen er aber ohne jene Vorbildung so wenig verstehe, wie der Esel zwischen Leier und Chor unterscheide.

Und nun wird Marcus persönlich: Codrus, der Latein nicht wol zu reden verstehe (non bene loquitur), solle auf die Poesie nicht schmähen, solle auch, wenn er selber unfähig dazu sei, seine Schüler nicht am lernen hindern. Ja, als Codrus gereizt etwas erwidern will, führt er ihn an: „Schweig, elender (miser). Wärest Du nicht als Gast bei uns eingekehrt, so solltest Du nicht ungestraft die Poesie lästern, ich wollte Dir die Zähne zeigen (acuissem in te dentes — cornubus te petiissem). Und sollten meine Kräfte nicht ausreichen, so würde ich mächtigere, ja Jupiter selbst zum Gericht über Dich herabrufen."

Digitized by Google

Vor solcher Begeisterung erschrickt Codrus, der Muth zum Studium entsinkt ihm, die Grösse der Aufgabe schreckt ihn; demüthig entgegnet er: „Versteht mich recht (capiatis me bene), gegen eure Kunst wollte ich nichts sagen. Solches Latein habe ich nie gehört (neque ego unquam tale latinum audivi). Ich spreche wie die Menge, in der gebräuchlichen Weise, dass mich alle verstehen", da auch der Esel, meint er, spräche, damit ihn Esel verständen. Neues hinzuzulernen sei ihm zu schwer; nur „loycus" möchte er sein und „gradatus" um als Lehrer die nöthige Achtung zu geniessen; gern wolle er dafür hundert Goldkronen opfern (pro illo darem centum coronas aureas). Marcus gibt zu, dass er auf Grund seiner langjährigen Lehrthätigkeit diese Würde auch ohne neue Studien wol erlangen könne (Codrus. possem etiam bene sine addiscendo amplius fieri doctor? Mc. optime, quumquidem tantisper grammaticen docueris). Er möge sich nur an Bartolus wenden, der magister eximius sei und alle übrigen an Beredsamkeit und Kunst übertreffe.

Wie bereut nun Codrus diesem früher nicht die schuldige Ehre erwiesen zu haben! Doch Marcus beruhigt ihn; jener sei nicht lobsüchtig, die Gunst desselben werde er schon gewinnen, er selbst wolle ihm zur Seite stehen.

Der beschränkte und träge Codrus geht in die Falle, welche die heiteren Studenten ihm stellen.

Codrus ad Bartolum.

Codrus bittet den Bartolus dafür höflich um Verzeihung, dass er ihm bisher die schuldige Achtung nicht erwiesen habe. Mit seinem Herzenswunsche hält er noch zurück. Erst auf die Ermuthigung des Bartolus (der merkt, dass er etwas auf dem Herzen hat) gesteht er, dass er gern die Magisterwürde erwerben möchte (ego peto magistrari). Studiert habe er sehr viel (ia, quot noctes studui) und mit Erfolg; habe er doch für Schüler selbst Regeln entworfen. Das, meint Bartolus, sei allerdings keine leichte Sache. Wenn Selbstlob auch im allgemeinen wenig ehrenvoll sei und nicht viel verbürge, so wolle er ihm doch gern Glauben schenken.

Marcus interrumpit.

Marcus unterbricht seinen Freund Bartolus und bittet ihn

Digitized by Google

den Wunsch des Codrus zu gewähren. Bartolus fragt ihn nach den Kenntnissen des Codrus. Von der lateinischen Sprache, gibt Marcus an, kenne derselbe kaum zehn Wörter, so dass zwischen seinem wissen und dem eines Marcolph wenig Unterschied sei (latinum inter eius et marcolphi nostri refert parum). Jener selbst halte sich jedoch für so klug, dass, wenn heute die Weissagung ergienge, ein Mühlstein werde demnächst vom Himmel auf das Haupt des klügsten herabfallen, er sich furchtsam in eine Höhle verstecken würde. Auf die Frage des Bartolus (eine der nöthigen Vorfragen vor der Promotion), wo jener sein Latein gelernt, antwortet Baldus: wol in der Küche bei den Köchen (in coquina apud coquos forte). Dennoch möge er ihn aufnehmen (ipsum suscipito). Codrus sei reich und werde sich erkenntlich beweisen. Bartolus gibt seine Einwilligung, doch könne jener nicht sofort das magisterium grammatice erwerben (paulatim namque sursum scanditur). Codrus ist auch mit der Baccalaureatswürde zufrieden, überreicht dem Bartolus drei floreni und noch zwei scuta aurea, die er für die beiden Freunde bestimmt, und kniet auf die Aufforderung des Bartolus nieder. Als er die Verbindlichkeiten, die er mit der neuen Würde übernimmt, mit den Worten: sic me iuvet ihesus beschworen, benetzt ihn Bartolus zur Weihe mit dem Thau des Phlegethon, des Cocytus, des Acheron und des Lethe-Stroms, salbt ihn mit „stigischem" Balsam (damit die Klarheit der Proserpina ihn umstrahle, die Macht des Pluto ihn durchströme) in Kraft der drei Richter (in virtute eaci, minois et rodomanci) der Unterwelt, die ihn der Nachsicht des Cerberus, der Eumeniden und Harpyien (cerberi, eumenidum, harpiarum) empfehlen. Damit ist die Promotion beendigt. Bartolus entlässt den vermeintlichen Baccalaureus unter Segenswünschen, indem er ihn schliesslich noch auf Gefahren, die seiner harren, aufmerksam macht. Diese lassen nicht lange auf sich warten.

Ubi descenderit codrus, clamitatur ad soleas beanum.
Protinus studentes in eum consiliunt.

Als Codrus sich hinweg begeben will, überfallen ihn mit den gemeinsten Schimpfreden Studenten und bearbeiten ihn mit ihren Füssen und Fäusten, obgleich der geängstigte Codrus ruft, dass er kein beanus, sondern „baccalarius" sei und an Alter

Digitized by Google

wol ihr Vater sein könne. (Die Scene erinnert in ihren Ausdrücken an die Einleitung zur Fuchstaufe [depositio]: Fy fy fetet — ac hircus est.)* Die Studenten aber wollen ihm das Gelüste austreiben, sich je für einen Philosophen auszugeben.

Codrus assoleatus primum apud se lamentatur, hinc ad Baldum.

Das Stück schliesst mit einer Klagerede des übel angeführten Codrus. Auf seinen Jammerruf erscheint Baldus, der meint, dass jener zufrieden sein könne, dass die Studenten ihm nicht den Hals gebrochen hätten. Codrus bezeichnet sie als Ausgeburt der Hölle (lupi infernales — silvestres porci et apri). Vor Gericht will er sie belangen. Indess Baldus räth ihm ab, da die studentische Freiheit weder Fürsten- noch Bischofsmacht unterworfen sei (scisti tu, qui ritus sint studentium vel quid eos non deceat? — vetustissimam enimvero hanc sibi legem a primoribus gaudent traditam et quidem a maioribus legitime institutam). Er tröstet ihn mit der Versicherung, dass Leiden Geduld und Erfahrung bringen, und erhält gar für die Behauptung, grössere Gefahren von ihm abgewandt zu haben, noch einen florenus. Endlich gewinnt die Freude über die erlangte akademische Würde, sowie die Aussicht auf ein fröhliches aufblühen seines Gymnasiums bei Codrus die Oberhand, und beide trennen sich unter gegenseitigen Glückwünschen.

* Vgl. Manuale scholarium, herausg. von Zarncke.

Digitized by Google

Fischarts Tratzfatzbrief.

Von

Karl Goedeke.

Vilmar (Zur Literatur J. Fischarts 1865 S. 49) tadelte mich, dass im Grundrisse der Tratzfatzbrief keine Erwähnung gefunden und „sogar S. 398 fehle", während er dort mit den übrigen Büchertiteln aus Gargantua als Fatztratzbrief aufgeführt und S. 388 eine Stelle aus der Praktik 1574 Bl. 16^{b} nachgewiesen ist, in welcher „der Flöhhaz Weibertraz, der Traz- und Fazbrief" erwähnt wird. Die Stelle lautet, nach 1574 B 8^{b}, vollständig: *„libe gevattern, kein nüzlicher Büchlein ist für euch nie ausgangen, auch nicht Albertus Magnus, als der Flöhaz Weibertraz, darinn finden ir den schaz, wie man die Flöh faz vnd kraz: dasselbige ist ewer Traz- vnd Fazbrif, den ir alzeit inn warmer gestalt solt vnder dem linken arm tragen, so kan euch kein vngeheur plagen."* Die andre, von Vilmar aus der Praktik von 1598 Fij^{b} angeführte, Stelle lautet 1574 E 7^{b}: *„Ich rat jr gäuchzornige stisen euch an den gesellen, der hinden am Traz-fazbrif seinen geschrundenen Wolfgerittenen Rettichgeplozten Ars klaget* [nicht: *plaget*, wie im Archiv VII, 374 steht] *Dann eilen bringt dem Esel die fäulen vnd dem Ars die beilen."* Das wird als genaue Anführung aus einem bisher noch nicht wiedergefundenen kleinen Werke Fischarts genommen, während es nur eine Beziehung auf den Flöhhatz ist, in der freien Art, wie Fischart seine Schriften mehrfach citiert. So heisst es im Garg. 1575 H 7—8: *„Ach Gevatter, Ich verstand dise Redtorich nicht, aber mit der Practic behelf ich mich ain wenig, vnd wie der Practic Grosmuter schreibt mit der Glasprächsi"* (*vnd einlassbruchy* fügt 1582 J 6^{a} hinzu). Vergebens sucht man in der Practic nach einer entsprechenden Stelle, wenn es

Digitized by Google

nicht die sein soll: *„Zerbrochne fenster werden zerbrochen Gläser anzeigen“* (Prakt. 1607 F 7ᵇ), von *„einlassbruchy“* oder etwas ähnlichem finde ich kein Wort in der Praktik (das Wort fehlt im Grimmschen WB). Am deutlichsten kennzeichnet sich die freie Art des citierens in einer Stelle des Podagr. Trostbüchlins 1577 B 6ᵇ: *„Solchs bewärt der Teutsch Rabelais in seim Trunckenen gespräch, nach seiner fantastengreulicher art exempelsweis also:*

Der sein Seel nicht gern trocken sezt
(Die man doch für die klugste schäzt)
Sucht stäts, wa er den Schnabel nezt,
Vnd also Seel vnd leib ergezt.
Die Sau, die sich im kat gern salzt
Sucht kein Rosen, drinn sie sich walzt,
Der Vogel, der gern steckt imm Nassen
Hat stäts den Schnabel inn dem Wasser.
Mus also stäts der leib volpringen
Darnach das Gemut pflegt zuringen“.

Davon steht im Gargantua kein Wort. In dem Trunken Gespräch (Garg. 1575 H 8ᵃ) ist davon die Rede, dass „im trocknen nimmer kain Seel wonet, wiwol man sagt, anima sicca sapientissima, ain Seel die im trocknen sizt, hat wiz. Aber vmversio simplex vermag Anima sapientissimo siccissima, die klug Seel mus verdorren“ u. s. w. Das allein kann die Stelle sein, worauf das Podagr. Trostbüchlin anspielt. Läge nun Gargantua mit dem Trunken Gespräch nicht vor, hätten wir nur die Anführung im Podagr. Trostb., müssten wir da nicht schliessen, Gargantua, wenigstens das trunken Gespräch, sei in Versen geschrieben? Jedesfalls zeigt sich, dass Fischart bei Beziehungen auf seine Schriften sehr sorglos und um den Wortlaut sehr unbekümmert verfährt. So wird es sich auch mit dem Tratzfatzbrief verhalten, der eben nichts anders als der Flöhhatz ist, wie ihn ja auch die erste Stelle aus der Praktik als der Weiber Traz- und Fazbrif bezeichnet, den sie alzeit unter dem linken Arm tragen sollen. Brief bedeutet schlechtweg Holzschnitt in Blattform, wovon die Briefmaler ihren Namen haben, speciell das Blatt, das die Spinnerinnen um den Flachs des Spinnrockens legen und mit einem Bande festmachen. Solche Rockenbriefe, die mehr und mehr mit

Digitized by Google

dem spinnen selbst abkommen, waren bedruckt, bemalt, mit Bildern und Sprüchen geziert und bei allen Buchbindern zu haben. In Form eines solchen Briefes wird der erste Abschnitt des Flöhhatzes zuerst erschienen sein, in welchem der Floh seine und der seinen Misshandlung klagt. Was dort umständlich ausgeführt ist, wird in der Stelle der Praktik nur in einigen Worten, deren keines speciell im Flöhhatz vorzukommen braucht, angedeutet. Das „Rettichgeplozt" erklärt sich aus Aristophanes, der mehrfach von der Raphanidosis und den von derselben betroffnen spricht. Das „*hinden* am Trazfazbrif" bedeutet: am Schlusse, hinter dem Bilde, möglicher Weise auch: Kehrseite, Rückseite, so dass auf der einen, äusseren Seite des Rockenbriefes das entsprechende Bild, auf der innern um den Rocken gelegten Seite das Gedicht stand. Die bis jetzt als älteste bekannte Buchausgabe von 1573, mit den lateinischen Versen Holzwarts, ist sicher nicht der erste Druck, da der zweite Theil, die Verantwortung der Weiber und des Flöhkanzlers Urtheil, wesentlich eine Wiederholung des ersten, auf Selbstnachahmung hinweist und diese durch den Beifall veranlasst sein mag, den der Fatztratzbrief gefunden.

Digitized by Google

Ueber die Ausgaben von Balthasar Schupps Freund in der Noth vom Jahre 1657.

Von

Benno Mecklenburg.

In seinem Neudruck von J. B. Schupps Freund in der Noth (Neudrucke deutscher Litteraturwerke des XVI. und XVII. Jahrhunderts Nr. 9. Halle a/S. 1878) sagt Herr Professor Braune in der Einleitung: „Von dieser Schrift sind drei Einzeldrucke vorhanden, welche zu Schupps Lebzeiten erschienen.“ Diese Angabe bedarf einer Ergänzung, von der ich — auf die Aufforderung des Herrn Prof. Braune hin — hier Mittheilung mache.

Herr Braune kennt drei zu Lebzeiten Schupps erschienene Ausgaben:

A. die von ihm reproducierte v. J. 1657;

a. einen Nachdruck derselben: (Nürnberg) 1658;

B. eine zweite rechtmässige Ausgabe v. J. 1658.

Von diesen drei Ausgaben besitzt die Königliche Bibliothek in Berlin nur die letzte B. Dagegen findet sich daselbst eine Ausgabe v. J. 1657, die sich als ein ganz anderer Druck charakterisiert, wie der von Braune reproducierte. Sie enthält, wie die Braunesche, 6 Bogen in 12., jedoch mit anderer Eintheilung, nämlich ein Bl. Titel, 6 ungezählte Seiten Widmung und 136 ungezählte Seiten Text (Br.: Titelblatt und 140 gezählte Seiten, das letzte Blatt leer). Jede Seite des Textes enthält 24—25, die letzte 16 Zeilen. Die Lettern sind andere, wie in B, also auch (nach Braunes Zeugniss) andere wie in A (Braunes Ausgabe). Der Titel lautet:

Freund in | der Noth, | Beſchrieben | durch | J. B. Schuppium, D. | — | Hamburg, | Gedruckt bey Chriſtof Demler, | In Verlegung Zacharias Doſen, | Im Jahr 1657.

Darauf folgt Bl. Aij bis Aiiij die Widmung, die ich hier als Ergänzung zur Brauneschen Ausgabe vollständig zum Abdruck bringe.

Dem Edlen, Vesten und Hochachtbaren, Herrn Georg Schrötering, Johans Sohn, Oberalten und Leichnams-Geschwornen zu St. Jacob in Hamburg, Meinem insonders hochgeehrten Herrn und hochwehrten Freunde.

Digitized by Google

Edler, Vester und Hoch Achtbar; Mein insonders hochgeehrter Herr und hochwehrter Freund, EBen an dem Tag, da mein hochgeehrter Herr zu einem Leichnams-(S. 4)Geschwornen unserer Kirchen zu St. Jacob erwehlet wurde, habe ich diesen geringen Discurs, ich weis nicht, aus was für einer extraordinari Bewegung meines Gemühts, in wenig Stunden zu Papier gebracht. Ich hab, mittē unter dem Schreiben, von dieser Wahl gehöret, hab mich darüber erfrewet, Ihm gute Gesundheit, langes Leben, glückliches Wolergehen, und des heiligen Geistes kräfftigen Beystand von Hertzen gewünschet, daß er dieser unser Kir-(S. 5)chen also vorstehen möge, daß Er in dieser hochlöblichen Stadt Ruhm und Ehr davon tragen, und am jüngsten Tag mit freudigem unerschrockenem Gewissen erscheinen möge. Es ist fürwar einer Kirchen an solcher ehrlichen Leut Derterität (so!), sehr viel gelegen. In den Apostolischen Geschichten cap. 6. stehen diese nachdenckliche Wort: In den Tagen aber, da der Jünger viel wurden, erhub sich ein Murmeln unter den Griechen, wider die Ebreer, darumb, daß ihre Witwen übersehen wurden in der täglichen Handreichung. Da rieffen die Zwölffe die Menge der Jün-(S. 6)ger zusammen, und sprachen: Es taug nicht, daß wir das Wort GOttes unterlassen, und zu Tische dienen. Darumb, ihr lieben Brüder, sehet unter euch nach sieben Männern, die ein gut Gerücht haben, und voll Heiliges Geistes und Weißheit sind, welche wir bestellen mögen zu dieser Nohtturfft. Meines hochgeehrten Herrn, ehrliches, redliches, Deutsches Gemüth ist mir bekant, und als ich die gute Zeitung von ihm gehört, hab ich von dieser unser Kirchen Auffnehmen viel gute Hofnung gemacht. Ich hab mich darneben erinnert, daß mein hochgeehrter (S. 7) Herr einer unter den ersten gewesen, welche mich in dieser Stadt beneventiret, und daß mir so wol von ihm, als von seiner gantzen väterlichen hochansehnlichen *familiā* viel Ehr, Liebes und Gutes begegnet sey. Als habe ich Ihm, zu einem Zeichen schuldiger Danckbarkeit, dieses geringe, und innerhalb wenig Stunden unter eylfertiger Feder mir gewachsenes Tractätlein dediciren und zuschreiben wollen, mit der angehefften dienstlichen Bitte, mein (S. 8) hochgeehrter Herr wolle die Affection continuiren, die Er im Anfang gegen mich hat in Worten und Wercken spüren lassen. Ich recommendire meinen hochgeehrten Herrn und alle seine liebste Angehörige, in den Schutz JEsu CHristi, und werde allezeit seyn und bleiben Meines hochgeehrten Herrn Trewer Diener und Freund *J. B. Schuppius, D.*

Blatt A_v (S. 9) beginnt der Text: *Cum Bono DEo . . .* und schliesst auf der Rückseite von Blatt F_{12} (S. 144) Zeile 16: *Adieu.*

Diese Ausgabe ist also thatsächlich ein anderer Druck als der von Braune reproducierte und scheint mir ausserdem mit grösserem Rechte den Namen der ersten Ausgabe zu verdienen als die Braunesche Vorlage. Denn

Digitized by Google

1. auf dem Titel der eben beschriebenen Ausgabe sind Druckort (Hamburg, Schupps Wohnort!), Drucker und Verleger genannt, bei dem Brauneschen Drucke nicht.

2. unsere Ausgabe enthält eine Widmung, die darauf hinweist, dass sie sofort nach Entstehung der Schrift veröffentlicht ist. Sie sei „in wenig Stunden zu Papier gebracht" an demselben Tage, an welchem Georg Schrötering „zu einem Leichnams-Geschwornen unserer Kirche zu St. Jacob erwehlet wurde." Und weiter: „Als habe ich Ihm, zu einem Zeichen schuldiger Danckbarkeit, dieses geringe, und innerhalb wenig Stunden unter eylfertiger Feder mir gewachsenes Tractätlein dediciren und zuschreiben wollen." Hätte das einen Sinn gehabt, wenn die Schrift schon einmal, sei es anonym, sei es unter Schupps Namen, erschienen gewesen wäre?

Hiernach unterliegt es wol keinem Zweifel mehr, dass die oben beschriebene Ausgabe der Berliner Königlichen Bibliothek die erste und die von Braune benutzte eine spätere, vielleicht sogar ein unrechtmässiger Nachdruck war.

Es sei mir nun noch gestattet, auf einen möglichen Irrthum hinzuweisen. Moller, Cimbria literata II S. 799 schreibt unter Joh. Balth. Schuppius: „*Freund in der Noth.* Hamb. 1657. et (teste Lipenio) Noribergae 1658. in 12., nec non in Opp. Germ. p. 222—268. *Ἀνωνύμως* prodiit, sed scriptis suis ab ipsomet, *in der Ehrenrettung* (p. 625. Opp. Germ.), est annumeratus, sicut a Vinc. Placcio, in Tr. de Scriptt. Anon. et Psevdon., c. II., p. 88., jam monitum esse video . . ." Hieraus könnte man zu schliessen versucht werden, es habe noch eine dritte, anonyme Ausgabe von demselben Jahre 1657 gegeben, da die beiden bisher behandelten Ausgaben den Namen des Autors auf dem Titel tragen. Diese Ansicht könnte auch eine Auffassung der eigenen Worte Schupps in seiner Ehrenrettung zu bestätigen scheinen. Es war nämlich im Jahr 1658 eine Schrift erschienen unter dem Titel:

> Der | Bücher-Dieb | Antenors, | Empfangen und wieder abgefer-|tiget durch | Nectarium Butyrolambiū, | Ambros. Mellilambii Consobri-num, der Artzney-Kunst-Liebhabern. | — | Gedruckt zu Amsterdamm, bey | Pieter Jansoon, |

Hierin wird von dem Verfasser (nach Placcius: Joh.

Digitized by Google

Müller, senior presbyterii Hamburgensis) dem B. Schupp u. a. auch der Vorwurf der Anonymität und des Plagiates gemacht. Auch seine Schrift „Freund in der Noth“ wird mehrfach erwähnt, aber nicht als anonym erschienen, sondern um den Inhalt zu tadeln. Schupp veröffentlichte eine Erwiderung darauf:

> Abgenöthigte | Ehren-Rettung | Ioh. Balth. Schuppii, | der Heil. Schrifft Doctoris und | Predigers zu S. Jacob in | Hamburg. | Leipzig, | bey Johann. Barthol. Oehlern, Buchhändl. | Im Jahr | MDCLX.

Hierin gesteht er auch ein: „Den Freund in der Noth habe ich beschrieben umb vieler Ursachen willen, und nicht aus Büchern, sondern aus Erfahrung . . .“ Weiterhin entschuldigt er sich ferner, dass er einige Schriften anonym, bez. pseudonym unter dem Namen Antenor habe erscheinen lassen: „Ich habe den Ort und den Nahmen des Druckers dabey setzen lassen. Ist jemand daran gelegen gewesen zu wissen, wer der *Autor* sey, der hat es von dem Drucker leicht erfahren können . . .“ Aber abgesehen davon, dass nach dem ganzen Zusammenhange diese Worte der Entschuldigung wegen Anonymität nicht gerade auf die Schrift „Freund in der Noth“ bezogen zu werden brauchen, scheinen vielmehr die Worte „nicht aus Büchern, sondern aus Erfahrung“ gerade darauf hinzuweisen, dass er in Bezug auf diese Schrift den Vorwurf des Plagiates und nicht den der Anonymität zurückweisen wollte, letztere aber gar nicht in Rede stand. So scheint es, dass Mollers ausdrückliche Bemerkung: „*Ἀνωνύμως* prodiit,“ gleichwie die des Vinc. Placcius (De scriptis et scriptoribus anonymis atque pseudonymis. Hamb. 1674 S. 88): „*Freund in der Noth*, 1658 *in* 12. absque auctore prodiit“, nur aus einem Missverständniss der eigenen Worte Schupps herzuleiten sind. Placcius spricht zudem von einer Ausgabe des J. 1658, ist also in Bezug auf bibliographische Angaben in unserem Falle ganz unzuverlässig. Wer wollte wol auch glauben, dass Schupp nach der von mir besprochenen, offenbar ersten Ausgabe seine Schrift noch einmal würde haben anonym erscheinen lassen?

Digitized by Google

Ein Jugendbrief von Leibniz.

Mitgetheilt

von

Theodor Distel.

Da Briefe Leibnizens aus der Zeit seines Aufenthalts in Leipzig höchst selten sind, auch in den von J. A. Gleich 1709 herausgegebenen Correspondenzen des gelehrten Rectors Daum in Zwickau* Leibnizens Name nicht vorkommt, ferner der damals noch nicht zwanzigjährige Leibniz in dem hier mitzutheilenden Briefe an Daum seine Dissertatio de arte combinatoria überschickte, in welcher der Adressat mehrfach erwähnt und „vir laboriosissimus, in omni poematum genere exercitatus" genannt wird, so verdient dieses Begleitschreiben gewiss eine grössere Beachtung, als ihm bisher zu Theil geworden ist**. Das Original (kl. 4°) befindet sich in der Rathsschulbibliothek zu Zwickau (zu Lx), ist mit

---

* Schon Kümmel (Allg. deutsch. Biogr. IV, 770) hat bedauert, dass eine befriedigende Biographie Daums noch fehlt. (Es finden sich Nachrichten über ihn auch in Herzogs Chronik der Kreisstadt Zwickau I, 175, 178; II, 502, 542/3, 552.)

** In einem überaus fehlerhaften Abdrucke erschien dasselbe bereits 1750 in Gottscheds Programm „Anecd. quaedam Leibnitiana" (Königl. Bibliothek zu Dresden: Biogr. erud. D 1606, 46). Der Herausgeber des „Archivs" hat mich auf dieses bisher in der Leibniz-Litteratur unberücksichtigt gebliebene, namentlich auch von Gerhardt (s. weiter unten) unbenutzt gelassene seltene Schriftchen freundlichst aufmerksam gemacht. Das Original des zweiten, von Gottsched in demselben Programm mitgetheilten Briefes von Leibniz an Daum, datiert Lips. 17. Maji A. 1716 (vielmehr 1666), ist gegenwärtig in Zwickau nicht aufzufinden gewesen.

Digitized by Google

C. F.* gesiegelt, trägt den Praesentationsvermerk „30. Martii 1666“ und lautet, unter Hinweglassung der von Leibniz beliebten Accente, genau, wie folgt:

Nobilissime et clarissime vir

Cum simulac in notitiam Tuam veni, statim beneficium senserim; nolui prius scribere, quam grati animi signum qualecunque dare liceret. Igitur quod plurimum a Te adjutus**, ne verbulo quidem, nisi per clarum Fellerum***, vel gratias egi, aeque minime laturum, maxime spero. Quam primum autem exiit e praelo nostra de Arte Combinatoria dissertatiuncula†, nihil antiquius habui, quam mittere; partim ne

* Wessen Petschaft Leibniz benutzte, war nicht zu ermitteln. Vielleicht stammte dasselbe aus Fellers Verwandtschaft. Unter den beiden Buchstaben ist ein nach (heraldisch) rechts aufspringender Löwe deutlich zu erkennen.

** In der Dissertation heisst es (Orig.-Ausg. S. 78): „Nacti vero nuper sumus, ipso [d. i. Daum] communicante . . . . .“

*** Gemeint ist Daums Schüler, Mag. Joachim Feller aus Zwickau, welcher an der Nicolaischule zu Leipzig Tertius war. Durch ihn dürfte Leibniz an Daum empfohlen worden sein.

† Am 7. März 1666 hatte Leibniz in der philosophischen Facultät zu Leipzig „pro loco“ disputiert. Diese „Disputatio arithmetica de complexionibus“ (10 Quartseiten Text) ist auf der K. öff. Bibliothek zu Dresden (Mathem. 275, 36) anzutreffen. Sie bildet einen Theil der bald darauf erschienenen „Dissertatio de arte combinatoria“, nach welcher auf der Universitätsbibliothek zu Leipzig und im Daumschen Nachlasse vergeblich gesucht worden ist. Von dem Originaldrucke sind u. a. zwei Exemplare in der K. Bibliothek zu Hannover, eines in der Rathsbibliothek zu Leipzig, eines in der K. Bibliothek zu Dresden (Philos. B 81) zu finden. Ein Nachdruck davon (vgl. Acta Eruditorum Lips. an. 1691 mens. Febr.) erschien 1690 zu Frankfurt a./M. Denselben besitzt die K. Bibliothek zu Dresden in zwei Exemplaren, deren eines mit Papier durchschossen und mit handschriftlichen Verbesserungen und Zusätzen versehen ist, welche um das Jahr 1730 von unbekannter Hand geschrieben sind (Philos. B 82 und Manuscr. C 456). Die neusten Abdrücke lesen wir bei Erdmann: Leibnitii op. phil. I, 6 fg. vgl. X, und in Leibnizens mathematischen Schriften herausgegeben von Gerhardt II, 1 S. 3—79. Nur Gerhardt folgt der Originalausgabe. Weiteres ist zu ersehen bei Adolf Trendelenburg, historische Beiträge zur Philosophie III (Berlin 1867), Abhandlung I u. II, und Guhrauer, Biogr. von Leibniz I, 37 fg. u. II, Anhang S. 56. In seiner Vita schreibt Leibniz von seiner Dissertation: „quam doctissimi etiam viri cum applausu legere, quos

Digitized by Google

moram excusandi jus, aut gratias agendi occasionem perderem; partim ut recognosceres artes Tuas, et quorum pars magna es, ea ipse haberes. De Arte Combinatoria, inscripsimus, magis ut satisfieret vulgi auribus, in quibus et Lullii* artificium, et Ath. Kircheri promissum** increbuit, quam quod ita sentiremus. Neque enim variationem conjunctionum tantum, sed et retenta earundum [!] rerum complexione artificium situs commutandi sumus executi. Plus tamen in complexionibus operae posuimus, quod utiliores hae, etsi transpositiones jucundiores. Nam et professi sumus in opusculo, et experturus credet, hanc scientiarum omnium clavem esse, denique hujus praeceptis universam Logicam inventivam contineri. Dolendum quippe est hodie partem Logicam de Judicio ita prope solam urgeri, ut negligatur inventio, aut, quae traduntur, pontes sint asinorum, distinctionum cruces, canonum pessime intellectorum praecipitia. Sed haec apud peritissimum virum frustra. Transpositiones addidi, ut superiora severiora, et in fundamenta scientiarum aditum molientia, jucunditate temperarem: Earum spectaculum commodissimum versus sunt. Protei: Proteorum Tui: Tuorum*** vero utinam theatrum satis editum esset hic libellus! qui si† artis tuae magnitudinem modo assecutus sit, satis se praestitisse credet. Nam tua recte ex-

---

inter Kircherus et Baylius eminent. Nam ipsum Kircheri opus de eodem argumento tum nondum prodierat." Leibniz widmete die Dissertation dem kursächs. Oberhofprediger Martin Geier, „suo vero, praeter susceptionis beneficium, Patrono et Mecaenati maximo; rationem studiorum suorum constare voluit autor." Geier gehörte, wie Leibnizens Vater, zu den Begründern des Collegium Gellianum in Leipzig (Zedlers Univ.-Lex. X, 634). Ein Briefconcept an Geier aus der Zeit von Leibnizens Berufung nach Hannover ist nach einer Privatmittheilung des Herrn Bodemann im Leibnizischen Nachlasse vorhanden.

* Die in dem Briefe noch genannten Personen kommen sämmtlich in der Dissertation vor.

** Vergl. S. 350 f. Anm. †.

*** Man vergl. darüber die dissertatio, insbes. S. 78: „quem merito plus quam Protea dicas". Daums Schrift: „Vertumnus Poeticus" war 1646 zu Zwickau erschienen (K. Bibl. zu Dresden: Lit. Lat. rec. A 782).

† Gottsched druckt sinnwidrig und abweichend von der Originalniederschrift: „Protei-Proteorum Tui: Tuorum vero utinam theatrum satis editum esset! Hic libellus, si" u. s. w.

Digitized by Google

pressa etiam in humili loco per se lucent. Caeterum in nonnullis aliis haesi. Nam de GoldsteinI Proteo nihil fere compertum habebamus praeter verba. Et Publilius Porphyrius Optatianus, poëta vetus aevi Constantinianaei in manus nostras non nisi citatus venit; de quo quantum noveramus, in ipso opusculo disseruimus. Utriusque notitiam pleniorem si daretur vel nunc demum ex Te discere, Clarissime Vir, quanti aestimaturus sim principia haec favoris in me Tui ipse* facile vides. Denique promtitudini tuae juvandi me ignotum, aut potius per me familiarissimam tibi amicam, Rem Literariam; gratias et nunc ago, et cum occasio erit, habiturus sum majores. Vale. Lipsiae, 26. Martii 1666.

Id precatur

Tibi quondam publico nomine, nunc privatim obstrictus
M. Gottfredus Guilielmus Leibnüzius.**

[Adresse:] Nobilissimo et clarissimo
CHRISTIANO DAUMIO,
gymnasiarchae Zviccaviensi, de re literaria meritissimo viro, fautori suo honoratissimo.

---

* Für ps steht ψ.

** So lautet der Name auch auf der angezogenen Disputatio und Dissertatio (deutsch damals Leibnütz in der Unterschrift der von Gottsched a. a. O. veröffentlichten Ode vom Jahre 1664). Gleichzeitig sei die auf früheren Annahmen beruhende Mittheilung in den Berichten der philosoph.-histor. Classe der K. S. Gesellschaft der Wissenschaften (1879 S. 107 Anm. 4, vergl. 1880 S. 189) dahin berichtigt, dass sich Leibniz in seinen letzten Lebensjahren niemals BWvLeibniz (in einem Zuge) geschrieben hat. Das vermeintliche lateinische B ist, wie Herr Bodemann durch Vergleichung ermittelt hat, ein deutsches G. Dieselbe Namensschreibung in einem Zuge (damals natürlich ohne das Adelspraedicat) kommt schon unter einem Briefe vom 22. Septbr. 1677 vor. Auf den B[aron] W[ilhelm] v[on] Leibniz braucht somit niemand wieder zurückzukommen. Möge man endlich auch allgemein Leibniz statt Leibnitz schreiben.

Digitized by Google

Ein Wort Friedrichs des Grossen über einen anonymen deutschen Dichter.

Von

Philipp Kohlmann.

Unter den vielen absonderlichen Urtheilen, welche der grosse Friedrich in seiner 1780 erschienenen, weit häufiger genannten und getadelten als gelesenen und richtig gewürdigten Schrift „de la litérature allemande“ über die wenigen ihm zu Gesichte gekommenen Dichtwerke seiner Zeit ausgesprochen hat, ist von jeher eines Hauptgegenstand des Interesses gewesen, weil es ein unbedingtes und ein ungeschränktes Lob enthält, ohne dass der Titel der anonym erschienenen Dichtung angegeben ist. Die Worte des Königs lauten: „J'ajouterai à ces Messieurs, que je viens de nommer, un Anonyme, dont j'ai vu les vers non-rimés; leur cadence et leur harmonie résultoit d'une mélange de dactyles et de spondées; ils étoient remplis de sens, et mon oreille a été flattée agréablement par des sons sonores, dont je n'aurois pas cru notre langue susceptible. J'ose présumer, que ce genre de versification est peut-être celui qui est le plus convenable à notre idiome, et qu'il est de plus préférable à la rime: il est vraisemblable qu'on feroit des progrès, si on se donnoit la peine de la perfectionner.“

Es besteht nun seit dem Jahre 1803 eine bis auf den heutigen Tag in den meisten litteraturgeschichtlichen Werken weit verbreitete Tradition, das so ausnahmsweise gelobte Gedicht eines Anonymus sei die Elegie „Die Mädcheninsel“ von Joh. Nic. Götz (1721—1781), dem bekannten Freunde von Gleim und Uz aus dem Hallischen Dichterbunde. Sie behandelt in „mehr gesuchter als natürlicher Frivolität“* das ziemlich

* Vgl. Pröhle, Friedrich der Grosse und die deutsche Litteratur. Berlin 1872. S. 178.

Digitized by Google

lüstern durchgeführte Motiv, wie der Dichter, als Greis auf eine einsame Insel verschlagen, hier von holden Mädchen, welche Cythere ihm aus den Felsen erweckt, durch Liebesscherz bis zu seinem Tode erheitert und mit Kuss und Umarmung erhalten wird, bis er dann als „wolriechendes Skelett“ (!) auf dem Altar der Göttin ausgestellt und hierauf unter dem Trauergeleit aller Grazien und Liebesgötter bestattet wird. Man sieht, ein höchst tändelndes und dabei bedenkliches Motiv, bei dem der Gegensatz zwischen dem weissharigen Dichterkönige und seiner ihn umgaukelnden Grazienschar sogar einen widerwärtigen Eindruck hinterlässt. Das Metrum dagegen ist gewandt und leicht behandelt, obwol speciell in den Pentametern sich manche Härte findet.

Dass dieses Gedicht dem Könige Friedrich bekannt geworden sei, bezeugt Knebel in einem Aufsatze in Herders Adrastea (Bd. 5 Stück 2, Leipzig 1803, S. 262—264), worin er einen im J. 1780 ausgeführten Besuch bei dem damals als Superintendent in Winterburg in der hinteren Grafschaft Sponheim lebenden Dichter Götz beschreibt. Es heisst dort: „Während meines Aufenthaltes zu Potsdam, in den siebziger Jahren, kam ich auf den Einfall, das damals in der Schmidtschen [Schmidschen] Anthologie erschienene Gedicht von unserm Verfasser, die Mädcheninsel, besonders und mit lateinischen Lettern abdrucken zu lassen, um es hie und da an einige, die Gefallen daran hatten, zu vertheilen. Dem grossen Friedrich, der um Alles wusste, mochte ohne Zweifel auch ein Exemplar davon zugekommen sein; und dass es wirklich geschehen sei, erfuhr ich nachher aus dem Munde derer, die um ihn waren. In seiner littérature allemande, wo der grosse König etwas willkührlich und ungerecht mit der deutschen Litteratur sein Spiel treibt, gedenkt er nur eines Einzigen deutschen Gedichtes, das ihm seinen vollen Beifall abgezwungen hat; und ich bin nach allen Umständen versichert, dass es kein andres sein kann, als eben dieses damals erschienene Gedicht unsers Götz.“

Wenn nun Knebel weiter fortfährt: „Man urtheile aus den Ausdrücken, womit der König solches bezeichnet; wobei ich noch bemerken muss, dass der Verfasser damals nur

Digitized by Google

unter dem Namen des Anonymus bekannt war", so ist mir von jeher bedenklich erschienen anzunehmen, der König habe die tändelnden Verse Götzens „remplis de sens" nennen können! Um so wahrscheinlicher dünkte mich, dass das musicalisch geschulte Ohr Friedrichs von dem Tonfall und der Harmonie der Distichen erfreut worden sei.

Sieht man nun genauer zu, so weiss Knebel mit einiger Sicherheit nur davon zu berichten, dass der König das Gedicht Götzens als Specialabdruck zu Gesichte bekommen habe, da er sich hierfür auf das Zeugniss der näheren Umgebung des Königs beruft, — allerdings nach einem Zeitraum von ungefähr dreissig Jahren! Denn jenen Abdruck besorgte Knebel in den siebziger Jahren und erst 1803 erschien sein Aufsatz. Doch zugegeben, der König habe das Gedicht gekannt, wo liegt der Beweis dafür, dass er es auch an der oben citierten Stelle seiner Schrift gemeint habe? Hierfür beruft sich Knebel nur auf seine subjective Ansicht, wenn er sagt: „ich bin nach allen Umständen versichert, dass es kein anderes sein kann." Dagegen scheint mir aber ein schon kurz berührter innerer Grund auf das entschiedenste gegen diese Annahme zu sprechen: ich meine, der frivole Gegenstand der „Mädcheninsel". Der Freund Voltaires würde ja freilich in früheren Jahren ohne Zweifel auch hieran Geschmack gefunden haben, aber der greise, lebensmüde Herrscher dachte doch ganz anders. Bezeichnend für die innere Wandlung, welche mit ihm vorgegangen, ist ein Ausspruch aus dem J. 1776, also noch vor dem erscheinen seiner Schrift: „Ich bin alt und die Frivolitäten stehen mir nicht mehr an. Ich liebe das Solide, und wenn ich wieder jung werden könnte, würde ich mich von den Franzosen scheiden lassen, um mich auf die Seite der Engländer und Deutschen zu stellen."*

Indessen die Macht der Tradition ist gross, und nachdem einmal Knebels Erzählung Glauben gefunden, ist sie von einer Hand zur andern weitergegangen,** ohne dass man, wie es

* Vgl. meinen in dem Ostfries. Monatsblatt vom J. 1878 S. 193 ff. gedruckten Vortrag: Die persönliche Stellung Friedrichs des Grossen zur deutschen Litteratur und Sprache.

** Beispielshalber nenne ich nur Heinsius, Loebell, Kurz, Pröhle.

Digitized by Google

scheint, sich nach andern Zeugnissen umgesehen. Erst dem bewährten Sammlerfleisse Karl Goedekes ist es gelungen, in seinem „Grundrisse“ (II S. 552 f.) eine richtigere und sicher beglaubigte Ansicht zu vertreten, zu welcher der treffliche Forscher, wie ich wol annehmen darf, durch einen später näher zu besprechenden Artikel der Allgemeinen Encyklopädie von Ersch und Gruber veranlasst sein wird. Da ich, ohne Ahnung von der nur beiläufig in Goedekes grundlegendem Buche mitgetheilten Berichtigung zu haben, durch unmittelbare Benutzung der ursprünglichen Quellen zu meinem Resultate gelangt bin, so wird es mir gestattet sein, die Streitfrage etwas eingehender zu behandeln.

Schon im Jahre 1785 erschien in einer ostfriesischen Wochenschrift, betitelt „Mannigfaltigkeiten“, 49. Stück S. 391 aus der Feder des damaligen Generalsuperintendenten Coners in Aurich eine Notiz, dass jene Worte Friedrichs, welche in deutscher Uebersetzung mitgetheilt werden, sich bezögen auf ein im J. 1751 verfasstes Gedicht auf die zu Emden damals neu errichtete Ostindische Handels-Compagnie. Als dessen Verfasser wird zwar keine bestimmte Persönlichkeit genannt, diese aber so deutlich bezeichnet, dass jeder gebildete damals sofort den im Juli 1785 pensionierten Regierungspraesidenten von Derschau erkennen musste. Und unter seinen Gedichten, anonym herausgegeben unter dem Titel „Andenken für meine Freunde“, Aurich 1772, findet sich denn auch auf S. 195 ff. das soeben erwähnte. Ich lasse zur bessern Klarlegung und wegen der grossen Seltenheit der Derschauschen, sämmtlich anonym erschienenen Schriften das Gedicht im genauen* Wortlaut, unter Benutzung des in Aurich noch vorhandenen Handexemplars des Verfassers, folgen, nachdem ich zum besseren Verständnisse für historisch weniger eingeweihte einige wenige Worte vorangeschickt habe.

Dass Friedrich der Grosse sich für die im J. 1744 erworbene Provinz Ostfriesland besonders interessierte, ist bekannt; besonders liess er sich die Hebung des heruntergekom-

* Nur in der ganz willkürlichen Interpunction habe ich mir einige Aenderungen erlaubt.

Digitized by Google

menen Handelshafens Emden angelegen sein und fuhr bei seinem zweimaligen Besuche in dem Nordseelande 1751 und 1755 jedesmal nach der sogenannten Knock hinaus, wo sich ein herrlicher natürlicher Hafen von bedeutendem Umfange befindet, auf den der König sein besonderes Augenmerk richtete. Gleich am ersten Abende (13. Juni) seiner ersten Anwesenheit ertheilte er den Directoren der kurz vorher gestifteten Asiatischen Compagnie Audienz und verlieh ihnen bedeutende Vergünstigungen. Am 21. Febr. 1752 gieng das erste Schiff der Gesellschaft, der „König von Preussen", mit 36 Kanonen und 180 Mann Besatzung, von Emden aus nach China unter Segel. Auf dieses freudige Ereigniss dichtete der damalige Regierungspraesident von Ostfriesland, Christoph Friedrich von Derschau, den folgenden Hymnus. Leider endete die unter so glücklichen Auspicien begonnene Handelsunternehmung in Folge des Krieges und der Missgunst der Holländer schon im J. 1757.*

Auf die zu Emden im Jahre 1751 errichtete **Ostindische Handlungs-Compagnie.**

Impiger extremos currit** mercator ad Indos
Per mare pauperiem fugiens, per saxa, per ignes.
Horat. Epist. I.

Auf! folgt mir aufs stürmende Meer, ihr Musen! Und könnt ihr nicht folgen:
So hebt mich von niedriger Flur ein Segel statt Pegasus Flügel.
Neptunus und salzigte Flut soll mir statt Apollo und Pindus Und Castalis seyn.
Heut stürme die Lyra ein Lied im Tonmaas erborgt von Syrenen,
Nachahmend der Ruder Geräusch, das Rauschen der wallenden Wogen;
Heut, da sich der Preussische Staat, o Tag der noch nimmer besungen!
Mit Thetis vermählt.
Was saget dies fremde Geräth der Masten, der Anker und Ruder?
Woher das geschäftige Volk, Matrosen, Bewohner der Meere?
Von Handlung beeifertem Fleiss welch nimmer erblicktes Getümmel
Am Emdischen Strand?

* Vgl. hierüber Wiarda, ostfries. Geschichte VIII, S. 366 ff.

** Bei Hor. ep. I 1, 45 steht curris.

Digitized by Google

O welch eine Göttin erscheint! Die Ehrfurcht bezähmet das Weltmeer.
Aurora bepurpurt die Luft. Ein Adler, mit schattenden Flügeln,
Schwebt über dem schiffenden Thron*, gezogen von raschen Delphinen.
Das Ufer erschallt,
Und nimmt seine Königin auf. Ihr Gang, der Unsterblichkeit Bürge,
Beblümet den sandigten Pfad. Du bist es, o Fürstin der Handlung,
Da Reichthum und Indische Pracht und Balsamluft duftendes Hauchen
Die Göttin verräth.
Der Ocean küsst ihren Fuss und reicht ihr den Zepter der Meere:
Und Ueberfluss leeret sein Horn, gefüllt mit erhandelten Schätzen.
Es breiten auf silbernen Strand die Tritons und tändelnde Nymphen
Das goldene Vliess.
Ihr zollet das Weltmeer Tribut, durchkreuzt von beladenen Schiffen;
Sie ist es, die Wohlstand und Pracht und Nothdurft und Anmuth ertheilet,
Begeistert die Adern des Staats, unsichtbar erfüllt sie die Häuser
Mit Fülle und Lust.
Was Ländern, getrennt durch das Meer und glühenden Fusssteig der Sonne,
Der Einfluss verschiedener Luft versaget, und dorten gegeben:
Dem Eisvollen Norden zur Noth, dem glühenden Süden zur Wollust,
Vertauscht sie mit Nutz.
Trägt Gottheit und Wissen und Kunst vom glücklichen Nordpol zum andern.
Sie lohnet den witzigen Fleiss, beschäftigt unthätige Hände,

---

* Eine Anspielung auf das Wappen der Compagnie, wie es auf den Piastern derselben erscheint: ein Schiff mit vollen Segeln in See, darüber der preussische Adler; Schildhalter sind zur rechten ein wilder Mann und zur linken ein Chinese, der einen Ballen Stoff unter dem Arme hält. Unter dem Schilde liegt ein Mercurius-Stab und ein Palmzweig mit den Buchstaben K. P. A. C. V. E. (= Königl. Preuss. Asiatische Compagnie von Emden), und etwas niedriger: Confidentia in Deo et Vigilantia (vgl. Wiarda, Ostfr. Gesch. VIII S. 370f.).

Digitized by Google

Durch Kühnheit, mit Klugheit gepaart, Glück, Anschein und Zufall berechnend,
Hebt sie sich empor.
Sie rüstet und nähret den Mars: Auch hat sie wol Thronen gestützet.
Der Wechsel kurzsylbigter Styl macht Tonnen von Golde beweglich,
In fernesten Theilen der Welt begeistern manch kühnes Beginnen
Zwo Zeilen Befehl.
Bald bauet ein Held* ihren Sitz, bald scheinen ihn Götter** zu bauen,
Bald lässt sie, entfesselt vom Thron, ein Volk über Könige herrschen.
So war einst dein Kaufmann ein Fürst,*** o Tirus! So warst du, o Sidon!
Die Krone der Welt.
Jezt wendet die Göttin den Blick auf Preussens weitgrenzende Staaten.
Ja, spricht sie, wo Friedrich regiert, da blühe auch Schiffart und Handlung.
Auf Erden verehret ihn Mars: Ihn müsse auch Thetis verehren
Auf brausender See.
Ihr Staaten! durch Anfluss des Meers zum Reichthum der Welten berechtigt,
Und die euch manch schifbarer Strom zuwälzet auf flüssigen Rädern,
Die Götter ertheilen euch Flut: Und Flut ist das Saatfeld der Schätze:
Auf! fühlt eure Kraft.
Der Friede, durch Waffen beschützt, die Hofnung zum Frieden verlängert,
Die Rechtsbahn, von Dornen befreyt; Gesetze, des Eigenthums Hüter,
Verbessert; und Münzen, das Pfand und Stempel vom Werthe der Dinge,
Ziehn Handlung herbey;
Schwach, furchtsam, so lang nicht der Thron mit schmeichlenden Armen ihr buhlet.

---

* Alexandria, welches von Alexander dem Grossen erbauet worden. (A. d. Verf.)

** Sanazar saget, indem er Rom und Venedig in Vergleichung stellet: Illam homines dices, hanc posuisse deos. (A. d. Verf.)

*** Iesaia 23, 8. (A. d. Verf.)

Digitized by Google

Bewohne, beglücke dies Land, durch Friederichs Achtung geadelt!
Wo Sicherheit, Vorschub und Recht und Freyheit, die Seele der Handlung,
Sein Zepter verbürgt.
So sagt sie. Dies Kleinod allein vermisst noch Pruteniens Krone;
Ihr König, der nie was vermisst, verwischt ihr den Schlaf. Sie erwachet.
Schon glühen die Anker, es seufzt der Amboss, viel Hände sind wirksam
Mit Segel und Thau.
Die Bäume, vom Erdreich getrent, erfüllen* die Lüfte mit Krachen;
Schon werden sie Masten und Schiff, vor kurzem die Zierde der Wälder,
Schon flattern in scherzender Luft der Flaggen buntfärbigte Bänder.**
Er will. Es geschieht.
Und Oder und Pregel und Rhein, breitströmende Fürsten der Flüsse,
Und Elbe und Weser und Ems, die schilffichten Häupter erhebend,
Erblicken den schäumenden Strom, aus silbernen Urnen gestürzet,
Mit Reichthum beschwert.
Minerva, die vormals den Riss vom Schiffbau nach Colchis ersonnen,
Minerva, der Handelnden Schutz, nebst Colbert, Elisabeth, Friedrich,
Die einstens die Zimmeraxt schliff dem Schöpfer des Russischen Staates,
Entwirft selbst den Plan.
Kein schmächtiger Impost, kein Zwang verarmet aus Durst zu bereichern.
Ein Demanten Siegel bedrückt den Segen verheissenden Freybrief.
Es gründet vereinigte Kraft, durch weise Gesetze verbunden,
Den handelnden Staat.
Mit Blumen umkränzen das Schiff die schwimmenden Töchter der Doris,
Des jauchzenden Zurufs Gesang bezaubert das Rauschen der Fluten.

---

* Im Handexemplar verbessert statt: erfüllet.

** „Schon flattert in schertzender Luft der Flaggen buntfärbigte Ehre (Zierde)", spätere Aenderung im Handexemplar.

Digitized by Google

Sie wiegen das wankende Haus, versuchend mit stossenden Schultern
Und klatschender Hand.
Noch träufelt ihr schlichthaarigt Haupt von Meersalz. Schnell tauchen sie unter,
Verscheucht durch den schreckenden Knall des Freude bezeichnenden Donners,
Womit das entbrante Geschütz, aus frohem lautbrüllendem Schlunde,
Den Abschied begrüsst.
Welch Wunder! Ein Segel umspant die dienstbar gewordenen Winde,
Die Winde, durch Stricke gelenkt. Es leitet die schwimmende Wohnung
Am Rande von Leben und Tod, durch Hauche der Zephyrs beseelet,
Ein flatterndes Garn.
Kühn ziehen sie Furchen hindurch im schäumenden Felde Neptunens,
Das richtende Schiffruder hält die Bahn, so die Sterne beschrieben.
Das Toben der Stürme bezähmt die Klugheit. Die zitternde Nadel
Bezeichnet den Pol.
Sie ziehn triumphirlich dahin; sie segeln, der Beute versichert,
Gemahlet, vergoldet, geschmückt, mit tobenden Wellen zu streiten,
Wie Friedrichs siegprangendes Heer am Tage der Schlacht und des Sieges
Sich pudert und ficht.
Ihr Brücken der stürmenden See, verbindet entfernete Welten,
Eilt, bringet uns Schätze zurück! Schwebt* hin mit beflügelten Segeln!
Und schützet den Fremdling des Meers, den nimmer getragenen Brennen,
Für Schiffbruch und Tod.
Verschönerter Anblick des Staats! Er schöpft aus der Quelle des Reichthums,
Umschift seiner Neider Gebiet und Wohnung der Ethiops Kinder,
Und mischet ein fremdes Geschlecht in Sina verwunderte Hafen,
Die Märkte der Welt.
Schwimt, schuppigte Tritons, voraus, als Herolde tragt, Amphitriten!
Von Preussens Beherrscher den Ruhm noch weiter hin, als seine Segel,

* Verbesserung des Handexemplars statt: Eilt.

Digitized by Google

Erthönet das schneckigte Horn, sagt noch unerfundenen Inseln,
Wie gros unser Held.
Zwey höchste Geschenke gab ihm der Himmel: Den Thron und die Weisheit.
Held, Vater und Richter des Volks, unsterblich durch Schwert und Gesetze,
Nachdem er die Länder beschützt, erweitert, geordnet, gebessert:
Setzt er sie in Flor.
Es trägt sein belorberter Arm der Glückgöttin goldenen Zepter.
Es wuchert mit Segen sein Thron, mit Gottheit nachahmendem Wolthun.
Sein Zepter, erkoren zum Heil, das Schiffruder unserer Wohlfart,
Sey lange beglückt!
Hat Cäsar, bewundert vom Volk, wie Friedrich die Länder beglücket?
War Handlung und Tugend die Frucht von seinen zerstörenden Siegen?
Nein, Cäsar war einzig nur Held. Mein Held nimt die Krone zum Muster
Von Salomons Haupt.

Das Gedicht ist, wie man sieht, in 31 Strophen gegliedert, von denen jede aus dem dreimal wiederholten freieren Hexameter mit Vorschlagssylbe, wie Ewald von Kleist ihn zuerst im „Frühling“ angewandt hatte, und aus einem katalektischen daktylischen Dimeter mit Vorschlag besteht. Die Verse sind neben mancherlei Steifheiten nicht ungewandt, und das den Rhythmus betreffende Urtheil des Königs liesse sich ohne Schwierigkeit auf sie ebenso gut wie auf die Götzischen anwenden. Vor allem aber ist der Gegenstand selbst und die Art seiner Behandlung derartig, dass das Interesse des Königs dadurch im höchsten Grade in Anspruch genommen werden musste. Eine für Preussens und Ostfrieslands Schiffahrt ganz neu erschlossene Aussicht auf einträgliche Betheiligung am Welthandel, die Hebung, welche dadurch speciell dem Ems-Hafen zu Theil werden musste; ferner die gedankenreiche, wenn auch meistens unter allegorische und mythologische Einkleidung sich versteckende Durchführung; endlich die aus warmem Herzen kommende Verehrung des Königs selbst, welche am Schlusse in durchaus treffender Weise zum Ausdrucke gelangt: — alles das sind Momente, welche nach meiner Meinung auch

Digitized by Google

innerlich das historisch feststehende Zeugniss eines Zeitgenossen des Dichters auf das beste unterstützen.

Also Zeugniss gegen Zeugniss! Coners berichtet fünf Jahre nach dem erscheinen der königlichen Schrift, vermuthlich doch auf Grund von Mittheilungen Derschaus selbst, der hierüber als Regierungspraesident gut orientiert sein konnte; Gegenstand, Inhalt und Form des Gedichtes sprechen für die von Coners ausgesprochene Ansicht. Die ganz an französischen Mustern gebildete gedankenreiche Poesie Derschaus musste im Herzen Friedrichs verwandte Töne anschlagen, anderseits der unverhüllte preussische Patriotismus ihm wolthun. Ob ihm bekannt gewesen, dass sein Regierungspraesident der Dichter sei, muss dahin gestellt bleiben, da Derschau alle seine Schriften anonym herausgab. Dazu berichtet sein erster Biograph, der Auricher Conrector Franz Jakob Müller*, dass eine Abhandlung Derschaus, „über Verminderung der Kriege", Dessau 1782, von Friedrich mit Vergnügen gelesen worden sei.

Dagegen erzählt Knebel von einem Factum, welches sich vor dreissig Jahren ereignet haben soll, er spricht ferner nur seine subjective Ansicht aus; der frivole Gegenstand und Inhalt der Elegie Götzens passen sehr wenig zu den Worten des Königs, — kurz, soweit sich hier auf Grund von Combination aller Factoren kommen lässt, dünkt es mich durchaus wahrscheinlich, ja, überzeugend, dass dem Könige, als er jene Worte schrieb, nicht das Gedicht „Die Mädcheninsel", sondern der Derschausche Hymnus auf die Asiatische Compagnie zu Emden im Gedächtnisse lag.

Der erste, welcher dies Verhältniss nach Coners** genauer auseinandersetzte, ist Dr. Gittermann (lutherischer Prediger zu Emden, † 1849), der in einem ausführlichen Artikel der Encyklopädie von Ersch und Gruber (Sect. I Bd. 24, S. 219) vom J. 1833 auf die Bedeutung Derschaus als Dichters hingewiesen hat. (Vgl. dazu neuerdings Kelchner in der Allgemeinen deutschen Biographie V S. 67.)

Zum Schlusse theile ich über die Lebensverhältnisse jenes

* Ehrendenkmal, Norden 1800, S. 26.

** Einfach wiederholt findet sich Coners' Mittheilung in der Jahresschrift Pallas für das Jahr 1802, Norden, S. 69 f.

Digitized by Google

bedeutenden Mannes noch näheres mit. Christoph Friedrich von Derschau stammt aus einer sehr alten preussischen Adelsfamilie, welche bis in den Anfang des 15. Jahrh. zu verfolgen ist*; er wurde in Königsberg am 12. Januar 1714 geboren, studierte daselbst Philosophie, Mathematik und Jurisprudenz und begab sich dann mehrere Jahre (1735—39) auf Reisen, welche ihn zunächst durch Deutschlands bedeutendste Universitätsstädte, nach Holland und Belgien und endlich nach Paris führten, wo er über zwei Jahre verweilte. Unterwegs schloss er interessante Bekanntschaften mit den hervorragendsten Männern der Wissenschaft und Kunst, von denen sein noch vorhandenes Album Rechenschaft gibt; ich erwähne nur Gottsched und Christian Wolf. In Paris nahm neben einem verwickelten Familienprocesse, den er glücklich zu Ende führte, sein Hauptinteresse das théâtre français in Anspruch; und die classischen Dramen der Franzosen wirkten auf sein Gemüth derartig, dass er selbst in ihrem Geiste zu dichten begann. Wir besitzen von ihm zwei in Gottschedscher Manier geschriebene, steife, aber von manchen Geistesblitzen erhellte Dramen: „Pylades und Orestes“ und „Papinian“. Das erstere, zuerst in Liegnitz 1747 erschienen (wiederholt im „Andenken für meine Freunde“), wurde mit Beifall in Wien zum Geburtstage der Kaiserin Maria Theresia gespielt und verdient schon deswegen eine gewisse Beachtung, weil es denselben Stoff behandelt, den Euripides und für uns unübertrefflich Goethe gestaltet hat. Das in gereimten Alexandrinern geschriebene Stück ist sonst ganz im französischen Geiste gehalten (so z. B. fehlt nicht die Prinzesse, Tochter des Thoas, mit der Pylades schon vorher verlobt ist, und ihre vertraute), aber interessant ist doch ein Berührungspunct des schwerfälligen Derschauschen Opus mit Goethes Iphigenie. Nach der Erkennung der beiden Geschwister verfällt auch bei Derschau Orest für eine Zeitlang in den Glauben, er sei schon in der Unterwelt, und Iphigenie sei ihm dorthin vorangeeilt um ihn „in das Land der Geister einzuleiten“.

Von Paris nach Berlin zurückgekehrt um sich der Civil-

* Vgl. die Mittheilungen Gallandis in der Altpreuss. Monatsschrift XIX (1882) S. 53 ff.

Digitized by Google

verwaltung zu widmen, sah sich Derschau plötzlich wegen seiner stattlichen Figur auf Befehl Friedrich Wilhelms I. zum Fähnrich im Regiment seines Oheims ernannt; er machte als Lieutenant den ersten schlesischen Krieg mit, wurde verwundet und musste seinen Abschied nehmen. König Friedrich, dessen scharfes Auge die hohe juristische und administrative Begabung Derschaus erkannt hatte, ernannte ihn ohne weiteres zum Consistorialrath und Assessor bei der Oberamtsregierung in Glogau. Hier verfasste er ausser dem erwähnten Trauerspiele einen Hymnus auf die Schlacht bei Hohenfriedberg. Als nachher der Grosscanzler von Cocceji die Justizreform im preussischen Staate bewerkstelligte, wurde er 1749 als Geh. Regierungsrath nach Cleve und von dort schon 1751 als erster preussischer Regierungspraesident nach Ostfriesland versetzt. Hier ist er bis zum Juli 1785 im Amte geblieben, hat dann aber noch in beschaulicher und litterarischer Musse auf seinem Gute Wilhelminenholz bei Aurich bis zum 19. December 1799 gelebt. Dort liegt er auch begraben. Er hat sich um das ihm anvertraute Ländchen grosse und bis heute unvergessene Verdienste erworben, besonders durch seine persönliche Aufopferungsfreudigkeit in den traurigen Zeiten der französisch-österreichischen Invasionen der Jahre 1757, 1758, 1761, 1762.

Ausser den hohen Tugenden, die er als Mensch wie als Beamter bewiesen, erregt unsere besondere Theilnahme seine stets festgehaltene Neigung zu den schönen Wissenschaften und zur Dichtkunst. Ein Dichter im eigentlichen Sinne ist er freilich nicht gewesen, das wusste er selbst am besten; bezeichnet er doch seine dichterischen Versuche im Vorworte zum „Andenken“ als „Unterhaltungen eines von Geschäften ausruhenden Geistes“; er betrachtete die Beschäftigung mit der Poesie als eine Erholung, eine edle Erquickung. Sehr hübsch und bescheiden ist das Nachwort zu den vermischten Gedichten (Andenken S. 234):

Kinder flücht'ger Poesie! solte ich euch zu den Flammen,
Oder als Zigeunervolk wild umher zu ziehn verdammen?
Ich erzog euch. Es ist hart, euch zu tödten, zu enterben;
Geht nur hin und seyd gedruckt; dann mögt ihr natürlich sterben.

Digitized by Google

Ein grosser Theil seiner sehr zahlreichen Schriften in Prosa und Versen sind speculativ-religiösen Inhalts; fast alle haben nur noch einen historischen Werth. Interessant bleibt aber zu beobachten, wie die Regierung des grossen Friedrich überall Leben verbreitete, so dass sich unter ihm auch in dem fernen Nordseeländchen der Ostfriesen ein wehen deutscher Litteratur bemerklich machte, das freilich noch in den Anfängen blieb, aber doch eine bessere Zeit verkündete. So lebte mit Derschau zusammen in Aurich der von Herder* so überschwänglich gepriesene Joh. Henrich Smid, geb. 1732 zu Hage in Ostfriesland, gest. als Consistorialrath in Aurich am 15. Sept. 1784, Verfasser von zwei grösseren Gedichten: Der Krieg, ein heiliger Gesang, o. O. 1758, und Jakob von Keith, eine Ode, Aurich 1759. „Der Krieg" ist eine Verherrlichung Friedrichs des Grossen; Herder liess deshalb alle persönlichen Anspielungen in den von ihm mitgetheilten Strophen aus. Also der König steht auch hier im Mittelpunct des Interesses!

Als einen eigenthümlichen Zufall will ich endlich noch erwähnen, dass auch J. N. Götz, von dem ich ausgieng, kurze Zeit in Ostfriesland gelebt hat; er war, nachdem er ausstudiert hatte, von 1742 an Hauslehrer und Hausprediger bei dem preussischen Commandanten von Emden, dem Major Ernst Georg von Kalkreuth. Da er jedoch das rauhere Klima der Nordseeküste nicht vertragen konnte, so kehrte er bald in die pfälzische Heimat zurück.

---

* Geist der Ebräischen Poesie II S. 418 f. (Werke hrsg. v. Suphan XII 278 ff., 454 f.), ohne dass Herder den Verfasser gekannt hätte.

Digitized by Google

Zur Kritik des Textes von Lessings Emilia Galotti.

Von

Emil Grosse.

Wie dankbar wir Karl Lachmann sind, dass er der fortschreitenden Verderbniss der Werke Lessings 1838 ein Ende machte, und so gross das Verdienst seiner Ausgabe ist: einiges hat er zu thun übrig gelassen. Es sind Kleinigkeiten. Aber was ist dem Herausgeber eines Schriftstellers, der das ist, was er nach Herder sein soll, ein Diener und Freund, der jenen kennen zu lernen und als seinen Herrn auszustudieren, nicht aber sein eigener Herr sein zu wollen sucht — was ist einem solchen „Amanuensis des Autors“ zu klein?

„Wem diese Kleinigkeiten allzu klein, allzu unerheblich vorkommen sollten, für den ist wohl das ganze Fach nicht, in welches sie gehören.“ So dünkt Lessingen über „Kleinigkeiten“. Das hindert natürlich nicht, dass diejenigen, für welche dieses Fach nicht ist, die Berechtigung desselben überhaupt bestreiten und entsetzt sind, dass die philologische „Kleinigkeitskrämerei“ nun auch schon unsere eigenen Classiker nicht mehr schone. Freilich, wie thöricht! wer vermeint, er ergründe oder verbessere gar ein Kunstwerk durch Entfernung einiger Staubflecken; aber wem keine Mühe zu gross ist, das herrliche Werk so sauber als möglich zu halten: verdient der nicht den Dank aller Beschauer?

Die Mehrzahl der Kleinigkeiten betrifft die Orthographie und Interpunction. Wie zu verfahren ist, hat zuletzt Bernhard Suphan in seiner Herder-Ausgabe mustergiltig hingestellt. Der eigene Schreibgebrauch des Schriftstellers ist massgebend. Wo der Text aus der Handschrift selbst gegeben werden kann, ist Orthographie und Interpunction treu zu wahren. Wo

Digitized by Google

die Originalausgaben abweichen und eine Schreibweise verdrängt haben, an welcher der Autor regelmässig festhielt, ist diese wieder zurückzuführen, z. B. das ß, das Lessing mit seltenen Ausnahmen in deutschen Worten für den scharfen S-Laut schreibt, wie ich in dieser Zeitschrift IX, S. 150 mitgetheilt habe. Bei schwankender Orthographie müsste diejenige vorgezogen werden, welche in den Handschriften am häufigsten erscheint. Wenn man aber zu der Ueberzeugung gelangt, dass dies schwanken theilweise wenigstens Eigenthümlichkeit des Autors ist, so wird man die Verschiedenheit nach der Handschrift beibehalten; wo die Handschrift fehlt, allerdings nach obigem Grundsatze verfahren müssen: also statt des erwähnten ß in der Minna und Emilia ss schreiben, wo die Handschrift so hat; im Nathan dagegen, dessen Handschrift verloren ist, überall ß ausser in Fremdwörtern schreiben. Denn dies ist die Regel, und die Ausnahmen lassen sich nicht nachweisen, obwol sie sicher vorhanden waren.

Bei Lessing kommt nun freilich hinzu, dass er andere zu Veränderungen in seinen Werken autorisiert hat, dass er manche dieser Aenderungen als Verbesserungen ausdrücklich anerkannt und angenommen, die anderen stillschweigend gebilligt hat. Vergessen wir aber nicht, dass er doch auch gelegentlich seine Unzufriedenheit kundgibt: mit dem „Ramlerschen k“ in fremden Namen soll man ihm wegbleiben und „in Ansehung der Interpunction (der Emilia) wäre viel zu erinnern“ u. s. w. Jedesfalls bleibt es Pflicht und ist wichtig, soviel als möglich klar zu legen, was Karl Lessing oder Ramler und andere Freunde geändert, was sie von Eigenthümlichkeiten Lessings der Sprachrichtigkeit, oder wie sie es nun nennen und ansehen mochten, opferten.

Ich betrachte zuerst Emilia Galotti und stütze mich dabei auf die Bd. IX, S. 151 erwähnte Vergleichung. Dabei lege ich die Ausgabe zu Grunde, welche Lachmann selbst besorgt hat, und wiederhole die von ihm angegebenen Abweichungen der Handschrift nicht.

Am liebsten gäbe ich sogleich die nöthigen kritischen Bemerkungen vollständig, d. h. bei der Emilia: die Abweichungen von der Handschrift in der ersten Ausgabe in

Digitized by Google

den Trauerspielen, Berlin bei Voss 1722, sowie die der drei Einzeldrucke aus demselben Jahre — vergl. Redlichs Lessing-Bibliothek S. 706 f. und meine Angaben in den Neuen Jahrbüchern für Phil. und Paed. II Abth. 1880, S. 549 —, ferner der zweiten Ausgabe der Trauerspiele, resp. des Einzeldrucks von 1788, der ersten Gesammtausgabe der Werke von 1771 ff., Bd. 19 vom Jahre 1794, der zweiten von 1825 ff., Bd. 21 vom Jahre 1827, endlich der Ausgabe Lachmanns. Dies würde mit einer Auswahl aus neueren Ausgaben genügen um einen Ueberblick über die Geschichte des Textes der Emilia Galotti zu gewinnen nach den von Goedeke in seiner histor.-krit. Schiller-Ausgabe mehrfach entwickelten, unzweifelhaft richtigen Grundsätzen. Jedoch ohne den Text dürfte eine derartige Zusammenstellung doch nicht rathsam sein, also begnüge ich mich für jetzt hier zu verzeichnen, was die Handschrift bietet.

Unsere „Abschrift von Lessings Hand" nennt Lachmann „die vorletzte". Warum? „Offenbar" setzt er nur hinzu. Wol weil die Handschrift keine Zeichen des Setzers enthält wie die des Laokoon, so dass nicht nach derselben gedruckt ist. In dem Briefe an seinen Bruder Karl vom 10. Februar 1772, S. 482 bei Redlich, spricht Lessing von einem Abschreiber: „Die Furcht hat ihren besonderen Sinn", der Emilia in den Mund gelegt, sei kein „Fehler des Abschreibers"; folglich wird nach einer fremden Abschrift unserer Handschrift gesetzt, dieselbe also doch wol die letzte von Lessings Hand sein, und sich danach auch Lachmanns Bemerkung erledigen, S. 115, von einer „letzten überhaupt wol flüchtigeren Abschrift", in welcher Lessing für den Fehler unserer angeblich vorletzten Hds., „eine armene Bruneschi", nur aus Uebereilung „eine arme B." geschrieben, während er ursprünglich eine „alberne B." gemeint hätte. Die Abweichungen unseres Textes von dem vorhandenen Manuscript sind nicht so gross, dass sie nicht beim Druck gemacht sein könnten.

Lachmann Band II, S. 115 Z. 10 hat die Handschrift: ruffen st. rufen. So schreibt Lessing wie Herder und andere Zeitgenossen. Vergleiche 121, 10 v. u., 133, 12 v. u., 170, 8 v. u. ausruffen. Lachmann setzt fälschlich überall ein *f*. Andere Worte der Art sind: abgelauffen 133, 16 v. u., 133,

Digitized by Google

14 v. u., 134, 16 v. u., 138, 10. 141, 5 v. u., 160, 2, lauff 153, 4. 163, 1. 3, werffend 135, 18 (dagegen: wirft 135, 8. 189, 12), unterwerffe 138, 15, ergreiffen 149, 2. Aus dem Laokoon: dürffen, helffen, häuffen, Scheiterhauffen, lieffen, trieffend u. a. Daneben aber auch Einwurfe 192, 1 hrsg. v. Blümner, Einwürfe 275, 1, Haupteinwurfe 275, 8 u. a. Vergl. auch eröfnet 162, 32 neben öffnen 163, 6. 150, 5 u. o. in der Handschrift. 115, 6 v. u. Was glaubt man nicht alles? — Das Ausrufungszeichen st. des Fragezeichens haben schon die ersten Drucke. 115, 7. 6 v. u. Sie. 115, 4 v. u. hereintritt st. herein tritt. 116, 12 v. u. entschliessen st. entschließen. Die anderen Ausnahmen von der obigen Regel über den S-Laut sind in der Emilia: fussen, Possen, gelassen, passen, auspressen, küssen, Possenspiel. 116, 7 v. u. Bild? st. Bild! 116, 6 v. u. finde ich st. find' ich. Der Corrector hat dieselbe Veränderung noch mehrfach vorgenommen der Gleichmässigkeit wegen. Diese ist für Lessing nicht massgebend, er schreibt wie man spricht; finde ich ist der Aussprache aber mindestens so bequem und geläufig wie find' ich. Heynatz, welcher über die Sprache der Emilia im 19. seiner Briefe die deutsche Sprache betreffend handelt, ist geneigt dies wegwerfen des *e* vor Vocalen überall als Druckfehler anzusehen. In sehr vielen Fällen ists dem Corrector zuzuschreiben. 116, 1 v. u. will — *ohne Kolon.* 117, 4 nein, nein. st. nein, nein! Dieselbe Interpunctionsveränderung ist öfters beim Druck vorgenommen. Sogleich auf derselben Seite Z. 14 hat die Hds.: geschmeichelt. st. geschmeichelt! 117, 5 v. u. Gräfin st. Gräfinn. Es überwiegt allerdings die Schreibung mit *n*; die Ausnahmen sind aber doch so zahlreich, dass wir wol nicht berechtigt sind blosse Flüchtigkeit anzunehmen wie bei „kan", „könte" u. a., sondern wirkliches schwanken. Das zweite *n* bezeichnet übrigens Lessing fast ausnahmslos durch einen Strich über dem ersten. 118, 2 O, ich kenne st. O! ich kenne. Die kleinere Interpunction entspricht der kurzen Pause, die wir hier machen; oft fehlt sie auch ganz wie im Vortrage; kurz vorher z. B. auf S. 117, 3 v. u., was die Originaldrucke noch wahren, den späteren Correctoren aber unerträglich erschien im Druck. 118, 8 v. u. möchte ich st. möcht' ich, 118, 3 v. u. Eine bewunderns-

Digitized by Google

würdigere Kunst giebt es: aber sicherlich keinen bewundernswürdigern Gegenstand st. es; aber . . . Ganz entsprechend dem in meinem Beitrage zur Kenntniss von Lessings Interpunction in den Wissenschaftlichen Monatsblättern von O. Schade 1879 Nr. 13 aufgestellten Unterschiede zwischen Kolon und Semikolon bei Lessing, dass nämlich ein Kolon auf folgendes hinweist, das vorhergehende mit dem folgenden verbindet, die Worte trotz der Pause ein eng verknüpftes ganzes bleiben. Das Semikolon dagegen schliesst ab und sondert das vorhergehende von dem folgenden. Demgemäss herrscht vor dem Kolon steigende, vor dem Semikolon fallende Betonung. An unserer Stelle ist die Betonung unzweifelhaft steigend oder schwebend, nicht fallend, ebenso wie 115, 13. 116, 15. 117, 4. 118, 6. 23 u. s. f. Abweichungen der Handschrift vom Drucke, die wir weiter unten noch treffen werden, bestätigen meine Regel durchaus, wie 119, 8 v. u., daß ich wirklich ein großer Maler bin: daß es aber meine Hand nur nicht immer ist. Auch hier gewinnt die Stelle entschieden durch steigenden Ton und zusammenfassen der Glieder anstatt der Sonderung der Theile und dadurch bedingten fallenden Tones. Die Eigenthümlichkeit, dass Lessing in einer Periode nicht mehr als ein Kolon setzt, sowie den grundverschiedenen Charakter beider Interpunctionszeichen lehrt in der Emilia gleich der Anfang. „Die traurigen Geschäfte; und man beneidet uns noch!“ Hinter „Geschäfte“ sinkt der Ton, und es ist zunächst zweifelhaft, ob noch ein Glied in dieser Periode folgen wird, sie besteht aus zwei ganz gesonderten Theilen. „Das glaub' ich; wenn wir allen helfen könnten: dann wären wir zu beneiden“. Völlig analog dem a. a. O. S. 197 ff. gesagten. Wenn die ersten Worte auch schon auf folgendes hinweisen, der Ton senkt sich zuvor doch noch; „allen“ hat den stärksten Ton, bei „könnten“ schwebt er, bis der Nachsatz beginnt, und so gleichsam die durch den Vordersatz erregte Erwartung ihre Lösung findet.

119, 1 v. u. merke ich st. merk' ich, 120, 9 die Augen, wieder auf das Bild gerichtet, 120, 8 v. u. könnte ich st. könnt' ich, 120, 7 v. u. jenes Portrait, nehmen Sie, 121, 15 Ah, schönes Werk st. Ah!, 121, 9 v. u. haben. st. haben!,

Digitized by Google

122, 8 so — st. so — —, 11 O, so st. O! so, 10 v. u. sondern — st. sondern — —, 7 v. u. O, vermengen st. O!, 6 v. u. führe. — Aus Mitleid, führe st. führe, — aus Mitleid führe, 123, 11 geht gar nichts vor: in der Stadt? — st. des Kommas. 123, 22 Prung st. Prunke. Vielleicht kein Schreibfehler nach Analogie von Prang (Pränk, Brenk, vergl. Sanders Wörterbuch).

124, 2 Piemont — *ohne Kolon.* 124, 17 kann es seyn: aber nicht. Ein Kolon ist erforderlich, denn nach „seyn" lässt der Prinz seine Stimme nicht sinken; er spricht nicht drei Satzglieder nebeneinander, sondern „Eine Galotti kann es seyn: aber nicht Emilia Galotti;" ist ein eng verbundenes ganzes mit einem Hauptton auf „seyn", dem nach Senkung der Stimme hinter „Galotti;" noch die Versicherung hinzugefügt wird, „nicht Emilia!"

124, 4 v. u. Mit Einem Worte st. einem, 125, 3 heute —. 125, 8 Paar st. paar, 125, 12 v. u. Schwur: wenn st. Wenn: Man sieht wieder, dass Lessing nicht zwei Kola in einer Periode gebraucht. Setzt ers zu Anfang, so erscheint nachher ein Semikolon, wenn auch dort sonst ein Kolon zu stehen pflegt, wie hier vor dem Nachsatze mit so. Oder umgekehrt: bedient er sich des Kolons an zweiter Stelle, so setzt er das erste Mal ein Semikolon, selbst bei einem Citate. Beispiele a. a. O. Der Grund der Entscheidung für den ersten Fall ist klar. Bis „Schwur" steigt der Ton und schwebt auch noch auf „wenn"; bei „vermuthet habe" kann sich dagegen der Ton senken, obwol noch etwas kommt, das starke „wenn" hält dies letztere trotzdem noch mit dem ganzen zusammen.

125, 10 v. u. wollte ich st. wollt' ich, 126, 4 konnte ich st. konnt' ich, 127, 13 v. u. sollte ich st. sollt' ich, 128, 9 Die ists *ohne Punctum*, 128, 20 die Sach' ist st. Sache, 128, 18 Emilia Galot — Bruneschi (entsprechend dem Gebrauch des Striches in der Emilia; anders im Nathan. Dort bezeichnet Lessing die Unterbrechung oder Verbesserung mit Puncten, würde also später geschrieben haben Galot . . . . . Bruneschi. Das nähere sieh a. a. O. S. 201 f.).

128, 2 v. u. muß fort — —, 129, 1 nimt, wie Lessing oft schrieb.

Digitized by Google

[129, 10 zu einem Bedienten st. zu Pirro, und im folgenden Ein Bedienter st. Pirro, der erst im 2. Auftritt genannt wird.] 130, 7 Fehltritt' — *ohne Ausrufungszeichen*, 130, 13 Und ihr st. Ihr, 130, 7 v. u. steht st. stehet, 131, 2 Herr —, 131, 16 wollte) *ohne Punct*, 131, 18 solltest —, 131, 11 v. u. wird, heut' st. wird heut', 131, 5 v. u. Mann —, 132, 9 v. u. fassen: und, 133, 8 Glücke!, 9 erneuern! — Daß es st. erneuern: — daß es, 18 finden, und st. mit Semikolon, 23 nichts als *ohne Komma*, 133, 4 v. u. Pirro geht st. geht ab, 133, 3 v. u. kann? Dazu *ohne Strich*, 134, 8. 13. 16 *nur ein Strich*, 17 — Und, 134, 1 v. u. kennen? — —, 135, 1 Emilia? — —, [135, 2 so ist einzig st. ist es einzig], 135, 14. 15 müßen? st. der Ausrufungszeichen, 135, 7 v. u. uns wider unsern Willen zu *ohne Kommata*, 135, 3 v. u. mich, — *mit Komma*, 2 v. u. pflege, — — denn ich kam zu spät, — — *Komma und je zwei Striche*, 135, 1 v. u. Kniee st. Knie, 136, 9 O daß *ohne Komma*, [137, 2 hatt' st. hätt' *verschrieben*], 137, 14 los zu winden, 16 war, — oder *mit Komma*, 3 v. u. ruhig, meine Tochter! *mit Komma*, 138, 1 Aber nicht *ohne Komma*, 3 warum? — Willst, 8 Den Liebhaber könnt' es sogar schmeicheln st. Dem Liebhaber. Vergl. z. B. 156, 1 schmeichelt die meisten. 138, 11 ah, mein, 13 Erfahrung!, 21 nichts!, [139, 7 kommt st. kömmt *verschrieben*], 139, 11 kömmt ihnen näher st. kömmt näher, [139, 4 v. u. Entschluß immer *ohne Komma*], 141, 4 auch? — —, 6 wie sah ich, als st. sah ich aus, als (Lessing hat so, wie im Sächsischen noch heute gesprochen wird, öfter geschrieben, z. B. im Jungen Gelehrten sagt Anton im 3. Auftritt des 2. Aufzuges: „Der Vater sieht ganz erstaunt; er ist um die Gesundheit seines Sohnes besorgt". Hier haben es auch die späteren Ausgaben gewahrt). 142, 23 ab *ohne Punct*, 143, 2 solle st. sollte (auch sonst oft das Praesens nach einem Nebentempus). 143, 18 daß ich ohne Ihre Erlaubniß Ihr Freund *ohne Kommata*, 145, 20 Ding! —, 147, 6 sich für die Großen aufzuopfern, — *mit Komma*, 147, 19 das ich *ausdrücklich corrigiert aus* daß ich, *also völlig gesichert und bei Maltzahn falsch, wie bei diesem auch S. 118, 1 falsch geändert ist*: Nichts von Belang, daß ich wüßte st. das ich. 147, 7 v. u.

Digitized by Google

Verlangen mehr als halben Weges, 147, 6 v. u. dürfen. —, 147, 1 v. u. sag ich st. sag', 148, 7 ein Wagen = ein'n Wagen (so hat man oft scheinbar falsche Casus zu erklären, wird sich hier aber wol entschliessen müssen „einen" im Text zu schreiben). 148, 18 höret st. hört, 148, 5 v. u. Blanke st. Planke (wie im Mitteld. und Mhd. Vergl. vorher Ba! st. Pah! oder Brunk st. Prunk VIII, 266 Z. 6 v. u., was Heynatz im 12. Briefe tadelt. Sieh auch oben 123, 22). 149, 9 Blanke st. Planke, 149, 16 ab — *nicht zwei Striche*, 149, 13 v. u. Marinelli und *ohne Komma*, 149, 6 v. u. Der Tolldreiste! — —, 150, 12 Gold) *ohne Punct*, [150, 16 könte *Schreibfehler*], 150, 12 v. u. steh ich st. steh', 150, 5 v. u. Kammerherr; —, [150, 3 v. u. sey *Schreibfehler*], 151, 6 Tod ist — *ohne Punct*, 151, 16 alsdann st. alsdenn, 151, 14 v. u. fussen st. fußen, [151, 12 v. u. Was kann st. Wie??], 152, 5 Battista, mit Emilien, 152, 12 dank ihm st. dank', 152, 16 sah sie st. sah', 152, 18 wäre! *ohne Strich*, 152, 12 v. u. vielmehr was *ohne Komma*, 152, 5 v. u. hob mich aus den Wagen st. dem, *ebenso* 156, 11; 153, 4 geh st. geh', 153, 12 v. u. wann sie st. wenn, 153, 1 v. u. wohl. st. wohl!, 154, 10 widerfahren, [154, 12 kamen Sie st. sie], 154, 4 v. u. Fräulein — —, 154, 3 v. u. Seufzer soll, 155, 12. 19 Wann st. Wenn, 155, 24 Alles was, 156, 1 schmeichelt die meisten st. den *wie* 138, 8. 156, 11 aus den Wagen *wie* 152, 5 v. u. *und ohne Strich*, 157, 12 obschon, 158, 13 genug mit, 158, 9 v. u. Bedenken wo, 159, 6 erhohlen st. erholen, 159, 18 nicht über mir st. mich, 159, 1 v. u. daß niemanden st. das, [161, 3 zuken st. zucken??], 161, 11 v. u. bloß st. blos, 161, 4 v. u. dann. st. dann!, 162, 20 Und wenn er es nicht selbst verrathen hätte: — ich möchte doch wissen, aus welcher meiner Anstalten Mutter oder Tochter den geringsten Argwohn gegen ihn schöpfen könnte? (Was Lessing in dieser Periode durch ein Kolon ganz nach seiner erörterten Weise angedeutet, hat der Corrector durch ein ganzes Wort ausgedrückt: „Traun!" und die Frage demgemäss schon vorher andeuten müssen). 162, 1 v. u. darüber, nicht weniger, als, 163, 3 ab) st. geht ab), 163, 14 v. u. hör ich st. hör', 163, 5 v. u. hätte. st. hätte?, 164, 1 mitgenommen. Nein, [164, 15 daß *verschrieben*], 164, 14 v. u. dem Prinzen jemals wieder vor Augen zu kommen st. vor die Augen

Digitized by Google

(Es stand ursprünglich in der Handschrift: unter die Augen; die *beiden* ersten Worte, nicht bloss „unter", sind ausgestrichen und darüber steht „vor"). 164, 12 v. u. Was gilts er *ohne Komma*, 164,6 v. u. liebste beste Gräfin *ohne Komma* (wie gewöhnlich bei Lessing in solchen Fällen, weil ohne Pause hier zu sprechen, während kurz zuvor mit einer Pause. Vergl. 133, 5 diese einzige geliebte Tochter? *bei Maltzahn falsch*). 164, 6 v. u. Gräfin st. Gräfinn, [165, 7 v. u. das *verschrieben*], 165, 5 v. u. gar nichts entspricht *ohne Komma*, 166, 15 lach ich st. lach', 167, 9 v. u. Hab' ich? Hab' ich wirklich? st. hab' ich wirklich? 167, 3 v. u. Lüge mehr, für mich, [168, 14 kan], 168, 22 Leider nicht blos *ohne Komma*, 168, 11 v. u. Die Braut? st. die Braut, 169, 16 möcht ich st. möcht' ich, 169, 10 v. u. Sie nur! st. nur., 169, 7 v. u. Marinelli argwohnet *ohne Komma*, 170, 5 Ich bin selten, ich bin nie, mit meinem Verstande so wohl zufrieden gewesen st. Ich bin selten, oder nie u. s. w. (Warum Lachmann die ausdrückliche Aenderung der Handschrift, die er anführt, nicht aufnahm, ist nicht einzusehen. Vergl. 164, 14 v. u. die Aenderung: vor Augen). 170, 12 Abscheuligkeit, 170, 18 Dominicanern, 171, 1 Herren, 171, 3 Der Alte st. der Alte, 171, 10 entgegengesprengt, [171, 13 v. u. sin st. sind *verschrieben*], 171, 5 v. u. mein Herr. —, 172, 9 deren sie oft st. Sie, [172, 14 unter welchen st. welchem??], 172, 12 v. u. wann st. wenn, 172, 11 v. u. Verzeihen Sie! Die st. die, 173, 6 Ich seh st. seh', 173, 7 entschloßenen ehrwürdigen Mine. — *ohne Komma* (vergl. 164, 6 v. u.) *und mit Strich*, 173, 12 sagen Sie es! — Oder, 173, 14 unsres, 173, 12 v. u. Schlimmeres. —, 173, 9 v. u. Das schönste st. das, 173, 5 v. u. Eimer. —, 174, 4 nicht Kleines st. nichts, 174, 6 hieher (vergl. 169, 1 v. u., wo Lachmann es richtig beibehielt, während Maltzahn beidemal ändert). 174, 10 Blickt st. blickt, 174, 11 Nun Mütterchen? *ohne Komma*, 174, 14 steh ich, 174, 20 (Einen st. (einen, 174, 21 sieht —, 175, 7 Verlaßenen, — wir, 175, 16 Odoardo? bist (weil die Pause kurz). 176, 1 mir ruhig *ohne Komma*, 176, 4 bin? —, 176, 7 daß Sie es st. sie *wie vorher in der Zeile*, 176, 8 jammert, und winselt —, 176, 12 Ueberlegung, in alles, 176, 15 weg kommen, 176, 11 v. u. Claudia *ohne Komma*,

Digitized by Google

176, 11. 10 v. u. Die Gräfinn st. die, 176, 1 v. u. führt sie ab *ohne Punct*, 177, 2 bleibt *ohne Punct*, 177, 17 Tochter zu *ohne Komma*, 177, 19 Ewr st. Euer, 178, 4 verlieren, 178, 4 Fenster) *ohne Punct*, 178, 14 hab es, 179, 1 v. u. geh, 180, 10 Aber, sieh, 181, 11 Sorgen st. Sorge, 182, 17 bitter.) *mit Punct*, 182, 19 ihn den (*ohne Komma*) meuchelmörderschen st. meuchelmörderischen, [182, 2 v. u. daß *verschrieben*], 183, 12 v. u. Prinz! Printz!, 183, 9 v. u. Schubsacke in welchem, 184, 10 verlangen — *ohne Punct*, 184, 14 kenn ich, 184, 20 verliert, 184, 23 Kantzlers, 24 bringich, 184, 1 v. u. O gnädiger, 185, 9 Hier unter vier Augen *ohne Kommata*, 185, 11 das! O, 185, 17 lacht da? —, 185, 23 Hab ich, 185, 24 denk ich, 25 läßt. — —, 186, 3 müßen: kömmt (ganz nach der Regel, mit welcher sich ein Semikolon nicht verträgt). 186, 12 Warum! —, 186, 20 Noth! — (das Ausrufungszeichen ist aus einem Fragezeichen corrigiert). 186, 5 v. u. Dulden was, 186, 4 v. u. denkst, 187, 2 wiedergefunden, 187, 10 einem von beiden st. einen (was ja grammatisch unrichtig ist). 187, 21 ist — *ohne Punct*, 187, 5 v. u. Schlimmres, 187, 1 v. u. kenne? —, 188, 4 v. u. gethan?, 189, 5 Boden) *ohne Punct*, 189, 8 Pause.) *mit Punct*, 189, 12 wirft) *ohne Punct*, 189, 17 welchem der Prinz st. welchem er, 189, 3 v. u. sag ich, 189, 1 v. u. verstellen!

Endlich bemerke ich noch betreffs der ersten Ausgabe, dass der erste Einzeldruck, den Redlich in der Lessing-Bibliothek S. 706 kennzeichnet, derselbe Satz ist wie in der Gesammtausgabe der Trauerspiele; es wurde in jenem nur der freie Raum von S. 384 benutzt und von da an der Satz etwas verengert um mit 4 statt 5 Blättern auszukommen, so dass aus den letzten 9½ Seiten der Trauerspiele 8 Seiten und 5 Zeilen der ersten Einzelausgabe gemacht sind. Dieselbe hat alle Druckfehler des Textes der Trauerspiele mit einziger Ausnahme von S. 148 beyden — beiden, wofür in den Trauerspielen richtig beiden — beiden steht. Letztere müssten bei Redlich vor den Einzeldrucken stehen, da sie die eigentliche editio princeps repraesentieren. Lessing hat die Bogen dieser Ausgabe zur Correctur bekommen, wie aus seinen Briefen hervorgeht.

Digitized by Google

Eine vergessene Schrift Chr. M. Wielands.

Von

Ludwig Hirzel.

Durch die folgenden Blätter soll eine kleine Schrift Wielands wieder bekannt gemacht werden, welche gänzlicher Vergessenheit anheimgefallen zu sein scheint und, wie sie in keiner der früheren Ausgaben von Wielands Werken zu finden war, so auch von den Herausgebern der neuesten (Hempelschen) Ausgabe von Wielands Werken vollständig übersehen worden ist.

Wieland selbst gedenkt der kleinen Schrift in seinem Briefe an Zimmermann vom 20. Februar 1759 (Ausg. Br. I, 337): „Als ich ungefähr anderthalb Jahre hier [in Zürich] gewesen war, entstand die alte Frage wieder, was mit mir zu machen sey. Ich publicirte, ohne Nahmen, einen lange zuvor, ohne Absicht auf Zürich, aufgesetzten Plan einer Privatschule. Er gefiel. Viele wackere Leute interessirten sich mächtiglich für die Realisirung dieses Planes, ohne den Urheber zu errathen. Herr Rathsherr Heidegger errieth ihn. Ein reicher und genereuser Negotiant und ein Edelmann übergaben mir ihre Söhne“ u. s. w. Diese Stelle in Wielands Briefe an Zimmermann liegt der Darstellung zu Grunde, welche Gruber von Wielands Leben im Sommer 1754 gegeben hat (Wielands Leben, Zweites Buch, Seite 180). Aber Gruber hat nicht, wie es hätte geschehen sollen, aus dieser Stelle in Wielands Briefe das vorhandensein einer besondern Publication Wielands gefolgert, sondern vielmehr diesen „Plan einer Privatschule“ für identisch gehalten mit dem erst im Jahre 1758 veröffentlichten Aufsatze Wielands „Plan einer Academie zur Bildung des Verstandes und Herzens junger Leute“ (Gruber, Zweites Buch, S. 167).

Digitized by Google

Die gleiche Verwechslung kehrt in den meist auf Gruber sich stützenden späteren Darstellungen von Wielands Leben und schriftstellerischer Thätigkeit wieder. Auch Goedeke I, 265 weiss nichts von der hier in Rede stehenden paedagogischen Publication Wielands, die von der im Jahre 1758 veröffentlichten, in allen Ausgaben der Werke Wielands wiederholten, gänzlich verschieden ist.

Die kleine Schrift, welche Wieland in dem angeführten Briefe an Zimmermann den „Plan einer Privatschule“ nennt, steht gedruckt in dem Werk: Die neuesten Sammlungen vermischter Schriften. Dritter Band. Erstes Stück, S. 135ff. Zürich, bey Johann Kaspar Ziegler. MDCCLIV.

Sie lautet daselbst folgendermassen:

Herrn Wielands
Plan
von einer neuen Art
von
Privat-Unterweisung.

Ob man gleich so viel von unsern erleuchteten Zeiten zu rühmen pflegt, und ob gleich Newtons und Leibnize in denselben entstanden sind, welche man billig als Wohlthäter des ganzen menschlichen Geschlechts ansieht: So ist doch der Nuzen fast unmerklich, den die Verbesserung und Ausbreitung der Wissenschaften verschaft hat. Die Wahrheit ist allzeit thätig und fruchtbar. Wenn wir also sehen, dass die Menschen nicht viel besser, nicht viel moralischer, nicht viel menschlicher sind, wenn wir in unsern erleuchteten Zeiten nicht viel mehr Tugend sehen, als im zehenten oder eilften Seculo gewesen ist; wenn eben die falschen Grundsäze, eben die verderblichen Vorurtheile, Unwissenheit der wichtigsten Dinge, die den Menschen betreffen, und Vorwiz nach höchst überflüssigen, und unter oder über unserer Sphäre gelegenen Sachen, unter uns herrschen, die immer nur unter verschiedenen Modificationen geherrschet haben: So dörfen wir sicher schliessen, dass die Wahrheit schlechten Fortgang unter uns genommen habe, und dass in dieser hochgerühmten Betreibung der Wissenschaften vielmehr Schein als Wahrheit sey.

Unter die Ursachen dieser Unfruchtbarkeit der Wissenschaften, die doch ihrer Natur nach die Seele erleuchten, erwärmen und befruchten sollten, rechne ich mit allen, die in diese Sachen die gehörige Einsicht haben, vornehmlich die Schul-Methoden und Formalitäten, in welche die Wahrheit verkleidet wird, und den Zustand der Universitäten, auf welchen

Digitized by Google

nach der herrschenden Gewohnheit die jungen Leute unterrichtet werden. Die elende Beschaffenheit dieser Universitäten und Gymnasien, alles äusserlichen Glanzes, Ruhms und Pralens ungeachtet, kan sich vor keinem verbergen, der sie aus Erfahrung kennt, der sie genau untersucht, und der sich durch die äusserste Fläche der Dinge nicht aufhalten lässt. Ich will hier nur dieses fragen: Rühmen sich nicht die Academien, dass bey ihnen alle Arten der nüzlichsten Wissenschaften blühen und geholt werden können? Sollte man also nicht meynen, dass die Jünglinge, welche viele Jahre von den berühmtesten Weisen unterrichtet worden sind, helle Köpfe, wol geordnete Herzen, feinen Geschmak und artige Sitten besizen? Sollten sie nicht von den Vorurtheilen und irrigen Begriffen gereinigt seyn? Sollten sie nicht voll Liebe zur Ordnung und zum gemeinen Wohl seyn? Sollte man nicht erwarten, dass solche Leute geschikte Richter von Werken des Geistes, dass sie Kenner und Schüler der unschäzbaren alten Scribenten wären, und im Umgange mit ihnen diese Stärke, Richtigkeit und Freyheit des Geistes, und diesen zarten Geschmak am Schönen und Guten bekommen hätten, den wir zu grossem Schaden der Sitten so sehr in unsern Tagen vermissen? Sollte man nicht alles dieses von solchen Söhnen der Musen erwarten? Aber wo sehen wir das? Und ist der unbillig, der die meiste Schuld, dass es uns an solchen Leuten so sehr mangelt, auf Schulen und Academien schiebt? Man verwahrloset daselbst die Cultur der Gemüther; man verkapt die Wahrheiten in den Schulmantel; man trennt die Speculation von der Praxi; man behandelt viele Wissenschaften als blosse Handwerke; kurz, wenn man auch seinen Zwek erhält, und aus seinen Schülern Gelehrte macht, so hat man vielmehr Sophisten, als wahrhaftig verständige und nüzliche Leute gemacht. Daher kommt es, dass die weisesten Männer klagen, dass sie die Helfte ihres bessern Lebens damit zubringen müssen, die Irrthümer, die nichts bedeutenden Wörter, die auf blinden Glauben nachgebetete Urtheile übelberichteter Richter, die unfruchtbaren Grillenfängereyen, die ihnen in ihrer Jugend aufgebürdet worden, oder an denen sie wol selbst, aus Mangel etwas bessern, ein Belieben gefunden, mit einer mehr als Herculischen Arbeit wieder auszumisten, und ihre Seele wieder in den Stand zu sezen, dass sie selbst freyer und ungehinderter ihre eigene Kräfte üben, und mit eigenen Augen die Sachen untersuchen können, in welchen es allzu gefährlich ist, unwissend und übel berichtet zu seyn. Ich wünsche daher, dass eine solche Privat-Information, wie ich mir einen Begriff von einer gemacht habe, unter uns gemeiner würde; und ich selbst wollte lieber mein Leben auf diese Art zubringen, als auf einer Academie lehren oder ein politisches Amt verwalten. Mein Hauptzwek ist nüzlich zu seyn, und die Absichten, die ich zum besten der Wahrheit, und vornehmlich der Sitten und Religion habe, so viel als mir die Vorsehung Gelegenheit und Vermögen geben wird, auszuführen.

Ich glaube, dass ich durch Bewerkstelligung folgenden Projects diese gute Absichten zum Theil erreichen könnte; und ich wünsche da-

Digitized by Google

her, dass sich Väter finden mögen, die mit mir in diesen Sachen ähnlich denken, und so viel Zutrauen zu mir haben, mir ihre Kinder anzuvertrauen, die ihnen billig das theuerste sind, was sie auf dieser Welt haben können.

Ich bin gesonnen, nie mehr als vier, höchstens fünf junge Leute auf einmal anzunehmen, welche nicht über 16 Jahr alt seyn, und so viel Latein und Französisch wissen müssen, dass sie mir keine oder wenig Grammaticalische Mühe machen. Meine hauptsächlichste Bemühung wird alsdann seyn, die Natur-Gaben, Temperaments- und Gemüths-Beschaffenheit dieser jungen Leute genau zu erforschen, und mich in Unterweisung und Verbesserung derselben, darnach zu richten. Denn meine Meynung ist, dass man die Wissenschaften nicht in uns hineingiessen könne, sondern dass man sie vielmehr auf eine geschikte Art aus der Seele selbst herausloken und auswikeln müsse. Die Ideen vom Wahren und Guten liegen in uns; es liegen auch die Saamen zu allen Tugenden in uns. Ein weiser Kenner der Seele kan durch seinen Umgang, durch Fragen, Einwürfe und Beantwortungen, durch eine Psychologische Ordnung im Unterweisen, auf eine leichte und der menschlichen Natur sehr angemessene Art die Köpfe seiner Untergebenen aufheitern, und zugleich ihre Herzen bilden. Dieses ist die vortreffliche Socratische Manier zu lehren, welche hundertmal mehr wahren Nuzen schaffen würde, als die Scolastische.

Ich werde mich bemühen, meine Elèves richtig denken und urtheilen zu lehren, ihnen die allgemeinen Begriffe und Grundwahrheiten, (die Schlüssel zu allen Wissenschaften) zu geben, und ihnen das richtigste und beste beyzubringen was die Vernunft von Gott, dem Menschen, der Welt überhaupt in so weit sie in dem Gesichtskreiss des Menschen liegt, und vornehmlich von der Glükseligkeit, ihrer wahren Beschaffenheit, den Mitteln dazu, ihren Hindernissen, und wie diesen zu begegnen, lehrt; oder, diese Sachen mit ihren Schulnamen zu nennen, ich werde sie die Logik, Metaphysik, Natürl. Theologie, Ethik und Politik lehren. Meine Methode aber wird nicht zulassen, die Speculationen von den practischen Wahrheiten zu trennen, wie es gemeiniglich geschieht. Ich werde vielmehr bey einer jeden Wahrheit zeigen, dass sie practisch oder von moralischem Nuzen ist, und das ist auch das sicherste Kennzeichen der Wahrheit. Eine Wahrheit, die nichts nüzt, ist ein hölzernes Hufeisen.

Ohne die geoffenbahrte Religion wandelt ein Philosoph im Dunkeln, und stösst sich alle Augenblike. Auch dieses will ich meinen Untergebenen beweisen, und ihnen zeigen, wie nichtig die Einwendungen sind, welche die Ungläubigen, Deisten und Naturalisten gegen die Christl. Religion, ihre Nothwendigkeit, die Weissagungen, Wunderwerke, Geheimnisse und gewisse moralische Säze machen. Ohngeachtet ich mich nun hierinn in keine grosse Weitläufigkeit einlassen werde, so werde ich doch meine Lehrlinge auf eine solche Art von der Nothwendigkeit und unendlichen Nuzbarkeit der Christlichen Religion und ihrer Harmonie

Digitized by Google

mit der Vernunft zu überzeugen trachten, dass die übrigen Wahrheiten, die sie von mir lernen, von dieser heilsamen Erkenntniss ihr nöthiges Licht und Leben bekommen sollen. Ich werde ihnen auch zeigen, wie böse es die Leute mit der Religion meynen, welche die Philosophie oder Vernunft, wo nicht der Christlichen Religion entgegensezen, doch von ihr trennen, und etwas anders als Philosophen, etwas anders als Christen, lehren. Ein Christ kan und soll niemals einen blossen Naturforscher agieren. Wahrheit muss allezeit mit Wahrheit harmonieren, und das Dunklere dem Helleren untergeordnet seyn. Die göttliche Öffenbahrung durch Mosen, die Propheten und den Sohn GOttes, ist ein unentbehrliches Supplement zur Philosophie und eine zu unserm moralischen Besten hinlängliche Beantwortung der Zweifel, die einem sich selbst überlassenen Menschen nothwendig über die wichtigsten Dinge aufsteigen müssen, und die er sich selbst nie auflösen könnte.

Die Geometrie ist jungen Leuten in manchen Absichten nüzlich; sie gewöhnt das Gemüth zu den wichtigsten Handlungen der Seele, der Attention und Reflexion; sie übt die Phantasie und den Verstand zugleich, und ist daher eine gute Vorbereitung zur Philosophie. Ich werde sie desswegen gleich zu Anfang, nach den deutschen Elementis des Hrn. Wolfen tractiren, aber auch nicht weiter darinn gehen, als ich zu meinen Absichten gut finde. Wer ein Allgebraist werden will, muss nach Berlin zu Hrn. Euler gehen. Von mir wird man niemals lernen „die Natur im Werk finden, den Planeten Gesez geben, des Weltbaues Meister seyn",* und andere solche grosse Thaten thun, welche nach der Einbildung derjenigen, die sich durch Calculos, die sie nicht verstehen, in Erstaunen sezen lassen, von den Newtonen und Cassini gethan worden sind. Indessen werde ich doch, ausser den gewöhnlichen Lections-Stunden, beym Spazierengehen und in Conversation, ihnen von den wichtigsten Entdekungen in der materialischen Welt, die seit Copernici und Galilei Zeiten bis auf unsere Tage gemacht worden, soviel bekannt machen, als ihnen nüzlich seyn kan.

Unter das beste, was ich andere lehren kan, rechne ich die Wissenschaft der Harmonie, des Schönen, und mit der Seele zusammen stimmenden, welche die alten Griechen musice geheissen haben, und die man jezo die schönen Wissenschaften zu nennen pflegt, die sich aber bey den Deutschen in einem so elenden Zustande befinden, als irgend eine andere Scienz. In dieser lehre ich die Kunst, die untern Seelen-Kräfte in gehörige Harmonie zu bringen, die Kunst die Einbildungskraft zu ordnen, die Kunst zu dichten; in dieser entwikle ich die Empfindungen vom Schönen und Guten, die wir alle in uns haben, und die man in alten und neuen Zeiten den Geschmak geheissen hat. Die ganze Lehre vom Wahrscheinlichen gehört hieher.

---

* Anspielung auf Hallers „Gedanken über Vernunft, Aberglauben" etc. Vers 51 ff.

Digitized by Google

Wie wichtig diese allgemeine Music, Aesthetik oder Wissenschaft des Schönen sey, und dass in der That aller richtige Geschmak in Sitten und Künsten, und die wahre Schönheit der Seele von derselben abhänge, will ich mit einer Stelle des Plato sagen, der in dieser vortrefflichen Kunst mein bester Meister seyn wird: Die ersten Empfindungen der Kinder, sagt er, sind Vergnügen und Verdruss je nachdem ihnen etwas angenehm oder widrig ist, nach dem halten sie es für gut oder böse. Diese Art zu urtheilen ist zwar sehr gefährlich; sie kan und soll aber durch eine kluge Unterweisung bey den Kindern so gebildet werden, dass sie nur die Tugend für angenehm, das Laster aber allezeit für widrig halten. Diesemnach bestehet die Unterweisung der Kinder darinn, die ersten Eindrüke von der Tugend, vermittelst dieser Empfindungen, in ihre Seelen zu bringen. Klugheit und richtige Grundsäze sind auch im Alter ein seltenes Glük. Freylich ist alsdann der Mensch in seiner Vollkommenheit, wenn er beydes, jenen zarten Geschmak und diese unbetrügliche Klugheit zugleich besizt. Aber bey jungen Gemüthern ist das erste und nöthigste, ihren Neigungen und Abneigungen, ehe sie noch der Vernunft mächtig sind, eine solche Richtung gegen ihre wahren Gegenstände zu geben, dass sie künftig mit der erwachsenen Vernunft auf das richtigste zusammen stimmen, und eben dadurch die Seele lauter Symphonie, oder welches eben das ist, lauter Tugend werde. Wir machen also hieraus den Schluss, dass nur diese wichtige Kunst, welche junge Leute lehret das Gute und Böse, vermittelst des blossen Geschmaks, richtig zu unterscheiden, und welche ihre sinnlichen Neigungen, mit dem was wahrhaftig Liebe oder Hass verdienet, noch ehe die Vernunft gereift ist, in ein richtiges Verhältniss sezt, des Namens der Unterweisung oder Bildung der Jugend würdig sey.

Die Historie der Ausschweiffungen des menschlichen Verstands und der tapfern Männer, welche Gott von Zeit zu Zeit erwekt hat, die Menschen wieder auf die einfältige Wahrheit, und in ihre Sphäre zurük zu führen, oder mit einem Wort, die philosophische Historie geht die nöthigste und menschlichste der Wissenschaften, die Erkänntniss des Menschen, so nahe an, dass ich sie nicht übergehen kan. Ich werde also meinen Lehrlingen das beste davon geben, und alle die unnüzen Weitläuftigkeiten so wol als die grossen Unrichtigkeiten, in welche der neueste Scribent der Philosophischen Historie gefallen ist, vermeiden. Homerus wird nach meiner Einsicht kein elender Bänkelsänger und Landstreicher und Plato kein Sophist und Fanaticus seyn u. s. w. Ueberhaupt gehört die Historie hinter die Philosophie, weil diese lehren muss, wie man jene beurtheilen und gebrauchen soll. Ich werde mich begnügen etwan den vortrefflichen Tacitus oder einen solchen alten Geschichtschreiber mit meinen Untergebenen zu durchgehen, und ihnen an demselben zu zeigen, wie man die Historie lesen soll. Ich werde ihnen von dem Zustande und den Veränderungen der Völker in verschiedenen Weltaltern und Welt-Theilen, unter verschiedenen Climats,

Digitized by Google

Religionen und Regierungs-Formen, allgemeine und nuzbare Nachrichten geben. Aber in besondre Abhandlung von Particular-Historien dieser oder jener Völker bin ich nicht gesonnen, mich einzulassen. Ich werde die besten Lateinischen Autores, die man Classicos nennet, und leider in den Trivial-Schulen übel missbraucht, mit ihnen durchlesen und durchdenken; und wenn einige schon die Anfänge der Griechischen Sprache haben, so soll es mir angenehm seyn, ihnen Anweisung zu geben, wie sie durch eignen Fleiss, in weniger Zeit, auch mit dieser vortrefflichen Sprache ziemlich bekannt werden können. Ich würde dann auch den Homer, Xenophon, Plato etc. mit ihnen treiben, und ihnen die Vorzüge und nuzlichen Schönheiten dieser vortrefflichen Alten zu geniessen geben. Doch ist dieses ein Punct, den ich nähern Bestimmungen und vornehmlich der Neigung und Fähigkeit der jungen Leute gänzlich überlasse.

Wenn ich finde, dass meine Elèves von solchem Naturell sind, dass sie mir erlauben werden, grosse Hoffnungen von ihnen zu fassen, so dörfen sie eine solche Zärtlichkeit und Freundschaft von mir erwarten, als sie geniessen würden, wenn sie meine Brüder wären. In diesem Fall will ich ganz besondern Fleiss an die Bildung ihres Geistes wenden, und ihnen nicht nur die besten Werke von allerley Arten zu lesen geben, sondern ihnen auch die Frucht meiner eigenen Lectur und meines Nachsinnens mit Vergnügen mittheilen. Ich will sie auf allerhand Art üben, und ihnen zeigen, wie sie die Activität ihrer Seele auf die beste Weise üben sollen. Ich nehme darum nur 4 oder 5 auf einmal, das ist wenigstens auf 3 Jahre, an, damit ich desto besser für einen jeden sorgen könne, und keiner den andern hindre oder um des andern willen leide, doch werden sie täglich fünf Lehrstunden mit einander gemein haben, die übrigen Studierstunden werde ich nach eines jeden Fähigkeit, und daraus abgeleiteter näherer Bestimmung, wie ichs gut finde, einrichten.

Aus diesem Entwurf werden verständige und sorgfältige Väter sehen, was sie sich zu mir zu versehen haben, und dass dasjenige, was man eigentlich Schulgelehrsamkeit nennen sollte, bey mir nicht zu holen ist. Man kan das aller Orten haben. Ich werde meinen Lehrlingen wenig Meynungen (welche doch nebst einem Chaos von Kleinigkeiten und Grillen den grösten Theil von dem was man Erudition heisst, ausmachen) wenig Meynungen, sage ich, werde ich ihnen aufladen, oder nur historisch bekannt machen, aber sie davor mit vielen nöthigen und fruchtbaren Wahrheiten schadlos halten. Sie werden durch meine Anleitung keine Polyhistores, keine Sophisten, keine aufgeblasene Neulinge; wol aber, mit dem Beystand Gottes, redliche Liebhaber der Wahrheit und Freyheit, Menschen-Freunde und Tugendhafte Leute werden. Freylich werde ich nicht davor stehen können, dass nicht aller meiner Sorge ungeachtet, meine Absichten an einigen Fehl schlagen. Socrates selbst hat einen Alcibiades und Critias unter seinen Zuhörern gehabt. Damit ich aber mir dieses Missvergnügen erspahre, und meine Zeit und Mühe nicht

Digitized by Google

missbrauche, die ich in einem solchen Fall auf eine nüzlichere Weise anzuwenden wüsste, so werde ich in der Wahl sorgfältig seyn, und fordre demnach sowol von den Söhnen, dass sie gute Fähigkeiten und lenksame Herzen haben, als von den Vätern, dass sie geschikt seyen, in die Ideen einzutretten, die ich in dieser Anzeige entdeke, und so viel Einsichten besizen, von meiner Geschiklichkeit diesen Plan auszuführen, und von meinem guten Willen dazu, sich durch gegenwärtigen Bogen genug zu überzeugen.

Es kommt also jetzt darauf an, ob sich in der Löbl. Eidgenossschaft, auf welche sich dieses Vorhaben einschränket, etliche Väter finden, denen dieser Plan so gut einleuchte, dass sie wünschen, ihre Söhne auf diese Art unterrichten zu lassen. Der Urheber dieses Plans wird alsdann an demjenigen Orte seine Wohnung aufschlagen, wo wenigstens drei von seinen Untergebenen wohnhaft sind. Sollte sich aber, wider vermuthen, die von ihm verlangte Anzahl in mehrern Städten zugleich finden, so behält er sich die Erlaubniss vor, unter denselben nach seiner eigenen Gelegenheit zu wählen.

Zürich, den 12. Hornung 1754.

Der Druck dieses paedagogischen Programmes in den „N. Sammlungen vermischter Schriften" war indessen, wie aus Wielands eigner Notiz, dass er dasselbe ohne seinen Namen veröffentlicht habe (s. oben den Brief an Zimmermann), hervorgeht, jedesfalls nicht die erste Bekanntmachung desselben.

Wie mir Hr. Dr. B. Seuffert mittheilt, existiert von diesem „Plane" ein alter Separatdruck, dessen nähere Beschreibung in der von dem genannten Gelehrten verheissenen Wieland-Biographie zu erwarten ist. Gewiss geht jener erste besondere Druck, da er anonym ist, schon in das Jahr 1753 zurück. Denn schon im Frühjahr dieses Jahres suchte Wieland seinen paedagogischen Ideen in und ausserhalb Zürichs Gönner zu gewinnen und einflussreiche Männer in verschiedenen Städten der Schweiz zu veranlassen ihm seine Söhne zum Unterricht anzuvertrauen.

Wieland hat sich zu diesem Zwecke bereits im Frühjahr 1753 an den damals eben von Göttingen nach Bern zurückgekehrten Albrecht Haller gewendet. Man findet zwei Briefe, welche Wieland in dieser Angelegenheit und zu der angegebenen Zeit an Haller geschrieben hat, in der Einleitung meiner Ausgabe von Hallers Gedichten, welche soeben die Presse verlassen hat (A. v. Hallers Gedichte. Herausgegeben

Digitized by Google

und eingeleitet von L. Hirzel, Frauenfeld 1882, S. CCCLV ff.). Der erste dieser Briefe Wielands an Haller war ohne Datum und ohne Unterschrift der Sendung „einiger Stücke" des „Planes von einer Privat-Information" beigegeben. Der zweite Brief ist von Wieland mit seinem Namen unterzeichnet und mit dem Datum „Zürich, den 18. April 1753" versehen worden; in diesem zweiten Briefe bemerkte der Verfasser, dass „die Ursachen sich verborgen zu halten, jetzo aufgehört" hätten.

Aus allen diesen Notizen darf man, wie es scheint, mit ziemlicher Sicherheit entnehmen: dass Wieland die in den vorstehenden Blättern mitgetheilte Schrift bereits in den ersten Monaten des Jahres 1753, anonym, dem Drucke übergeben hat; dass dieser erste Druck des „Planes" es war, den Wieland kurz nach Hallers Wiederankunft in Bern (dieselbe erfolgte im März 1753) an Haller und andere sendete; dass die Anonymität, die Wieland anfänglich bewahren wollte, schon Mitte April 1753 aufgegeben werden musste, indem bereits damals der Bürgermeister Heidegger in Zürich den Verfasser des „Planes" errathen hatte, und Wieland jetzt selbst sein Incognito fallen liess.

Kurz nach der zweiten Bekanntmachung seines Planes in den „N. Sammlungen etc.", welcher Wieland die neue Datierung vom 12. Hornung 1754 gegeben hatte, verliess Wieland Bodmers Haus und wurde der Informator der jungen Zürcher: Grebel, Waser, Ott u. s. w. Die paedagogischen Reformpläne hatten jetzt erst die rechten Früchte gezeitigt.

Digitized by Google

Ein Brief Goethes an Alessandro Poerio und Aufzeichnungen des letzteren über seinen persönlichen Verkehr mit Goethe.

Mitgetheilt
von
Reinhold Koehler.

Der hier zum ersten Male in Druck erscheinende Brief Goethes befindet sich im Besitz meines Freundes Vittorio Imbriani in Pomigliano d' Arco bei Neapel, eines Sohnes der Schwester A. Poerios. Nur die Namensunterschrift und die vier vorhergehenden Worte sind von Goethe selbst geschrieben, alles übrige ist dictiert. Auf der Aussenseite des Briefes steht folgende Adresse:

A Monsieur
Monsieur Alexandre Poerio
fr. Florence.

Der Brief selbst lautet also:

Mit Vergnügen und Dank habe Ihr Schreiben, mein werthester Herr, vom 17. September, mit beygelegter Tragödie, durch Vermittlung des Herrn von Savigny erhalten, auch Ihre frühere Sendung war zu rechter Zeit angekommen. Ich zweifle nicht, daß bey der Aufführung die Verdienste des Antonio Foscarini mit Beyfall aufgenommen worden. Meine Freunde, die sich mit mir nach auswärtiger Literatur umthun, wissen das genannte Stück gleichfalls zu schätzen und ich hoffe nächstens davon ein günstiges Zeugniß abzulegen.

Von den Promessi Sposi sind schon zwey Uebersetzungen unter der Feder, ja die ersten Theile schon aus der Presse. Empfehlen Sie mich dem werthen Manne, wenn er sich noch

Digitized by Google

in Florenz befindet; seine liebenswürdigen Arbeiten verbreiten sich auch in Deutschland immer mehr, so wohl durch den Abdruck der Originale, als durch Uebersetzungen.

Leben Sie recht wohl und geben mir manchmal Nachricht von sich und der neuen Italiänischen Literatur. Glauben Sie daß Ihre Briefe richtig ankommen, wenn ich auch nicht immer alsogleich zu antworten im Stande seyn möchte. Auf alle Fälle werde ich von Ihren Mittheilungen den besten Gebrauch machen.

Das Beste wünschend

Weimar ergebenst
d. 1. Nov. 1827. J. W. v. Goethe.

Der Adressat des Briefes, Alessandro Poerio aus Neapel, nachmals durch seine trefflichen lyrischen Gedichte und seinen Tod fürs Vaterland berühmt geworden*, war, als Goethe an ihn schrieb, ein junger erst fünfundzwanzigjähriger Mann, der damals in Florenz bei seinem ausgezeichneten, wegen seiner hervorragenden Thätigkeit im neapolitanischen Parlamente von 1820 auf 1821 aus Neapel verbannten Vater Giuseppe Poerio lebte. In den beiden vorhergehenden Jahren hatte er während eines längeren Aufenthaltes in Deutschland Weimar um Goethes willen dreimal — theils Wochen, theils Tage lang — besucht und das Glück gehabt, den Dichter mehrere Male zu sprechen und sein Wolwollen sich zu erwerben. Er hat über seinen Verkehr mit Goethe in mehreren Briefen an seinen Vater und in einem Tagebuchbruchstück näheres berichtet, und diese Berichte, die mir mein Freund V. Imbriani ebenso wie Goethes Brief abschriftlich mitgetheilt hat, mögen

* A. Poerio, geb. am 27. August 1802, starb am 3. November 1848 in Venedig an den Wunden, die er am 27. October als freiwilliger, heldenmüthiger Mitkämpfer bei einem Ausfall gegen die Oesterreicher erhalten hatte. Seine zuletzt von Mariano D'Ayala mit einer biographischen Einleitung herausgegebenen „Poesie edite ed inedite, (terza Edizione Italiana,) Italia [Napoli] 1860", bestehen aus 43 lyrischen Gedichten. Dazu kommen aber noch eine Anzahl, die erst 1870 von V. Imbriani in der Rivista Bolognese herausgegeben worden sind. Eine verständnissvolle Würdigung Poerios bietet Pietro Arditos kleine Schrift „A. Poerio e le sue poesie", Napoli 1878.

Digitized by Google

hier theils im Auszug, theils in wörtlicher Uebersetzung — wo es wünschenswerth scheint, zugleich mit Beifügung des Originals — folgen.

Gleich am Tage seiner Ankunft in Weimar — Sonntag den 2. October 1825 — begab sich A. Poerio, mit einem Empfehlungsbriefe des österreichischen Gesandten in Florenz, des Grafen Ludwig Bombelles*, versehen, zu Goethe, der ihn, nachdem er den Brief gelesen, sehr freundlich aufnahm und sich mit ihm etwas unterhielt. Der Besuch war jedoch nicht lang, da Goethe beschäftigt schien. Goethe hatte Poerio aufgefordert noch denselben Tag zu seiner Schwiegertochter zu gehen, aber Poerio traf sie nicht zu Hause. Am folgenden Tage war die goldene Hochzeit des Grossherzogs Carl August, und Poerio hielt es daher nicht für passend, an diesem Tage wieder zu Goethe zu gehen, sondern that dies erst am 4. „Ich bin" — schreibt er noch an demselben Tage an seinen Vater — „mit ihm ungefähr drei Viertelstunden im Garten spazieren gegangen. Er sprach mit mir von verschiedenen Dingen. Er erkundigte sich nach Alfieri, nach der Albany und andern auf Italien bezüglichen Gegenständen. Er ist alt, aber kräftig; er geht gerade und ziemlich rasch; das Auge ist adlerartig und strahlt noch mit dem ganzen Glanz der Jugend".** Poerio hatte die Braut von Corinth übersetzt und wollte die Uebersetzung dem Dichter vorlesen, aber Goethe nahm selbst die Handschrift, um die Uebersetzung, wie er gewohnt sei, still für sich zu lesen, worauf jedoch Poerio erklärte, er wolle dann erst seine unleserliche Handschrift deutlich abschreiben lassen.

---

* Goethe gedenkt seiner in den Tag- und Jahresheften im Jahre 1819: „Zu Hause sowie in Jena ward mir gar manches Gute durch bleibende und vorübergehende Personen. Ich nenne die Grafen Canikoff und Bombelles und sodann ältere und neuere Freunde". Graf Bombelles war im Jahr 1819 Gesandter in Dresden.

** Ho passeggiato con lui pel giardino per circa tre quarti d' ora. Mi ha parlato di diverse cose. Si è informato di Alfieri, dell' Albany, di altre cose relative all' Italia. È attempato, ma robusto; cammina diritto e con bastante celerità; l'occhio è aquilino e brilla ancora di tutto lo splendore della gioventù.

Digitized by Google

In seinem Briefe vom 8. October schreibt Poerio, dass er endlich am Tage vorher Goethes Schwiegertochter zu Hause getroffen habe. Sie war, berichtet er, sehr liebenswürdig gegen ihn, versprach ihm Empfehlungsbriefe Goethes an Blumenbach und Sartorius in Göttingen, wohin sich Poerio von Weimar begeben wollte, stellte ihm ihre deutsche und englische Bibliothek zur Verfügung, lieh ihm Goethes Uebersetzung von Manzonis Ode „Der fünfte Mai“* und verschaffte ihm eine Eintrittskarte zu dem am Abend stattfindenden grossen Balle des „Casino“, d. h. der noch heute bestehenden Erholungsgesellschaft. An demselben Tage lernte Poerio auch Goethes Sohn und einen seiner Enkel, „dem der Dichter oft dictiert“, kennen. Ueber Goethes Uebersetzung der Ode Manzonis schreibt Poerio in demselben Briefe: „Sie ist so, wie man von einem grossen Dichter, der in der Sprache, aus der er übersetzt, bewandert ist, erwarten kann“.** Er bemerkt dann weiter: „Man muss wissen, dass Goethe Manzoni besonders hoch schätzt und vor einigen Jahren seine Tragödie »Der Graf Carmagnola« gelobt hat, wofür der Verfasser ihm in einem an ihn gerichteten Brief vielmals gedankt hat. Zu mir sagte er [Goethe] über Byron, er sei ein ausserordentlicher Geist, ein Leben sei in seinen Werken. Ach! — fügte er hinzu — als ich ihm einige Verse der Aufmunterung schrieb, wusste ich nicht, dass es Abschiedsverse sein sollten“.***

---

* Sie war bekanntlich zuerst 1823 in Kunst und Alterthum, Bd. 4, Heft 1, S. 182 ff. erschienen.

** Essa è tale, quale può attendersi da un gran poeta versato nella lingua, da cui traduce.

*** Convien sapere, che Goethe ha in particolare stima Manzoni; e, sin da qualche anno, lodò la sua tragedia il Conte di Carmagnola, onde l'autore con lettera direttagli molto lo ringraziò. A me ha detto di Byron essere una mente straordinaria, una vita essere nelle sue opere e per ciò dovere essere immortali. „Ahimè“ — soggiunse — „quando gli scrissi alcuni versi d'incitamento, non sapea, che doveano essere versi di congedo.“

Die hier gemeinte Besprechung des Grafen von Carmagnola veröffentlichte Goethe bekanntlich zuerst in Kunst und Alterthum, Bd. 2, Heft 3 (1820), S. 35 ff., und ebendaselbst Bd. 4, Heft 1 (1823), S. 98 ff. theilte er dann auch Manzonis Dankesbrief — jedoch nur in deutscher

Digitized by Google

Am 19. October schreibt Poerio: „Goethe hat mir sagen lassen morgen gegen Mittag zu ihm zu kommen. Ich werde von diesem grossen Manne Abschied nehmen und von ihm zwei Empfehlungsbriefe [due commendatizie] erhalten, einen an Sartorius, den andern an Blumenbach".*

In seinem ersten Briefe aus Göttingen, wo er am 23. October angekommen war, meldet er dann dem Vater, dass er sich am 24. bei Blumenbach und Sartorius mit Empfehlungen Goethes und mit gewissen zu Ehren der Grossherzogin von Weimar geprägten Medaillen, die Goethe den beiden berühmten Professoren zum Geschenk gemacht, vorgestellt habe** und

---

Uebersetzung — mit. Das italienische Original des Briefes hat er erst später in den „Opere poetiche di A. Manzoni con prefazione di Goethe", Jena 1827, S. XXXV ff., bekannt gemacht nnd es dann auch in seine „Werke", XXXVIII, 292 ff., aufgenommen.

Die an Byron geschriebenen Verse sind die zuerst in Kunst und Alterthum, Bd. 5, Heft 1 (1824), S. 5, unter dem Titel „An Lord Byron" veröffentlichten. Man vergl. über ihre Entstehung die Hempelsche Goethe-Ausgabe XXIX, 761 ff.

* Im Feuilleton der Wiener „Neuen Freien Presse" vom 8. Januar 1878 hat Karl Goedeke u. d. T. „Ein Freund Goethes" die Verbindung Goethes mit Sartorius und nebenbei auch die mit Blumenbach besprochen. Vgl. auch Goethe-Jahrbuch II, 277 f. und F. Strehlke, Goethes Briefe, I, 65 f.

** . . mi presentai da Blumenbach e Sartorius con raccomandazioni di Goethe e con certe medaglie in onore della Granduchessa di Weimar, dono fatto da Goethe a' due celebrati professori. — In Goethes Naturwissenschaftlicher Correspondenz I, 50, Nr. 31, findet sich ein Brief Blumenbachs an Goethe vom 9. November 1825, worin er ihm für „die gewogentliche Uebersendung der köstlichen Jubelmedaille auf die beiden edeln Hoheiten" den „ehrerbietigsten wärmsten Dank" sagt und dann fortfährt: „H. Pouris, der mir sie vom geweihten Weimar überbrachte, ist ein trefflich vorbereiteter junger Mann, und ein treufleissiger Zuhörer im 101. Semester meines akademischen Lehrstandes". Hier haben wir Blumenbachs Dank für Goethes durch Poerio überbrachtes Medaillengeschenk und zugleich seine lobende Erwähnung des Ueberbringers. Pouris — statt Poerio — ist natürlich nur Lese- oder Druckfehler. Es ist aber noch ein anderer Lese- oder Druckfehler in dem Briefe zu berichtigen. Statt „Jubelmedaille" muss „Jubelmedaillen" gelesen werden. Es gibt keine Jubelmedaille auf das grossherzogliche Par, sondern nur eine Jubelmedaille auf Carl August zu seinem Regierungsjubiläum am 3. September 1825 und eine bei oder

Digitized by Google

von ihnen sehr freundlich aufgenommen worden sei. Nur durch ihre Vermittlung wurde es ihm möglich, obgleich ihm gewisse sonst nöthige Zeugnisse fehlten, an der Universität zugelassen zu werden.

In der zweiten Hälfte des Decembers fand sich Poerio veranlasst auf einige Zeit nach Leipzig zu gehen, wo er den ganzen Januar blieb und Goethes Iphigenie ins Italienische übersetzte. Am 5. Februar war er wieder in Weimar und besuchte Goethe, der sich — wie Poerio am 6. seinem Vater schreibt — mit ihm eine Viertelstunde unterhielt. Poerio kündigte ihm seine Uebersetzung der Iphigenie an, die er einem Copisten zum abschreiben übergeben hatte, und überreichte ihm eine — nicht näher bezeichnete — Dissertation Gottfried Hermanns, die dieser ihm in Leipzig für Goethe mitgegeben hatte. Goethe sprach sich sehr lobend über Hermann aus.* Da Poerio wieder nach Göttingen gehen wollte, so sagte ihm Goethe, er habe ihm etwas für Blumenbach und Sartorius mitzugeben. „Ich werde ihn also" — schreibt Poerio — „noch einmal sehen, und es werden fünf Besuche sein, die ich ihm gemacht habe.** Poerio hat Goethe aber nicht nur noch einmal, sondern noch dreimal besucht. Der Weimarische Copist hatte die Iphigenie-Uebersetzung aus Unkenntniss der italienischen Sprache so schlecht abgeschrieben, dass sie Poerio

---

gleich nach der oben erwähnten grossherzoglichen goldenen Hochzeit ausgegebene Medaille auf die Grossherzogin Luise zur Erinnerung an ihre Verdienste um die Stadt Weimar unmittelbar nach der Schlacht bei Jena (14. Oct. 1806). Von letzterer spricht Poerio in dem Briefe vom 19. October, aber aus Blumenbachs Dank geht hervor, dass Goethe ihm nicht allein diese Medaille auf die Grossherzogin, sondern auch die auf den Grossherzog durch Poerio geschickt hat. Vergl. auch unten S. 394.

* Molto mi lodò il professore Hermann. Man vergl. über Goethes Beziehungen zu G. Hermann v. Biedermann, Goethe und Leipzig, II, 265—88, und O. Jahn, Goethes Briefe an Leipziger Freunde, 2. verm. Aufl., S. 329 ff. Die durch Poerio an Goethe überbrachte Dissertation Hermanns ist vielleicht sein 1825 veröffentlichtes Programm „De Aeschyli Philocteta dissertatio" gewesen, welche, wie aus Goethes Brief an Zelter vom 20. Mai 1826 hervorgeht, dem Dichter lebhaftes Interesse abgewonnen hatte.

** La vedrò dunque un' altra volta e saranno cinque le visite che gli avrò fatto.

Digitized by Google

selbst noch einmal abschreiben musste und sie erst am 12. dem Dichter überreichen konnte. Ueber diesen Besuch am 12. hat Poerio kurz in einem Briefe vom 14. und ausführlicher in einem Tagebuchbruchstück berichtet. In letzterem schreibt er, dass er sich mit seiner in Maroquin gebundenen Uebersetzung am Vormittag zu Goethe begeben habe, dass aber der Grossherzog gerade bei ihm gewesen sei, und dass ihm deshalb der Diener gesagt habe, er solle gegen zwei Uhr wiederkommen. Er that dies, und der Diener führte ihn in den grossen Saal. „Bald darauf kömmt der verehrungswürdige; er erkundigt sich freundlich nach meiner Gesundheit. Ich halte mein Manuscript in den Händen, wage jedoch nicht davon zu sprechen. Aber er wendet das Gespräch darauf. Ich gebe ihm das Manuscript. Er fragt, ob ich die Tragödie ganz übersetzt habe. Ich antworte: ja. Er sagt, er werde mir die Handschrift zurückgeben, nachdem er sie gelesen. Ich bitte ihn sie zu behalten, und mit vieler Güte dankt er mir dafür. Darauf wird von dem italienischen verso sciolto gesprochen, den er sehr lobt, besonders wegen der Anmuth der Uebergänge von einem Vers zum andern. Er steht auf, um mir eine neue Tragödie zu lesen zu geben. Es ist eine italienische, von Herrn Tedaldi-Fores geschrieben und 1825 zu Mailand erschienen. Er fordert mich auf sie zu lesen und ihm meine Meinung zu sagen. Darauf wird von Manzoni etc. gesprochen. Er will nicht Italienisch sprechen und sagt: »Verführen Sie mich nicht! Es ist lange her, dass ich diese Sprache nicht gesprochen habe«. Hierauf entlässt er mich. Morgen Mittag soll ich ihn besuchen".*

* Dopo un poco viene il Venerando; s'informa con bontà della mia salute. Io tengo il mio manoscritto nelle mani. Non oso parlargliene. Ma egli volge il discorso su di ciò. Gli dò il manoscritto. Demanda, se ho tradotta tutta la tragedia. Rispondo di sì. Dice, che mi renderà lo scritto, dopo averlo letto. Io lo prego di ritenerlo, e con molta bontà me ne ringrazia. Indi si parla del verso sciolto Italiano, del quale fa molto elogio, specialmente per la soavità de' modi, nel passaggio da un verso all' altro. Si alza per darmi una tragedia nuova a leggere. Essa è Italiana, scritta dal Sr. Tedaldi-Fores e pubblicata in Milano nel 1825. Mi dice di leggerla e di dirgliene il mio parere. Indi si parla di Manzoni, ecc. Non vuol parlare Italiano, dice: „Non

Digitized by Google

In der That war Poerio, wie er seinem Vater am 14. schreibt, am 13. wieder bei Goethe, freilich „nur kurze Zeit, aber immer mit der grössten Güte behandelt".* An demselben Abend war Reunion (riunione) bei Goethes Schwiegertochter, und — schreibt Poerio — „er (höchst seltener Fall!) erschien in der Gesellschaft, er war heiter und ich ergötzte mich sehr an seinen Urtheilen. Er hatte die Güte mir in Gegenwart verschiedener Damen zu sagen, dass er mit meiner Uebersetzung, soweit er sie bisher gelesen habe, zufrieden sei. Goethe lebt jetzt in äusserster Zurückgezogenheit; die Mittagsmahle, an denen bis vor einigen Jahren häufig Fremde theilnahmen, sind jetzt auf die Familie beschränkt und einsam; ihn mehrmals zu sehen ist keine kleine Gunst. Die Besuche sind übrigens nur kurz. Er ist sehr mit Kunstgegenständen beschäftigt, seine unermüdliche Thätigkeit beugt sich nicht unter dem Gewicht der 75 Jahre. Der Grossherzog besucht ihn oft".**

Am 14. Februar verabschiedete sich Poerio bei Goethe, um wieder nach Göttingen zurückzukehren. Er schreibt darüber: „Sehr kurz nur war meine Anwesenheit, aber ungemein vergnügt, denn mit schmeichelhaften Worten von solchen Lippen

---

mi seducete! È lungo tempo, che non ho parlato questa lingua". — Mi congeda dipoi. Domani debbo visitarlo a mezzogiorno — Die Tragödie von Carlo Tedaldi-Fores heisst, wie auch Poerio in seinem Briefe vom 14. Februar angibt, „Beatrice Tenda" und ist nach Kleins Geschichte des italienischen Dramas IV, 530, ein sehr schwaches Werk.

Die zu Cremona 1825 erschienenen „Meditazioni poetiche" desselben Dichters hat Goethe in Kunst und Alterthum, Bd. 5, Heft 3 (1826), S. 176 und Bd. 6, Heft 1 (1827), S. 164 f., kurz besprochen. Vgl. Goethes Werke, Ausg. letzter Hand, XLVI, 125 und 126, Hempelsche Ausgabe, XXIX, 627 ff.

* per breve tempo, ma sempre trattato con somma bontà.

** . . egli (caso rarissimo!) apparve in società, fu ilare e molto mi dilettai di alcuni suoi giudizî. Ebbe la bontà di dirmi, in presenza di varie Dame, ch'era contento della mia traduzione, per quanto fino allora ne avea letto. Goethe vive ora in estrema ritiratezza; i pranzi, che soleano alcuni anni sono esser frequenti di forestieri, sono adesso familiari e solinghi; ed il vederlo più volte non è piccolo favore. Le visite per altro son corte. È occupatissimo di oggetti d'arte: la sua instancabile attività non si curva sotto il peso di settantacinque anni. Il Granduca lo visita spesso.

Digitized by Google

empfieng ich zum Geschenk seine Medaille und zwei andre, die den Grossherzog und die Grossherzogin von Weimar darstellen. Ferner gab er mir ein Packet für die Familie Sartorius. Er entliess mich mit der Versicherung, er werde mich, wenn ich wieder nach Weimar käme, immer mit Vergnügen sehen. Ich habe also Grund mit meiner Arbeit und meiner kleinen Reise zufrieden zu sein, denn ein Geschenk von Goethe ist eine ehrenvolle Auszeichnung".*

Poerio blieb nun bis zum 19. Juni in Göttingen und begab sich dann über Weimar nach Leipzig. In Weimar sah er — wir wissen nicht an welchem Tage — Goethe noch einmal. Goethe empfieng ihn — schreibt Poerio am 27. Juni von Leipzig aus — sehr freundlich, rieth ihm sich noch einige Zeit in Dresden und München aufzuhalten und forderte ihn auf, ihm aus einer oder der andern dieser Städte zu schreiben. Goethes Rath war für Poerio ein mächtiger Sporn („potentissimo sprone"), und er hielt sich sowol in Dresden als in München einige Zeit auf, bis er gegen Mitte September nach Florenz zurückkehrte. Ehe er München verliess, hatte er wahrscheinlich einen Brief an Goethe geschrieben; wenigstens schreibt er am 8. September von München aus seinem Vater: „Ehe ich abreise, werde ich einen kleinen Brief an Goethe, seiner Erlaubniss gemäss, schreiben".

Schliesslich noch ein par Erläuterungen zu Goethes Brief.

„Antonio Foscarini" ist die 1827 zu Florenz erschienene Tragödie des bekannten Dramatikers Giovanni Battista Niccolini (1782—1861). Wenn Goethe schreibt, er hoffe nächstens davon ein günstiges Zeugniss abzulegen, dass seine Freunde das Stück gleichfalls zu schätzen wüssten, so bezieht sich dies wol auf die in Kunst und Alterthum, Bd. 6, Heft 2

* Brevissima è stata la mia presenza, ma oltremodo lieta, poichè con lusinghiere parole da tanto labbro ho ricevuto in dono la sua medaglia e due altre rappresentanti il Granduca e la Granduchessa di Weimar. Inoltre mi ha dato un pacchetto per la famiglia Sartorius. E mi ha congedato assicurandomi, che, quando sia per tornare in Weimar, mi vedrà sempre con piacere. Ho motivo dunque di esser contento del mio lavoro e della mia gita, poichè un dono di Goethe è una onorevole distinzione.

Digitized by Google

(1828), S. 260—66, erschienene Besprechung der Tragödie durch Streckfuss*, der sie freilich „nur sehr bedingt" hat „loben" können.

„Die Verlobten" (I Promessi Sposi), der berühmte Roman Alessandro Manzonis, waren damals erst seit einigen Monaten bekannt. Zwar trägt die erste, von Vincenzo Ferrario in Mailand verlegte Ausgabe die Jahreszahlen 1825—26, aber wirklich erschienen ist sie erst 1827. (Vgl. A. Vismara, Bibliografia Manzoniana, S. 3.) In Goethes Händen waren die „Verlobten" nach Eckermanns Bericht am 15. Juli 1827 und sie bildeten das Hauptthema der Gespräche Goethes mit Eckermann am 18., 21. und 23. Juli. Aus diesen Gesprächen und aus Briefen Goethes an Knebel (vom 21. Juli) und an S. Boisserée (vom 4. November) geht hervor, wie sehr Goethe den Roman bewunderte, und es ist daher einigermassen auffallend, dass er ihn nicht, wie die früheren Dichtungen Manzonis, selbst in Kunst und Alterthum besprochen, sondern dass dies Streckfuss in dem vorhin angeführten Hefte (S. 252 bis 59) gethan hat.**

Die von Goethe angedeuteten beiden Uebersetzungen der „Verlobten" sind die von Daniel Lessmann (Berlin) und von Eduard von Bülow (Leipzig), deren Goethe auch in einem Briefe an den Kanzler von Müller vom 27. October 1827 (Goethe-Jahrbuch III, 242) und in dem oben angeführten Briefe an Boisserée gedenkt.***

---

* Streckfuss ist als Verfasser der Besprechung nur im „Inhalt" des Heftes auf der Rückseite des vorderen Umschlags genannt.

** Streckfuss hatte nicht lange vorher seine Uebersetzung von Manzonis Tragödie „Adelgis" (Berlin 1827) veröffentlicht.

*** Zum Kanzler von Müller äusserte Goethe am 16. August 1828: „Wäre ich jünger, so hätte ich sogleich die Promessi Sposi à la Cellini übersetzt". (Burkhardt S. 126.)

Digitized by Google

Noch einmal die „Mütter" in Goethes Faust Theil II.

Von

Paul Hohlfeld.

In einem früheren Jahrgange dieser Zeitschrift (VI, 561 ff.) glaubte ich ausführlich nachgewiesen zu haben, dass Goethe die „Mütter" (= Dinge) der mathematischen Philosophie J. J. Wagners (1811) S. 336 entlehnt habe. Ich wurde aber selbst an der Richtigkeit dieses Nachweises wieder irre, als ich in dem Werke: Zur Geschichte der Mathematik in Alterthum und Mittelalter von H. Hankel (Leipzig, 1874) S. 102 folgende Stelle las:

„Wenn die ältesten Pythagoreer wirklich diese Idee [des Irrationalen] entdeckt hatten, so ist es in der That nicht unwahrscheinlich, dass sie diese als Geheimniss sorgfältig bewahrten, wie uns denn in später Zeit erzählt wird, »dass derjenige, welcher zuerst die Betrachtung des Irrationalen aus dem Verborgenen in die Oeffentlichkeit brachte, durch einen Schiffbruch umgekommen sei, und zwar: weil das Unaussprechliche und Bildlose immer verborgen werden sollte, und dass der, welcher von Ungefähr dieses Bild des Lebens berührte und aufdeckte, in den Ort der Mütter versetzt und dort von ewigen Fluthen umspült wurde. Solche Ehrfurcht hatten diese Männer vor der Theorie des Irrationalen« (Proklus, Scholia ad l. X bei Knoche, Untersuchungen über die Scholien des Proklus. Herford 1865, p. 9)."

Diese ganze Stelle wiederholt auch M. Cantor in seinen vorzüglichen Vorlesungen über Geschichte der Mathematik (Leipzig, 1880) I, S. 156, offenbar nach Knoche selbst, weil er die Seitenzahl anders und zwar richtig angibt: S. 17—28, besonders S. 23.

Digitized by Google

Glücklicher Weise waren mir Knoches Untersuchungen zugänglich: ich sehe nach, und von den „Müttern" ist darin nichts zu entdecken. Es steht bei Proklus: an den Ort der Erzeugung (εἰς τὸν τῆς γενέσεως τόπον). Damit stimmt auch vollkommen die bei Knoche gleichfalls gegebene Uebersetzung, bez. Erklärung des Commandinus (S. 23): in generationis, hoc est profundi locum; der Ort der Erzeugung soll nach ihm das „Meer" sein.

Diese Annahme wird noch bestätigt durch die Erzählung des Jamblichus, Vita Pythagorica 88 (s. Cantor, Geschichte der Mathematik I, S. 149), „dass Hippasus, ein Pythagoreer, der das Pentagon-Dodekaeder der Kugel zuerst einschrieb und veröffentlichte, wegen dieser Gottlosigkeit im Meere umgekommen sei". Vgl. Böckh, Philolaus, S. 163.

Von dieser Seite hätte also meine Ansicht keine Widerlegung zu befürchten.

Ein Freund von mir, welcher im Hebräischen heimisch ist, versicherte mich dagegen, Goethe habe die Mütter aus dem Hebräischen entlehnt, und verwies mich auf: Die Kabbala oder die Religionsphilosophie der Hebräer. Von A. Franck. Aus dem Französischen von Ad. Gelinek. Leipzig, 1844, S. 112. „Die Buchstaben werden [nach dem Sefer Jezira] in verschiedene Klassen eingetheilt, die man die »drei Mütter«, die »sieben doppelten« und die »zwölf einfachen« [Buchstaben] nennt." „Im Worte אמש sind die drei Mütter vereinigt, von denen א als Anfangbuchstabe des hebräischen Wortes für Luft אויר die Luft, מ als Anfangbuchstabe des Wortes מים das Wasser, und ש als Endbuchstabe des Wortes אש das Feuer bezeichnet."

S. 113. „In der Schöpfung der Welt im Allgemeinen stellen die Mütter, d. h. die Zahl Drei, die Elemente Wasser, Luft und Feuer dar. Das Feuer ist die Substanz des Himmels; das Wasser, indem es sich verdichtete, ist die der Erde geworden; zwischen diese beiden feindlichen Principien endlich tritt die Luft, welche sie, indem sie die Herrschaft über dieselben übt, trennt und aussöhnt."

Auch diese Ansicht verglich ich mit der meinigen und gelangte zu der Ueberzeugung, dass zwischen jener Goetheschen und der hebräischen zwar kein unmittelbarer, aber doch

Digitized by Google

ein mittelbarer Zusammenhang stattfinde. J. J. Wagner und der jüdische Verfasser haben nämlich beide aus Plato geschöpft; von ersterem hatte ich das bereits nachgewiesen. Indess hatte ich dabei nur auf J. J. Wagners Wörterbuch der Platonischen Philosophie (Göttingen, 1799), S. 182 verwiesen und die Stelle bei Plato selbst anzuführen versäumt, ausserdem auch übersehen, dass die von mir aus jenem Wörterbuche angeführte Stelle gar nicht unmittelbar aus Plato, sondern aus der angeblichen Schrift des Timaeus von Lokri „Ueber die Weltseele" entlehnt war, und zwar aus dem 1. Capitel § 6 (vergl. Timée de Locres, En Grec et en François, par Mr. le Marquis d'Argens, 1763. S. 14). Nun ist allerdings diese Schrift über die Weltseele ein Auszug aus dem Timaeus des Plato, aber kein ganz getreuer. Die am meisten entsprechende Stelle im Platonischen Timaeus lautet (50d; vergl. Platons Timäos und Kritias. Griechisch und deutsch. Leipzig, Engelmann 1853, S. 81): „Für jetzt aber haben wir also drei Gattungen in Erwägung zu ziehen; die eine, das, was wird; die andere, das, worin es wird; die dritte, das, nach dessen Aehnlichkeit das Werdende erzeugt wird. Und so ist es denn auch passend, das Aufnehmende mit der Mutter, das, wovon die Aehnlichkeit entlehnt ist, mit dem Vater, und die in der Mitte zwischen beiden stehende Natur mit dem Kinde zu vergleichen".

Das Aufnehmende wird von dem angeblichen Timaeus geradezu: Materie, ὕλη genannt. Bei Plato selbst kommt aber dieses Wort in dem betreffenden Sinne gar nicht vor. Nach neueren Forschungen hat Plato überhaupt gar keine Materie neben der Gottheit angenommen, und das, worin etwas wird, ist nichts anderes als der leere Raum, vergl. Zeller, Philosophie der Griechen, II, 1. 3. Aufl. S. 619 f., 675 ff. Damit stimmen nun vortrefflich die naturphilosophischen Constructionen Platos, der alle Körper auf untheilbare Flächen, und zwar Dreiecksflächen zurückführen will. Die Erde soll nach dem Vorgange des Philolaus (vergl. Zeller, Philosophie der Griechen II, 1. S. 674) dem Würfel, das Wasser dem Ikosaeder, die Luft dem Oktaeder, das Feuer dem Tetraeder, das ist der einfachsten regelmässigen Pyramide, entsprechen.

Digitized by Google

J. J. Wagner folgt in der Art der Construction durchweg, zum Theil sogar im einzelnen dem Plato, und ihm ist wieder Goethe gefolgt: „Die einen [Mütter] sitzen, andre stehn und gehn". Die stehenden Mütter (d. h. Dinge, Elemente) sind offenbar die erdigen Bestandtheile, die gehenden die feurigen. Vergl. Wagners mathematische Philosophie S. 196 ff.: „Würfel und Pyramide haben daher völlig entgegengesetzten Sinn, und Plato giebt mit Recht dem Feuer (der flüchtig werdenden Körperlichkeit) die Pyramide, und der Erde (dem Mineral) den Würfel. Der Würfel ist das natürliche Symbol des Schweren und Ruhenden". Nach wiederholter gründlicher Vergleichung der Faust-Stelle mit J. J. Wagners mathematischer Philosophie glaube ich nun noch einige Goethesche Verse erklären zu können, die mir früher dunkel geblieben waren: „Göttinnen thronen hehr in Einsamkeit, Um sie kein Ort noch weniger eine Zeit". Die Einsamkeit der Mütter entspricht S. 16 der math. Philos.: „Es beginnt die stufenweise Entwicklung der Dinge eben so wohl mit einer zuerst gesetzten isolirten Einzelnheit, nach welcher sodann die Entwicklung weiter fortschreitet, so wie z. B. in der menschlichen Hand zuerst der Daumen gesetzt ist als Fingeranlage und Grundform (wie bei den Pflanzen die Blattansätze, stipulae): oder auch entwickelt sich die Vierzahl (S. 17) vollkommen". S. 66 ist von „Isolirung" und „Isolatoren" die Rede; S. 69 von „etwas rein Einzelnem".

Aehnlich ist folgende Stelle bei Goethe:

„In eurem Namen, Mütter, die ihr thront
Im Grenzenlosen, ewig einsam wohnt,
Und doch gesellig".

Das „ewig" der zweiten Stelle entspricht der Behauptung der ersten, dass um die Mütter keine Zeit sei.

So behauptet auch Wagner, S. 114, „dass im Raume das ewig Eine neben den Linien als Continuität dasteht". Die Mütter sind eben als etwas räumliches unabhängig von der Zeit, also zeitlos, ewig. Vergl. S. 289: „Da der Perpendikel = Zeit, die Horizontale = Raum; so ist das Männliche überhaupt = Zeit, und das Weibliche überhaupt = Raum".

Digitized by Google

„Und hättest Du den Ocean durchschwommen,
Das Grenzenlose dort geschaut,
So sähst du dort doch Well' auf Welle kommen“ —

scheint an folgende Stellen Wagners zu erinnern, S. 97: „Was in binomischer Reihe . . . sich entwickelt, . . ., ist an sich unendlich, und spielt mit den Reflexionspunkten (den Zahlen) wie das Meer mit den Wellen“; S. 103 f.: „Zwischen Punkt und Kreis liegt, wie zwischen Eins und Null, das Unendliche. Es ist daher klar, dass die Linien, welche hier entstehen, eben so wenig als die Zahlen ein Bestehen in sich haben. Auch hier ist (§ 193) das Meer und die Wellen“; S. 273: „Dagegen findet die Idee der Schönheit, in zeitlicher Form aufgefasst, eine Hieroglyphe. Dies ist die Wellenlinie“; S. 274: „Aus diesen Kreuzen entwickelt sich unter zeitlicher Form eine hieroglyphische Linie in doppelter Gestalt, welche der Wellenlinie korrespondirt“; abgebildet ist dieselbe S. 301.

Selbst der räthselhafte Ausdruck „Schlüssel“ findet sich wiederholt bei Wagner, so S. 295: „Die Zahl, insoferne sie dem beständigen Alphabete eine von ihr abhängende Bedeutung ertheilt, heisst in der gemeinen Bedeutung ein Schlüssel. Denselben Sinn haben z. B. die Schlüssel bei den Musiknoten. Wo man aber bisher Schlüssel gebraucht hat, waren sie willkürlich gewählte Zeichen“; S. 296: „Es sind die Consonanten die natürlichen Schlüssel der Vokale“; S. 297: „Dieses ist die erste Art, wie die Zahlen [deren Inhalt vollkommen gleichförmig — das Ding] Schlüssel sein können“; S. 304: „Eine zweite und tiefere Art, wie die Zahlen Schlüssel der Hieroglyphen sein können, ist die Fortschreitung durch Potenzen“; S. 306: „Nach diesem [tetradischen] Zahlensysteme werden die Zahlen vollkommene Schlüssel der Hieroglyphen; denn durch Zahlen wird die Tetras (Stufe) bezeichnet, in welcher die Hieroglyphen genommen werden sollen. Z. B. das egyptische Tau, in der ersten Tetras genommen, heisst chemischer Prozess, in der zweiten Tetras heisst es hermaphroditische (pflanzenartige) Befruchtung, in der dritten Coitus, und in der vierten Ehe. Die weibliche Hieroglyphe, die Sehne, heisst in der ersten Tetras Kali, in der zweiten Pistill, in der dritten weibliches Thier, und in der

Digitized by Google

vierten Gattin. Ebenso die männliche Hieroglyphe, der Halbmesser. Sie heisst Sauerstoff, Staubfaden, männliches Thier, Gatte“; S. 307: „Sollen die Zahlen der Tetradik vollkommene Schlüssel der Hieroglyphe werden, so wird ein Tetradensystem der idealen und realen Welt vorausgesetzt“; S. 322: „Da die Zahlen zugleich Schlüssel der geometrischen Hieroglyphen sind, so gibt es eine aus Zahlen und geometrischen Hieroglyphen gemischte dritte Schrift“.

Bei Goethe heisst es: „Umschwebt von Bildern aller Creatur; Sie [die Mütter] sehn dich nicht, denn Schemen sehn sie nur“. Dies erklärt sich nach dem weitverbreiteten Grundsatze, dass gleiches nur durch gleiches erkannt werde, ungezwungen so, dass die Mütter selbst nur Schemen, d. h. Figuren, Gestalten, sind. Nun ergibt sich auch, warum die Mütter nothwendig sind, um Paris und Helena in deutlichen Gestalten schauen zu lassen.

Schema ist ein Lieblingswort Wagners, s. S. 18, 39, 104 ff., 111, 116, 126, 300, 303, 305, 323, 331, 337; Schemate S. 105 f.; schematisch 317.

Vielleicht sind auch die Schlussverse des Faust:

„Das Ewig-Weibliche
Zieht uns hinan“

durch Wagner angeregt, und zwar durch S. 26 f.: „Das weibliche ist tiefer und reicher, das männliche höher und ärmer. Ist nun die Zwei unter den Dingen, welche Geschlecht haben, das mütterliche, und ist eben das weibliche dem Urwesen näher, so erhält das Wort, dass 2=1 sei, eine hohe Bedeutung“.

Bei der regen Theilnahme, welche man jetzt seit seiner Aufführung dem zweiten Theile des Faust zuwendet, darf ich wol auf eine unbefangene Prüfung meiner früheren wie meiner jetzigen Zeilen hoffen.

Digitized by Google

Ueber Göschens historischen Kalender.

Von

Bernhard Seuffert.

Die Nachrichten über den historischen Kalender für Damen in Schillers Briefwechsel mit Göschen (s. Grenzboten 1870, II 370 ff. und Geschäftsbriefe Schillers) lassen sich ergänzen aus ungedruckten Schreiben Göschens an Wieland, welche mir die k. öffentliche Bibliothek in Dresden in zuvorkommendster Weise zu benützen gestattete. Derselben Sammlung verdanke ich auch den unten mitgetheilten Brief Schillers.

Im December 1788 schon stand Göschens Plan fest, einen Damenkalender historischen Inhaltes im Format der von Bertuch und Kraus ohne Gewinn eingerichteten Pandora herauszugeben. Speners Kalender, der in 15000 Exemplaren verkauft wurde, verlockte zu solchem Unternehmen. Göschen hatte überlegt, dass Deutschland „schlechterdings noch keinen geschmackvollen Calender für Damen, den mann ein feines Volksbuch für die bessere Classe der Menschen nennen könnte, habe". Und da Wieland dem befreundeten Verleger seine Hilfe zusagte, glaubte dieser sich des Erfolges sicher. Für die erste Hälfte des Büchleins schlug Göschen die Geschichte der Elisabeth von England oder die der Maria Theresia, wenn diese interessanter sei, vor und nahm als Verfasser der ersteren Archenholz in Aussicht, vorausgesetzt dass Wieland diese Gesellschaft angenehm sei. Dieser Historiker hatte eben in dem zu Speners Kalender gehörigen Taschenbuche seine Geschichte des Siebenjährigen Krieges veröffentlicht. Auf den übrigen 4—5 Bogen des ersten Jahrganges wünschte Göschen Beispiele häuslicher, bürgerlicher weiblicher Tugenden von Wieland geschildert zu sehen. Die eigene Mitarbeiterschaft

Digitized by Google

lehnte zwar Wieland zunächst ab, vielleicht weil ihm Archenholz' Kameradschaft nicht passte (vgl. Schiller und Lotte II 79), und betheiligte sich nur als Rathgeber, indem er vier Göschen sehr zusagende Artikel vorschlug. Darauf legte der Buchhändler sein Programm in „Ideen über den Historischen Calender" Wieland vor und bat aufs neue um des Dichters Mitwirkung. An erster Stelle sollten die vier vortrefflichen, von Wieland ausfindig gemachten Artikel stehen. Darnach einige ausgeführte Beispiele aus der Geschichte berühmter Frauenzimmer als Spiegel schädlicher Fehler oder nachahmungswürdiger Tugenden. „Zu dieser Rücksicht, dünkte ihn, sei Johanna Gray ein vortreffliches Sujet. Ihre Tugenden, Kenntnisse und Schiksale reissen auserordentlich zur Theilnehmung." Anna Boleyn, Katharina, die Gemahlin Peters I., Katharina von Medicis seien alle lehrreich. Drittens könnte man zur Belustigung und Unterhaltung einen Abschnitt Anekdoten machen, geistreiche Einfälle, kluge Streiche u. s. w. gescheuter Weiber und kurze Züge aus den Charakteren merkwürdiger Weiber. „Unterricht, Moral für die Welt und Unterhaltung ist das Bedürfniss, welches ich gern durch meinen Calender befriedigen möchte," schreibt er an Wieland. „Die Form überlass ich den Herrn Verfassern." Der Gothaische, Göttingische und Lauenburgische Kalender seien zu trocken, die übrigen Frauenzimmerkalender elend. Ein historischer Kalender, der unterhalte und lehre, sei der einzige Kalender für Frauen. Moralische seien ihnen zu trocken, ein Modekalender ein Unding.

Der Plan war nicht übel; vielerlei sollte gebracht werden, so dass man vielen genügen konnte; das war buchhändlerisch klug. Warum er trotzdem nicht zur Ausführung kam, verrathen die vorliegenden Quellen nicht. Göschen griff auf seine ersten Absichten zurück; Archenholz wurde mit der Abfassung der Geschichte der Elisabeth betraut und sandte vor Mitte Juli 1789 das Manuscript davon ein. Auch Wieland hatte sich inzwischen, entgegen der früheren Absage, zur thätigen Betheiligung gewinnen lassen, musste aber noch am 17. Juli gemahnt werden seine Beiträge zu schicken. Hatte doch der ganze Kalender spätestens Ende August fix und fertig sein sollen. Endlich am 2. August erhielt der Verleger die

Digitized by Google

ersten Blätter aus Weimar über den Charakter der Pythagorischen Frauen und war besonders vom Schlusse des Aufsatzes, in welchem Wieland seine Gattin als Schwester jener Frauen rühmte, ganz gerührt. „Sie haben in dem Denkmal für Ihre Gattin," antwortete er, „sich Selbst und vorzüglich Ihrem Herzen ein schönes Ehrendenkmal errichtet. Meinem Weibe kamen die Thränen in die Augen als ich es ihr vorlas." Am 22. August dankt der Verleger für den eingetroffenen Anfang des zweiten Beitrages und rechnet um so sicherer darauf, in der kommenden Woche das Ende des Manuscripts der Aspasia zu erhalten, als auch Campe einen historischen Kalender ankündige, dem der seinige zuvorkommen müsse. Sechs Kupfer nach Chodowieckys sehr schön gerathenen, schon Ende März gelieferten Zeichnungen waren nun von Penzel fertig gestellt, eben so viele hatte Geyser für die nächste Woche versprochen. So konnte das Unternehmen im Septemberhefte des Teutschen Merkur angekündigt und das erscheinen für den October versprochen werden. Archenholz und Wieland wurden dabei als die Autoren in der Titelangabe genannt, so dass es eine wunderliche Sache ist, dass Wieland nach der Ausgabe des Kalenders über seine Nennung neben Archenholz sich überrascht stellte (Schiller und Lotte II 79).

Wieland sandte noch die Rettungen der Julia und Faustina. Letztere Darstellung musste Göschen zurücklassen — sie erschien nachher als „ein Seitenstück zu Aspasia und Julia im historischen Calender für Damen 1790" im Januarhefte des Teutschen Merkur 1790 S. 19 ff. —, weil der Kalender sonst nicht in die fertigen Futterale gehen würde. Aus dem gleichen Grunde kürzte der Verleger auch die Schilderung der Katharina II (von?). Am 20. September erhielt Wieland für seine Beiträge 100 Thaler, obwol auch am 18. October der Kalender noch nicht fertig war. Endlich konnte derselbe in 7000 Exemplaren versandt werden. „Jedes Frauenzimmer von einigem Stande bekam einen Calender zum Present." Vorangesetzt war ein Kupfer, den Genius des Ruhmes darstellend; den Schluss bildeten sechs Denkmale des Edelmuthes und der Tapferkeit aus dem damaligen Türkenkriege. Das ganze machte den günstigsten Eindruck. Die Allgemeine Literatur-

Digitized by Google

zeitung, Jena 1789, IV 221, brachte eine Anzeige, die also beginnt: „Innerer Gehalt und äussere Verzierungen müssen diesem Taschenbuche, das ungeachtet seiner auf dem Titel bemerkten Hauptbestimmung doch kein blosses Geschenk für die Toiletten ist, unfehlbar einen allgemeinen Beifall und eine längere Dauer, als meistens Kalender zu haben pflegen, verschaffen".

Schon bevor der Beifall der Leser die Fortsetzung empfahl, hatte Göschen dieselbe bedacht und die Geschichte des Dreissigjährigen Krieges zum Inhalt des nächsten Jahrganges bestimmt. Es lag nahe für Wieland wie für Göschen, Schiller, den Verfasser der niederländischen Rebellion, als Bearbeiter des Stoffes zu suchen. Am 24. December 1789 berichtet Schiller seinem Freunde Körner, dass er von Göschen 400 Thaler für einen Aufsatz über den Dreissigjährigen Krieg im historischen Kalender bekomme. Anfangs März 1790 waren die Zeichnungen für den Jahrgang 1791 fertig, und Schiller hatte aufs neue versichert, dass Göschen gewiss sich auf ihn verlassen könne. „Ich rechne viel auf mein gutes Glück bey Schiller und auf seine Freundschaft," schreibt Göschen am 6. März 1790 an Wieland. „Er hat mich bisher noch nie sitzen lassen. Kann Schiller es nun über sich erhalten einen Plan über seine Zeit zu machen so zweifele ich nicht an seinem Glück. Die treffliche Frau von Kalb hat so manches Verdienst um Schiller, möchte sie die[!] junge Gattin ihres Freundes Winke geben welche die Liebe für das Glück der Zukunft benutzen kann! Mir däucht in Absicht dieses Glücks liegen die Würffel auf dem Tisch. Entweder führt der neue Stand Schillern zur Stetigkeit und Ordnung; oder die neuen Sorgen der verdoppelten Bedürfnisse des Lebens drücken ihn zu Boden. Ich lebe hierüber in einer Unruhe welche mich bey keiner Art von Theilnehmung je angewandelt hat. Ich habe nur wenig Menschen so geliebt als diesen."

Schiller rechtfertigte die Erwartung seines warmen Freundes. Im Juni arbeitete er fleissig, am 20. hatte Göschen schon Theile des Manuscriptes in Händen. Im August freilich stockte die Arbeit wieder (Geschäftsbriefe 67). Am 11. September endlich war Schiller so weit mit der Geschichte des Dreissig-

Digitized by Google

jährigen Krieges gekommen, dass es für den Kalender des Jahres 1791 genügte (Schiller und Lotte III 23). Im Septemberhefte des Neuen teutschen Merkur, 1790, III 103, und an anderen Orten kündigte Göschen das erscheinen zur Leipziger Michaelismesse an. Chodowiecky hatte diesmal zwölf Zeichnungen geliefert, die Penzel in Kupfer stach; je zwei andere Kupfer hatten Lips und Geyser radiert. Wie das erste Mal, so waren auch dies Mal die Einbände gemalt. Am 27. October hatte Schiller fertige Exemplare in Händen (Geschäftsbriefe 70). Göschen musste gegen 6000 Exemplare absetzen um die Unkosten bezahlt zu haben (Schiller an Körner 18. Oct. 1790). Aber der Kalender gieng vortrefflich, obwol Göschen viel über denselben hören musste, wie er am 18. Februar 1791 an Wieland schreibt, eine Aeusserung, die nicht recht verständlich ist, wenn man die durchaus günstigen Anzeigen (vgl. Braun, Schiller und Goethe I 274, 279, 282, 295, 297) verfolgt, wogegen doch die einzige einschränkende Recension in den Gothaischen gelehrten Zeitungen (Braun I 280), zumal auch sie im ganzen lobt, nicht ins Gewicht fällt. Am ausführlichsten äusserte sich Wieland. Göschen war durch die „lehrreiche Apologie" im Neuen teutschen Merkur, 1791, I 197—211 (Braun I 298), aufs freudigste überrascht. „Man erweist diesem zweyten Jahrgang des Historischen Calenders für Damen blosse Gerechtigkeit, wenn man ihm unter allen Taschenbüchern dieser und ähnlicher Art die erste Stelle einräumt." So begann Wieland seine Anzeige, welche zunächst die Absichten des Jahrbüchleins erörternd ausführte, dass das allgemeine Lesebedürfniss der Frauen hier nicht durch Frivolitäten befriedigt werde, sondern dass sein Inhalt ihren Verstand aufzuklären, ihre Kenntnisse zu erweitern, ihre Gesinnungen zu veredeln geeignet sei. Die deutschen Frauen sollten lernen als Genossen der Nationalverbindung sich zu betrachten, neben den Tugenden im engern häuslichen Kreise der Familienverhältnisse mit den Männern auch die höheren Gesinnungen der Vaterlandsliebe zu theilen. Schande sei es, dass so viele Frauen, selbst in den höheren Classen, zu finden seien, denen alles andere bekannter ist als die Geschichte ihres eigenen Vaterlandes, ihrer eigenen Nation; ein Uebermass von Schande, dass gerade in Folge dieser Un-

Digitized by Google

wissenheit so manche sich schämen Deutsche zu sein und Sprache, Litteratur, Künste und Producte des Genies und des Fleisses ihres Volkes verachten. Es sei hohe Zeit, dass es endlich hierin anders mit uns werde — und anders würde es auch werden, wenn unsere besten Köpfe fortfahren, mit immer mehr Eifer die grossen gemeinsamen Nationalgegenstände, Sprache und Alterthümer, ältere und neuere Geschichte .. zu Gegenständen ihrer litterarischen Arbeiten zu machen. Haltlos sei schon bisher die Entschuldigung gewesen, es fehle an historischen Werken. Gar jetzt aber sei die angenehme Aussicht vor uns, dass alles, was Leser, die nur durch einen hohen Grad von Vollkommenheit zu befriedigen sind, in jeder Rücksicht von einem neuen Geschichtsschreiber Deutschlands fordern und erwarten können, durch einen Mann werde geleistet werden, den sein zugleich weit umfassender und tief eindringender Blick und sein scharfsichtiges Urtheil, verbunden mit seltener Geschicklichkeit in Composition und Darstellung ganz vorzüglich zu der rühmlichen Laufbahn zu bestimmen scheinen, in welcher sein erster Versuch schon den künftigen Meister ankündigte, der nun mit jedem neuen Schritte dem Ideal der Vollkommenheit, nach welchem Geister seiner Art arbeiten, näher komme. Glück wünschen müsse man den deutschen Frauen, dass ein Schriftsteller von diesem Werth und Ruhm sichs zur Ehre geschätzt hat, eines der wichtigsten Stücke unserer vaterländischen Geschichte ausdrücklich für sie zu bearbeiten. Eine solche Geschichte, so erzählt, so scharfsinnig entwickelt, so unparteiisch und doch mit so viel Wärme und Ordnung und in seiner schönen Sprache vorgetragen, müsse anziehender sein als ein Roman.*

Gewiss eine warme und wirksame Empfehlung, für die Wieland seine beiden Freunde Schiller und Göschen, der Verfasser wie der Verleger dankbar sein mussten und dankbar waren. Schiller sprach dies vierzehn Tage später aus als Göschen, der am 18. Februar schrieb, eine grössere Freude hätte ihm Wieland nicht machen können. Aber die Herzlichkeit in

* Das war in der Allg. Literaturztg., Jena 1789, IV 221, auch von Archenholz' Elisabeth gerühmt worden.

Digitized by Google

Schillers Antwort bezeugt, dass die Verzögerung nicht aus Gleichgiltigkeit gegen Wielands Lob entsprang. Die leider unvollständig erhaltene Zuschrift lautet:

„Jena den 4. März. 91.

Mein verehrtester und theuerster Freund

Schreiben Sie es der Ueberhäuffung mit Geschäften zu, die einen von so langer Krankheit wieder erstandenen, wie ich, belagern, dass ich es so lange anstehen liess, Ihnen für das schöne Denkmal herzlich zu danken, das Ihre Liebe, denn dafür nehme ich es, im 2ten Stk des dissjährigen Merkur mir gestiftet hat. Es war mir eine Blume der Freude, die ich bey meiner Wiederkehr ins Leben fand, und zu keiner glücklicheren Zeit hätte sie mir blühen können. Noch einmal, liebster Freund, nehmen Sie meinen bessten Dank dafür an, dass Sie mir Ihren freundschaftlichen Genius in einem so bedürftigen Augenblick haben erscheinen lassen.

Nach einer sehr langsamen Erhohlung finde ich mich wieder in die Welt um mich herum und in die Arbeit, wiewohl ich nicht läugnen kann, dass einige Ueberreste der Krankheit in meiner Brust mich beunruhigen. Die Zeit und eine vorsichtige Lebensordnung, hoffe ich, sollen auch diese heben, so dass ich mit heiterm Muth in die Zukunft sehen kann. So gerne, wünschte ich, das noch zu erreichen, wozu eine dunkle Ahndung von Kräften mich zuweilen ermuntert, und wovon Ihr freundlicher Sehergeist mir das Ideal vorhält; wenigstens fühle ich, dass ich auf dem Wege dazu bin, und dass, wenn mein böses Schicksal mich jetzt schon abgerufen hätte, der Nachruf der Welt mir sehr Unrecht gethan haben könnte. Ich gestehe, dass der Gedanke daran mich in den kritischen Augenblicken meiner Krankheit peinigte, und dass es mir künftig eine grosse Angelegenheit seyn wird, den Weg zu jenem Ziele zu beschleunigen.

Ich behellige Sie hier mit meinen kleinen Anliegen; die Erinnerung an Ihre oft bewiesene Theilnahme reisst mich hin, und ich weiss, dass Sie mirs nicht übel deuten. Meine Frau empfiehlt sich Ihnen und Ihrer lieben Fr. Gemahlin aufs beste. Ich danke Ihnen beyden für die liebevolle Aufnahme, die Sie

Digitized by Google

ihr bey ihrer letzten Anwesenheit in W.* haben wiederfahren lassen, wovon sie mich in meiner Krankheit oft unterhalten hat. Kommen Sie beide recht bald wieder nach Jena, und lassen Sie uns alsdann Ihnen zeigen, wie herzlich theuer Sie uns sind.

Ich lege hier zugleich einige Blätter für den Merkur bey, (wenn sie etwa Gebrauch davon machen wollen). Sie haben einen jungen Künstler aus Rudolstadt zum Verfasser, der sich Kämmerer nennt. Meine Frau hat Ihnen, denke ich, schon vorläufig davon gesagt. Er würde, wenn Sie diesen Anfang nicht abweisen, noch einige kleine Aufsätze desselben Innhalts nachliefern, und mit einem Carolin pro Bogen höchlich zufrieden seyn. Ist Ihnen aber seine Schreiberey unbrauchbar, so bitte ich Sie ja, sich um unsert willen nicht mit ihm zu belästigen.**

Von grösserm Gehalte hingegen sind einige andere Aufsätze, die ich Ihnen von einem Landsmann anzubieten habe. Sein Nahme ist Reinhardt, und er kann Ihnen von einer Uebersetzung des Tibull und einzelnen kleinen Gedichten her schon bekannt seyn. Er lebt jetzt in Bourdeaux als Hofmeister, und ist beschäftigt, über die französische Revolution seine Betrachtungen zu schreiben, auch die wichtigsten Brochuren als Belege zu sammeln. Ein Aufsatz dieses Inhalts, der mir von seiner Feder zu Gesichte gekommen ist, verräth sehr viel Geist und viel Bekanntschaft mit seinem Gegenstande. Ich erwarte gegenwärtig noch mehrere dergleichen von ihm, die ich Ihnen, laut seiner“***

Damit bricht der Brief unten an der vierten Seite des Octavbogens ab; das zweite Blatt konnte ich nicht finden.

---

* Lotte war die erste Hälfte des Januar 1791 in Weimar, bis sie durch ihres Gatten Erkrankung heimgerufen wurde; Schiller und Lotte III 36 f.

** Wieland nahm die Arbeiten Ernst Kämmerers in seine Monatsschrift auf; schon im Maihefte 1791 begannen dessen Bemerkungen über einige Gemälde in der Gallerie zu Dresden, und er blieb für mehrere Jahre Mitarbeiter des Merkur, wie ungedruckte Briefe desselben an Wieland bestätigen.

*** Aufsätze von Karl Reinhard (vgl. Briefe an Schiller 120 f.) scheint Wieland in den nächsten Jahren nicht erhalten oder doch nicht angenommen zu haben; es müsste denn der Artikel über zwey Kammern in Frankreich (N. t. Merk. 1791, III 311) und die Uebersetzung des Erlasses des Ministers Roland (1792, III 263) sein.

Digitized by Google

Kaum enthielt es weitere Auslassungen über Wielands Anzeige des Kalenders.

Diese hat ohne Zweifel zu dem glänzenden Absatze des Jahrganges mit beigetragen. Es gieng sogar die Rede, Göschen habe eine zweite Auflage machen müssen um den Bestellungen zu genügen (Archiv f. Littgesch. VII 383).

Der nächste Damenkalender sollte natürlich die Fortsetzung des Dreissigjährigen Krieges enthalten. Die Ausarbeitung wurde durch Schillers neue Erkrankung gestört. Für Ende April hatte er einige Bogen Manuscript versprochen, Mitte August sollte Göschen den Abschluss der Historie haben (Geschäftsbriefe 70). Aber die Unhaltbarkeit dieser Termine ward schon im Frühjahr klar. Es war günstiges Geschick, wenn Schiller überhaupt etwas zur Fortsetzung liefern konnte. In dieser Lage empfahl Wieland übereinstimmend mit andern Freunden des kranken eine Vertheilung der Kalenderarbeit auf mehrere. Frau Lotte schickte diesen Vorschlag am 19. Juni 1791 dem Verleger. Schiller hoffte, dass Wieland selbst einen Aufsatz beisteuern und auch eine Vorrede machen werde. Göschen stimmte zu, worauf Lotte in ihres Gatten Namen Wieland um einen Beitrag bat. Bis dessen Antwort eingelaufen, sollte Göschen sich noch nicht mit andern in Unterhandlungen wegen der nöthigen Aufsätze einlassen. Am 3. Juli liess Schiller an den Verleger schreiben, er hoffe von September bis Mitte November zehn bis zwölf Bogen Fortsetzung seiner Geschichte schreiben zu können: da werde der Kalender mit vermehrter Zahl von Setzern, Druckern und Buchbindern noch pünctlich zu Neujahr fertig werden können; Göschen solle sich darum zu nichts verpflichten, was nicht Fortsetzung des Dreissigjährigen Krieges und weder durch Wieland noch durch ihn gearbeitet sei; er solle vielmehr sich wieder zurückzuziehen suchen, wenn einige Autoren die Vorschläge schon angenommen hätten. Die Erklärung der Porträts wolle er durch Schriftsteller seiner Bekanntschaft besorgen lassen. Huber und Körner wurden dazu beigezogen. Ersterer sollte die Landgräfin Amalie von Hessen schildern, den Kurfürsten Max und Richelieu; die Landgräfin hätte er aber gerne abgeschüttelt und Körner übertragen, welcher den Oxenstiern

Digitized by Google

zu zeichnen übernommen hatte. Diese Lebensbilder nebst der Erklärung der Vignetten sollten 4—5 Bogen füllen.

Im Einverständnisse mit diesem Entschlusse Schillers schrieb Göschen aus Carlsbad den 14. Juli 1791 an Wieland: „... Schiller ist seit 4 Tagen hier und trinkt seit 2 Tagen das hiesige Wasser. Sein Arzt welcher auch der meinige ist hat grosse Hoffnung zu seiner Erhaltung. Die Reise hat ihn wenig fatiguirt und er ist heute sehr wohl. Gestern hat er den Plan zum Calender so bestimt das er geschont wird auf 8 Wochen, dass wir keiner fremden Hülfe gebrauchen. Nur um eins bitten wir beyde Sie; um eine Vorrede, worin sie der Welt sagen dass eine gefährliche Krankheit Schillern abgehalten habe mehr als einige Bogen zu geben. Wollen Sie über den Nutzen der Geschichte und über den Charakter eines guten Schriftstellers etwas hinzufügen, so dass es etwa 1 oder 2 Bogen würden, so würden Sie uns unendlich verbinden." Wieland sagte zu; Göschen empfieng seine Antwort in Schillers Gegenwart und schrieb am 1. August zurück: „Sie hätten die Freude sehen sollen welche Schillern Ihre Liebe verursachte. Ein Strahl von Freude, welcher so lange erloschen war glänzte aus seinen Augen."

Inzwischen vollzog sich Schillers glückliche Genesung. Schon am 27. August glaubte er die ersten Seiten seines Manuscriptes nach zehn Tagen in Aussicht stellen zu können; am 22. September schickte er wirklich zehn oder zwölf Blätter, wagte aber nicht mehr als zehn weitere zu versprechen. Die zusammenhängende Arbeit war ihm schwer geworden. Aber rasch lebte er sich ein, zumal alles aus Vorarbeiten im Frühling bereit lag. Eine Woche später kann er zwei bis drei Druckbogen mehr anbieten, als er Göschen zugesagt hatte, wenn er noch acht Tage fortzuarbeiten vermöge, und schickt in der That am 1. October neues Manuscript und am 3. October die letzten Blätter (Schiller an Körner 3. Oct. 1791). Die Absicht freilich, mit Gustav Adolfs Uebergang über den Lech zu schliessen, musste er aufgeben und vorher endigen; Lotte entschuldigte dies in einem Briefe an Göschen vom 5. October durch ein unwolsein ihres Gatten (Archiv f. Littgesch. V 458). So füllte sein Manuscript auch nicht ganz die sechs Bogen

Digitized by Google

des Kalenders, die er berechnet hatte; der sechste Bogen wurde nur mit zwei Blättern angebrochen. Immerhin hatte er in kurzer Zeit überraschend viel geleistet, und mehr als genug, da Göschen nur auf zwei Bogen sich Hoffnung gemacht hatte.

Noch hatte Wieland die Vorrede nicht geliefert, obwol ihm Charlotte schon im August darum geschrieben hatte. Am 1. October wandte sich Göschen an ihn mit den Worten: „Ich war überzeugt mein theuerster und verehrungswürdigster Freund dass Ihnen die Arbeit für den Calender kein angenehmes Geschäft sein konte. Daher wagte ich es nicht Sie zu errinnern. Schiller wolte so frey sein Sie darum zu bitten.* Es scheint als habe auch er es nicht wagen wollen. Sie werden mich unendlich verbinden wenn Sie mich noch damit unterstützen.“ Und zwar je früher, desto besser sei es. Schiller liefere acht Bogen — so viele hatte dieser am 29. September nach einer falschen Berechnung in Aussicht gestellt. — „Eine Schilderung von Richelieu Oxenstiern der Amalia Elisabeth und Maximilian Herzog von Bayern, alles von Schillers Freunden, machen auch 8 Bogen.“ Vier weitere Bogen würden die Erklärungen der Kupfer füllen. Mit Wielands Vorrede sei das Werk gekrönt. Der Kalender werde an innerem und äusserem Werth alle seine Brüder überflügeln. Auf diese erneute Bitte hin sandte denn Wieland am 10. October seine Vorrede an Göschen (Briefe an Schiller 119); sie füllte zwei Bogen, entschuldigte die Unvollständigkeit der Kriegsgeschichte bei den Lesern durch Schillers Erkrankung mit warmen Worten und sagte nach des Verfassers vertraulichem Geständniss „zu viel Gutes von unsrer Verfassung und von unsern Aristokraten i. e. Fürsten.“ Göschen honorierte sie am 1. November mit einem Dukaten.

Huber scheint rechtzeitig seinen Richelieu und Max geliefert zu haben; ob er auch die Landgräfin von Hessen behandelte, ist fraglich, da er diesen Aufsatz des Damenkalenders nicht in seine Schriften aufnahm. Körner war säumig gewesen. Obwol er schon am 8. August mit Oxenstiern bald hatte zu stande sein wollen, so lieferte er ihn doch erst am

* Am 27. August hatte Schiller an Göschen geschrieben, er werde in fünf oder sechs Tagen bei Wieland die Bitte seiner Frau wiederholen.

Digitized by Google

12. October (Körner an Schiller 13. October 1791). Der Freund, welcher die Erklärung der Titelkupfer zu schreiben übernommen, liess Göschen ganz im Stich; so musste der Verleger selbst diese verfassen und die Nacht deswegen zur Lectüre von Folianten ausnützen. Nach all diesen Schwierigkeiten konnte Göschen am 1. November 1791 erklären, der Kalender für 1792 sei in vierzehn Tagen fertig. Am 16. November schickte er in der That Schiller die fertigen Stücke zu.

Auch dieser Jahrgang fand die günstigste Aufnahme. Neben der Fortsetzung des Dreissigjährigen Krieges wurde Wielands Vorrede rühmlich besprochen (Braun I 314, 317, 318, 328, vgl. 383).

Schon am 7. November hatte Schiller, offenbar eine Anfrage Göschens beantwortend, sich über die Fortsetzung des Kalenders geäussert. Er war fest entschlossen, in dem vierten Jahrgange die Geschichte des Krieges zu vollenden, wenn ihn nicht ein Ueberrest seiner Krankheit daran hindere. Dem Wunsche des Verlegers, Schiller möge in diesem Kalender auf das Jahr 1793 auch Luther und die Reformation darstellen, setzte er das Bedenken über seine schwankende Gesundheit entgegen. Im Februar 1792 wollte er sich darüber entscheiden und, wenn sein Befinden es gestatte, dann auch die Reformationsgeschichte bis November liefern. Bestimmt aber sicherte er diese Arbeit für 1793, also für den 1794er Kalender zu (Archiv f. Littgesch. VII 385). Daraufhin kündigte der Verleger noch am Ende des Kalenders auf 1792 die Geschichte der Reformation für das nächste Jahr neben dem Schlusse des Dreissigjährigen Krieges an. Am 28. November schob Schiller die Entscheidung über diesen Punct bis Ende Mai hinaus (Grenzboten 384). Am gleichen Tage gab er die Kupfer für den nächsten Jahrgang an und versprach, vom Januar an die Geschichte des Krieges in einem Zuge fertig zu stellen, so dass Ende Mai der Kalender sicher beendigt sei. Am 16. December setzt er gar den Beginn der Arbeit nach acht Tagen an; fürs Titelkupfer hofft er eine Erfindung Goethes vorzuschlagen. Wirklich arbeitet Schiller in den ersten Monaten 1792 an der Vollendung seiner Historie und plant, das fertige Manuscript im Frühling selbst zu überbringen.

Digitized by Google

Doch so eilig gieng es nicht; erst am 20. September lieferte er den letzten Bogen ab (Schiller an Körner 21. September 1792). Er war glücklich der Last ledig zu sein und verschwor sich seine Freiheit nicht mehr an einen andern zu verkaufen, keine Arbeit mehr zu übernehmen, die nicht aus seiner eignen Liebhaberei und Neigung entsprungen sei.

So lag ihm nichts ferner als an die durch den Umfang des Dreissigjährigen Krieges für den 1793er Kalender überflüssige Geschichte der Reformation zu gehen, wie er vor Jahresfrist versprochen hatte. Dass er den nächsten Jahrgang des Damenbuches nicht mehr besorgen werde, theilte er Crusius schon am 3. September mit (Geschäftsbriefe 82) und erklärte dies auch Göschen am 14. October 1792. Zugleich trug er allerlei Bedenken gegen den Plan überhaupt vor: ob die Kalenderform als zu abgenützt sich noch empfehle; ob die Reformationsgeschichte anziehend genug sei; ob Pestalozzi, den Göschen mit der Abfassung nach Schillers Absage beauftragen wollte, der richtige Mann dazu sei. Sehr gern will er als Herausgeber und Vorredner fungieren, aber nur dann, wenn die Auffassung der Reformation mit der seinen zusammenstimme; das werde mit Pestalozzi nicht der Fall sein.

Den letzten Einwürfen war Göschen zugänglich, das erste Bedenken aber widerlegten seine Geschäftsbücher. Da er seine Rechnung fand, bestand er auf der Fortsetzung des Kalenders, der nach und nach die wichtigsten Theile der deutschen Geschichte bringen sollte, wünschte aber zunächst von Körner die Cromwellische Revolution behandelt zu haben. Schiller wollte sich gerne als Herausgeber der Körnerschen Arbeit nennen, auch zwei oder drei Beschreibungen und Charakterschilderungen in dessen Manuscript einsetzen, „damit das Werk wenigstens nach ihm rieche und einige Eigenthümlichkeiten des Styles daraus hervorblickten“ (Schiller an Körner 6. November 1792). Körner aber liess sich auf diese Bestellung nicht ein; er war bereit ein par biographische Aufsätze zu liefern und machte den Gegenvorschlag, Schiller solle die Fronde beschreiben, Huber andere Beiträge liefern (an Schiller 12. November 1792). Ein solches Gemisch hielt jedoch Schiller für den Ruin Göschens und beharrte auf einer einheitlichen grösseren

Digitized by Google

Geschichte aus Körners Feder, zumal er selbst durchaus nichts versprechen wollte und Huber nach seinem Urtheile zu historischen Arbeiten gar nicht tauge (an Körner 17. November 1792). Inzwischen hatte Göschen selbst den Plan festgestellt und zwar entgegen der Meinung Schillers doch verschiedene Verfasser und verschiedene Stoffe, die aber alle zur Charakteristik des 18. Jahrhunderts dienen sollten, erwählt. Er hatte K. H. Heydenreich Artikel über Locke, Leibniz, Thomasius übertragen, woraus ein Aufsatz über Leibniz, Locke, Hume und Kant wurde, J. B. Erhard in Nürnberg die Schilderung Newtons und dem Dr. Rud. Hommel in Leipzig die Darstellung des Nordischen Krieges; die beiden letzten waren Mitarbeiter an Wielands Merkur. Auch Körner liess sich nun gewinnen, da Göschen ihm die Auswahl eines Stoffes aus dem 18. Jahrhundert überliess. Er entschied sich gerne für den spanischen Erbfolgekrieg, hatte aber am 9. August 1793 noch nichts zu Wege gebracht, so dass er sehr vergnügt war, als Göschen seine Verpflichtung löste. Mauvillon versprach an seiner statt eine Arbeit über denselben Stoff in vier Wochen zu liefern (Körner an Schiller 22. September 1793). Bei der Uebernahme dieses Beitrages hatte Körner nochmals versucht Schiller wenigstens zu einer allgemeinen Uebersicht über den Zustand von Europa zu Anfang des 18. Jahrhunderts zu bereden (an Schiller 23. November 1792), umsonst; vielleicht gerade der Umstand, dass dieser Wunsch scheiterte, obwol Schiller Anfangs gewillt war dafür zu thun, was er könne (an Körner 26. November 1792), verdarb ihm die Lust an der eigenen Arbeit.

So erschien denn der historische Kalender für das Jahr 1794 mit den Beiträgen verschiedener, den früheren Bänden fremder Verfasser gefüllt. „Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts“ war dem Titel beigedruckt. Der Beisatz „für Damen“ war weggefallen. Schiller hatte keinen Theil daran und wurde also auch nicht als Herausgeber genannt. Obwol der Schluss mehrerer Aufsätze darin eine Fortsetzung im nächsten Jahrgang versprach, scheint Göschen doch auf eine Weiterführung des Unternehmens verzichtet zu haben, das nun der Mitwirkung Schillers und Wielands und wol auch der Theilnahme des Publicums entbehrte.

Digitized by Google

Abwehr.

Auf den groben Klotz von Woldemar Freiherr v. Biedermann oben S. 148 ff. gehörte freilich ein gröberer Keil; statt dessen will ich nur die Probe der Wahrheit darauf machen, und es getrost dem Urtheil des unparteiischen Lesers überlassen, hiernach diesen mehr als „derben" Angriff wissenschaftlich und sittlich zu würdigen. Ich bin mir bewusst, meinen Gegner (denn als solcher stellt sich v. B. mir gegenüber) stets, wo ich ihm widersprach, anständig behandelt zu haben, aber ihn hat ein bitterer Geist getrieben, das Gideons-Schwert grausam über mich zu schwingen und die unschuldigen Kinder als treuer Eckart vor mir zu warnen. Er hat sich dazu der Anzeige des zweiten Bandes des „Goethe-Jahrbuches" bedient.

Schon Suphans trefflicher Beitrag über die älteste Gestalt Goethescher Gedichte regt v. B. gegen mich auf. Die „viele Arbeit", welche die Untersuchung, ob die Uebersetzung des „Klaggesangs der edlen Frauen des Asan Aga" 1775 oder 1776 falle, dem Verfasser gemacht, soll ich durch meine Neigung, Goethes Angaben beim leisesten Zweifel für falsch zu erklären, verursacht haben. Aber es war Suphan zunächst um eine Vergleichung der Uebersetzung mit ihrer frühern, in Herders Papieren erhaltenen Gestalt zu thun, woran er die Frage nach Goethes Vorlage knüpfte, dann aber durch Beobachtungen über den Goetheschen Sprachgebrauch, abgesehen von allen sonstigen Beweisen, zur Entscheidung zu kommen suchte, wann die Uebersetzung gemacht sei. Demnach hat nicht die Absicht, mich zu widerlegen, Suphans Untersuchung hervorgerufen. Das wäre die erste Unwahrheit. Aber zweitens hatte nicht ich allein die Uebersetzung später als 1775 gesetzt, sondern auch Michael Bernays, was v. B., wenn er es nicht wusste, bei Suphan S. 131 Anm. 4 lesen konnte und musste. Suphan selbst übersah, dass Bernays sich I S. XCI darüber bestimmt ausgesprochen. Zweite Unwahrheit. Dazu kommt noch eine unverantwortliche Unkenntniss meines Gegners. Suphan hatte S. 132 Anm. 2 bemerkt, dass er nur die erste Ausgabe meiner Erläuterungen der lyrischen Gedichte zur Hand gehabt. Dass er sich damit begnügte, und nicht die achtzehn Jahre später erschienene, berichtigte und bedeutend erweiterte zweite sich zu verschaffen suchte, hat sich gerächt; denn

Digitized by Google

in dieser habe ich I, 126, II, 463 ff. nicht allein die richtige Zeitbestimmung gegeben, sondern auch die vollständige frühere Uebersetzung des „Klaggesanges" mitgetheilt, während Suphan zu seinem bedauern nur einen Theil derselben aus meiner ersten Ausgabe kannte, so dass er, da er der litterarischen Hilfsmittel entbehrte, nicht beurtheilen konnte, ob Goethe die deutsche Vorlage benutzt habe, was wol kaum zweifelhaft sein dürfte. Wenn aber auch Suphan nicht wusste, dass ich die frühere, auf die irrige Angabe des Jahres 1776 gestützte Annahme aufgegeben und die genaueste Vergleichung der Goetheschen Uebersetzung mit der deutschen Uebertragung und der morlackischen Urschrift angestellt hatte, der mit der Goethe-Litteratur anscheinend so genau vertraute v. B. hätte dies wissen, er hätte meine zweite Ausgabe vergleichen sollen, woraus sich ergeben haben würde, dass ich schon mehrere Jahre vor Suphan die von Riemer und Eckermann angegebene Entstehungszeit* als richtig anerkannt und nicht nöthig habe, mich erst durch ein Buch seiner Bibliothek zu überzeugen, dass die betreffende Schrift 1775 erschienen ist. Kurz es ist nicht wahr, dass meinetwegen Suphan sich die viele Arbeit machen musste.**

Doch wenden wir uns von diesem Vorspiele zu der Haupt- und Staatsaction, zu der Durchhechelung meiner in ganz ruhigem Tone gehaltenen Abhandlung „Zu Goethes Bericht über seine Anknüpfung mit Schiller", in welcher ich die Zuverlässigkeit und Genauigkeit des betreffenden Aufsatzes an der Hand der uns vorliegenden anderweitigen Kenntniss, auf die ich mir gar nichts zu gute thue, untersuche, wobei ich auch gelegentlich auf die stilistische Ausführung komme. v. B. behauptet, ich lasse hier „meiner Neigung zum Schulmeistern freien Lauf", wonach er wol jede Kritik und Controlierung für Schulmeisterei halten muss; ja damit nicht genug, lässt er drucken, ich „lese aus Goethes Worten ihn wiederholt als Windbeutel heraus (S. 151, 13 f.), rüge jede Lücke wie eine Lüge" (151, 22 ff.). Gröber kann man die Wahrheit nicht verleugnen. Jeder, der meine Verehrung Goethes kennt (und die Zahl dieser Kenner ist sehr gross) wird das, was v. B. gelassenen Muthes ausspricht, an

* Man darf sich deshalb nicht, wie Suphan thut, auf die „Chronologie der Goetheschen Werke" berufen; in dieser erscheint der „Klaggesang" erst in der erweiterten Gestalt, die er nach Goethes Tod erhielt, in der ersten Fassung von 1819 ist er gar nicht aufgeführt.

** Wie schwer es v. B. wird, dem Gedankengange eines Schriftstellers zu folgen, ergibt sich auch aus seiner gelegentlich gewagten Verbesserung zum Aufsatze Suphans, wo er 113, 15 keinenfalls in jedenfalls schlimmbessert und dadurch geradezu Suphans Meinung auf den Kopf stellt, weil er sie nicht begriffen. Man schreibt doch nur für denkende Leser, zu denen v. B. nicht immer gehört.

Digitized by Google

sich für unmöglich halten. Ich mache Goethe auch nicht den leisesten Vorwurf, schreibe die Mängel der Schilderung nur unzulänglicher, untreuer und abgeblasster Erinnerung zu, zum Theil auch der besondern Absicht, die er ursprünglich mit dem Berichte hatte, werfe Goethe so wenig Eitelkeit vor, dass ich hervorhebe, er werde auch hier zuweilen, wie anderswo, gegen sich selbst ungerecht. Mir galt es eben nur die thatsächliche Richtigkeit festzustellen, was mit aller Verehrung gegen Goethe geschah. So hat v. B. hier Sinn und Geist meines Aufsatzes völlig entstellt, mir Dinge zugeschrieben, an die ich nie denken konnte.

Ich beginne mit der ursprünglichen Gestalt des Berichtes, wobei ich meine Ueberzeugung ausspreche, dass Goethe vor seinem Tode die Einfügung dieses Berichtes in die „Annalen" mit einem von ihm entworfenen oder gebilligten veränderten Uebergange bestimmt habe, und meine Gründe gegen die entgegengesetzte Annahme (denn eben beide sind möglich) in der Kürze bezeichne. v. B. versteht dies so wenig, dass er sagt, ich „hebe das apodiktische des Vordersatzes mit verblüffender Naivetät wieder auf". Ich kann es nur „naiv" finden, wenn mein Gegner sich durch etwas „verblüffen" lässt, das ganz sachgemäss ist; ja er ist auch so „naiv", zu wünschen, ich hätte die Begründung nicht gegeben, damit er dazu hätte bemerken können, meine Behauptung ermangle des Beweises. Aber, ist es wirkliche oder vorgebliche Unwissenheit, meine ausführliche Beweisführung in den Erläuterungen zu „Dichtung und Wahrheit" I, 79—85, wo die Sache allseitig erwogen ist, wird gar nicht erwähnt. Gegen diese musste v. B. seinen Bogen spannen, nicht gegen die gelegentliche Erwähnung. Ergetzlich ist die Art, wie er mir hier entgegentritt. „Wie? weiss D. nichts von den unverschämten Durcheinanderwürfelungen, welche Riemer sich u. a. mit Goetheschen Briefen erlaubt hat?" Ich glaube es längst vor v. B. durch Preller gewusst zu haben, dass Riemer mit den Briefen Goethes an Meyer willkürlich umgegangen; ob aus Neid gegen Meyer oder aus sonstigen Gründen, etwa weil sie in der Sammlung, worin sie erschienen, nicht zu viel Raum einnehmen sollten, will ich nicht entscheiden. Ich weiss auch, und habe es längst gerügt, dass Riemer Schillers Verhältniss zu Goethe unwürdig entstellt hat. Aber das letztere geschah erst 1841, das erstere 1846, und es berechtigt beides um so weniger zur Annahme, dass Riemer als testamentarisch bestimmter Herausgeber von Goethes Werken im Jahre 1836 (die Vorrede der Quartausgabe ist vom 16. Januar 1837) sich solche masslose Willkürlichkeit erlaubt haben sollte, besonders da er nicht allein zu schalten, sondern den treuen Eckermann zur Seite hatte, der nie einem solchen Verfahren zugestimmt haben würde. Weiter bemerkt v. B.: wenn es auch denkbar wäre, dass Goethe sich im allgemeinen mit der Aufnahme späterer Zusätze in die „Annalen" unter den nöthigen Aenderungen

Digitized by Google

einverstanden hätte, so liege doch nicht die leiseste Andeutung vor, dass er die Wortfassung im einzelnen genehmigt hätte. Und daraus soll etwa folgen, dass es wirklich nicht geschehen? Aber wenn ein so bedächtiger, besonders die späteren Ausgaben seiner Werke so sorglich ins Auge fassender Mann, wie Goethe, die Aufnahme einzelner Stücke in die „Annalen" genehmigte und dabei erwog, dass die Einfügung Aenderungen bedingen könnte, so sind nur zwei Fälle möglich: entweder überliess er diese Aenderungen seinen Herausgebern, was eben nichts weniger als wahrscheinlich, oder er veranlasste sie, die zur Einfügung nöthigen Aenderungen ihm vorzulegen. In beiden Fällen haben wir keinen Anlass gegen die Bestimmung Goethes die von den Herausgebern gebotene Fassung der „Annalen", so lange keine erheblichen Bedenken dagegen sich finden, zu beanstanden. Wenn v. B. ausruft, wahre Kritik habe zunächst mit den Thatsachen zu rechnen, so bin ich auch natürlich dieser Ansicht; aber ist es denn nicht auch feststehende Thatsache, dass Riemer und Eckermann mit der Herausgabe der Werke nach Goethes Tode beauftragt waren, und müssen wir nicht so lange annehmen, diese seien nicht willkürlich bei der Einfügung in die „Annalen" verfahren, bis das Gegentheil erwiesen ist? Und das ist eben nicht geschehen, vielmehr ergeben sich bei genauerer Betrachtung Gründe zu Gunsten von Goethes Billigung. Darüber verweise ich auf meine Ausführung a. a. O.

Doch gehen wir weiter. Goethe sagt, bei seiner Rückkunft aus Italien habe er neuere und ältere Dichterwerke, die ihn angewidert, in grossem Ansehen, von ausgebreiteter Wirkung gefunden, so Heinses „Ardinghello" und Schillers „Räuber". Ich bemerke dazu: „Aber die Räuber hatten schon mehrere Jahre vor seiner Reise nach Italien alt und jung hingerissen u. s. w." Mein Gegner wagt zu behaupten: „Durch jenes »Aber« will uns D. also glauben machen, Goethe habe wieder etwas falsches gesagt", da doch jeder, der sich nicht aufs missverstehen legt, deutlich erkennt, dass „aber" den Einwurf einführt, die Erwähnung des grossen Beifalls der ihn anwidernden „Räuber" gehöre nicht hieher, weil er diesen schon lange vor seiner Abreise erlebt hatte, so dass er ihn nicht jetzt erst unangenehm berühren konnte, besonders da er längst vom deutschen Theater sich abgewandt hatte und, was viel schlimmer war, seine eigenen neuen Werke, selbst bei seinen Freunden wenig Anklang fanden. Und auf sein Verhältniss zu Schiller konnten die „Räuber" um so weniger ungünstig wirken, als dieser schon mit seinem „Karlos" eine ganz neue Bahn eingeschlagen. Ich weiss nicht, wie ich es nennen soll, wenn v. B. mir Schuld gibt, ich habe die Gelegenheit nicht unbenutzt lassen wollen, mich wieder als Verbesserer Goethes zu zeigen. Eine so alberne Eitelkeit mögen andere haben, nicht ich!

Digitized by Google

Im folgenden hat v. B. alles so durch einander gewirrt, dass es schwer hält, ihn zu fassen; doch wo er sich deutlich erklärt, tritt seine Entstellung wieder entschieden hervor. Er behauptet, Goethe „schildere nur in mehreren Sätzen den Eindruck, den der herrschende Litteraturzustand auf ihn gemacht habe, und schliesse nur mit der rhetorischen Frage, ob ihm dadurch nicht die Beschäftigung mit Kunst etc. hätte verleidet werden können", ich aber behandle diese Frage als Ausführung einer Thatsache und bestreite keck, dass Goethe in dieser Abneigung gegen den herrschenden Geschmack von Moritz bestärkt worden sei. So viele Behauptungen, so viele Unwahrheiten. Was zuerst die rhetorische Frage betrifft, so kann v. B. diese nur in den Worten sehen: „denn wo war eine Aussicht, jene Productionen von genialem Werth und wilder Form zu überbieten?" Rhetorische Fragen sind doch nicht bloss rhetorische Formen ohne Gedankeninhalt. In der angeführten liegt ausdrücklich Goethes damaliges Gefühl ausgesprochen, dass man diese Productionen nicht überbieten könne. Schlechter kann man Goethe doch unmöglich vertheidigen, als wenn man eine rhetorische Frage von ihm für völlig gedankenlos hält. Was ich als irrig nachgewiesen habe, sind Goethes Behauptungen, dass er all sein bemühen völlig verloren zu sehen geglaubt, dass ihm Heinrich Meyer und Moritz gleichfalls gefährdet geschienen, dass sich Moritz bei seiner Anwesenheit in Weimar mit ihm leidenschaftlich in diesen Gesinnungen (doch wol der in der rhetorischen Frage ausgesprochenen Ueberzeugung) zu bestärken gesucht. Vom Mangel an Freudigkeit des schaffens und bildens in Folge des Beifalls der „Räuber" und des „Ardinghello" zeigt sich auch keine Spur, vielmehr das Gegentheil, obgleich seine eigenen Werke nicht den Beifall fanden, den er erwarten konnte; das in ihm lebende Ideal hob ihn, und der begeisterte Beifall von Herder und Moritz, das innige zusammenstimmen mit Meyer und das Vertrauen auf sich und seine Leistungen, die wirken und zur Zeit Anerkennung finden würden, liessen ihn die Gleichgiltigkeit so vieler ruhig ertragen. Also auch hier beruhen die so hart ausgesprochenen Beschuldigungen auf irriger Einbildung.

Weiter sagt mein Gegner, ich habe Goethe vorgeworfen, dass er bei der Aeusserung: „Ich vermied Schiller", sein erstes freundliches zusammentreffen in Rudolstadt vergessen. Von einem Vorwurf ist bei mir gar nicht die Rede. Er fährt fort: „Als ob das vermeiden Schillers nicht unwiderleglich daraus hervorgienge, dass Goethe trotz achtmonatigem nebeneinanderleben in dem kleinen Weimar nach der zufälligen Begegnung in Rudolstadt nicht wieder mit Schiller zusammengekommen ist!" Wer hat dies denn geleugnet? Aber eben jene Nichterwähnung des durchaus nicht zufälligen zusammentreffens in Rudolstadt erregt die falsche Vorstellung, als ob er jede Zusammenkunft mit Schiller absichtlich vermieden, wogegen

Digitized by Google

wir wissen, dass er geäussert hatte, wenn er erfahren, Schiller wohne den Sommer in Rudolstadt, so würde er ihn auf dem Rückwege besucht haben. Und wenn man von der ersten Anknüpfung eines Verhältnisses spricht, darf die immer so bedeutsame erste persönliche Bekanntschaft nicht übergangen werden. Aber bedeutende Wirkung hatte sie nicht, da keiner vom andern sich angezogen fühlte. Goethe hatte dieses und Schillers spätern wirklichen Besuch eben vergessen; seiner Verwendung für seine Anstellung wollte er wahrscheinlich nicht gedenken. Meine Behauptung, dass man sich nach Goethes Schilderung einen falschen Begriff von der ersten Annäherung beider Dichter mache, hat also v. B. nicht widerlegt, mich also wieder falsch beschuldigt.

Darauf wird einiges übergangen, um meine ausführliche Darlegung in Betreff der „harten Stellen" in Schillers „Anmuth und Würde" mit der Bemerkung abzufertigen, die von mir widerlegte Ansicht „scheine ihm zweifellos". Konnte v. B. meine Gründe nicht widerlegen, so wäre schweigen Gold gewesen. Endlich glaubt er meine Behauptung, Dalberg sei weit entfernt gewesen, ein Freundschaftsbündniss zwischen Goethe und Schiller zu stiften, durch den Spott zu vernichten, ich spreche mit einer Sicherheit, als wenn ich Zeuge der Unterredung gewesen. Was man durch Dalberg zu erreichen suchte, liegt nach dem Briefwechsel zwischen Schiller und Lotte unzweifelhaft vor, und Dalberg war zu hofmännisch gewandt und kannte Goethe zu gut, als dass er eine freundschaftliche Annäherung, auf welche Schiller hätte eingehen können, erwartet. So unberechtigt ist also meines Gegners wolfeiler Spott.

Wenn v. B., da ihm der Stoff ausgeht, obgleich darauf noch sehr bedeutende Bemerkungen in meinem Aufsatze folgen, zu der allgemeinen Behauptung sich versteigt, ich tadle an Goethe, dass er in dem betreffenden Aufsatze nicht alles aufgezeichnet habe, was er von 1788 bis 1794 Tag für Tag über Schiller gedacht und gesprochen und wo er ihn gesehen, so ist dies wieder eine arge Unwahrheit: ich tadle Goethe überhaupt nicht, sondern zeige nur, dass seine Schilderung in manchen Puncten ein unwahres Bild gibt, weil er sich nach so vielen Jahren der Verhältnisse nicht mehr erinnerte. Des Gegners Versicherung, Goethe habe das Verhältniss im grossen und ganzen richtig dargestellt, straft die von mir angeführten Thatsachen einfach Lügen. Das ist freilich bequem, aber auch gefährlich!

Die zur Vertheidigung seines derben Tones vorgebrachte, durch nichts belegte Beschuldigung, ich habe „seit einer Reihe von Jahren theils durch fortwährendes geifern und durch breittreten unwesentlicher, ja gar nicht zur Sache gehöriger Umstände in zahlreichen Schriften eine Summe widerwärtiger Eindrücke gehäuft ... theils aber durch mein Verfahren in der Goethe-Forschung manche Nachtheile

Digitized by Google

herbeigeführt", weise ich als leere Einbildung des wider mich gereizten Gegners zurück. Wo sind diese „zahlreichen Schriften"? Gehören dazu etwa meine Lebensdarstellungen Goethes, Schillers und Lessings, die von reinster Verehrung Zeugniss geben, alle Polemik fern halten und sich einer knappen Darstellung bedienen, oder das liebevolle Lebensbild der Frau von Stein und die gegen deren gewissenlose Verleumdung gerichtete Vertheidigungsschrift, die einen unendlichen Stoff bewältigende Ausgabe der italienischen Reise, meine gehaltreichen Erläuterungen zum „Divan", zu „Dichtung und Wahrheit", zu Uhlands Balladen, meine Ausgabe von Herder (von den vierundzwanzig Bänden sind nur zwei nicht von mir), die freilich ohne neue handschriftliche Hilfsmittel unternommen werden musste, aber einen bedeutsamen Fortschritt bildet und auch neben der Suphanschen Ausgabe ihren Werth behaupten wird, oder meint er etwa die immer sorgsam berichtigten und vermehrten zahlreichen neuen Ausgaben meiner „Erläuterungen"? Ich weiss, wo Schärfe an der Stelle ist, aber Geifer, der nur einem bösen Herzen entspringt, ist mir fremd. Gegen v. B. bin ich in letzter Zeit gar nicht mehr aufgetreten, selbst seinen alle Kenner Lessings mit Erbitterung erfüllenden Aufsatz im ersten „Goethe-Jahrbuch" habe ich ruhig seinen Weg ziehen lassen*; die thatsächliche Widerlegung desselben bietet mein Leben Lessings.

Zuletzt gibt v. B. noch eine köstliche Probe seiner Kritik. G. v. Loeper hatte mehreren Goethe-Forschern noch ungedruckte Verse von Goethe an Merck zugesandt, die er selbst auf den „Clavigo" bezog, da ihm die sonst nahe liegende Deutung auf „Götz" nicht zu passen schien; zugleich hatte er um Mittheilung von Aeusserungen der betreffenden Goethe-Freunde an den Herausgeber des „Goethe-Jahrbuchs" ersucht. Biedermann u. a. dachten an die erste Gestalt des „Götz"; ich bewies, ohne diesen Versuch zu kennen, in methodischer Begründung die Beziehung auf die „Lustspiele nach dem Plautus". Weil nun ausser v. B. noch von drei Seiten auf den ersten „Götz" gerathen worden war, so glaubt dieser sich jetzt einer „zeilenweisen Deutung", die freilich das ungehörige ins Licht gesetzt haben würde, enthalten zu können, „trotzdem dass D., sich selbst überbietend, von den darin vorkommenden »alten Hosen« auf altclassischen Stoff schliesst und mit päpstlicher Unfehlbarkeit dictiert, dass — Lenzens

* Doch will ich bei dieser Gelegenheit seines ergetzlichen Irrthums S. 34 gedenken, wo er zu einer Stelle im Briefe Boies an Merck vom 10. April 1775 bemerkt: „Zu erläutern ist wol kaum nöthig, dass die »Anmerkungen übers Theater« die im Anhange zu Merciers »Neuem Versuche über das Schauspiel von Goethe« hinzugefügten sind". Nöthig war es freilich nicht; denn es ist ein grosser Irrthum, da offenbar die bekannte Schrift von Lenz, die diesen Namen wirklich führt, gemeint ist.

Digitized by Google

»Lustspiele nach dem Plautus« gemeint seien". Und dann der Trumpf: „Es wird mir niemand zumuthen, das zu widerlegen". Ja freilich! ultra posse nemo tenetur. Wie kann man bei methodischer Auslegung von „päpstlicher Unfehlbarkeit" sprechen! Wer Goethes Verhältniss zu Merck am Anfang des Jahres 1772 kennt, muss es an sich für unmöglich halten, dass er ihm damals seinen ersten „Götz" mit solchen Knittelversen geschickt habe, da Goethe damals noch nicht auf solchem Fusse mit Merck stand, er auch von seinem „Götz", bei dem ihn Shakespeare begeistert hatte, nicht in dieser Weise sprechen konnte. Wenn er sagt, wir neuen seien solche Hasen, dass wir immer nach den alten Nasen sehen, so kann ich dabei nur an den gangbaren Gegensatz zwischen den alten und neuern denken, woraus sich die Deutung der Verse von selbst ergibt.

Doch genug! Ich denke die Zuverlässigkeit und Wahrheit aller Angriffe meines Gegners ins Licht gesetzt zu haben. Nur eines hat er bewiesen, seinen guten Willen, mich um allen Glauben zu bringen; dazu hat er aber am wenigsten das Zeug!

Köln, am 16. Jan. 1882. Heinrich Düntzer.

Anzeigen aus der Goethe-Litteratur.

1. Deutsche Litteraturdenkmale des 18. Jahrhunderts in Neudrucken herausgegeben von Bernhard Seuffert. 5. — Faust. Ein Fragment von Goethe. Heilbronn. Verlag von Gebr. Henninger. 1882.
2. Goethes Faust, ein Fragment, in der ursprünglichen Gestalt neu herausgegeben von W. L. Holland. Freiburg i/B. und Tübingen 1882. Akadem. Buchhandl. von Mohr (Siebeck).

Der Seuffertsche Neudruck beruht auf sehr sorgfältiger Vergleichung von acht Exemplaren des Faust-Fragments von 1790 und auf kritischer Feststellung des Textes. Der Herausgeber hat bei seiner Arbeit ermittelt, dass zwei Texte vorhanden sind, die bis zu (einschliesslich) dem fünften Bogen ganz übereinstimmen, von da ab jedoch insofern abweichen, als im spätern Drucke, abgesehen von einigen unwesentlichen Aenderungen, hauptsächlich zahlreiche Druckfehler des ersten beseitigt sind, indessen nicht ohne neue zu verursachen. Jede der beiden Textausgaben zerfällt wiederum in zwei verschiedene Titelausgaben, deren eine den Titel hat: „Goethes Schriften. Siebenter Band. Leipzig bey Georg Joachim Göschen 1790". Jeder Bogen dieser Ausgabe hat am Fuss der ersten Seite die Norm: „Goethes W. 7. B." (In demselben Bande befinden sich

Digitized by Google

noch: „Jeri und Bäteli", sowie „Scherz, List und Rache".) Die andere Titelausgabe ist mit dem Titel versehen: „Faust. Ein Fragment. Von Goethe. Aechte Ausgabe. Leipzig" u. s. w.

Nun gibt es aber auch Ausgaben des Fragments, welche aus Bogen der ersten Textausgabe des siebenten Bandes der Schriften (mit der Bogensignatur) bestehen, aber einen Separattitel erhalten haben. Seuffert führt deren drei auf: „Faust. Ein Trauerspiel von Goethe. Leipzig u. s. w. 1787"; dann: „Faust. Ein Fragment. Von Goethe. Aechte Ausgabe u. s. w. 1787"; endlich: „Faust. Ein Fragment. Leipzig u. s. w. 1789". Dass die Jahreszahl 1787 auf einem Druckfehler beruhe, sagt Hirzel in seinem „Verzeichnisse einer Goethe-Bibliothek" bestimmt, also jedesfalls nach Einsicht und auf Grund der Bücher der Göschenschen Buchhandlung. Was es mit der Ausgabe von 1789 für eine Bewandtniss hat, konnte ich augenblicklich nicht ermitteln, da Wenzels Goethe-Bibliothek, welche der Universität Berlin vermacht wurde, dermalen in Kisten verpackt ist.

Dergleichen aus den ersten 10 Bogen der ersten Textausgabe des 7. Bandes der Schriften bestehende Separatausgaben kommen jedoch auch mit richtiger Jahreszahl, 1790, vor, und zwar mit dem Titel: „Faust von Goethe. Ein Fragment. Leipzig" u. s. w. und „Faust. Ein Trauerspiel von Goethe. Leipzig" u. s. w.

Eine eigene Kategorie von Ausgaben bilden endlich diejenigen, welche Göschen, um gegen Nachdruck in Oesterreich gesichert zu sein, veranstaltete. Bekannt ist mir hiervon, und zwar durch gütige Vermittlung des Herrn Professor Dr. Schröer, nur die zweite Textausgabe des 7. Bandes der Schriften, welcher lediglich durch die Verlagsbezeichnung auf dem Titel abweicht; sie lautet: „Wien und Leipzig, bey J. Stahel und G. J. Göschen, 1790".

Seufferts Ausgabe hält sich zunächst an den Druck der ersten Textausgabe, berichtigt jedoch offenbare Druckfehler. Von alledem gibt Seuffert in der Einleitung gründliche Rechenschaft.

Auf einen Punct finde ich mich noch bewogen etwas näher einzugehen, und zwar auf die Verszählung. Die Verse 3001 bis 3004 nach Düntzers und v. Loepers, 3003 bis 3006 nach Schröers Zählung („Und ich, der Gottverhasste" bis „zu Trümmern schlug"), wollen sowol die genannten wie auch Marbach und nunmehr ebenfalls Seuffert fernerhin gleich wie im Fragment als vier Zeilen geschrieben und gezählt haben, während ich im vorigen Bande des „Archivs" (S. 559) für zweizeilige Schreibung und Zählung mich ausgesprochen habe und zu fernerer Begründung hier nur noch hinzufüge, dass es höchst unwahrscheinlich ist, anzunehmen, diese Zeilen seien in spätern Ausgaben aus Versehen in zwei zusammengezogen worden; vielmehr hat jedesfalls dazu der Umstand Anlass gegeben, dass dem Sinne nach je zwei der vier kurzen Zeilen zusammen-

Digitized by Google

gehören. Der Hauptgrund für künftige zweizeilige Zählung ist aber der schon früher von mir angeführte, dass auf Grund der Ausgabe letzter Hand eine Vereinigung der abweichenden Ansichten, folglich Beseitigung des greulichen Missstandes verschiedener Zählweisen am sichersten erreicht werden kann. Die von mir ausgesprochene Befürchtung, dass andernfalls jeder neue Herausgeber anders zählen wird, bestätigt schon Seuffert als eine richtige, indem er, im übrigen Schröers Verszählung folgend, in Einem Falle doch wieder von ihr abweicht. Wir kommen den von mir vorausgesagten 226 Zählweisen schon näher!

Sehr fruchtbar verspricht übrigens Seufferts Hinweis zu werden, dass „Faust" vielfach an Wielands „Wahl des Hercules" anklingt und dass Goethe auch in andern Dichtungen bis an die achtziger Jahre sich an Wielandsche Dichtungen anlehnt.

Wenn wir uns mit Seufferts Ausgabe eingehend zu beschäftigen gehabt haben und bei ihrer Besprechung gern noch länger verweilen möchten, so können wir Hollands Neudruck um so kürzer abfertigen. Er ist ein ohne Kritik besorgter genauer Wiederabdruck der zweiten Textausgabe von 1790, oder soll es wenigstens sein; denn er hat doch ein par Druckfehler, abgesehen davon, dass dieser Druck schon Anlass gegeben hat anzunehmen, die Firma Drugulin habe 1790 den ersten Druck ausgeführt. Hollands Ausgabe ist vorzüglich für Bücherliebhaber bestimmt.

3. Goethes Briefe u. s. w. Bearbeitet von Fr. Strehlke. 4., 5. und 6. Lieferung. Berlin, 1881, 1882. G. Hempel. (Vergl. oben S. 307 ff.)

Das Werk schreitet schnell fort — ob nicht unter der Eilfertigkeit die Sorgfalt leidet? Wenigstens haben wir in diesen neuen Lieferungen neben wenigen Neuheiten zahlreiche Lücken und manche Flüchtigkeiten angetroffen.

Neu sind die bisher grösstentheils nur den Anfängen nach bekannten Briefe an Friedrich von Einsiedel, sowie Anfänge von Briefen an J. F. Frh. von Fritsch, von Froriep, August von Goethe, von Henning (inmittelst im III. Band des Goethe-Jahrbuchs vollständig gedruckt), an einen unbekannten, der aber keinesfalls zur Familie Herders gehört hat, wie angenommen worden ist, ferner an den Apotheker Hofmann, an Frau v. Hopfgarten und an Frau Huber, geb. Heyne.

Dagegen fehlen Briefe:

an Eichstädt vom 11. August 1811 und vom 19. Juni 1819, die 1878 in den „Grenzboten" und im „Ungedruckten von Cohn", zuletzt nochmals in meinen „Goetheforschungen" gedruckt sind;

Digitized by Google

an Färber, in Uhdes Briefen an Soret, S. 183 f. abgedruckt;*

an Förster vom 5. Januar 1832, gedruckt im „Literarischen Zodiakus, 1835", sowie in Dörings und in der Berliner Sammlung;

an die Freimaurerloge Günther zum stehenden Löwen in Rudolstadt, veröffentlicht in „Goethe als Freimaurer von Pietsch", S. 17 f.;

an Jakob Friedrich Frh. v. Fritsch vom 12. März 1793, abgedruckt 1877 in den „Hamburger Nachrichten", wiederholt in meinen „Goetheforschungen";

an Karl Wilhelm Frh. v. Fritsch vom 26. Juni 1819 und vom 4. September 1825, anderweit nach den „Grenzboten" von 1878 abgedruckt in den „Goetheforschungen";

an C. F. E. Frommann vom 14. April 1817, gedruckt im I. Band des Goethe-Jahrbuchs ohne Angabe des Adressaten, worüber jedoch zu vergleichen: „Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung" 1880, Nr. 76, S. 452;

an Gädicke vom 21. Juli 1799 in der „Gegenwart" XIV, 29;

an Genast Nr. III in der „Theaterlocomotive", welcher Brief kurz nach dem 30. Mai 1814 in Berka geschrieben ist;

an Gotter, die in Goethes Werken abgedruckte poetische Epistel bei Uebersendung des „Götz v. Berlichingen";

an Heeren vom 2. April 1825, aufgeführt in Diezels Verzeichniss.

Uebersehen sind in folgenden Beziehungen bemerkt worden:

Der Brief vom 13. Mai 1803 durfte als an Eichstädt gerichtet nicht aufgeführt werden, nachdem festgestellt ist, dass er an Güldenapfel gerichtet war (Goethe-Jahrbuch II, 252 ff.).

Da „Goethes Briefe" in Berlin herauskommen, sollte man glauben, dass der Name eines Berliner Buchhändlers darin richtig wiedergegeben sein müsste; den Buchhändler Gädicke finde ich aber überall sonst wie hier geschrieben und nur in „Goethes Briefen" „Gädeke". In den Nachträgen wird daher der Herausgeber entweder sich oder aber mich zu berichtigen haben.

Dass der Brief an Genast aus dem Jahr 1802 nur aus den vom Herausgeber aufgeführten Worten bestanden habe, ist in der Quelle („Aus dem Tagebuche eines alten Schauspielers") nicht gesagt.

Die Bemerkung zu dem Briefe an Göschen vom 6. Juni 1805 („Die Angabe in A. 33, Nr. 4314, ist unrichtig") verstehe ich nicht.

Der Brief Goethes an seine Frau vom 30. Sept. 1808 ist schon 1878 in der „Allg. Zeitung" vollständig gedruckt.

---

* Färbers Nachkommen bewahrten noch vor etlichen Jahren 76 Briefe Goethes an denselben, z. Th. eigenhändige, davon einige mit der Unterschrift: J. W. v. Goethe.

Digitized by Google

Die angeführte Stelle aus dem Briefe an Grüner vom 15. August 1830 ist keinesfalls der Anfang, wahrscheinlich der Schluss. Der Brief enthielt abschlägliche Antwort auf Grüners Gesuch um Erhebung in den Weimarischen Adelstand.

Der Brief, den der Herausgeber an Joseph von Hammer-Purgstall gerichtet sein lässt, ist an den Grafen Purgstall geschrieben.

Die Briefe an Gottlieb Hufeland standen zuerst in „Zwischen Weimar und Jena" (von H. Hartung).

Den Mängeln gegenüber ist es aber ein zuviel, wenn Briefe an Horn aufgeführt werden, von denen weder das Datum noch eine Stelle daraus bekannt ist. Dann könnten noch einige Dutzend Adressaten aufgenommen werden, von denen ebenso wie von Horn bekannt ist, dass Goethe in dem oder jenem Jahre an sie geschrieben hat; dann wäre mit noch grösserem Rechte Goethes Brief, den er Mitte October 1790 aus Luxemburg an seine Mutter richtete, zu erwähnen gewesen, da Forster in einem Briefe an Heyne eine Stelle daraus anführt (Briefwechsel II, 324); oder die Briefe, die er in seinen Notizen auf der schlesischen Reise als geschrieben aufzählt, wie z. B. unterm 31. August 1790 an das Postamt Hirschberg.

Der in den besprochenen Heften zuerst abgedruckte Brief an Frau v. Hopfgarten gibt mir übrigens Anlass mich selbst zu berichtigen, indem ich aus demselben ersehe, dass der im Goethe-Jahrbuche I, 259 ohne Adresse abgedruckte Brief vom 16. August 1817, den ich glaubte als an Gräfin Henckel gerichtet bezeichnen zu dürfen, ebenfalls an Frau v. Hopfgarten geschrieben war. Auszustellen ist in diesem Briefe, dass die eine Lehrerin der Weimarischen Prinzessinnen Batsch, nicht aber „Butsch" hiess; dieselbe war die Witwe des 1802 verstorbenen Professor Batsch.

Von ausgelassenen Personalien mögen einige nachgeholt werden.

Der Generallieutenant Karl Friedrich Wilhelm v. Gersdorff, geb. 16. Februar 1765 in Glossen, gest. 15. September 1829 als Commandant des adlichen Cadettencorps in Dresden, war 1825 nach Weimar gesendet worden um den Grossherzog Karl August zu seinem Regierungsjubilaeum im Namen des Königs von Sachsen zu beglückwünschen. Zwei von Heygendorff, Söhne des Grossherzogs, traten in jenes Cadettencorps ein.

Georg Friedrich Konrad Ludwig von Gerstenbergk gen. Müller, geb. 22. October 1779 zu Ronneburg, Advocat, seit 1813 im Weimarischen Staatsdienste, zuletzt Canzler in Eisenach, durch Adoption unter dem Namen von Gerstenbergk geadelt, starb 14. Februar 1838 in Rautenberg.

Wilhelm Christoph Günther, geb. zu Cospeda 1755, starb als Oberconsistorialrath, Hofprediger und Waiseninstituts-Director zu Weimar am 15. November 1826.

Digitized by Google

Der Stiftskanzler Christian Friedrich Freiherr von Gutschmid starb am 23. November 1813.

Der Name Henkel ist ungenau geschrieben; die Trägerin hiess: Ottilie Gräfin Henckel von Donnersmark, geb. Gräfin von Hepel.

Um Ermittlung weiterer Personalien mich zu bemühen halte ich mich jedoch als blosser Recensent nicht für verpflichtet. Nachträglich ist aber zu der Anzeige der ersten Lieferungen von „Goethes Briefen" zu bemerken, dass oben S. 308 hinter dem Namen „Brunnquell, Daniel Wilhelm" aus Versehen der Zusatz weggelassen worden ist:

starb als wirklicher Rath am 30. September 1818 im 65. Jahre.

---

4. Goethe-Jahrbuch. Herausgegeben von Ludwig Geiger. Dritter Band. Frankfurt a/M. Literarische Anstalt, Rütten & Loening 1882.

Um statistisch auszudrücken, welchen Gewinn das Goethe-Jahrbuch für die Goethe-Litteratur gebracht hat, wird man sachgemäss in meinen Nachträgen zu Hirzels Verzeichniss die Zahl der Zeitschriftenblätter vor dem erscheinen des Jahrbuchs mit der in der nachfolgenden Zeit vergleichen. Da findet man denn, dass 1878 aus 26 Blättern etwas neues von Goethe herrührendes zusammenzusuchen war, während für 1881 nur 4 Blätter in den Nachträgen erscheinen. Auch die Zahl der selbständigen Veröffentlichungen hat sich verringert: z. B. würden Goethes Aufenthalt in Dornburg, sowie die neuesten Nachträge zu Goethe-Correspondenzen aus dem Goetheschen Archiv ohne Zweifel als selbständige Schriften herausgekommen sein, wenn sie nicht geeigneten Platz im Jahrbuche gefunden hätten.

Die Eintheilung des vorliegenden III. Bandes ist die frühere; einen Zuwachs hat derselbe erhalten durch ein Goethe-Bildniss nach Schwerdgeburth und durch ein Register über alle drei bisher erschienenen Bände, letzteres eine höchst willkommene Beigabe.

Die *Forschungen* eröffnet Ludwig von Urlichs mit „Goethe und die Antike", worin er streng kunstwissenschaftlich darlegt, wie Goethe während des grössten Theils seines Lebens und bis an sein Ende nur die hellenische Kunst als die wahre anerkannt hat.

Alois Brandl behandelt „Die Aufnahme von Goethes Jugendwerken in England" und weist darin mit gründlicher Kenntniss der englischen Litteratur den Einfluss nach, den auf dieselbe Goethes früheste Dichtungen, namentlich seit Walter Scott gehabt haben.

Erich Schmidt gibt: „Zur Vorgeschichte des Goetheschen Faust — II. Faust und das 16. Jahrhundert".

Digitized by Google

Heinrich Düntzer stellt in „Goethes Ansicht über das Wesen der Tragoedie" die Aeusserungen zusammen, die Goethe zu verschiedenen Zeiten über den Gegenstand gethan hat.

Wilhelm Scherer legt in dem feinsinnigen Aufsatz „Ueber die Anordnung Goethescher Schriften" die künstlerischen Gesichtspuncte dar, denen Goethe bei der Einreihung seiner Schriften in die drei älteren Ausgaben der Werke gefolgt ist.

Daniel Jacoby setzt in „Goethe und Schiller" mit viel Sorgfalt die Abhängigkeit auseinander, in der Dichtungen des letzteren von Goetheschen Dichtungen stehen.

Unter den *Neuen Mittheilungen* stehen voran: „Elf Briefe Goethes an Silvie von Ziegesar". Es ist dies gerade das Viertel der Briefe, die, soviel man weiss, Goethe an das Fräulein richtete; ausser jenen 11 sind nur noch 3 gedruckt. Von dem zarten Verhältniss, in welchem Goethe zu der Adressatin stand, wissen wir namentlich durch die Erzählungen der Louise Seidler. Das Datum des 8. Briefes, das nach dem Goethe-Jahrbuch der 15. März 1810 sein soll, lese ich: „15. May"; der Brief der Pauline Gotter an Schelling vom 17. Juni 1810 („Aus Schellings Leben" II, 214) dürfte mir Recht geben.

Wilhelm Arndt theilt 7 „Briefe an Leopold von Henning" nebst 2 Beilagen mit, sämmtlich Goethes Farbenlehre betreffend, über welche Henning in Berlin Vorlesungen hielt.

Ludwig Geiger überliefert „Briefe an Heinrich Meyer und Kanzler von Müller", an ersteren 4, an letzteren 8. Einen der Briefe an Meyer hat Riemer in seiner, z. Th. arglistigen Weise greulich verstümmelt veröffentlicht. Der 5. Brief an von Müller (v. 3. Aug. 1826) stand bereits 1877 in den „Hamburger Nachrichten Nr. 61". Das in diesem Brief erwähnte, vom Kanzler in Brückenau zurückgelassne Geschenk ist die dem König Ludwig von Bayern gewidmete Gedichtreihe „Dem Könige die Muse", abgedruckt im 2. Hefte des VI. Bandes „Ueber Kunst und Alterthum".

F. Th. Bratranek gibt „Nachträge zu Goethe-Correspondenzen — Im Auftrage der von Goetheschen Familie aus Goethes handschriftlichem Nachlass" heraus. Von Goethe erhalten wir dabei Briefe an General Klinger und an die Fürstin Galizin. Die drei Briefe an Klinger sind aber nicht etwa Jugendbriefe, sondern entstammen den Jahren 1801 und 1803 und reichen auch nicht an Bedeutung an die schon gedruckten Briefe vom 8. December 1811 und vom 8. Mai 1814. Warum diese Briefe nicht, wol aber Klingers ebenfalls schon veröffentlichte Antwort auf den letzteren Brief wieder abgedruckt sind, ist nicht verständlich. Sie sind nicht einmal in den „Belegstellen" erwähnt, in denen Bratranek in derselben Weise, wie in den von ihm herausgegebenen „Neuen Mittheilungen aus W. v. Goethes handschriftlichem Nach-

Digitized by Google

lasse", alle Aeusserungen Goethes über Klinger und Klingers über Goethe anführt. Ueberhaupt sind diese Belegstellen nicht mit der Sorgfalt bearbeitet, wie in den gedachten „Neuen Mittheilungen"; sie können leicht auf mehr als das doppelte gebracht werden, und zwar fehlen ganz bedeutende Aeusserungen.

Auch die Briefe an die Fürstin Galizin nebst Zubehör sind lückenhaft.

Die *Miscellen* sind von sehr verschiedenem Werthe; als die wichtigsten sind hervorzuheben: Nr. 1, worin Geiger auf eine bisher übersehene Recension Goethes aus dem Jahre 1823 über „Des hommes célèbres de France au XVIII. siècle u. s. w. par M. Goethe, traduit de l'allemand par M. de Saur et de Saint-Géniès" hinweist; Nr. 3, worin v. Loeper Briefe H. Meyers an Eichstädt veröffentlicht, aus denen sich ergibt, dass von mir und anderen mehrere Aufsätze in der „Jenaischen Allgemeinen Litteraturzeitung" irrig Goethen zugeschrieben worden sind; Nr. 11, worin Jacoby überzeugend die Vermuthung aufstellt, dass Goethes Fabel „Adler und Taube" als Abwehr gegen Herders „Bilderfabel für Goethe" anzusehen ist; Nr. 15, worin G. Zart darauf aufmerksam macht, dass Erzählungen von Simon dem Magier später auf Faust übertragen worden sind, insbesondere die von der Ehe mit Helena, und dass ersterem auch der Versuch, Menschen auf künstlichem Wege zu erzeugen, nachgesagt werde, wodurch die Veranlassung zu dem auftreten des Homunculus in Goethes „Faust" befriedigender als bisher zu erklären wäre, vorausgesetzt, dass Goethes Bekanntschaft mit den Clementinischen Recognitionen, in denen diese Erzählungen vorkommen, sich nachweisen liesse; Nr. 19, worin Hermann Hüffer das Diwan-Gedicht „Vor den Wissenden sich stellen" als Stammbucheintrag für Professor Eichhorn aus dem Jahre 1819 beibringt; Nr. 23, worin Arndt mehrere der von Gubitz zuerst herausgegebenen „Theaterbriefe" an Kirms nach den Urschriften berichtigt, da Gubitz ganz nichtswürdige Veränderungen damit vorgenommen hat (die Schlussbemerkung Arndts: „Sonstige Abweichungen des gedruckten Textes von dem der Originale hier zu notiren würde keinen Zweck haben," kann doch wol nur den Sinn haben, dass der vollständige Wiederabdruck der Briefe an Kirms in Aussicht steht); Nr. 25, worin J. Hartmann über Goethes ersten und zweiten Aufenthalt in Schwaben (1775 und 1779) neue Nachrichten mittheilt.

Als völlig nutzlos ist die 18. Miscelle zu bezeichnen, in der die altbekannte Bemerkung wiederholt ist, dass unter dem bestechlichen Reichsgerichtsassessor Sapupi in „Götz von Berlichingen" der Assessor Papius zu verstehen sei. — Zu berichtigen ist auch die Aeusserung in der 17. Miscelle, dass sich ein 1777 in München gedrucktes Schauspiel „Erwin und Elmire" — Goethes Singspiel

Digitized by Google

mit Umsetzung der Gesänge in prosaische Rede — in Hirzels Verzeichniss nicht befinde, insofern es gar nicht dahin gehört.

Berichtigungen und Ergänzungen zu Band II zeugen von anerkennenswerthem Vorsatz, die Zuverlässigkeit des Jahrbuchs zu erhöhen; dieselben hätten aber sehr leicht vervollständigt werden können, wenn diejenigen berücksichtigt worden wären, welche in der S. 394 des Jahrbuchs erwähnten Besprechung des letzteren im Archiv (oben S. 153 ff.) zu lesen sind.

Ueber *Chronik* und *Bibliographie* ist nichts besonderes zu bemerken: die Zusammenstellung bekundet grosse Aufmerksamkeit und Sorgfalt. Vollständigkeit hierin zu erreichen ist wol nicht der Zweck; vielmehr kann der nur sein wichtigeres zu verzeichnen.

---

5. Goethe, Weimar und Jena im Jahre 1806. Nach Goethes Privatacten. Am fünfzigjährigen Todestage Goethes herausgegeben von Richard und Robert Keil. Leipzig, Verlag von Edwin Schloemp 1882.

Alle Schriftstücke, welche die Folgen der Schlacht bei Jena in Bezug auf die Weimarer Verhältnisse betreffen — Niederschriften und Aufsätze Goethes, Briefe desselben, sowie an ihn gerichtete Briefe — hat Goethe in ein Actenheft vereinigt, das hier mit erläuternden Zusätzen und Ergänzungen abgedruckt ist. Es gewährt sonach das Buch ein treues Bild der traurigen Tage, welche über die der Plünderung der Franzosen preisgegebenen Schwesterstädte mit dem 14. October 1806 hereingebrochen waren. Wolthuend empfindet man, dass Goethe, der für seine Person durch die Sieger selbst vor dem äussersten geschützt wurde, am vierten Tage nach der Schlacht ein Rundschreiben an seine Jenaer Freunde erliess und sie bat Auskunft darüber zu geben, wie sie das Unheil überstanden hätten und in welcher Lage sie sich befänden. Ausser dieser freundschaftlichen Theilnahme waren es aber auch die seiner Obhut anvertrauten wissenschaftlichen Anstalten, denen Goethe seine Fürsorge durch geeignete Schritte bei den französischen Behörden mit Erfolg widmete. Wenn auch insbesondere mehrere der dargebotenen, an Goethe gerichteten Briefe kaum den Abdruck verdient haben dürften, so ist doch anzuerkennen, dass im Hinblick auf die beabsichtigte Vollständigkeit in Vorführung der auf Goethe einwirkenden Ereignisse die Aufnahme sich allenfalls rechtfertigen lässt.

Dresden, April 1882.

v. Biedermann.

Digitized by Google

Erklärungen deutscher Klassiker. Erstes Bändchen. Schillers Braut von Messina oder Die feindlichen Brüder. Für Schule und Haus erklärt von Dr. M. Krafft, ordentlichem Lehrer an der Realschule I. O. zu Goslar. Cassel 1881. Kay.

Das vorliegende Büchlein, so belehrt uns der Verfasser in der Vorrede, ist aus zwei Vorträgen entstanden, von denen der eine gehalten wurde, der andere aber in limbo patrum hätte verbleiben müssen, wäre der Verfasser nicht auf den Einfall gekommen, sie beide zu veröffentlichen, da er glaubte, so „zunächst eine Schuld an seine damaligen Zuhörer zu zahlen". Ob ihn wol einer jener Zuhörer an diese Schuld gemahnt hat? Wenn das Büchlein sich Freunde erwerben sollte, „dann werden ihm weitere Bändchen folgen, zunächst eines über Schillers Wallenstein". Wir wollen die Arbeit des Verfassers nicht gerade tadeln, vermögen jedoch auch nicht ihr das Prognostikon zu stellen, dass sie für weitere Publicationen bahnbrechend sein werde, nachdem noch ganz andre Arbeiten, wie die treffliche Ausgabe des „Götz von Berlichingen" von G. Wustmann, ohne wesentlichen Erfolg vorübergegangen sind. Wir halten sie eben, trotz der gegentheiligen Versicherung des Verfassers, für überflüssig. Er zwar meint, „sie einem grösseren Publicum bieten zu dürfen, da seine Auffassung der Schillerschen Dichtung, obgleich sie sich an frühere Arbeiten, besonders Palleskes und Rönnefahrts, anlehnt, doch auch selbständiges enthält, und hauptsächlich deswegen, weil er sich in principiellem Gegensatz zu derjenigen Art und Weise von Erläuterung und Kritik weiss, wie sie in der jetzt vielleicht gelesensten und verbreitetsten Erklärungsschrift in Anwendung gebracht ist". Damit sind Düntzers Erläuterungen in der Wartigschen Sammlung gemeint. Dieser verdiente Gelehrte scheint einmal dazu praedestiniert zu sein, dass sich mancher an ihm reibt, der noch recht viel von ihm zu lernen hätte. „Viel Feind', viel Ehr'", wird er sich zum Troste sagen können. Das eigenthümliche der Auffassung in der vorliegenden Arbeit gereicht ihr aber auch nicht zum Vortheil. Es betrifft besonders den Charakter der Isabella, die als verschmitzt und thöricht zugleich und — ich weiss nicht was noch, geschildert wird, so dass ihr das ganze Unglück ihres Hauses zuzuschreiben wäre. Das wäre ungefähr so viel, als wollte man die Iokaste für das Unglück im Hause des Laios verantwortlich machen. Was werden wir da wol über die Schuld Wallensteins zu hören bekommen?

Robert Boxberger.

Digitized by Google

Theophil Zolling, Heinrich von Kleist in der Schweiz. Nebst achtunddreissig bisher ungedruckten Briefen von Heinrich von Kleist, C. M. Wieland, Ludwig Wieland, Johann Gottfried Herder, Carolina Herder, Heinrich Zschokke, Jens Baggesen, Heinrich Gessner, Franz Xaver Bronner, J. R. Meyer. Stuttgart, Verlag von W. Spemann. 1882. VIII u. 178 SS. gr. 8°. 10 M.

Eine höchst erfreuliche Thatsache ist es für jeden Freund der Werke unseres genialen und doch so unglücklichen Dichters Heinrich von Kleist, dass seit dem vorigen Decennium die Würdigung seiner poetischen Bedeutung sowol in den litterarhistorischen Schriften, als auch auf der Bühne und bei demjenigen Theile des Publicums, welches die Classiker deutscher Zunge wirklich noch liest, einen gewaltigen Aufschwung genommen hat. Obschon bereits die verdienstvolle, aber freilich in vieler Beziehung unkritische Neubearbeitung der Tieckschen Ausgabe der „gesammelten Werke" durch Julian Schmidt und vor allem die geistvoll und fein entworfene Biographie des Dichters von A. Wilbrandt eine erneute Theilnahme des gebildeten Publicums wachgerufen hatten, so scheint doch besonders seit den siebziger Jahren der Kreis derjenigen, welche sich eingehend mit dem Studium der Kleistschen Schriften beschäftigen, in stetigem wachsen begriffen. Da nun aber „wol niemals ein Dichter gelebt hat, dessen Werke in solchem Masse nur durch das Medium seiner Individualität und deren menschlicher Beziehungen verständlich sind, als dies bei H. v. Kleist der Fall ist", so ist es natürlich, dass neben Bemühungen um tieferes Verständniss der Dichtungen das Interesse für die Aufhellung der mannigfaltigen Räthsel und Dunkelheiten, deren uns bis jetzt das Leben und die innere Entwicklung des Dichters selbst immer noch leider nur zu viele bieten, stets rege gehalten werden muss. Dies findet ganz besonders seine Anwendung auf die Zeit seines Aufenthaltes in der Schweiz, des „peinlichen Werdeprocesses des Künstlers", eine Epoche, „die von den bisherigen Biographen aus Mangel an Materialien in nothgedrungener Kürze behandelt werden musste". Ein jeder Beitrag zur Lösung der hier in Betracht kommenden Fragen muss an und für sich schon mit Dank begrüsst werden, wie viel mehr aber, wenn das Material ein so reichhaltiges ist wie in dem oben angezeigten Buche des jetzigen Redacteurs der „Gegenwart", Theophil Zolling. Es ist ein sehr günstiger Zufall, dass gerade diese Wochenschrift, deren Einfluss nicht zu unterschätzen ist, sich dauernd unter Leitern befindet, welche für Kleist ein warmes Herz besitzen. Die „Gegenwart" und die Monatsschrift „Nord und Süd", beide von P. Lindau redigiert, haben wiederholt höchst interessante Bereiche-

Digitized by Google

rungen der Kleist-Litteratur gebracht, noch neuerdings im Octoberheft 1881 der letztgenannten Zeitschrift die erste Hälfte der noch ungedruckten Briefe des Dichters an seine Braut (S. 85—114), mitgetheilt von Prof. K. Biedermann in Leipzig, der hoffentlich recht bald die Fortsetzung folgen lassen wird.

Die oben angezeigte Schrift Zollings, zu der ich mich nun wende, macht schon äusserlich einen höchst splendiden Eindruck und gereicht der rühmlichst bekannten Verlagsfirma zur Ehre; sie ist auf Büttenpapier gedruckt und mit zwei bildlichen Beilagen versehen, einer allerdings nicht sonderlich gelungenen Reproduction des Kupferstichs von Jean Jacques Le Veau nach dem Debucourtschen Gemälde „la cruche cassée", und einer in Holzschnitt ausgeführten hübschen Ansicht der Aarinsel bei Thun, auf welcher Kleist die glücklichsten Tage seines Lebens verbracht hat. Der eigentliche darstellende Text umfasst die ersten 104 Seiten, während der „Anhang" und „Nachtrag" auf weiteren 74 Seiten die aus dem handschriftlichen Nachlasse Gessners und Zschokkes herrührenden, zum grössten Theile bis jetzt noch unbekannten oder nicht publicierten Briefe enthält.

Von den 14 Capiteln, in welche der Verf. seinen Stoff getheilt hat, erschien das erste bereits „zum Kleist-Tage" (fälschlich zum 10. Oct.) 1881 in der „Gegenwart", Nr. 2, 3, 4, Anfang von 5 und einzelnes aus 7 und 8 in dem Feuilleton der „Neuen freien Presse" unter dem Pseudonym G. Ritter. Die Ueberschriften der einzelnen Capitel lauten: 1) Der junge Kleist, 2) Von Berlin über Paris nach Basel, 3) Heinrich Zschokke, 4) Heinrich Gessner und Ludwig Wieland, 5) Der Berner Dichterbund, 6) La cruche cassée, 7) Idyllische Pläne, 8) In Thun, 9) In dem Aargau, 10) Auf der Aarinsel, 11) Abschied von der Schweiz, 12) Poetische Ergebnisse, 13) Die letzte Schweizerreise, 14) Epilog. Von diesen liefern zunächst das dritte und vierte eine sehr eingehende und dankenswerthe Schilderung der Persönlichkeiten, zu denen Kleist bei seinem ersten Aufenthalte in der Schweiz in ein näheres, zum Theil intimes Verhältniss trat: Heinrich Zschokke, Heinrich Gessner (Sohn des bekannten Idyllendichters und Schwiegersohn Wielands) und Ludwig Wieland („Sorgenkind des Wielandschen Hauses"). Schade ist es, dass ein Brief des letztern an seinen Vater vom 9. Mai 1802 nicht mehr erhalten zu sein scheint; die Bemerkung in dem Antwortschreiben des alten Wieland (vom 10. Juni): „Dein neuer Freund v. Kleist interessiert mich so sehr, dass du mich durch nähere Nachrichten von ihm sehr verbinden würdest," lässt auf eine höchst anerkennende Schilderung von dem Genie des jungen Dichters schliessen. Bekanntlich ist es ja auch Wieland gewesen, der nachher, als Kleist ihm seinen Robert Guiskard vorgelesen hatte, rückhaltlos die eminente dramatische Begabung seines jungen Freundes anerkannte.

Es folgt im 5. Capitel die genauere Darlegung des berühmten

Digitized by Google

Wettstreits der Dichterfreunde, welcher durch den in Zschokkes Zimmer hängenden Kupferstich „la cruche cassée" hervorgerufen wurde. Ueber letzteren handelt dann ein besonderes Capitel in höchst interessanter und erschöpfender Weise; der Verf. hat während eines längeren Aufenthalts in Paris hierzu eine Menge speciellster Studien machen können. Zschokke hatte sich 1795 aus Paris, wie er selbst erzählt, eine auserlesene Sammlung von Handzeichnungen und Kupferstichen mitgenommen, darunter muss also auch der „Zerbrochene Krug" gewesen sein. Was nun den Wettstreit der Freunde selbst betrifft, so ist nach Zollings Forschungen als ausgemacht anzunehmen, dass nur Kleist und Zschokke, ersterer in seinem Lustspiel, letzterer in seiner Novelle, wirklich einen solchen eingegangen sind; dass die Satire, welche nach Zschokkes Erzählung L. Wieland „verhiess", niemals zu Stande gekommen ist und des letzteren jämmerliche Komoedie „Ambrosius Schlinge", 1805 zu Braunschweig erschienen, von der Zolling eine vollständige Inhaltsangabe liefert, weder im Hauptmotiv, noch im einzelnen in irgend einem näheren Zusammenhange mit Kleists „Zerbrochenem Kruge" steht.

Dagegen scheint sich der vierte im Bunde, Heinrich Gessner, wenigstens im stillen bemüht zu haben; da ihm die originelle Erfindungsgabe mangelte, so brachte er eine der Idyllen seines Vaters, welche schon den Titel „Der zerbrochene Krug" führte, in Hexameter, und diese Bearbeitung theilt uns Zolling aus dem Nachlasse Gessners, datiert „Bern, Febr. 1802" mit (S. 33—35). Dass dies Gedicht vielleicht „zu Frau Marthes prächtiger Beschreibung des Kruges das Vorbild war", möchte ich nicht mit dem Verf. annehmen, da Kleist das Original Salomon Gessners doch ohne Zweifel nicht unbekannt geblieben sein kann, und höchstens dieses ihm als Vorbild gedient haben mag, wenn er eines solchen überhaupt bedurfte.

Nächstdem sind für uns von besonderem Interesse die Cap. 7—10, welche Kleists Aufenthalt in Thun und auf der reizend gelegenen Aarinsel (dazu die Abbildung), sowie die damit in engster Verbindung stehenden Pläne eines idyllischen Landlebens und seine dichterische Thätigkeit behandeln, — von um so grösserem Interesse, als der Verf. hier wieder an Ort und Stelle die genauesten Forschungen angestellt hat. Dass an einem solchen Orte die poetische Productivität mächtig erwachen musste, zumal da ein holdes Schweizerkind, Mädeli, ihm auch die Freuden der Liebe gewährt zu haben scheint, ist einleuchtend und wird in vortrefflicher Weise von Zolling aus einem Briefe an Ulrike vom 1. Mai 1802 nachgewiesen (S. 67). Es konnte nicht fehlen, dass Reminiscenzen an diesen Aufenthalt in Kleists Werken, vor allem in der „Familie Schroffenstein", sich finden; dies ist auch bereits von Wilbrandt (a. O. S. 170) hervorgehoben und wird von Zolling an weiteren Beispielen nachgewiesen (S. 69). Dass Kleist zu seinem Lieblingsplane, sich der Landwirthschaft zu

Digitized by Google

widmen, unzweifelhaft durch seinen Freund Zschokke bestimmt oder wenigstens durch dessen eigene Absichten beeinflusst sei, ist überzeugend nachgewiesen aus wörtlichen Uebereinstimmungen, welche sich in einem Briefe Kleists an seine Schwester vom 12. Jan. 1802 und in einem bisher unbekannten* Schreiben Zschokkes an seinen Freund Gottlieb Lamme vom 25. Febr. 1802 (S. 157 f.) finden; so natürlich dieses Vorhaben von Zschokkes Standpunct aus erscheinen musste, der sich aus dem politischen Intriguenspiel hinwegsehnte, so auffallend und unbegreiflich musste es bei Kleist der Braut und ihrer Familie erscheinen, da sie von der eigentlichsten Absicht desselben, nur der poetischen Thätigkeit zu leben, in Folge seines hartnäckigen schweigens über alle dichterischen Pläne keine bestimmte Vorstellung haben konnte.

So erfolgte denn von hier aus der Bruch des Verlöbnisses durch den entscheidenden Brief Kleists vom 20. Mai 1802, dessen Veröffentlichung durch Biedermann wir bald zu erwarten haben. In wie edler Weise Wilhelmine, die später Professor Krug heiratete und erst 1852 gestorben ist, sich nach dem Tode ihres früheren verlobten, ihres „unglücklichen Jugendfreundes", über denselben geäussert, wissen wir jetzt erst durch die von Biedermann veröffentlichten Brieffragmente.

Sehr glücklich ist die Deutung, welche Zolling der Bearbeitung der Lafontaineschen Fabel „Les deux pigeons" durch Kleist (Werke III, 363 ff., zuerst gedruckt im Phoebus,** Febr. 1808, S. 32 ff.) auf das specielle Verhältniss zu Wilhelmine angedeihen lässt. Ebenso bin ich durchaus mit dem Verf. einverstanden, wenn er energisch für die Selbständigkeit der Arbeit in der „Familie Schroffenstein" plädiert (S. 75 ff., 81 f.); jedesfalls ist es eine ungerechtfertigte Annahme Bülows (S. 29, wo übrigens hinzugefügt wird: „so viel ich weiss"), der sogar Wilbrandt beigetreten ist, der fünfte Act sei von Kleist nur in Prosa geschrieben und von den Herausgebern Gessner und L. Wieland in Verse gebracht. An diesem letzten Act haftete in der Erinnerung der nächstbetheiligten wol immer noch ein besonderer Makel seit jener ersten Vorlesung durch den Dichter selbst, von der uns Zschokke erzählt, bei der „im letzten Acte das allseitige Gelächter der Zuhörerschaft und auch des Dichters so stürmisch und endlos war, dass bis zu seiner letzten Mordscene zu gelangen Unmöglichkeit wurde".

---

* „Ungedruckt", wie der Verf. ihn nennt (S. 45), ist der Brief insofern nicht mehr, als er ihn selbst im Feuilleton der „Neuen freien Presse" vom 8. März 1881 veröffentlicht hat.

** Darnach muss S. 60, Z. 8 gelesen werden:

Küsst er, und unterdrückt was sich ihm regt,
Das Täubchen u. s. w.

Digitized by Google

Ganz neu ist endlich der Abschnitt über die Abreise des eben wieder genesenen Dichters in Begleitung seiner Schwester Ulrike und Ludwig Wielands aus der Schweiz im Herbste 1802. Der höchst wichtige Brief H. Gessners an Zschokke vom 20. Oct. 1802* gibt hier den alleinigen, aber zugleich vollständigen Bericht.

Die beiden letzten Capitel behandeln die zweite Schweizerreise, welche Kleist in Gesellschaft seines Freundes Ernst von Pfuel († 1866) im J. 1803 antrat, auf der er bis nach Oberitalien und nachher nach Paris kam und welche ihn bis an den Rand des geistigen Verderbens führte, — sowie zum Schlusse die letzten Lebensschicksale des unglücklichen Dichters und seiner Schweizer Freunde, von denen nur Zschokke ein hohes Alter erreichte.

Nicht ganz so befriedigt, wie von der im Texte enthaltenen Darstellung, bin ich von der umfangreichen (74 Seiten umfassenden) Briefsammlung, welche im „Anhange" und „Nachtrage" 28 Briefe von der Hand Wielands (hauptsächlich an seinen Schwiegersohn Gessner und seine Tochter Charlotte Gessner gerichtet), — je zwei von Zschokke und Jens Baggesen, und je einen von Kleist selbst, von Bronner** (dem Nachahmer S. Gessners), dem Ehepar Herder, L. Wieland, J. R. Meyer (einem Aargauer Freunde Zschokkes) und H. Gessner, also im ganzen 38 Briefe enthält, welche auf dem Titelblatte sämmtlich, wenn auch nicht ganz mit Recht, als „bisher ungedruckte" bezeichnet sind. Dazu kommt nun freilich in den zahlreichen Anmerkungen noch eine Anzahl weiterer Briefe, besonders von dem alten Wieland.

Die meisten dieser Briefe stehen inhaltlich betrachtet mit Kleist und seinem Aufenthalte in der Schweiz oder seiner dichterischen Entwicklung in keinem Zusammenhange, liefern dagegen zur Charakteristik der hier in Betracht kommenden Persönlichkeiten allerdings viele höchst interessante Züge; zunächst, soweit sie den alten Wieland betreffen. Man vergl. besonders seine Urtheile über Goethes Wahlverwandtschaften (S. 98 Anm.), über Baggesen als Menschen und Dichter (S. 23 **, 119, 134, 136), über Napoleon und die politischen Verhältnisse überhaupt (S. 124, 132, 150, 174), über Schlegels Shakespeare-Uebersetzung (S. 122 f.); besonders aber auch die so innig empfundenen Briefe über den unersetzlichen Verlust seiner Frau (S. 143 ff., 151). Wer den „unaussprechlichen und unbegreiflichen Baggesen", das „confuse Haupt", kennen lernen will, der findet in seinen beiden Briefen an H. Gessner und Charlotte Wieland

* Von demselben war bis jetzt nur ein Theil bekannt, mitgetheilt von L. Hirzel in den „Grenzboten" 1869, IV, S. 243 f.

** Mit einem nicht uninteressanten Urtheile über Wieland und S. Gessner.

Digitized by Google

(S. 107 ff., 109 ff.) einen wahrhaft ergetzlichen Beitrag zur Geistesgeschichte jener Zeiten.

Für Kleist selbst sind von unmittelbarer Bedeutung nur die Nummern XI: Zschokke an Lamme (s. o.), XIV: Gessner an Zschokke (s. o.) und natürlich vor allem XII: Kleist an Zschokke vom 8. März 1802 (S. 158 f.). Gerade dieser Brief jedoch ist längst bekannt, er ist zum kleinen Theil bereits von Bülow (S. 27), vollständig dagegen in den „Grenzboten" 1869, IV, S. 241 ff. von L. Hirzel, und endlich von dem Herausgeber selbst im Feuilleton der „Neuen freien Presse" vom 10. März 1881 mitgetheilt worden. Referent kann nicht leugnen, dass er, durch Biedermanns Veröffentlichung auf „ungedruckte" Briefe Kleists doppelt begierig gemacht, sich einigermassen enttäuscht fühlte, als er in dem so trefflichen und gründlichen Werke Zollings von Kleist selbst nur dieses einzige wolbekannte Schreiben wiederfand. Jedesfalls hätte wol eine Bemerkung unter dem Texte des Briefes gemacht werden müssen. Leider haben sich in den Abdruck ein par störende Druckfehler eingeschlichen: so muss es im Datum statt 1804 vielmehr 1801* heissen; statt „Geschmätz" (Z. 4) muss „Geschwätz" gelesen werden. Ausserdem finden sich noch mehrere Abweichungen geringfügiger Art von dem Texte, wie ihn Hirzel veröffentlichte, auf die ich nicht näher eingehen will.

Als entschieden überflüssig muss ich die Mittheilung der ganz unbedeutenden Briefe Nr. IX: Ludwig Wieland an Gessner (schon gedruckt in der „N. fr. Presse" 10. März 1881), X: Zschokke an Gessner, XIII: Meyer an Zschokke, Nachtrag I 1, 2, 3, 4, 5, 6, II 1, 2: Wieland an Heinrich und Charlotte Gessner bezeichnen.

Lediglich endlich, um zu zeigen, dass ich das interessante Buch auch auf einzelnes geprüft, führe ich zum Schlusse noch eine Anzahl von Versehen an, welche auf Flüchtigkeit oder Druckfehler zurückzuführen sind. Im Inhaltsverzeichniss der Briefe ist bei Nr. II der Zusatz „Ostermontag" ausgefallen; ebenso ist bei V 1 zu lesen: 14.—17. August, Nachtrag I 7 l. 29. April — 6. Mai. Im Texte ist S. 5 Z. 4 hinter „voll" ein „von" ausgefallen; S. 11 Z. 27 l. Juli; S. 15 Z. 26 muss wol gelesen werden: „Es ging", wie auch in der N. fr. Pr. steht; S. 23 Z. 6 v. u. l. 1826; S. 25 Z. 10 v. u. l. 1850; das. Z. 4 v. u. l. 1797; S. 29 unten l. „Anhang" statt „Nachtrag". In der Beschreibung des Kupferstiches auf S. 40 ff. ist „rechts" und „links" einige Male in auffallender Weise vom Beschauer statt von den Figuren des Bildes aus angewendet; S. 53 Anm. muss es heissen: S. 92, 85 (Beiblatt), 80; S. 55 Z. 15 v. u. l. 1802; S. 58 Z. 14 hat der Verf. unrichtig mit Biedermann (a. O. S. 87) geschrieben:

* In Wirklichkeit war es 1802; Kleist verschreibt sich in derselben Weise in dem Briefe an Ulrike vom 18. März d. J. bei Koberstein S. 71.

Digitized by Google

„Wilhelmine ... geb. 26. Aug. 1780, also nicht ganz vier Jahre jünger, als ihr Bräutigam"; da Kleist am 18. Oct. 1777 geboren war, so muss es natürlich heissen: drei Jahre; S. 69 Z. 29 lies „Phoebus"; S. 93 müssen die Anmerkungen * und ** umgestellt werden; S. 98 Z. 5 ist die Jahreszahl 1879 ganz verdruckt, Z. 8 und 19 l. 1809; S. 101 Z. 16 l. „im dreiundvierzigsten Lebensjahre"; S. 103 Z. 6 v. u. l. „zog mich an ihn", vgl. Bülow S. 28; S. 110 Z. 2 v. u. muss wol „Pferde" statt „Pfade" gelesen werden, vgl. die Anm. der folg. Seite; S. 125 im Datum des Briefes Nr. 5 l. 1798; S. 178 Z. 23 l. „die ich". Unklar bleiben zwei Differenzen in den Datierungen bei den Briefen im Anhange I, wo im Inhaltsverzeichnisse der 15., im Texte (S. 107) der 13. März angegeben ist; ebenso V 3, wo im Inhaltsverz. der 15., im Texte (S. 122) der 5. December steht. Von kleineren und leicht zu corrigierenden Versehen will ich hier nicht weiter reden.

So viel, denke ich, geht aus dem von mir entwickelten hervor, dass wir es hier mit einer soliden, auf gründlichen Studien beruhenden Arbeit zu thun haben, und so darf ich denn zum Schlusse wol den Wunsch aussprechen, dass der geehrte Herr Verfasser uns bald wieder mit einer ähnlichen Bereicherung der „Kleist-Litteratur" erfreuen möge.

Emden. Philipp Kohlmann.

Miscellen.

1.

Ein Bruderschaftslied aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts

mitgetheilt von

Theodor Kolde.

De Sancta Dorothea cantilena secularis ad notam Aue sponsa trinitatis.

Ey lieber wirtt,
Nu seitt nichtt hirtt,
Vmb ehr Dorotheen der Zcarten!
Dan wir allsambtt
Nach gottlichem ampt
Auff esszen vnd tringken hie warthen.

Darvmb was euch ist
Zcu dieszer frist

Gesotten vnd gebrotten,
Das bringett hehr drott
An allen spott,
Wir wollen gar hübsch drein schrottenn.

Lauff darnach schir,
Breng wein vnd bier
Das wir vns nit vorseumen
Sundern kannen vnd glasz
Thonnen vnd vasz,
Vffs schonste mugen gereumen.

Bringt vns auch hehr
An alles gefehr
Die Gallrat ausz dem kasten,
Dan niemand mag
An dieszem tage [!]
Dem wirt zcu willen gefastenn.

Auch lobend schon
Mit susszen gedohnn
Dorotheam alle die geste,
Vnd stehen gar frei
Dem wirtte bey,
Das ehr Ihn gebe das beste.

Vmb liebe vnd artt
Der Jungkffrauen zcartt
Sant Dorotheen szo hehre,
Das sie all plage
Von vns hyn jage
Vnd Ihre gunst zcu vns kehre.

Wolt sunderlich
Sich mildiglich
Kegenn vnszern wirt beweyszen,
Dehr vns alle Jahr
Dehr Jungkffrauen clahr
Zcu ehren thut reichlich speisszenn.

Am letzten ende
Wold kommen behende,
Wan sein sehel ausz szoll fahren,
Ihm helfen drott
Ausz aller nott
Vnd vor dem teuffel bewahrenn.

Digitized by Google

Dieweill ehr dan,
Auch ist ein mann
Szo gar eins freyen leben,
Darvmb wir alle
Mit frolichem schalle
Nun lob vnd preisz sollen gebenn.

Dan sein gemut ist
An arge list,
Sich freuntlich kegen vns stellen,
Ob ehr vns möcht
Als fern Ihm töchtt
Mit seinem bier gefellenn.

Das acht gar klein
Die gantze gemain
Her Caspar vnd sein hauffen
Dan sie alle gemein,
Beid grosz vnd klein
Zcu gantzen vnd halben kon sauffenn.

Vnd wagens mit,
Vff seine bitt
Zcu ehren Sant Dorotheen,
Das sie behend
Am letzten ende
Vns allen bey wolde stehenn.

Durch Ihren vleisz
Werden reyn vnd weisz
Von sunden gantz entpunden,
Vnd sicherlich
Das himmelrich
Von vns allenn werde gefundenn.

Auch loben wir bald
Beid Jungk vnd altt
Dorotheam die schone Jungkffrauen,
Das wir nachem todt,
Vnszernn herrnn Got
Vnd sie frolich mugen schauenn.

Ey ein lahmer Zoth
den schrieb Magister Rodth.

Vorstehendes Trinklied, das von dem bekannten Stadtschreiber von Zwickau Stephan Roth, der später mit Luther befreundet war

Digitized by Google

und Predigten von ihm herausgegeben hat, in seiner Jugend gedichtet worden sein mag, wurde ohne Zweifel an den Festessen der Bruderschaft der hl. Dorothea gesungen, mit denen man die gottesdienstliche Feier des Dorotheentages (6. Febr.) abzuschliessen pflegte. Es ist ein interessanter Beleg dafür, dass Luther nicht ganz Unrecht hat, wenn er (Erl. Ausgabe 27, 45) von den Bruderschaften sagt, dass „man ein Fressen und Saufen anricht, läßt ein Meß oder etlich halten; darnach ist der ganze Tag und Nacht, und andere Tag dazu dem Teufel zu eigen geben". Der Ausdruck „lahme Zote" auch bei Luther, Erlanger Ausgabe 26, 4. Ueber Stephan Roth ein kurzer, gänzlich ungenügender Aufsatz in v. Webers Archiv für die sächsische Geschichte N. F. III, 267 ff. [Vergl. nun auch Ge. Müller in den Beiträgen zur sächs. Kirchengesch. herausgeg. von F. Dibelius und G. Lechler Heft 1. Leipzig 1882.] Das Lied findet sich im Original in Roths Manuscr. Responsiale Bl. 249 auf der Zwickauer Stadtbibliothek, übrigens ohne Vers-, aber mit Strophenabtheilung.

2.

Nachtrag zu X, 147 ff.

In der Abhandlung „Dramen und Dramatiker des sechzehnten Jahrhunderts" habe ich die Vermuthung ausgesprochen, dass das Drama von der Esther, welches 1537 zu Magdeburg erschienen ist, den als Verfasser eines Spieles „Von dem herrlichen Ursprung, betrübten Fall" u. s. w. (1538) bekannten Valten Voith (Valentin Vogt), über dessen Lebensschicksale nichts weiter bekannt ist, als dass er 1487 geboren und nach 1557 verstorben ist, zum Verfasser habe. Ich kann jetzt diese Vermuthung zur Gewissheit erheben, indem ich mich auf die 10 Zeilen berufe, mit denen der Verfasser sein Stück schliesst und in denen er sich selbst nennt. Sie lauten:

*V*nd lest vns auch inn keiner nott
*A*ls er vns auch versprochen hot,
*L*eichtlich wil er vns auch hörn
*T*rewlich wir sein hülffe spören,
*E*r braucht an vns kein argelist
*N*och seim gefallen zu aller frist,
*V*ormittelst seim göttlichen wort
O Gott darbey erhalt vns nort,
*I*nn ewigkeit der das begehrt
*T*rewlich sprech amen er ist gewehrt,
Finis.

Hugo Holstein.

Digitized by Google

3.

Schottische Uebersetzung eines Kirchenliedes von Luther.

Im 4. Bande dieses „Archivs" wurden auf S. 537 f. zwei Strophen der Longfellowschen Uebersetzung von Luthers „Ein feste Burg ist unser Gott" mitgetheilt. Es mag gestattet sein, jetzt eine alte schottische Uebersetzung von Luthers „Kirchenlied, auf die Weihnachten, vom kindlein Jhesu" abzudrucken. Ich finde sie verzeichnet in John Brand, Popular Antiquities of Great Britain, Vol. 1 S. 487. Dort wird als Quelle, aus der das Gedicht entnommen ist, angegeben: „Ane compendious Booke of godly and spiritual Sangs, Edinburgh 1621, printed from an old copy". Die Uebersetzung enthält nur die 1., 2., 7., 9., 13. und 14. Strophe des Originals. Zur Vergleichung stelle ich beide nebeneinander.

Ein Kirchenlied, auf die Weihnachten, vom kindlein Jhesu.

Vom Himel hoch da kom ich her,
ich bring euch gute newe mehr,
Der guten mehr bring ich so viel,
davon ich singen vnd sagen wil.

Euch ist ein kindlein heut geborn,
von einer Jungfraw auserkorn,
Ein kindelein so zart vnd fein,
das sol ewr freud vnd wonne sein.

Merck auff, mein hertz, vnd sich dort hin:
was ligt dort in dem krippelin,
Was ist das schöne kindelein?
es ist das liebe Jhesulein.

Ach HERR, du schöpffer aller ding,
wie bistu worden so gering,
Das du da ligst auff dürrem gras,
davon ein rind vnd esel aß.

Ach, mein hertzliebes Jhesulin,
mach dir ein rein sanfft Bettelin,
Zu rugen in meins hertzen schrein,
das ich nimer vergesse dein.

Ane Sang of the Birth of Christ. With the Tune of Baw lula law.

(Angelus, ut opinor, loquitur.)

I come from hevin to tell
The best nowellis that ever befell;
To yow this tythinges trew I bring,
And I will of them say and sing.

This day to yow is borne ane childe
Of Marie meike and Virgine mylde,
That blissit barne, bining and kynde,
Sall yow rejoyce baith heart and mynd.

My saull and life, stand up and see

Quha lyes in ane cribe of tree,
Quhat babe is that, so gude and faire?
It is Christ, God's sonne and aire.

O God! that made all creature,
How art thow becum so pure,
That on the hay and straw will lye,
Amang the asses, oxin, and kye?

O, my deir hert, young Jesus sweit,
Prepare thy creddill in my spreit,
And I sall rocke thee in my hert,
And never mair from thee depart.

Digitized by Google

Dauon ich allzeit frölich sey,	But I sall praise thee ever moir,
zu springen, singen imer frey	With sangs sweit unto thy gloir,
Das rechte Sussanine schon,	The knees of my hert sall I bow,
mit hertzen lust den süssen thon.	And sing that right Balulalow.

Zur Uebersetzung — der Name des Verfassers wird nicht mitgetheilt — ist, da sie sonst ohne Schwierigkeit verstanden werden kann, nur noch zu bemerken, dass Luthers „Sussanine" schottisch durch Balulalow wiedergegeben wird. Sussanine bezeichnet ein Schlummerlied und ist aus dem Anfangswort des in Deutschland so allgemein bekannten Wiegenliedes gebildet. Balulalow ist wesentlich dasselbe. Brand bemerkt a. a. O. in einer Note dazu: „Lamb, in his entertaining notes on the old poem on the Battle of Flodden Field, tells us that the nurse's lullaby song, Balow (or »He balelow«), is literally French, »Hé bas! là le loup!« »Hush! there's the wolf!«" Aus der Uebersetzung geht deutlich hervor, dass der Verfasser das Deutsche vortrefflich gekannt hat.

Schalke in Westf. Karl Bindel.

4.

Zu Zinegref, Archiv VIII, S. 19***).

Rückert, Weisheit des Brahmanen, 4. Aufl. S. 554, Nr. 5:

> Der Adler fliegt allein, der Rabe schaarenweise;
> Gesellschaft braucht der Thor, und Einsamkeit der Weise.

Kern (über Rückerts W. d. B.), S. 202 vergleicht damit den Spruch von Angelus Silesius, Cherubinischer Wandersmann IV, 91:

> Du sprichst, Theophilus sey meistentheils allein.
> Macht sich der Adler auch den Vögelchen gemein?

Die Engländer haben das Sprichwort: Eagle flies alone, sheep go by flocks.

Ich halte den Spruch für orientalisch.

Robert Boxberger.

5.

„Schuldner" statt „Gläubiger" bei Lessing.

Im zweiten Auftritte des zweiten Aufzuges der Minna von Barnhelm fragt das Fräulein nicht wenig überrascht: „Tellheim ist hier? Er, er hat in diesem Zimmer gewohnt? Er, er hat Ihnen diesen Ring versetzt? Wie kömmt der Mann in diese Verlegenheit? Wo ist er? Er ist Ihnen schuldig? — — Franciska, die Schatulle her! Schliess auf! (indem sie Franciska auf den Tisch setzet, und öfnet) Was ist er Ihnen schuldig? Wem ist er mehr schuldig?

Digitized by Google

Bringen Sie mir alle seine Schuldner. Hier ist Geld. Hier sind Wechsel. Alles ist sein!"

Alle Schuldner des Majors soll der Wirth bringen? Diese Schuldner sind — Gläubiger! Daniel Sanders hat zuerst auf den Gebrauch des Wortes an dieser Stelle aufmerksam gemacht — im ersten Hefte der neusten deutschen Zeitschrift „Auf der Höhe", internationale Revue von Sacher-Masoch — und uns bitter unsere Unaufmerksamkeit vorgeworfen, dass noch niemand an diesen merkwürdigen Schuldnern Anstoss genommen und über sie gesprochen hat, zumal sie in einem so allbekannten, zahllos oft gelesenen, gespielten, commentierten Meisterwerke vorkommen. In anderen Fällen ist es geschehen. Es entgieng Sanders, wie mir in Nr. 44 der Sonntagsbeilage zur Vossischen Zeitung 1881, dass Redlich XX, 1 S. 429 der Hempelschen Ausgabe den Gebrauch von Schuldner statt Gläubiger bei Lessing mit vier Stellen belegt hat, XI, 1 S. 763 aus den Entwürfen ungedruckter Lustspiele des ital. Theaters: „... kömmt ein Schuldner, der ihn um fünfundzwanzig Pistolen mahnet, die er ihm ehedem geliehen"; XI, 2 S. 428 aus dem Entwurfe zum Freigeist: „Johann meldet ....., dass ein Schuldner aus seiner Vaterstadt ihm nachgekommen, die Bezahlung eines fälligen Wechsels von ihm zu verlangen"; XX, 1 S. 397 aus dem Briefe vom 7. Januar 1771: „Sollten die Schuldner ... nicht ohnedem Nachsicht haben wollen, so bin ich gern erböthig, auf gewisse Termine ihnen meine Wechsel oder Obligation darüber auszustellen, in der festen Absicht, sie als ein ehrlicher Mann zu befriedigen"; XX, 1 S. 429 aus dem Briefe vom 7. Juli 1771: „Wem von unsern Schuldnern dieses gefällig ist, der kann ..... sich gewisse Bezahlung versprechen". Dabei bemerke man, dass im Briefe vom 7. Januar 1771 wenige Zeilen weiter Schuldner in unserem Sinne vorkommen, also beide Bedeutungen des Wortes nebeneinander so wie in Gellerts Amynt. Der reiche schlägt dort „in dem dicken Rechnungsbuche die Menge böser Schuldner auf"; der arme Amynt aber bleibt in aller Versuchung gewissenhaft, wiewol ihn „Schuldner (!) aus seiner Hütte jagen werden".

Weil Sanders diesen Sprachgebrauch bei Lessing und Gellert gefunden, nennt er ihn „sächsisch-lausitzisch"; gewiss nicht treffend. Er hat es leider unterlassen, den Gebrauch des Wortes zurück zu verfolgen und seine Geschichte in Betracht zu ziehen. Ursprünglich hat man nur dies Wort für beide, creditores wie debitores. Das lehrt ein Blick in ein mittelhochdeutsches Wörterbuch. Das künstlich, durch Uebersetzung, gebildete Wort glöuber (s. den Nachweis bei Lexer aus d. J. 1406), Gläubiger kommt erst im fünfzehnten oder, wie Weigand bemerkt, der auch jenes erstere u. d. W. Schuld andeutet, im sechzehnten Jahrhundert auf. Nicht „sächsisch-lausitzisch" also ist der Gebrauch, sondern diese „Schuldner"

Digitized by Google

statt „Gläubiger" sind die letzten Reste und Ausläufer des Sprachgebrauchs auf früherer Stufe.* Möglich, dass dieselben nur noch im Sächsisch-Lausitzischen sich finden; wahrscheinlicher, dass auch in anderen Gegenden Spuren davon übrig sind, denen noch nachzugehen ist.

Mein Zweck ist hier die von Redlich nachgewiesenen Stellen dahin zu ergänzen, dass nicht nur im Entwurfe zum Freigeist, sondern auch in diesem selbst an der entsprechenden Stelle Schuldner statt Gläubiger gebraucht ist. Im ersten Aufzug, Auftritt 5, erzählt Johann seinem Herrn Adrast, dass er Herrn Araspe, dem Adrast vor Jahr und Tag einen Wechsel ausgestellt, „jetzt den Augenblick vom Postwagen hätte steigen sehen. Adrast. Du, Araspen gesehen? Araspen hier? Johann. Mein Herr, ich habe mich auf den Fuss gesetzt, dass ich Ihre und meine Schuldner gleich auf den ersten Blick erkenne; ja ich rieche sie schon, wenn sie auch noch hundert Schritt von mir sind. Adrast. Ich bin verloren!" Dagegen spricht Araspe zu Anfang des dritten Aufzuges wie wir: „Sie wissen wohl, Theophan, ich bin der Mann sonst nicht, welcher seine Schuldner auf eine grausame Art zu drücken fähig wäre". Und im 7. Auftritt des 4. Aufzuges erinnert sich Adrast: „Es ist wahr, ich bin Ihr Schuldner, Theophan; und gegen seine Schuldner hat man das Recht, immer ein wenig gross zu thun; — — doch Geduld! ich hoffe es nicht lange mehr zu seyn". In demselben Lustspiele III, 5 hat Lessing auch das Wort „Gläubiger": „Theophan. Ich erstaune über Ihren Verdacht nicht . . . . Aber gleichwohl ist es gewiss, dass ich eben so wenig gewusst habe, dass Araspe Ihr Gläubiger sey, als Sie gewusst haben, dass er mein Vetter ist", wie im „Schatz", 3. Auftritt am Ende: „ohne Zweifel muss sie ein Gläubiger wieder auf dem Korne haben". Das lateinische Wort hat Lessing in der „Alten Jungfer" I, 4: „Lelio.

---

* Herrn Stadtarchivar Dr. Otto Richter in Dresden verdankt der Herausgeber dieser Zeitschrift die nachfolgende Mittheilung:

Für die Anwendung des Wortes Schuldner in der Bedeutung von Gläubiger finden sich zahlreiche Belegstellen in dem „Dresdner Stadtbuche von 1505 bis 1520" (im Rathsarchive zu Dresden), z. B.

> Andres Heinrich bekennt sich 1505 zu einer Schuld von 11 Schock Groschen an Bastian Jost und zu Sicherheit „hat er im sein haus obgnant vor allen andern schuldigern ingesatzt". (Blt. 2.)

In ganz derselben Anwendung erscheint das Wort schuldiger Blt. 1, Blt. 5b, Blt. 11b, Blt. 23b, Blt. 34 u. s. w., ebenso noch im Jahre 1519 (Blt. 125).

Daneben beginnt aber auch der Gebrauch des Wortes Gläubiger. So heisst es in einer Urkunde von 1519: „. . . Derhalb auch Bernhart Wulff sulch sein haus vor dise hundert gulden . . . gemeltem Heintz Scherel hypotecirt, vorpfand und eingesatzt, sich sulcher hundert gulden vor allen andern seinen gleubern doran zu bekomen . . ." (Blt. 131).

Digitized by Google

Aber was Henker werden meine Creditores dazu sagen? .... Lisette. Das ist der Creditoren Sorge.“ Endlich gedenke ich noch des Ausdrucks „Schuldmann“ für Schuldner, der einmal in der „Alten Jungfer“, 2. Aufzug 3. Auftr. gegen Ende, und zweimal im „Jungen Gelehrten“ steht, 3. Aufzug 12. Auftr.: „Anton. Potz Stern! Mit unserm Schuldmanne sprech ich. Das können Sie ja wohl am Tone hören. Vater. Wer ist denn Dein Schuldmann? Anton. Kommt es nun da heraus, dass Sie die Schuld leugnen wollen?“ Sanders hat das Wort in seinem Wörterbuche nicht, nur „Schuldenmann = einer der viel Schulden hat“.

Memel, den 22. December 1881. Emil Grosse.

6.

Ein Volkslied des Siebenjährigen Krieges.

Die Freiberger Rathsbibliothek besitzt von unbekanntem Verfasser ein ausführliches Tagebuch über den Siebenjährigen Krieg, welches also anhebt:

„Einige Anmerkung bey der anno 1756 am 4. Sept. in und bey der Stadt Freyberg angekommenen Königl. Preuss. Trouppen. Hauptsächlich aber was eigentl. in unserer gel. Stadt Freyberg dabey vorgegangen ingl. was folgende Jahre bey denen fast allgemeinen Kriegsunruhen in Deutzland in gedachter Stadt Freyberg Merkwürdiges vorgefallen.“

Dieses vollständig chronologisch durchgeführte Tagebuch macht zum 14. Nov. 1757 eine Anmerkung, welche ich in unserer heutigen Orthographie wiedergebe. Wir erhalten damit ein Volkslied, welches, soweit wenigstens meine Kenntniss reicht, bis jetzt nicht bekannt ist. Die letzten vier Zeilen desselben erinnern an ein anderes bekanntes Volkslied auf Friedrich den Grossen, dessen Wortlaut dem Dichter des gleich mitzutheilenden vorgeschwebt zu haben scheint. Der Wortlaut aber des Freiberger Tagebuches ist folgender:

Nach diesen beiden erschrecklichen blutigen Bataillen bei Weissenfelds und Lissa in Schlesien und welche in einer Zeit von vier Wochen geschehen, ja worüber fast ganz Europa in Erstaunen gesetzt wurde, kamen mancherlei Materien und Schriften zum Vorschein. Und von diesen nur eine einzige hierbei anzumerken. So kam nach der Bataille bei Lissa folgendes zum Vorschein:

Fritz tanzte jüngsthin bei Collin
Und fiel im Tanzen nieder,
Jedoch er fiel nicht ganz dahin,
Er steht und tanzt schon wieder:

Digitized by Google

Bei Rossbach eine Menuet,
Bei Lissa hielt er ein Ballet.
Theresia fiel nieder
Und tanzt seitdem nicht wieder.
Theresia ist frei
Behutsam, willig, schlau,
Jedoch bei alle dem
Ist sie nur eine Frau.
Elisabeth ist mild
Anhaltsam und geschwind,
Jedoch wie alte Jungfern sind.
Die Bombadeur [so!] ist keusch
Und red't nicht selten dumm.
Tres faciunt collegium.
Wenn unser grosser Friedrich kömmt
Und klatzscht nur auf die Hosen,
So läuft die ganze Reichsarmee
Noch mehr als die Franzosen.

Freiberg in Sachsen. Eduard Heydenreich.

7.

Zu Goethes Italienischer Reise.

Goethe besuchte in Bologna das Institut oder die Studien und schloss daran eine schon früher gemachte Bemerkung, „dass sich der Mensch im Gange der alles verändernden Zeit so schwer losmacht von dem, was eine Sache zuerst gewesen, wenn ihre Bestimmung in der Folge sich auch verändert ... Wissenschaftliche Anstalten haben noch das klösterliche Ansehen, weil in solchen frommen Bezirken die Studien zuerst Raum und Ruhe gewannen. ... Durch den ungeheuern Zudrang der Wissbegierigen um die Zeit der Reformation wurden die Schüler in Bürgerhäuser getrieben; aber wie lange hat es nicht gedauert, bis wir unsere Waisenhäuser aufthaten und den armen Kindern diese so nothwendige Welterziehung verschafften“ (Bd. XXIV, S. 99 Hempel).

Dazu gibt Heinrich Düntzer S. 667 folgende Erläuterung: „Goethe will sagen: erst die Noth habe die klösterliche Aufsicht der Studierenden gesprengt; noch viel länger habe es gedauert, ehe man bürgerliche Waisenhäuser (im Gegensatz zu den geistlichen Anstalten, in denen man die Waisen unterbrachte) gegründet.“

Düntzer fasst das Verbum aufthun im Sinne von gründen, während es nur „öffnen“ bedeutet. Man thut auf die Augen, den Mund, die Hand, den Sinn, ein Buch, ein Fenster, eine Kiste, ein Kornhaus (thet Joseph allenthalben Kornheuser auf: 1 Mos. 41. 56; Grimm

Digitized by Google

D. W. I. 759), also auch ein Waisenhaus, wenn es geöffnet und den Alumnen der Austritt gestattet wird.

Nur so sind Goethes Worte richtig zu verstehen: den klösterlichen Räumen sind Bürgerhäuser gegenübergestellt, Goethe meint also nicht die in klösterlichen Räumen vom Klerus gelehrten Wissenschaften; ebenso kann auch bei den Waisenhäusern nicht von der geistlichen Leitung, sondern nur von der Geschlossenheit der Alumnate die Rede sein. Goethe wünscht den armen Kindern nicht weltliche Erziehung im Gegensatze zur geistlichen, sondern freie Welterziehung im Gegensatze zur geschlossenen Alumnaterziehung. Und damit drückt er nur eine Meinung aus, die damals Gegenstand schriftlichen und mündlichen Austausches war. Ich setze Stoys Worte her: „Der Gegensatz zwischen Waisenhäusern und Privaterziehung in einzelnen Familien fand einen grellen Ausdruck in der Zeit Rousseaus und der Philanthropen. Die öffentliche Meinung erklärte sich bald nicht etwa bloss gegen die früher unbedenklich vorgenommene barbarische Anschliessung der Waisenanstalten an Zucht- und Versorgungshäuser, sondern geradezu gegen die Vereinigung der Waisen in geschlossenen Alumnaten. Nachdem mehrere in diesem Sinne abgefasste Schriften erschienen und einige, wie die von Haun und Strack (Zwei Preisschriften über Waisenerziehung, Hamburg 1780), durch die patriotische Gesellschaft in Hamburg gekrönt worden waren, kehrte man an vielen Orten zu der ursprünglichen Form der Unterbringung in Familien zurück". (Encyklopädie der Pädagogik, Leipzig 1861, S. 286.)

Joh. Jak. Baebler.

8.

Zwei Vossische Gedichte in früherer Fassung.

Die Elbfahrt, entstanden Januar 1776. Elegie, Denkt mein Mädchen an mich, Sommer 1776.

Beide Gedichte finden sich in dem bei Halm, Hölty VII angeführten, von Herbst, Voss I 287 kurz beschriebenen Stammbuch eines der Mitglieder des Hains, das jetzt im Besitz des Herrn Gymnasialdirectors Klussmann auch mir durch die wolbekannte Güte desselben zur Benutzung für einen andren Zweck vorgelegen hat. Dieses Buch schreibt Halm Boien zu, aus dem Grunde, weil „mehrere nicht von Boie verfasste Gedichte von seiner Hand geschrieben sind". Jedoch mit Unrecht. Boie hat kein einziges Gedicht in das Buch eingetragen, dessen Verfasser nicht auch er wäre. Es kann nicht zweifelhaft sein, auch aus andern Gründen, als die Herbst*

* Wenn Herbst übrigens ebendort angibt, das Stammbuch bringe die auch in dem Bundesbuche enthaltenen Gedichte immer mit gleicher Seitenzahl, so ist das falsch.

Digitized by Google

a. a. O. vorbringt, dass eben Herbsts Meinung die richtige ist: das Buch habe Voss gehört.

Einer der hinzukommenden Gründe ist dieser: Was Halm für Boies Hand ansieht, ist Ernestines, die eine gewisse entfernte Aehnlichkeit mit der des Bruders allerdings nicht verleugnet. Ausser unsern beiden Gedichten stehn im Stammbuch noch von ihrer Hand geschrieben, am Schlusse hintereinander: die Bleicherin von Voss, der Felsenstrom und Hellebeck von F. L. Stolberg, alles Gedichte, die (mit Ausnahme des Felsenstroms 1775) dem Jahre 1776 angehören, also sämmtlich einer Zeit zufallen, da Voss nicht mehr in Göttingen lebte. Sie sind ein Nachtrag des 1772 mit so grossem Eifer begonnenen, später mit minderer Zähigkeit fortgesetzten Albums. Dort steht die Elbfahrt, richtiger: der Anfang der Elbfahrt auf der unnumerierten Seite 178, die Elegie auf 179 (auch unnumeriert). Beide Blätter sind, wol weil das erste Gedicht nicht vollständig ist, zusammengeklebt, waren aber trotzdem, mit Ausnahme eines Wortes, gegen die Sonne sehr wol leserlich. Was mir nicht ganz deutlich erschien, ist durch Sperrdruck gekennzeichnet. Ich bemerke noch, dass ich fast alles aus der Handschrift gelesen hatte, ehe ich mich an die Vergleichung mit dem ersten Drucke (Hamb. Mus.-Alm. 1777, S. 154 ff. u. 122 ff.) begeben habe.

Die ursprüngliche Fassung des ersten Gedichtes ist dadurch interessant, dass sie uns einen Blick verstattet in das weiche gemüthvolle innere des oft so hart und verschlossen scheinenden Mannes: für Reinhold, Karl steht hier Miller, Voss; das die Wirklichkeit treu wiedergebende E (Ernestine), das Karl = Voss in den Sand gezeichnet, hat später einem entstellenden M (das sogleich durch Meta erklärt wird) weichen müssen. Das ganze wird eben in Wahrheit getreu ein factisches Erlebniss des Dichters abspiegeln, wie dies ja von dem Halsband, das E geschickt, „der Locke Gesellschaft zu leisten", bezeugt ist. Es bezieht sich nämlich das Gedicht auf eine am 6. Mai 1775 unternommene Fahrt auf der Elbe nach Nienstädten, die Voss in einem Briefe an Brückner vom Himmelfahrtstage 1775 schildert (Briefe von J. H. Voss I 193): „Wir haben diesen Frühling unzählige Lustbarkeiten gehabt. Für mich aber war keine schöner, als eine Elbfahrt mit Ehlers nach Niestädten, einem Dorfe eine Meile hinter Altona, wo uns Klopstock, Hensler, D. Unzer d. j. u. s. w. [Miller, der dazumal in Wandsbeck auf Besuch war, fuhr mit im Nachen] nachkamen. Wir waren den ganzen Nachmittag in einem Garten, der aus lauter Lindenalleen und Lauben besteht, wo ganze Banden Nachtigallen sangen, und übersahen die Elbe, so weit das Auge reichen konnte, mit fliegenden Schiffen bedeckt. Des Abends fuhren wir auf der Elbe zurück. Angenehmer hab' ich wenig Abende zugebracht. Der Mond schien so hell am Himmel, und goss einen ganzen Bach von Stralen über den stillerwartenden Fluss aus.

Digitized by Google

Die Winde seufzten leis' im Segel, als wenn sie sagten: Ach das ist schön. Und wir Leute, wir sangen alles, was wir wussten, dass es von beiden Ufern erhallte, und alle Najaden lüstern wurden. Ich war den Tag sehr heiter, denn ich hatte einen schönen Brief von Ernestine bekommen, und ein Halsband, das sie gewöhnlich bei ihrem weissen Kleide zu tragen pflegt." Das ist also einer jener reizenden Züge, die, eben selbsterlebt, den Vossischen Idyllen mitunter die köstlichste Anmuth verleihen.

Dass die von Halm verkannte Hand die Ernestines ist, gibt uns ungefähr das Datum der Niederschrift unsrer Gedichte. Sie, sowie die Bleicherin, stammen aus dem Jahre 1776 und finden sich schon im 1777ger Almanach, sie mit, die Bleicherin ohne Veränderung. Vom April bis Anfang Juli 1776 weilte Voss im Elternhause seiner Braut zu Flensburg, wo er sich mit der Fertigstellung des Manuscriptes zum 1777ger Almanach beschäftigte. Von hier aus kann er am 23. Juni 1776 an Brückner melden (Briefe I 195): „Den Almanach hat endlich Bohn für 400 Rthaler gekauft [der 1776ger war bei Berenberg in Lauenburg erschienen], und heute schicke ich ihm Manuscript und die Ankündigung." In der ersten Hälfte des Septembers war Voss, wie aus der Bemerkung über Höltys Tod hervorgeht, am Inhaltsverzeichniss des Almanachs. In den Sommermonaten also, April bis Juni 1776, hat Ernestine die Gedichte eingetragen in das Buch, das hernach nicht weiter geführt worden. Hinter den genannten Gedichten von Ernestines Hand steht noch ein englisches Gedicht ohne Poesie „Parting" von John André (vgl. Herbst, Voss I, 80), von andrer Hand, das, wie es das Datum 13. Juni 1773 führt, auch wol früher ins Album eingetragen sein wird.

Die Elbfahrt.

Miller.

Find' ich ihn endlich, mein Herr? Er weiss doch artig zu wählen.
Hier die schattigte Laube! die Nachtigal da auf dem Wallnuss!
Längst dem Gestade hin die röthlichen Apfelbäume,
Schön wie Bräut' am Altar, mit vollen blinken Sträussen,
Dort die grünen Haseln, und wie es da segelt und rudert!
Nun, was grübelt er da? Er sinnt wohl der Braut am Altar nach?

Voss.

Nichts. Ich suchte nur Schirm vor dem Mayenregen. Ich wäre,
Dächt' ich, schon gross genug, und in eurer Laube, da träuft es.

Miller.

Schalck, ich sah ja das E, das du unten im welllichten Sande
Sinnig schriebst, und schnell wie ich kam mit Erröthen durchkreuztest.

Digitized by Google

Voss.

Kennst du das Siegel hier und die Hand ... Nein fass ja nicht an, du!
Sieh, und diess perlemutterne Herz an seidenem Halsband
Hat sie mir, warm vom Busen gefasst, versiegelt. Sie trug es,
Wenn sie im weissen Schmuck, mit röhteren Wangen und hellerm
Lächeln im blauen Auge mit offenen Armen daher flog
Und versagte mirs oft, der Schelm! Ich brauchte kein Sinnbild!
Jezo schickt sies von selbst, der Locke Gesellschaft zu leisten.

Miller.

Wie das Gesicht ihm glüht! Ist das der Vogel, der ehmals
Mädchen und Liebe verhöhnte? ei, ei! wie pfeift nun der Vogel!
Halt! was verbirgst du da?

Voss.

Geh, ich schrieb dir ein Liedchen mit Röhtel.
Wärst du nur nicht zu lustig, so pfiffs der Vogel vielleicht vor.

Miller.

O ja! mein lieber Voss! Sieh nur, wie ernsthaft ich ausseh.

Voss.

Rück erst weiter dahin! Hier scheint mir die Sonn' auf den Zettel.

. . . . . .
. . . . . .
. . . . . .

Elegie.

Denkt mein Mädchen an mich? balsamischer duftet der Garten
Nach dem Regen, und Licht träufelt vom grüneren Busch.
Bienen und Schmetterling' irren um schimmernde Blumen, und Kinder
Hüpfen um blühende Bäum', singen und schlürfen den Thau.
Aber ich schaue starr in die dunkeln Wogen des Stromes,
Gleite sanft wie im Traum gegen die rieselnde Flut;
Und mein horchendes Ohr hört leise* wie Mädchenstimme
Und ein banges Ach tief** in des Stromes Geräusch.
Denkt mein Mädchen an mich? beseligt mit ahnender Wehmut
Mich ihr Seraph, der still unter Gedüften*** hier schwebt?
O so beschwör' ich dich, Seraph! beym reinsten Engelgedanken,
Der ihr mit lächelnder Wonn' Augen und Wangen verklärt,
Ihrer heiligsten Thräne, die je in goldener Schale
Zu Jehovens Altar, freudiger Eile, du trugst:

---

* So auch Mus.-Alm. — Laute?

** Erst stand verschrieben Geräusch, darüber dann Ach tief.

*** Ein nicht gar seltenes Vossisches Wort.

Digitized by Google

Zeig mir die holde Gestalt der Auserwählten, die jezo
Fern, mit bangem Ach, ihren Geliebten verlangt!
Irrt sie im bunten Thal, von frohen Gespielen genöhtigt,
Traurig den grünen Hut über die Augen gesenkt ...
Pflückt ohn' Absicht Blumen, und springt nun behende zur Mossbank,
Auf dem Rasen, wo einst schattender Hasel uns barg?
Oder zum Quell, den in hohler Hand sie beym Schimmer des Mondes
Einst zu trinken mir gab? Spielet sie zögernd im Quell,
Unachtsam des Getändels um sie? Und lispelt vergebens
Ihr die Freundin ins Ohr! Mädchen, du bist ja so still?
Himmel, ich seh sie! ich seh sie! Am Rosengeländer des Gartens,
Unter dem Apfelbaum schimmert ihr weisses Gewand.
Flüsternd von ihrer Schöne behauchen sie Weste mit Blüten
Weht mir den wankenden Zweig, freundliche Weste, zurück;
Dass ich die Herlichkeit schaue der Himmlischen, und in der Schönheit
Stralenmeere sich ganz bade mein schauernder Geist!
Ach! sie trauert, die Schönste der Mädchen, und lehnet die Stirne
Hingesenkt auf die Hand, an den gebogenen Stamm
Helle Thränen nezen die Hand und die glühende Wange,
Rollen ach! auf den Brief hinter dem bebenden Strauss
Jezo küsst sie den Ring, seufzt tiefer und nennt mich leise,
Faltet die Händ' und schwer athmet ihr Busen empor.

Ob wol dies zweite Gedicht als vollständig in der ersten Fassung gelten darf? Und bezieht sich V. 5 auf dieselbe Elbfahrt, wie das erste Gedicht? Das Mädchen ist ohne Zweifel Ernestine; ihr „weisses Gewand" scheint Vossens ganze Liebe besessen zu haben.

Johannes Crueger.

9.

Unter den von Professor F. Poſle in dem Programm des Vitzthumschen Gymnasiums in Dresden von 1882 herausgegebenen Briefen von Frau Ernestine Voss, der Gattin von J. H. Voss, an Rudolf Abeken befinden sich zwei Briefe, von denen einer (Nr. 9) gar nicht, der andere nur mit dem Monatstage (Nr. 10. „Den 14.") datiert ist. Diese hat der Herausgeber zwischen Ernestinens Briefe vom 2. Januar und 19. Februar 1826 eingereiht und wegen der Beziehungen auf ihren Geburtstag, den 31. Januar, beide dem Februar zugewiesen. Diese Bestimmung trifft sicherlich das rechte, aber dem Jahre 1826 gehört meines erachtens keiner der beiden Briefe an.

Digitized by Google

Der 11. Brief, welcher das volle Datum des 19. Februar 1826 trägt, ebenfalls ein Dankbrief nach dem Geburtstage, ist wie der Inhalt lehrt, der erste, den sie nach längerem Verzuge an Abeken richtet und mit den Grüssen ihres Gatten begleitet. Es war der letzte, den sie bei dessen Lebzeiten — J. H. Voss starb am 29. März 1826 — dem Freunde schrieb. Dagegen sind sowol der 9. als der 10. Brief nach dem ableben des Gatten geschrieben. Darum klagt sie im 9. Briefe, dass sie eine Zeitlang sehr gedrückt gewesen; „ich klebte zu sehr an dem Bilde, was von der Cypresse umkränzt wird"; „ich fühle vorherrschend, dass ich reich war und arm bin". Für den reichen Blumenschmuck, den man ihr beschert hat, „dankt mein Herz in seinem Namen mit; aber wie manche Thräne fliesst bey dem Gefühl, dass er sich nicht mitfreut". Noch lebhafter drückt Ernestine ihre schmerzlichen Empfindungen im Hinblick auf ihren Geburtstag im 10. Briefe aus. „Unter allen Gefühlen ist das tröstlichste mir dies, dass je länger wir miteinander gelebt (49 Jahre), je lebendiger haben wir das Gefühl gehabt, dass Gott uns für einander geschaffen. Wie oft hat er selbst dies Gefühl ausgesprochen." — „Nicht muss ich erforschen wollen, warum mir Gott diese Läutrung nöthig fand, eine Weile allein zu wandeln." — „Wie tröstlich ist in solchen Augenblicken die Liebe guter Kinder, und die herzliche Theilnahme treuer Freunde." — „Ich habe stets eine Art Aengstlichkeit mein Urtheil niederzuschreiben, weil ich im ganzen langen Leben gewohnt war, dass eine leitende Hand mich führen musste."

Den bestimmtesten Anhalt für das Datum des 10. Briefes gibt die Nachricht, dass Winter den Aeschylos mit Buchhändler-Gelegenheit an Abeken gesandt habe. Es ist natürlich, was der Herausgeber verkaunt hat, kein anderer Aeschylos gemeint als der Vossische, der nach dem Tode von J. H. Voss, aber noch im Jahre 1826 im Verlage von C. F. Winter in Heidelberg erschien. Hiernach ist der 10. Brief im Februar 1827 geschrieben; der 9. Brief vielleicht (wenn die gemuthmasste Beziehung auf Ernestinens Geburtstag festzuhalten ist) erst 1828.

Bonn. Arnold Schaefer.

10.

Zu Schillers Jungfrau von Orleans.

Im ersten Aufzuge, Sc. 5 V. 335 spricht König Karl den Entschluss aus: „Wir wollen jenseits der Loire uns ziehn". Derselbe Ausdruck, „jenseits der Loire", erscheint in gleichem Zusammenhang noch I, 7, 475. Der nämliche Gedanke wird, wenn auch mit etwas anderen Worten, noch I, 5, 440. 441 und I, 6, 472. 473 ausgesprochen. Unter dem Lande jenseits der Loire kann nach dem

Digitized by Google

ganzen Zusammenhange nur der Theil Frankreichs verstanden werden, der auf dem linken, südlichen Ufer des Flusses liegt. Denn vor den Engländern will Karl fliehen, und der nördlich von der Loire gelegene Theil seines Reiches war ja derjenige, den die Engländer in thatsächlichem Besitz hatten. Nach der Tragoedie aber befindet sich Karl VII. in dem Augenblicke, wo er jenen Entschluss ausspricht, schon „jenseits", d. h. südlich der Loire. Denn für den ganzen ersten Aufzug, also auch für die angezogenen Stellen, gilt die vor dem 1. Auftritt gegebene Bühnenanweisung: „Hoflager König Karls zu Chinon". Chinon aber liegt südlich von der Loire an der Vienne, einige Stunden oberhalb der Mündung dieses Flusses in die Loire.

Schalke in Westf. Karl Bindel.

11.

Zu Rückerts „Heut auf die Nacht Schüttl' ich meine Birn".

Erlanger Ausgabe, 1. Aufl. III S. 121, 2. Aufl. S. 120, Frankfurter Ausgabe II S. 97.

Fliegende Blätter in v. Arnims Nachlass: „Es hat ein kleins Schneela geschneit".

Str. 4. Steig auf den Baum schüttel meine Biren, fallens oder fallen sie nicht, heut auf Nacht lieg ich bei dir, willst oder nicht, sag ja oder nein werd ich doch Jäger seyn, geh ich in Wald hinein, schlaf auf dem Klee.

Rückert selbst nennt das Gedicht ein „Fränkisches Volksliedchen". In die Gesammelten Werke ist es unter den Gedichten des „Liebesfrühlings" aufgenommen I, S. 532, zu denen es organisch nicht gehört. Vgl. Beyer, Neue Mittheilungen II, S. 100, 133.

Robert Boxberger.

12.

Salomon Gessners Todesjahr.

In der mit deutschen Lettern gedruckten Ausgabe von Joh. Jak. Hottingers „Salomon Gessner" (Zürich 1796) steht über den Tod des einst so hochberühmten Dichters: „Ein apoplektischer Zufall machte seinem Leben, das wie ein stiller Bach durch ein blumiges Wiesenthal dahin floss, ein sanftes Ende. Er starb am zweyten März 1787, von seiner Gattinn, drey Kindern und einer Schwester beweint" u. s. w. So finden wir denn auch in den Litteraturgeschichten von Koberstein, Gervinus, Goedeke („Deutsche Dichtung" und

Digitized by Google

„Grundriss")*, Hettner, König, Leixner, Kluge, Scherr und wol in allen jenen zahllosen Leitfäden und Grundrissen, die nicht auf eigner Forschung fussen, ebenso auch in dem Jördensschen Lexikon und den Brockhausischen und Meyerschen grossen und kleinen Conversationslexicis das Jahr 1787 als Gessners Todesjahr angegeben. Es handelt sich hier um einen ganz ausserordentlich verbreiteten Irrthum, daher es wol der Mühe werth ist, einmal auf ihn aufmerksam zu machen, obschon sich Meusels Lexikon und die Allgemeine deutsche Biographie von ihm freigehalten haben. Der Irrthum ist schon längst als solcher bezeichnet worden, nämlich in der bei Friedr. Fleischer in Leipzig 1841 erschienenen „neuesten Stereotyp-Ausgabe" von Gessners sämmtlichen Schriften (in zwei Bänden). Der Herausgeber, welcher sich in gewohnter Bescheidenheit auf dem Titel nicht nannte, ist Julius Ludwig Klee. Dieser schreibt in seinem Nachwort (II S. 283): „Leider hat sich aus der mit deutschen Lettern gedruckten Ausgabe des Hottingerschen Buches (denn die mit lateinischen hat das Richtige) in den gegenwärtigen Abdruck ein Fehler eingeschlichen, der sich übrigens auch in den litteraturhistorischen Werken von Jördens, Koberstein und Gervinus vermuthlich aus derselben Quelle findet, und den ich eben wegen seiner Verbreitung hier berichtige: Gessners Todesjahr ist nicht 1787, wie S. 96 steht, sondern 1788." Zum Beweis der Richtigkeit dieser Angabe genügen die bei Klee gedruckten Briefe Gessners mit den Daten: den 13. Juni 1787, den 30. Aug. 1787, den 26. Sept. 1787, den 26. Nov. 1787, den 2. Jan. 1788, den 27. Jan. 1788, und die ebenda II, 278 vom Herausgeber beigefügte Anmerkung: „Der letzte Brief, den G. an seinen Sohn Conrad schrieb; aus dem Briefe, in welchem diesem sein Bruder Heinrich den Tod des Vaters meldet, vom 5. März 1788, mag Folgendes hier eine Stelle finden: »Ohne Zweifel hast Du schon durch Lips die erschütternde Nachricht erhalten, dass unser theurer Vater vom Schlagfluss hart gerührt ward. Fasse Muth, theuerster Bruder! — Die Vorsehung hat ihn uns wirklich entrissen. Donnerstag den 28. Febr. Morgens um 10 Uhr rührt ihn der Schlag, in der Nacht zum zweyten Mal; und beraubte ihn beynahe völlig der Sprache; von da schlummerte er meist ruhig und Sonntags den 2. März, Abends um 5 Uhr, erlosch sein Odem« u. s. w." Mithin starb Gessner 1788.

Deidesheim in der Pfalz. Gotthold Klee.

* Dass der sonst gründlichste und verlässigste aller Litterarhistoriker Gellerten irrig 1716 in Grossenhayn geboren sein lässt statt 1715 in Haynichen, sei nur deshalb bemerkt, weil die grosse Masse unmündiger, die alljährlich „Litteraturgeschichten" fabriciert, für Verbreitung solcher Irrthümer gar zu eifrig thätig ist, nicht aber als ob ich dem verehrten Manne einen Fehler vorwerfen wollte.

Digitized by Google

Briefe über den Tod Ewald von Kleists.

Mitgetheilt von August Sauer.

Bd. IX S. 560 ff. dieses Archivs hat Boxberger die ansprechende Vermuthung aufgestellt, dass Schiller die Nachrichten vom Tode und Begräbnisse Ewald von Kleists im Wallenstein dichterisch verwerthet habe. Bei dem tiefen Eindrucke, den der Heldentod des Dichters und Patrioten allüberall in Deutschland wachgerufen hat, dürften genauere Mittheilungen über dieses Ereigniss willkommen sein. Unter den mir zur Veröffentlichung anvertrauten Papieren der Gleimschen Familienstiftung in Halberstadt befindet sich auch ein Convolut „Briefe, Kleists Tod betreffend", dem ich die folgenden Documente entnehme, welche zugleich eine Ergänzung meiner biographischen Skizze im 1. Bande der Werke des Dichters (Berlin, Hempel) bilden sollen.

1.

Gleim an Ramler.

(Vielfach durchcorrigiertes Concept von Gleims Hand.)

Halberstadt den 1. Sept. 1759.

Anstatt, daß ich diesen Morgen von Herrn Leßing einen Brief zu erhalten hoffte, den ich, wegen vermutheter gewißer Nachricht von dem Schicksahl unsres theuresten Kleists, mit Zittern erbrochen haben würde, grüßte mich der Ihrige, liebster Freund, aber es war mir diesmahl unmöglich ihn wie sonst zu bewillkommen. Die Augen die gantze Nacht hindurch rothgeweint, stumm, halbtodt fand er mich noch im Bette; ich will ihnen nichts verschweigen, wenn sie meinen Brief erhalten, dann werden sie schon alles wißen, Hr. Leßing wird ihnen alles gemeldet haben, [oder] sie [werden] schon wieder in Berlin seyn. Unterm 25. antwortete mir Herr Leßing auf meine Anfrage:* Wir sind hier bis gestern mit Ihnen in gleicher Ungewißheit, wegen unsers lieben Kleists; nunmehr aber wißen wir

* Lessings Brief vgl. Werke, Hempel XX, 1, S. 182; Gleims Anfrage vom 31. August XX, 2, S. 144.

Digitized by Google

leider, daß er sich in Franckfurth unter den Gefangenen befindet und verwundet ist, ob gefährlich? Wissen wir nicht.*

Dieses war die erste schreckliche Nachricht! Ehegestern bekam ich ein von mir unterm 20. an meinen Kleist abgelaßenes Schreiben, zurückgeschickt**; das Feldpostamt hatte drauf geschrieben: Ist in Franckfurth gefangen. Diese Nachricht bestätigte also die erste nur halb, und ich fieng an das beste zu hoffen. Aber eine Stunde darauf, erhielt ich von dem Auditeur des Hausischen Regimentes unterm 15. die abscheuliche tödtende Zeitung***; unser große Kleist sey in der Schlacht am 12. erst von einer Musquetenkugel ins Bein getroffen hernach aber, ich kann es nicht schreiben, liebster Ramler, ich will den Brief des Auditeurs abschreiben laßen, da mögen sie den Greuel lesen. O wären sie bey mir, daß ich mich an ihre Brust legen, und mich zu Tode weinen könnte! Ach o Gott ich fürchte die Nachricht des Auditeurs sey die wahre, obwohl die von Hr. Leßing und von der Post die neuesten sind; hätte der Auditeur die seinige falsch befunden, so hätte er mir's schon wieder geschrieben. Herr Leßing, Herr Krause, Herr Sulzer hätten mir heute geschrieben, wenn sie gewiß wüßten, daß unser Freund lebte; Herr Leßing zwar könte nach unser Armee gereist seyn, als warum ich ihn gebeten habe, um es dahin zu bringen, daß ein Trompeter unsers Kleist wegen in das feindliche Lager abgeschickt würde.

Ganz unbeschreiblich, liebster Ramler, ist mein Schmertz, mein Jammer! Meinen Kleist soll ich verliehren? ich Gleim? Ohne ihn soll ich leben; er, an dem mein Leben hängt, soll allein sterben? ich soll ihn überleben? Waren wir nicht mehr als Freunde auf der Welt eine Seele? Warum soll meine Hälfte übrig bleiben? In ihren Schoß, liebster Freund, in ihren Schoß schütte ich meinen Gram aus, sie wißen, was für ein großer tugendhafter Mann Kleist war, wie er mich liebte, was ich an ihm verliehre. Kann man für sich allein glücklich, vergnügt, zufrieden auf der Welt seyn; die Sonne die ich mit Kleist aufgehen sah, war sie nicht schöner, als die ich allein sah; bin ich es bisher in gewißem Grade gewesen, so war ich es, weil mein Kleist mehr Antheil daran nahm, als ich selbst. Durch seine Freundschaft, war ich glücklich, vergnügt, zufrieden. Ein Brief, eine Zeile von ihm nahm mir allen Gram des Lebens —

Bis hieher liebster Freund schrieb ich ihnen am 1. Sept. Ich reiste darauf nach Magdeburg, in der Absicht, unter dortigen rußischen kriegesgefangenen Officiers einen Menschenfreund aufzusuchen, durch den ich unserm Freunde Erleichterung in seiner Gefangen-

* Lessing: und verwundet ist. Der beste Mann! Ob er gefährlich verwundet ist, wissen wir nicht.

** Brief Nr. 130 in meiner Sammlung der Briefe an Kleist im 3. Bande der Werke.

*** Folgt als Nr. 2.

Digitized by Google

schaft verschaffen könnte. Aber, o mein liebster Freund, was erfuhr ich nur allzubald. Bey Hr. Sucro traf ich die Mademoiselle Bortfeld, die Cammerfrau der Königin an; ohne zu wißen, daß sie mir das Hertz durchbohrte, erzählte sie uns, die Königin beklagte den Tod eines gewißen Herrn von Kleist sehr — Herr von Hertzberg sagte uns, daß es mehr als zu gewiß sey! — —

O könnte ich nur einen Tag mit ihnen, mein Ramler weinen, nur einen Tag, täglich weine ich noch, so lange schon, ohne mein Herz zu erleichtern. Ich kann es nicht dencken, was mich so traurig macht, die fatalen Buchstaben, die es sagen, kann ich nicht schreiben; ach wären sie doch nur einen Tag bei mir! Mich dünkt, dann würde ich ruhig werden, dann würde ich unseren theuresten Freund aus der Ruhe, die er sich so oft gewünscht hat, mit lauten Wehklagen nicht weiter aufwecken! Wir wollten in der Stille uns ganz ausweinen! Aber welch Vergnügen auf der Welt wird durch den Gedanken an den verlohrenen Freund künftig nicht gestöret werden? Laßen sie uns doch, wenn wir bey seinem Grabe genug geweint haben, darauf denken, wie wir dem unsterblichen Manne ein Denkmahl setzen wollen. Helfen sie alle Nachrichten von ihm samlen! Alle die ich schon habe, stimmen darin überein, daß er den Tod des Patrioten und Helden gestorben ist. Das tröstet mich noch, daß er nicht auf dem Schlachtfelde liegen geblieben — Aber ohnmöglich kann ich davon etwas mehr sagen; schreiben sie mir doch so bald sie können. Ich setze voraus, daß sie wieder in Berlin sind. O wie würden sie mit ihrem Schreiben aus Collberg zu jeder andern Zeit ihren Gleim so sehr erfreuet haben, mein liebster Ramler, ihren Gleim, den sie nun nie wieder so vergnügt sehen werden, als sie ihn wohl sonst sahen, der mit dem Tode seines Freundes eine neue Periode seines Lebens anfängt! Laßen sie uns doch, weil unser Leben so kurtz ist, laßen sie uns doch öfterer sehen — Tausendmahl bereue ich, daß ich meinen Kleist nicht öfterer besucht habe, die Hoffnung, daß er einmahl bei mir wohnen wird hat mich hintergangen. Grüßen sie alle unsere Freunde, die mit uns weinen, Hr. Leßing ist mir eine Antwort schuldig, ich Hr. Krausen eine, umarmen Sie doch den werthen Freund

Halberstadt den 17. Sept. 1759.

Gleim.

2.

Auditeur Hübner an Gleim.

[Empf. 30. Aug. 1759.]

HochEdelgebohrner Hochgelahrter Herr
Insonders Hochgeehrtester Herr

Der Hr. Oberst Wachtmeister v. Kleist Hauss. Regiments, der seiner Freundschaft beym Regimente mich jederzeit gewürdiget,

Digitized by Google

haben in einem schriftlichen Aufsatze mir aufgetragen, auf den Fall seines in der bey Kunnersdorff den 12ten Aug. c. a. vor sich gegangenen Schlacht etwa erfolgenden Todes, selbigen so gleich Ew. HochEdelgebohr. zu berichten. Da nun der Hr. Major gedachten Tag das Unglück gehabt, von einer Mousqueten Kugel erstlich in das eine Bein getroffen, nachhero aber von einer Kanonen Kugel gar seines Fußes beraubt zu werden, worauf Er vom Pferde gefallen, bey der geschehnen Retirade der Preuß. Armée auf dem Schlachtfelde liegen geblieben, und wahrscheinlicher Weise entweder sich zu Tode geblutet, oder von einem grausamen Kosacken vollends ermordet zu werden, indem mann beym Regimente von dem Zustande des Hr. Majors nicht das geringste weiter erfahren können; Alß habe dem Befehl des Hr. Majors zu Folge, diesen Vorfall Ew. HochEdelgebohr. als dem so würdigsten, und vollkommensten Freunde, des verdienstvollesten Hr. Major v. Kleist hierdurch gehorsamst berichten wollen. Ich darf Ew. HochEdelgebohr. wohl nicht erst sagen wie hoch dieser Verlust mich schmertzet. Ich glaube solches nicht beßer ausdrücken zu können, als wenn ich sage: ich kannte Kleists große Verdienste und ward seiner Freundschaft und Liebe beym Regimente vorzüglich gewürdiget. Wollte der Himmel dieser vollkommen schöne Geist lebte noch unter den Sterblichen! Ich habe die Ehre mit vollkommenster Hochachtung zu verharren,

Ew. HochEdelgebohr.

Küstrin
den 15ten Aug.
1759.

gehorsamster Diener
Johann Ferdinand Hübner
Auditeur des Hauss. Regiments.

Copia.

Der Hr. Auditeur Hübner vom Hauss'schen Regimente soll vor seine viele Mühe, die ich ihm oft verursacht, von meiner Verlaßenschaft haben funfzig Rthlr; Mein Bedienter soll 20 R. und mein Reitknecht 10 R. haben.

Zwickau den 1. May 1759

E. C. v. Kleist
mpp.

Der Hr. Auditeur wird so gütig seyn, wenn ich bleiben solte, es so gleich an meine Schwester Mad: de Ploetz née de Kleist à Stuchow près Stargard et Greiffenberg, ingleichen an den Canonicus Hr. Gleim zu Halberstadt zu melden.

3.

Krause an Gleim.

Mein liebster Freund

Unser vortreflicher Kleist ist leider nur allzugewiß tod. Hier sehen Sie eine Leichenklage auf ihn. Wir müssen uns künftig nur

Digitized by Google

beneiden lassen, daß wir einen so würdigen Freund gehabt haben. Denn wenn er bey seinem Leben derer gelehrten Welt, und der Zahl derer, die ihn näher kannten, schätzbarer gewesen, als unter den Soldaten, die mit Schimmer eines und das andere thun, so hat sein Tod gewiesen, daß ihn der Himmel mit Fleiß nur so spät in die Umstände gelangen lassen, wo er auch als Soldat sich groß zeigen konnte. So Buchstäblich ist es wahr, daß man in der ganzen Armee seinen Tod bewundert, daß eine Soldatenfrau, die ihren Mann vom Schenkendorfischen Regiment besuchet, meiner Frau auf das blosse Anführen, daß auch ein gewisser Hr. v. Kleist geblieben wäre, gesagt hat: ja das würde wohl der seyn, von dem man bey der Armee sagte, er habe sich so brav gehalten, daß er noch immer commandirt, als er schon auf der Erde gelegen.

Dieß Zeugniß ist gewiß zuverlässig. Mein liebster Freund, o könnte ich mich doch satt sprechen, und satt weinen mit Ihnen über unsern lieben Kleist. Ich schreibe heute nach Fkfurt, um besondere Nachrichten von seinem Tode zu erhalten; ich schreibe aber nur an einen Apotheker, den ich da kenne. Schreiben Sie etwan an Hr. Baumgarten, damit man durch allerley Leute Nachrichten von seinem kostbaren Lebensende erhalte. Die kleinsten Umstände davon werden der Welt schätzbar seyn. Lassen Sie uns durch diese Bemühungen zerstreuen, wo es möglich ist. Weiter können wir doch nichts thun. Meine Frau macht Ihr ergebenes Compliment und ich bin wie allezeit

Ihr

Berl. d. 4. Sept. 1759.

treu ergebenster
Krause.

4.

Hübner an Gleim.

HochEdelgebohrner Hochgelahrter
Herr
Höchst Geehrter Herr Canonicus.

Endlich bin ich leider im Stande Ew. HochEdelgebohr. auf Dero geehrtes Schreiben eine zuverläßige Nachricht von dem Tode des verdienstvollesten und besten Mannes, des Hr. Major v. Kleist zu übersenden. Es ist derselbe, nach glaubwürdigen Briefen aus Frankfurt, worunter ich ein Antworts Schreiben eines Bruders des Hauss. Regimentsquartiermeisters Nahmens May vom 6ten Septbr. zähle, den 24sten Aug. an seinen Blessuren in Frankfurt verstorben, und den 26sten Aug. in Begleitung des Rußischen Commendanten, vieler Officiers von der Garnison, und einer großen Anzahl von Gelehrten, mit vielen Solennitäten zur Erden bestattet worden. Das Regiment hat so fort nach diesen eingelaufenen Nachrichten nach Frankfurt so wol an den Magistrat als die Université geschrieben, und sich

Digitized by Google

einen Todten Schein über das Absterben, des liebenswürdigsten Major v. Kleist, wie auch einen umständlichen Bericht von seinem Tode, und dasigen Verlaßenschaft deßelben ausgebeten; es ist aber noch keine Antwort zurück erfolget. Den 14ten Aug. hatte der Hr. Major seine Gefangenschaft und betrübten Lebens Umstände in einem eigenhändigen Schreiben aus Frankfurt dem Regimente durch einen Rußischen Trompeter bekannt gemachet, 100 Rthlr. Geld verlanget, und dem Regimente gemeldet, daß sein Fuß von einer Kartetschen Kugel zersplittert worden, dahero Er einen schwehren Stand haben würde. Weil Er aber auf dem Schlachtfelde seine Gold Börse dem Regiments Feldscheer Kiehn Hauss. Regiments, worinnen 100 Rth. an Gold gewesen, aufzuheben gegeben: so wurde Ihm selbige mit dem Trompeter zurück gesendet. Dieß ist es alles, was ich Ew. HochEdelgeb. von dem Tode dieses treflichsten Mannes zur Zeit zu berichten im Stande bin. Einen besondern Umstand aber muß ich Denenselben von diesem nie gnug geliebten Freunde erzählen, der unter die Ahndungen gehöret, und wahrscheinlich beweiset, daß der denkenden Kraft des Menschen *vis quaedam divinatrix* bisweilen zukomme. Als die sämtliche Königliche Armee, und auch das Hauss. Regiment den 11. Aug. sich nach dem Schlachtfelde ziehet, um sich daselbst in Ordre de Bataille zu setzen: so schlummert der Hr. Major v. Kleist auf seinem Pferde, des Morgens um 9 Uhr ein. Der Capitaine v. Hatzfeld und der Regiments-Quartier-Meister May Hauss. Regiments, welche vom Regimente gewißer Ursachen wegen etliche Minuten zurücke geblieben, kamen nachgeritten, und weil sie den Hr. Major schlummernd antreffen: so redet ihn der Capitaine v. Hatzfeldt mit den Worten an: Ich glaube Sie schlafen Hr. Major; fallen Sie nicht vom Pferde; im Schlafe ist es bald geschehen. Der Hr. Major erwacht plötzlich, und antwortet mit dem ihm jederzeit [eigenen?] freundschaftlichem Lächeln. Ja, ich schlummerte, und träumete auch so gar. Mir träumete der Obriste v. Roebel war in der Bataille blessiret, der Obrist-Lieut. v. Breitenbauch desgleichen, Major Creutzberg war Commandeur des Regiments; ich war gar nicht dabey, ich weis aber auch nicht, wo ich war; und über diesen Vorstellungen haben Sie mich aufgewecket. wäre ich nicht gewecket worden, vielleicht hätte ich mehr von mir geträumet. Alles dieses ist vollkommen eingetroffen. Der Obriste v. Roebel und der Obr.Lieut. v. Breitenbauch sind blessiret, letzterer auch bereits verstorben. Major Creutzberg ist Commandeur geworden und der Hr. Major v. Kleist sint der Bataille nicht mehr beym Regimente gewesen. Die Briefe von Ew. HochEdelgeb. an Selbigen, so viele derselben bey seiner hiesigen Verlaßenschaft vorhanden, will nach der Entsiegelung treulich an mich nehmen, und Ew. HochEdelgeb. zurücksenden, auch alle vorhandene Aufsätze, dieses unschätzbaren schönen Geistes. Schade nur, daß seine Schreibtafel, worinnen einige neue kleine vortrefliche

Digitized by Google

poëtische Arbeiten standen, nicht dabey befindlich. Er hat selbige als sein vade mecum, in der Tasche bey sich gehabt; und wofern Er sie auf dem Schlachtfelde nicht verlohren: so ist sie gewiß zu Frankfurt bey seinen Kleidern vorhanden. Die verlangte Abschrift des Kleist. Aufsatzes, der bey seinen Papieren befindlich gewesen, folget anbey. Ich habe die Ehre mit vollkommenster Hochachtung zu verharren

Ew. HochEdelgebohr.

Lübben
den 12 ten Septbr.
1759.

gehorsamster Diener
Johann Ferdinand Hübner.

5.

Gleim an Professor G. S. Nicolai.

(Concept von Gleims Hand.)

Hochedelgebohrner, hochgelehrter Hr. Professor
Hochgeschätzter Freund und Gönner

Ew. HochEdelgebohren erweisen mir doch die große Freundschaft, und melden mir mit nächster Post alle Umstände, von dem Tode meines Freundes, des unsterblichen Kleists. Ich weiß, daß er in Dero Armen die Welt verlaßen hat; ein Glück, das meinen unbeschreibbahren Gram, um ein groß Theil mindern würde, wenn ich es gehabt hätte! Ich bitte auch den kleinsten Umstand nicht auszulaßen; und unter andern mir nicht [zu] verschweigen, wenn er etwa geklagt haben sollte, daß ich ihm so lange nicht geschrieben hätte; meine letzten Briefe sind wegen des gesperreten Postlaufs nicht angekommen; noch den letzten vom 20. August hat mir das Feldpostamt zurück geschickt. Es kan nicht gleichgültig seyn, mit welchen Gedancken ein Held, ein Mensch, ein Freund, wie Kleist war, aus der Welt gegangen ist; darum bitte ich insonderheit seine letzten Reden zu bemercken, in gleichem den Ort wo sein theurer Rest seine Ruhestädte gefunden, auf welche Weise er zur Erde bestattet ist etc. Für alles, was Ew. HochEdelgeb. dabey zur Ehre meines Freundes gethan haben, bin ich höchstens verbunden und falls einige Auslagen geschehen wären, so bitte mir solche bekant zu machen, damit ich für die Erstattung sorgen kan. Ohne Zweifel hat der unsterbliche Mann seinen letzten zeitlichen Willen hinterlaßen, auch hievon bitte ich mir Nachricht zu geben, damit ich bey Zeiten, wegen der beym hiesigen Dohmstift untergebrachten Gelder das nöthige beobachten kan. Der Auditeur des Hausenschen Regiments hat mir geschrieben, der Seelige hätte erst vor kurtzem verschiedene Gedichte gemacht, in seiner Schreibtafel würden sie sich finden. Wäre solche nicht verlohren gegangen, so werden Ew. HochEdelgebohren ohne meine Bitte für jede Zeile besorgt seyn, sie vom Untergange zu ret-

Digitized by Google

ten; bey so trauriger Materie kan unmöglich länger verweilen; ich muß also abbrechen, und bin mit vollkommenster Hochachtung

Ew. HochEdelgeb.

Halb. den 21. Sept. 1759. gehorsamster Fr.
u. Dr.

6.

Friedrich Nicolai an Gleim.

Hochedelgebohrner
Insonders Hochzuehrender Herr

Ich werde durch einen besondern Umstand veranlaßet Ew. Hochedelgebohrnen mit gegenwärtigem Schreiben zu beschweren. Ich bin im Begriff ein kurzes Leben und Lobschrifft auf unsern gemeinschaftlichen Freund den sel. Herrn v. Kleist [zu] drucken.* Er hatte mir vor einiger Zeit in einem Briefe seine vornehmsten Lebensumstände überschrieben; diesen Brief wollte ich dazu gebrauchen; er ist mir aber ich weiß nicht durch welchen Zufall** abhanden gekommen. Nun hat mir Hr. Leßing versichert, daß Ew. Hochedelgebohrnen viele Umstände von dem seligen bekannt wären, ich nehme mir also die Freiheit Sie um deren Mittheilung zu ersuchen.

Ich wünschte sonderlich sein Geburtsjahr und Ort; die Bedienung seines Vaters, den Namen der Mutter etc., das Jahr wenn er in Dänische Dienste getreten, das Jahr wenn er in Preußische Dienste getreten, und wenn er avancierte zu wißen. Könten mir Dieselben etwan einige Anekdoten seine Gedichte betreffend mittheilen, so wäre es mir um desto angenehmer.

Ew. Hochedelgebohrnen würden meine Verbindlichkeit gegen Sie ungemein vermehren, wenn Sie mir diese Nachrichten geneigt mit erster Post überschreiben wolten; denn ich wolte das Werkgen gern zur Meße, welche schon vor der Thür ist, fertig haben. Das Kupferbild des Sel. ist schon in der Arbeit;*** und der Drucker wartet nur auf das MST.

Dero Liebe gegen den sel. Hr. v. Kleist, läßt mich hoffen, daß Sie meine Freiheit entschuldigen werden. Da mir Hr. Leßing ge-

---

* Ehrengedächtniß Herrn Ewald Christian von Kleist. (Vign.) Berlin, bey Friedrich Nicolai 1760. 4°. 2 Bl. und 22 S. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage aus demselben Jahre. Die dänische Schrift: Afreminde over Herr Evald Christian von Kleist, Kongelig Preusiss Major, ... Liv og Leveet. Kiobenhavn, ... 1760. 8°. 32 S., welche Herr von Maltzahn besitzt, ist wol eine Uebersetzung der Nicolaischen Biographie.

** Im Original: „Zufall von".

*** Der ersten Auflage ist ein Kupferstich beigegeben: Friedrich Kauke Sculpsit Berol. 1759.

Digitized by Google

saget, daß Sie wünschten eine Nachricht von den letzten Stunden und der Beerdigung des Sel. zu haben, so habe ich solche in der Eil von 2 Händen aus einem Briefe meines Bruders abschreiben laßen und sende solche anbei.*

In Erwartung einer geneigten Antwort habe die Ehre mit der vollkommensten Hochachtung zu verharren

Ew. Hochedelgebohrnen
ergebenster Diener
Friedrich Nicolai.

Berlin d. 21. Sept. 1759.

Monsieur
Monsieur Gleim
chanoine du Chapitre de
Halberstadt

Gedruckte Bogen. *à*
Franco. *Halberstadt*

7.

Auszug aus einem Briefe von G. S. Nicolai an seinen Bruder Friedrich.

Frankfurt a. d. O. 17. Sept. 1759.

Er hatte mit seinem Bataillon die drei Batterien erobern helffen, da er unter das Corps des Generals Finck die Rußische Flanke attaquirte. Ohngeachtet er als Major hinter der Fronte seyn mußte, so ritt er vor, da er den Commandeur des Bataillons nicht mehr sahe (der wie man nachher gehört, auch an seiner Bleßur gestorben seyn soll); das Bataillon jagte ein Bataillon von denen österreichischen Grenadiers mit den Bärenmützen, nach einigen Salven mit dem Bajonet in die Flucht. Es marschirte gegen eine Batterie. In der Hitze unterließ er es vom Pferde zu steigen, wie wohl sonst gewöhnlich, wenn man vor der Fronte commandiret; Er rief die Fahnen seines Bataillons, und nahm selbst einen Fahnenjunker bei dem Arm, ob er gleich schon an der rechten Hand auf die Knöchel der beiden ersten Finger verwundet war, so hielt er den Degen in der linken Hand. Da er auch in dem linken Arm über dem Gelenke inwärts gegen den Ellenbogen zu durch eine kleine Kugel verwundet wurde und den Degen in der linken Hand nicht halten konnte, so faßte er ihn noch mit den beiden letzten Fingern und dem Daum der rechten Hand, und commandirte, hatte auch das Vergnügen, daß das Lestewitzische Regiment, neben welchem das Bataillon damahls stand, seinem Bataillon gleich nachmarschirte. Er war einige 30 Schritte von der neuen zu erobernden Batterie, als ihm, da er

* Folgt als Nr. 7.

Digitized by Google

außer den vorigen Wunden gewiß 12 starke Contusiones hatte ein Cartetschen-Schuß das rechte Bein zerschmetterte, so daß er vom Pferde fiel. Es waren 3 Löcher, das mittelste hatte in der Mitte der Länge des Fußes das Schinnbein zerschmettert, und war so groß als ein ordinairer Apfel. Die beiden andern Löcher waren zu beiden Seiten etwa anderthalb Zoll von demselben etwas kleiner, und hatten Communication mit der großen Wunde. Er suchte zweimahl vergeblich wieder zu Pferde zu steigen. Zwei Soldaten von seinem Regiment, und einer von Printz Heinrich von seiner ehmahligen Compagnie trugen ihn hinter die Fronte, nach einem Grunde. Da sie aber von fernen Cosacken sahen, ließen sie ihn liegen. Ein Feldscheer war eben beschäfftiget etwas Spiritus auf die Wunde am Bein zu gießen, und den Schnupftuch darum zu binden, als er in den Kopf geschoßen wurde, und also nicht weiter verbinden konnte; Es war nach 4 Uhr, als er am Bein verwundet wurde; Bald darauf kamen die Cosacken, und nahmen ihm alles auch sogar das Hemde und die Perüque. Sie würden ihn auch getödtet haben, wenn er nicht polnisch mit ihnen hätte reden können, da sie ihm in der Meynung er sey ein Pohle das Leben ließen. Sie warfen ihn an einen Sumpf ins Naße. Rußische Husaren die ihn fanden, zogen ihn aufs Trockne bei ihr Wachtfeuer, bedeckten ihn mit einem alten Mantel, und etwas Stroh, setzten ihm einen Huth auf, gaben ihm Brodt und Waßer, welches letztere ihn ungemein erquickte. Gegen Morgen musten die Husaren fort. Einer wollte ihm ein 8 Gr. Stück geben, und so sehr er es auch verboth, warf er es in den Sand, und ritt davon. Die Cosacken kamen wieder, und nahmen ihm alles, was die guten Husaren ihm gelaßen hatten. Er lag also wieder nackend, biß den Vormittag etwa zwischen 9 und 10 Uhr ein rußischer Officier in der Gegend gieng, den er anrufen konnte. Vorher hatte ihn keiner, alles Ruffens ohngeachtet, hören wollen. Dieser machte Anstalt, daß er auf einen Wagen gelegt wurde, wo er in der äußersten Entkräfftung gegen Abend hier ankam. Bei der Beerdigung sagte mir ein ..... Capitain Hr. von Stackelberg von der Cavallerie, daß er es gewesen, der den seeligen auf einem Waagen vom Wyburgschen Regiment hieher bringen laßen. Er ward so gleich von Hr. Sollicofer verbunden, da er in der Tuchmacher Gaße einquartiert worden. Er ließ es mir erst den 14ten ganz früh wißen, daß er hier bleßirt wäre. Ich lief sogleich, als ich aufgestanden war, und etwas zu seiner Stärcke mitgenommen hatte, zu ihm; Ich fand Hr. Sollicofer und Hübner, die ihn eben wieder verbunden, und hörte, daß Hr. Doctor Eberti das nöthige verordnet hatte. Ich sahe, daß er in diesem Quartier die zur Cur nöthige Bequemlichkeit und Beistand nicht haben könnte; besorgte erst ein paar Bouteillen Wein zu Umschlägen und nachdem die Chirurgi auf mein Befragen davor hielten, daß er in der Bettstelle ohne

Digitized by Google

Schaden zu mir getragen werden könnte, so bath ich ihn sich zu mir tragen zu laßen. Er weigerte sich anfänglich aus freundschafftlichen Gründen ziemlich. Endlich nahm er es an. Ich erhielt die Erlaubnis dazu von dem Hr. Major von Falckenhagen, der einen Unterofficier mitschickte, der es seiner Ordonantz befahl mitzugehen. Es trugen ihn also 4 Mann zu mir. Sie giengen so behutsam mit ihm um, daß er auch nicht die allergeringsten Schmerzen davon empfunden. Du weist gewiß, daß ich und meine liebe Frau alles mögliche gethan haben, ihm seine Schmerzen zu erleichtern, und alles vom Medico gerathene sogleich zu seiner Hülfe zu besorgen. Im Anfang segnete Gott unser Bemühen augenscheinlich. Hr. D. Eberti sagte sogar: Man wird ja solchen Mann an solcher Wunde nicht sterben laßen. Es besuchten ihn verschiedene rußische Officiers, die ich hatte kennen lernen. Ich erbath die Erlaubniß bey unserm würdigen Commendant dem Hr. Obrist von Chetneff, daß er auf sein Ehren Wort hier bleiben sollte. Wir machten die angenehmsten Entwürfe, daß die Hr. Ramler und Leßing hieher kommen solten, wenn es ruhiger werden würde; Er gab dem Regiment Nachricht von seinem Zustand. Und der Prinz Baratof, Capitain de Guide bei dem General Fermor, den ich kannte, nahm den französischen Brief, den ich an den General Fermor in seinem Namen schrieb, selbst mit. Es schickte ihm durch diese Vermittelung das Regiment 21 Frederic d'or und 5 Ducaten, die er in die Regimentscasse gelegt hatte; der Magistrat zahlte vorher ½ Monath Gage, weil es ihm so sehr peinlich war, daß ich alles bezahlte; Ich muß noch anführen, daß ihm ein Rußischer Officier zuerst ein alt Hemde gegeben; und dann der Hr. Studiosus Perschel ein gutes. Ich versorgte ihn gleich mit andern, da die Materie am Arm Abwechselung erforderte. Da die Blessirte hier aus Mangel der Chirurgorum nicht gehörig konnten besorgt werden, Bei der Rußischen Armee bei jeden Regiment nur ein Feldscherer ist, und die Rußische Hrn. Commandeurs die hier waren, nicht Feldscherer aus den benachbarten Städten befehlen wollten, hieher zu kommen, so schrieb ich einen Brief in seinem Namen an den Hr. Geh. Rath Cotkenig den er unterschrieb, daß von der Armee Feldscherers hieher kommen möchten; weil aber keine gekommen, so vermuthet man, daß der Brieff nicht sey abgeschickt worden. Der Hr. Commendant konnte nichts weiter versprechen, er wolle den Brief zum en chef schicken. Die Wunde ließ sich gutt an, die Reppuration war vortrefflich, das Fieber mäßig. Hr. Sollicofer ward krank und Hr. Schwann verband ihn allein; sonst hatte er bei der Verbindung viel Schmerzen. Diesesmal nicht. In der Nacht ward ich als ich kaum eingeschlafen war, geweckt, daß die Wunde blutete. Ich ließ Hr. Schwann wecken, der gleich kam und die Verblutung stillete. Der Hr. D. Eberti, den ich zwar auch wecken ließ, kam erst gegen Morgen.

Digitized by Google

Man ließ ihm zur Ader. Hr. Schwan verband ihn. Man sagte, daß die zerschmetterten Knochen, die sich separirten, *arterien* gerißen hätten. Man ließ am rechten Arm zur Ader. Es kam zwar noch nachhero Blut, aber nicht so stark. Ich laß den Tag nicht und blieb immer bei ihm, übernahm auch nichts für die Universitaet; mann meinte doch nicht, daß der Zufall tödtlich sey, wenn er gleich gefährlich wäre. Hr. Schwan besuchte ihn verschiedene Mahle; Er genoß fast gar nichts, da er sonst die Brühe von guten Catharinen Pflaumen, Citronen .... auch Grieß in Waßer gekocht gern gegeßen. Nachmittag schien er mir schwach zu werden, da die Schmerzen die ganze Zeit außerordentlich gewesen. Er schlug in den Schmerzen offt seine Hände um meinen Hals und küßte mich häufig und sagte verschiedene mahl: Ach liebster Freund, wie kann ich Ihnen das alles vergelten, was sie an mir thun. Ich bethete für ihn laut, Er war sehr andächtig, er rief unzählige mahl: 'ach Gott, ach Gott erbarme dich meiner, Jesus mein Heiland, mein Erlöser, erbarme dich meiner'. Ich fragte ihn, daß da man nicht wißen könnte, wie die Umstände kämen, und es gefährlich werden könnte, ob er etwas zu disponiren beliebte. Er sagte, ein jeder von seinen beiden Bedienten sollte 20 Thlr. haben. Ich frug, ob er in Absicht seiner Anverwanten etwas zu disponiren beliebte; Er antwortete, es sey alles geschehen. Ich frug ob [er] in Absicht seiner Verse etwas einrichten wollte. Er antwortete: Nein. Er ward auf einige Zeit ruhig. Weder Doctor noch Chirurg wollten oder konnten sagen, daß der Zufall tödtlich sey, sondern gaben gute Hoffnung; Mir schien es sehr gefährlich zu seyn. Gegen 10 Uhr Abends besuchte ihn noch Hr. Schwan. Es war sehr wenig Blut gelaufen; Er war sehr unruhig, da ihn der Schmerz aufrichtete und zum starken Bewegen des gesunden Fußes veranlaßte. Auf mein Bitten beruhigte er sich, Hr. Schwan faßte ihn an den Puls und sagte: es sei vorbei, er werde sterben; Ich schickte nach Hr. M. Hitzwedel, es wollte Niemand das Haus aufmachen, vermuthlich weil verschiedene mahl in der Nacht durch Marodeurs geplündert war; zu Hr. Taube, deßen Frau lag im Sterben, und Hr. Behr war krank. Hr. Simonetti konnte er nicht leiden, wie er mir schon vorher gesagt. Nachmittags hatte ich schon gefragt, ob er einen Prediger verlange. Er sagte aber — Warum denn? Es sey ihm einerlei. Ich wollte also nicht eher den Prediger ruffen laßen, als biß die Kunstverständigen sagten, daß Gefahr zu besorgen. Ich hatte auch gleich zu Herr D. Eberti geschickt. Bei dem logirt der Hr. Obrist Riedesel, der Sächsische Volontair bey der Rußischen Armee. Der ließ sagen der Herr Obrist sey bey ihm, er wolle gleich kommen. Er kam erst nach 11 Uhr. Der seelige war indeßen ruhig geworden. Er schlief wie ein gesunder. Er ward etwas unruhig und der Hr. D. wolte noch einmahl zur Ader laßen. Hr. Schwan kam wieder, der

Digitized by Google

sich von den vielen Arbeiten des Tages etwas ruhen wolte. Der Patient schlief wieder ruhig. Man hatte Hoffnung, wen der Schlaf nur ein paar Stunden dauren wolte. Da es 12 Uhr war, und Hr. Schwan sagte daß er schon die vorige Nacht nicht geschlafen, also ohnmöglich weiter warten könte etc., auch die Hoffnung war, der Schlaff würde fortdauren, so ward beschloßen, daß Aderlaß biß auf den folgenden Tag, den 24. aufzuschieben. Ich begleitete den Hr. Doctor und Schwan. Hr. Advocat Oesfeld, der sich erbothen die Nacht mit mir zu wachen, kam mir auf der Treppe entgegen und sagte daß sich der Patient ungemein stark gebrochen. Mein Bursche mußte gleich laufen und den Hr. Schwan rufen. Er kam. Ich hatte den Patienten ziemlich ruhig angetroffen. Schwan sagte: Hr. Obristwachtmeister Sie haben einen schweren Anfall überstanden. Er antwortete: Was die Gefahr anbelanget die ist lächerlich; aber die Fatigue ist groß. Er ward gantz ruhig und schlief etwas. Hr. Schwan meinte es sey nicht rathsam die Ruhe durch einen Aderlaß zu stören, und da es gegen Morgen mit den Patienten beßer zu sein pflegte als vor Mitternacht: so wolle er gehen. Er könne aber unmöglich vor 6 Uhr wieder kommen, da Er schon so matt sey, die vorige Nacht nicht geschlafen und wie ich wüßte die Arbeit bey Tage so schwer sey. Ich gieng mit ihm heraus. Ich hatte mich kaum eine Viertelstunde in der kleinen Stube auf das Bette mit den Kleidern gelegt, da ich sehr abgemattet war, als man mir die Nachricht brachte, daß die Unruhe wieder anfienge. Hr. D. Eberti hatte mir auch gesagt, daß Er unmöglich in der Nacht wiederkommen könte. Ich suchte also durch mein Bitten ihn so viel möglich ruhig zu erhalten, gab auch noch ein paar mahl von der verordneten Medicin, die Er auch vorher beständig ohne Wiederwillen genommen hatte. Gegen zwey Uhr merkte ich die Unruhe hefftiger, die Brust schlug zu stark, und die Glieder bewegten sich heftiger. Ich bethete zu Gott laut und merkte daß Er alles verstand und gerne hörte. Ich fragte nach einiger Zeit: Sie verstehen mich doch liebster Freund. Er antwortete ja mit gebrochener röchlender Stimme. Ich sagte: Sie sterben auf das Verdienst Ihres Erlösers und sind aller Gnade die Er Ihnen erworben theilhaftig. Er antwortete mit eben der Stimme ja ja. Ich bethete beständig weiter. Er ward immer ruhiger. Es starb der beste Mensch unter meinem Gebeth. Ich druckte Ihm die Augen und den Mund zu. Es schlug 2 Uhr. Du kanst Dir meinen Zustand leicht vorstellen. Ich kann jetzt kaum vor Trähnen schreiben. Damahls weinte ich nicht, so stark war noch der Affect, bis gegen 7 Uhr die Thränen meiner lieben Frau, derer Ruhe ich nicht in der zweiten Nacht stören wolte, die meinigen begleiteten. Ich veranstaltete das Nöthige: meldete es den Morgen dem Hr. Commendanten und auch dem Hr. Platzmajor v. Stackelberg der ihn einigemahl auch den Tag

Digitized by Google

vorher besucht und mit dem Hr. Major von Händring und Hr. Lieut. v. Klinghofen bey mir Coffe getrunken hatte. Sie beklagten ihn als Menschenfreunde. Aber sie kanten seinen Werth nicht so wie ich. Ich schrieb die Standrede unter solchen Zerstreuungen, die mir kaum eine Vierthelstunde hinter einander Zeit ließen, der Commendant und Platzmajor beförderten meinen Vorsatz den seeligen mit der Ehrenbezeugung die möglich wäre zur Erde zu bestatten. Andere, die nicht Rußen waren, suchten es zu hindern und wiederriethen es stark. Ich [habe] dabey manchen Verdruß gehabt und wieder Menschen kennen lernen. Den 25ten des Abends, da ich das meiste an der Rede arbeiten wolte, ward mir so schlim, daß ich mich zu Bette legen mußte. Ich übergab mich stark, hatte eine ziemlich unruhige Nacht, brauchte die vorher genommene Medicin ferner fort, schrieb das was mir noch in der Rede fehlte und hielt sie in Gegenwart einiger 30 Rußischen Hrn. Officiers und einer sehr starken Anzahl Zuhörer gottlob mit vielem Beifall in meiner großen Stube; in der kleinen waren die Frauenzimmer bei meiner lieben Frau, die sich bei ihr melden ließen. Was meinst Du wohl: Ich hatte von der Universität zur Nachfolge invitiren laßen den Hr. Magnificus Böhmer, Hr. P. Cause, Stosch, Hackeman, Uhl, Polack, Steinwehr, Curts; von allen denen kam nur der Hr. Prof. Cause. Die *invitation* geschahe durch 2 Marschälle d. Hr. v. Claudian und Hr. Ringdorf, die beyden andern Marschälle bey der Leiche waren Hr. v. Ottenhaus und Hr. v. Covenant, alle Studiosi. Vor der Rede ward von der Musicalischen Gesellschaft eine sich zu der Trauer schickende Musik aufgeführet, nach derselben eine von d. Hr. Studioso Burman* dazu componirte und gemachte Arie mit Flöten gesungen, dieser hat auch das Gedicht im Namen der Studirenden gemacht.** Er hatte auch bei dem Leben des seel. in der Krankheit an ihn eine Ode geschrieben. Den 26. nach der Nachmittags Predigt kamen die Leichenbegleiter und wurden an der Hausthüre von 2 Marschällen empfangen (vor derselben war wegen des ungemeinen Zulaufs von Menschen die Rußische Wache von 2 Man und 1 Unterofficier, die beständig bey der Leiche gewesen). Ich empfieng sie an der Treppe und führte sie oben etc. Es folgten nebst den Vertretern von der Universitaet und Stadt auch 70 Rußische Officiers der Leiche. Alles ist in der größten Ordnung und ruhig abgegangen, ich konte in Anfang keinen Preußischen Officiers-

---

* Gottlob Wilhelm Burmann, der wunderliche Naturdichter und Improvisator, geb. 18. Mai 1737, gest. 5. Jan. 1805.

** Empfindungen, | bey dem Grabe | des | HERRN | Obrist Wachtmeisters von Kleist. | Aller | auf der Frankfurtischen Universität Studirenden. | Frankfurt an der Oder, den 26ten August, 1759. | (Vign.) | Gedruckt bei Johann Christian Winter, Universitätsbuchdrucker.

Digitized by Google

degen hier bekommen, weil alles Gewehr abgeliefert war, um ihn auf den Sarg mit den Sporen zu legen. Hr. v. Stackelberg aber gab seinen eigenen Degen damit der Seelige [nicht] ohne dieses gewöhnliche Ehrenzeichen begraben werden möchte.

8.

Gleim an Fr. Nicolai.

(Concept von Gleims Hand.)

HochEdler,
Hochzuehrender Herr

So viel neue Thränen die mitgetheilte Nachricht von dem Lebens-Ende meines theuresten Kleists mir gekostet hat, so sehr bin ich doch Ew. HochEdlen dafür verbunden; denn nichts von alle dem, so einen solchen Freund betrift, ist mir gleichgültig, ich mochte jedes letzte Wort wißen, das er gesprochen, jeden Gedancken, den er gedacht hat; ich habe deshalb erst am vorigen Freytage an dero Hr. Bruder nach Franckfurth geschrieben und ihn gebeten, mir doch alle, auch die kleinsten Umstände, von seinem mir so schmertzhaften Tode zu melden. Aber eben dieser unbeschreibliche Schmerz, diese unüberwindliche Betrübniß über den Verlust eines in allem Betracht unschätzbahren Freundes, deßen Leben mit dem meinigen so genau verbunden war, setzt mich ganz außer Stand, Ew. HochEdlen alle in Händen habenden Nachrichten, welche bei Abfaßung des Lebens dieses großen Mannes gebrauchet werden könten, in der bestimten kurtzen Zeit mitzutheilen. Ich müßte nemlich solche aus den Briefen des Seeligen an mich zusammen suchen, dieses aber würde für mein Hertz itzo noch allzu empfindlich seyn! Alles was ich daher voritzt thun kan, ist, daß ich die Abschrift einer Antwort, die mir der Seelige auf meine Frage wegen seiner Lebensumstände einst ertheilete und welche vermuthlich deßen verlohrenes Schreiben von gleichem Inhalt ersetzen wird, hiebey übersende. Laßen aber Ew. HochEdlen mir einige Zeit, so werde nicht allein sehr gern mit umständlichen Nachrichten an die Hand gehen, sondern auch mit Herrn Leßing und Herrn Ramler mich über ein unserem Kleist und unserer Freundschaft zu stiftendes würdiges Andenken zuvörderst vereinigen. Noch kann ich nur weinen, nicht denken. Was indeß Ew. HochEdlen zu thun belieben möchten, so bitte doch gar sehr, Herrn Leßing und Hr. Ramler dabey zu Rathe zu ziehen!

In der Nachricht des Herrn Bruders haben meines Freundes Schmertzen mir beinah nicht so weh gethan, als daß ich darinn meiner mit keinem Worte erwähnt gefunden. Ganz ohnfehlbar aber,

Digitized by Google

das weiß ich, hat mein Kleist nach mir sich umgesehn, in meinen Armen zu sterben gewünscht! Er, der mich oft tröstete, wenn ich um sein Leben bekümmert war, solte die letzten Stunden seines Lebens nicht an mich gedacht haben, solte [nicht] mit Gedanken an seinen Gleim aus der Welt gegangen seyn? Unterm 25. Jan. 1757 schrieb er, ich will wagen, es abzuschreiben .....* Weil ich meinen größten Schatz, die Briefe meines Kleists vor mir habe, so will doch geschwind noch ein paar Stellen ausschreiben, zum Beweise, daß sie viel merkwürdige Züge seines fürtreflichen Caracters, und viele Umstände seines edlen Lebens enthalten, und ohne sie nicht leicht etwas vollständiges geliefert werden könne. — Sie verlangen Anecdoten von seinen Gedichten. Hier ist eine: Er schickte mir unterm 8. Aug. 1758 aus dem Lager bey Dippoldtswalde, einen Gesang des Cißides, und schrieb dabey ....** Unterm 3. Februar 1758 schreibt der Patriot ....*** Diese Schlacht [bei Roßbach] weißagt gleichsam unterm 1. October 1757 in folgender Briefstelle der Held .....† Unterm 12. October 1757 schreibt der Freund: „Der arme Gellert liegt auf dem Lande bey Weißenfels an einem Fieber tödlich krank — Ich habe ihn so lieb, daß ich gestern mit dem Gedanken von seinem Tode den ganzen Tag geplagt war. Ja, was meinen Sie, ich machte schon seine Grabschrift:

Als jüngst des Todes Pfeil o Gellert, dich getroffen,
Klagt' ich und weint' und sah den Himmel offen
Auch den belebten Raum der weiten Welt sah ich,
Die Menschen weineten, die Engel freuten sich!"††

Vor Wehmuth kan ohnmöglich mehr abschreiben. Ich bringe itzo die unschätzbaren Briefe meines Freundes in Ordnung, wenn solches geschehn ist, wird es mir leichter seyn, etwas mehr daraus mitzutheilen.

Ich bin mit vollkommenster Hochachtung
Ew. HochEdlen
gehorsamster Diener
Halb. den 24. Sept. 1759. Gleim.

---

* Vgl. den Brief Nr. 205 in meiner Sammlung der Briefe Kleists, im 2 Bande der Werke.

** Vgl. den Brief Nr. 282 ebendaselbst.

*** Vgl. den Brief Nr. 261 ebendaselbst.

† Vgl. den Brief Nr. 240 ebendaselbst.

†† Das Fragment ist einem in Halberstadt jetzt nicht mehr vorhandenen Briefe entnommen; ich habe es als Nr. 242 meiner Sammlung eingefügt.

Digitized by Google

Folgendes steht als ein Postscript in einem Schreiben aus Zittau vom 25. Jan. 1757 .....* Als ich ihm hierauf antwortete, daß er mir viel zu wenig Materialien zu seinem Leben geschrieben hatte und inständigst mich wegen seiner Reise nach Pohlen und nach seiner Wilhelmine erkundigte, antwortete er aus Zittau unterm 18. Febr. 1757 ....** Aber ich kan die ganze Stelle nicht abschreiben: Ich sehe daraus meine Pflicht, das Leben meines Freundes einmal selbst aufzusetzen. Ich will nur noch anführen, daß ich unter andern nicht außer Acht laßen werde: 1) daß der König nach der Schlacht bei Roßbach dem größten Menschenfreunde der Armee die Aufsicht des Lazarets in Leipzig aufgetragen. 2) daß er im Febr. 1758 nach Zerbst geschickt worden den berühmten Marquis de Fraignes nach vergeblichen Versuchen anderer Officiers daselbst gefangen zu nehmen, welches er gethan. 3) daß er hierauf nach Bärnburg detachirt worden, Mehl und Fourage-Lieferungen daselbst executiv beyzutreiben; ein anständig Geschäft für einen Kleist, der gewiß nicht mehr that, als der Dienst des Königs und das Beste des Vaterlandes erforderten. 4) daß er im Jahr [1752] bis nach Zürch auf Werbung gegangen. Auf dieser Reise besuchte er mich das einzige mahl in Halberstadt. Er und ein anderer Menschenfreund, Herr Geheimde Rath von Berg .... thaten mit mir eine Spazierfahrt nach Blankenburg, 2 Meile von hier. Auf diesem kurzen Wege hatte ich das Unglück beim Umstürzen des Wagens den Arm zu brechen, und muste, weil ich nicht fahren konte, eine ganze Meile in dunkler Nacht zu Fuße gehen. Auf diesem ganzen Wege trug mein Kleist den kranken Arm in zusammengewundenen Schnupftüchern; ich fiel einige mahl in Ohnmacht. Er war mehr als todt und kam nicht ehe von meinem Bette, bis ich beßer war. 5) Daß er anfangs diesjährigen Feldzugs mit nach Franken marschirt unter dem Befehle des Prinzen Heinrich. 6) Daß, obwohl das Regiment, worunter er stand, aus lauter Sachsen bestand, dennoch daßelbe gleich einem National Regimente Dienste that, welches allein dem Hr. Major zuzuschreiben war.

9.

Gottlob Samuel Nicolai an Gleim.

Hochedelgebohrner Hochgelehrter Herr
Besonders Hochgeehrter Herr Dohm Secretär
Liebenswürdiger Freund.

Ich will Ihnen alles melden was ich aus der Erzählung des besten Menschen und aus eigener Erfahrung von seinen letzten

* Vgl. den Brief Nr. 205 in meiner Sammlung.

** Vgl. den Brief Nr. 207 ebendaselbst.

Digitized by Google

Tagen weis. Ich habe es schon offt geschrieben. Es ist ein Trost für mich an Ihn zu denken. Er führte das Bataillon vom Hausischen Regiment in der Battaille v. 12. Aug. an, da er den Commandeur deßelben nicht sahe. In der Hitze stieg er nicht vom Pferde, wie es sonst gewöhnlich ist. Er half 3 Batterien erobren; und ward an der rechten Hand verwundet. Er hielt den Degen in der linken Hand; Er ward in den linken Arm geschoßen und da Er den Degen nicht mehr halten konte faßte er ihn mit dem Daum und zwei letzten Fingern der rechten Hand. Er hatte dabei an 12 Contusionen. Er rief die Fahnen zu sich. Sie kamen, Er faßte einen Fahnenjunker an, der schon 3 Fahnen trug und will weiter. Das Bataillon folgte. Ohngefehr 30 Schritt von einer neuen Batterie zerschmettern ihm zwischen 4 und 5 Uhr 3 Cartetschen Kugeln das rechte Bein. Er fiel vom Pferde, Versuchte zweimahl vergeblich wieder aufzusteigen, und blieb in Ohnmacht liegen. Zwei Soldaten von seinem Regiment und einer vom Prinz Heinrichschen trugen ihn weg, ließen ihn im Grunde liegen, da sie Cosacken kommen sahen. Ein Feldscheer kam, band den Schnupftuch um das Bein, goß etwas Spiritus auf die Wunde, und ward durch einen Schuß in den Kopf am fernern Verbinden gehindert. Die Cosacken kamen und zogen ihn nackend aus; sogar die Perüque nahmen sie. Auch die Schreibtafel, in welcher noch ein Gedicht an Hr. Leßing, ein Entwurf zu einem neuen Trauerspiele, und verschiedne andere Gedichte waren. Weil er Polnisch mit ihnen sprechen konte, ermordeten sie ihn nicht. Einige Rußische Husaren, die ihn fanden, zogen ihn auf das Trockene an ihr Wachtfeuer, bedeckten ihn mit einem alten Mantel und etwas Stroh, setzten ihm einen alten Huth auf; gaben ihm Brodt und Waßer; und da sie ihn verlaßen musten, warf einer ein 8 Gr. Stück das Er sich anzunehmen weigerte, bei ihm in den Sand. Cosacken kamen und raubten ihm alles dieses. Er lag nackend, biß des Morgens um 9 Uhr, da ein Officier sein Rufen hörte, und Anstalt machte daß Er den 13ten gegen Abend hier auf einem Wagen ankam. Er ward in einer schlechten Gaße einquartiert. Den 14ten früh ließ Er mir sagen, daß Er hier wäre. Ich lief zu ihm, machte Anstalt daß, da Er eben zum zweiten mahl verbunden ward, die Umschläge gehörig besorgt werden konten etc., Überredete ihn durch viel Bitten sich zu mir tragen zu laßen; so nach dem Urtheil der Chirurgorum ohne alle Gefahr, im Bette geschehen konte. Erhielt die Erlaubnis dazu. Er ward ohne die geringste Schmerzen zu mir getragen. Meine Frau und ich wendeten alles mögliche an sein Leben zu retten. Wir hatten die schönste Hoffnung, Doctor und Balbier versicherten es. Ich erhielt die Erlaubnis daß Er auf sein Ehrenwort hier bleiben solte. Unter einem halben Jahr konte Er nicht völlig beßer werden. Wir machten viel angenehme Entwürfe, wie ich die gemeinschafftl. Freunde hieher

Digitized by Google

bitten, und wir den Winter recht vergnügt zubringen wolten. Ich verließ ihn nie, als wenn es die Deputationen der Universität, oder das Lesen der Collegien nothwendig machten und denn war meine Frau bei ihm. Er hat mir gesagt daß Sie Ihm lange nicht geantwortet hätten. In der Nacht v. 22—23ten ward ich geweckt, als ich kaum eingeschlafen war. Es war fast ein Quart Blut aus der Wunde gelaufen. Ich ließ den Chirurgum und Doctor rufen, man stillte das Bluten, und urtheilte daß die wohl 1 und ½ Zoll zerschmetterten Knochen bei der Separation Arterien zerrissen hätten. Die Schmerzen wurden abwechselnd heftiger, nach einem Aderlaß am Arm gelinder. Er sprach dabei unzählige mahl: 'Mein Gott erbarme dich meiner, Jesus mein Heiland mein Erlöser erbarme dich meiner.' Ich machte mich von allen Arbeiten loß und verließ ihn nicht einen Augenblick. Er umarmte mich öfters hielt mich im Küßen sehr fest und sagte: Liebster Freund wie kann ich Ihnen das alles vergelten was sie an mir thun. Er aß am Mittag sehr wenig. Nachmittag wurden die Unruhen heftiger. Ich merkte daß der Schweiß ganz kalt war wenn er mich so fest an sich hielt. Ich fieng an laut zu bethen, und merkte, daß es Ihm sehr angenehm war. Ohngeachtet die Chirurgi und der Medicus noch nichts von der Gefahr des Todes wißen wolten so befürchtete ich sie sehr. Ich sagte Ihm, daß da man bei den außerordentlichen Schmerzen nicht wißen könte, ob es nicht gefährlicher werden könte, so bäthe ich Ihn mir zu sagen, ob Er etwas disponiren wolte. Er sagte jeder von meinen beiden Bedienten soll zwanzig Thlr. haben. Ich frug ob Er wegen seiner Anverwanten noch etwas disponiren wolte. Er sagte es ist alles geschehen. Ich frug ob Er in Absicht seiner Schrifften noch etwas disponiren wolte. Er antwortete Nein. Am Abend aß er wenig. Die Unruhen wurden groß. Doch folgte Er meinen Bitten, den verwundeten Fuß gar nicht zu rühren. Gegen 10 Uhr besuchte ihn der Chirurgus Schwan noch einmahl und sagte da Er den Puls fühlte, daß die Hoffnung zum Leben vergeblich wäre. Ich ließ aber Hr. D. Eberti rufen. Der Patient fing an ruhig zu schlafen und wir hofften. Es war bei den Unruhen in der Nacht unmöglich daß ein Prediger kommen konte, ohngeachtet ich es versuchte, und der Seelige auf Befragen darein willigte. Kaum waren die Aerzte weg als der Patient sich heftig brach. Ich ließ sie wieder rufen. Sie kamen. Der Patient schlief wieder ruhig. Es ward das sonst beschloßene Aderlaßen bis auf den andern Tag verschoben. Gegen Ein Uhr ward die Angst, die die Brust hob, heftiger, und es schien daß mein Bitten stille zu liegen durch die Heftigkeit der Schmerzen nicht mehr statt fand; biß ich wieder laut an zu bethen fieng, da sich nach meinem Urtheil sein Ende nahete. Er lag ungemein ruhig. Nach einiger Zeit frug ich. Sie verstehen mich liebster Freund. Er antwortete mit sehr gebrochener

Digitized by Google

dunkler Stimme doch vernehmlich: Ja. Ich sagte Sie sterben auf das Verdienst Ihres Erlösers, Sie sind gewiß aller durch ihn erworbenen Gnade theilhaftig. Er antwortete recht vernehmlich: Ja. Bald darauf starb er unter dem Gebeth. Ich drückte dem vortreflichsten Mann die Augen zu. Es schlug zwei Uhr.

Die Beerdigung hatte ich mit Bewilligung des damaligen würdigen Commendanten d. Hr. Obristen von Chettneff und durch Beistand des Hrn. Plazmajors von Stackelberg der den sel. einige mahl besucht hatte und ungemein viel Freundschafft bewies, also eingerichtet. Den 25. invitirten 2 Marschälle, die Studiosi waren, die Leichenbegleiter die ich wählte. Hr. v. Stackelberg hatte es übernommen die Officiers zu bitten. Den 26ten nach der Nachmittagskirche empfiengen zwei adliche Marschälle die Leichenbegleiter an der Hausthüre, ich an der Treppe. Vor der Rede führte die Musicalische Gesellschafft einige schöne Adagio auf. Ich hielt die Rede in Gegenwart d. Hr. Commendanten, Hr. Obristen von Medam, Hr. Major Staudring, Voelkersam, einiger 30 anderer Officiers, Hr. P. Causse, der von allen die ich von den Profeßoribus hatte bitten laßen, allein kam, Verschiedner Glieder des Raths, Rectoren, Magistern und einiger 80 Studenten etc. Nach der Rede ward eine Arie die ausdrücklich hierzu neu von d. Hrn. Studioso Burmann componirt war aufgeführt. Er hatte auch den Text; sowie das Gedicht im Namen der hier studierenden gemacht. Den Zug führten 2 Marschälle, 12 Grenadiers à Cheval trugen die Leiche auf ordre der Generalität. Auf dem Sarg lag der Preußische Officier Degen und Sporen wie gewöhnlich. Der Hr. Commendant und die übrigen Begleiter machten unter einem ungemeinen Zulauf der Menschen einen ansehnlichen Zug, den zwei Marschälle beschloßen. Er ist auf dem Stadtkirche hoff begraben, wo viel Stabs- und andere Officiers unserer Armesonderlich nach der Battaille v. Zorndorff begraben sind. Ich wolte ihn in der Kirche begraben laßen. Mann wolte 100 Thlr. dafür haben. Ich konte mich ohnmöglich vom Gelde entblößen, da man nicht wußte wie lange uns ferner alle Correspondance verboten sein würde. Ich muß Ihnen noch sagen daß die Generalität sagen ließ, sie würden ein Bataillon zur Beerdigung commendiren wenn sie es nicht bei der Armee brauchten. Hr. v. Stackelberg war so gut, daß, da ich in Anfang gar keinen Preußischen Officier Degen bekommen konte, Er seinen eigenen Degen gab, damit er nicht ohne dieses Ehrenzeichen begraben werden möchte. Ich habe auch bei diesem Vorfall Menschen kennen lernen. Viele von denen man es am wenigsten vermuthen solte, wiederriethen es sehr und suchten es zu hindern, daß ich die Beerdigung dieses verdienstvollen Mannes von andern zu unterscheiden suchte. Ich that aber alles was die kriegerischen Umstände erlaubten. Die Generalität hatte auch erlaubt daß die Glocken geläutet werden möchten; Sie ließ aber dabei

Digitized by Google

sagen daß Sie es lieber sehen würde, wenn es nicht geschähe also unterblieb es. Der Sarg und das Sterbekleid waren so schön als es nur bei den Umständen gemacht werden konte, so daß sich viel verwunderten wie es in der kurzen Zeit so einzurichten möglich gewesen.

Zur Beerdigung habe ich einen Theil des Geldes angewendet das mir der Seelige in Verwahrung gegeben hatte. Ich hatte Gelegenheit gefunden daß Er es aus seiner Regiments Casse bekommen hatte, weil er es zu seiner *equipirung* gern haben wolte. Für meine Unkosten verlange ich nichts. Ich erkenne das freundschafftliche Anerbiethen Ew. Hochedelgeb. mit dem ergebensten Dank. Hr. Burmann, der viel Mühe bei der Gelegenheit gehabt hat ist sehr arm, wolten Ihm Ew. Hochedelgeb. etwas schenken, so würden Sie es einem würdigen jungen Menschen geben. Er hat in der Krankheit auch in einem Gedicht dem Seeligen seine Hochachtung bezeugt.

Ich wolte dem Seligen gern ein Ihm würdiges Epitaphium setzen laßen. Es müßte in Berlin gearbeitet werden. Ich erbitte mir Ihre Gedanken zur Zeichnung und Inschrifft. Vielleicht ist es noch beßer, wen dieses im Namen aller Freunde geschieht.

Ich habe vergeblich von verschiedenen den Namen der Frau Schwester des Seel. zu erfahren gesucht, um Ihr Rechnung von dem Gelde abzulegen. Aber vergeblich. Wißen Sie denselben so bitte ich ihn mir und den Ort ihres Aufenthalts zu melden aus.

Die Rede ließen sich der Hr. General v. Villabor und der Hr. Commendant ausbitten; der letzte hat mir viel Politeßen bei der Gelegenheit bewiesen und den Seeligen sehr bedauert. Ich denke sie drucken zu laßen wenn ich etwas Muße habe. Mein Bruder schreibt eine historische Lobschrifft des seel., da Er ihm verschiedene Umstände seines Lebens in einem der letzten Briefe gemeldet hat.

Vergeben Sie mir die Unordnung dieses Briefes da ich ihn unter ungemeinen Zerstreuungen schreiben muß.

Hr. D. Krüniz empfiehlt sich Ihnen. Ich bitte d. Hrn. Cammersecretär Beyer die Dauer meiner Freundschafft zu versichren.

Ich bleibe beständig mit der vollkommensten Hochachtung

Ew. Hochedelgeb.

Frkfrt. a. d. Oder den 26. Sept. 1759. verpflichtester Diener Dr. G. S. Nicolai.

Die Rede Nicolais ist gedruckt in folgender Sammlung: „Gottlob Samuel Nicolai Doctors der Philosophie, ordentlichen Professors der evangelisch lutherischen Theologie und Metaphysik an dem Hochfürstlichen Anhältischen academischen Gesamt-Gymnasio und Pastors der Kirche zur heiligen Dreifaltigkeit, vier erste Predigten in Zerbst und die bei der Leiche

Digitized by Google

des Herrn Majors von Kleist zu Franckfurth an der Oder gehaltene Rede. Wittenberg und Zerbst, Verlag: von Samuel Gottfried Zimmermann" 114 S. gr. 4. Ich lasse aus dem höchst schwülstigen Producte einige praegnante Stellen folgen:

S. 102 f. Ich habe den Seligen als einen Christen in der Zeit, da er krank war, gesehen. Er sprach wenig, aber aus Empfindung. Er war nicht zur Prahlerei geneigt. Er redete nur von seinem Christenthum, wenn die Bewegung des Herzens die Worte hervordrängte. S. 108: In der Schlacht vom 12. Aug. rühmt ein grosmüthiger Stabsofficier der Russischen Armee, der gegen ihn in einer Defilee gefochten, seine Tapferkeit, Klugheit und Glück..... S. 112 f. Es wäre zu wenig ihnen einige Umstände des Lebens des Seligen zu erzählen. Ich muß noch — — — hier empört sich mein unruhiges Herz. Ja du fühlst noch beängstigte Seele, daß dir Gott die Wohlthat entzog, um Deinen Freund zu sein. Du empfindest noch den ersten Anblick, wie Du ihn 30 Stunden nach seiner Verwundung, in dieser Stadt sahst. Gott! welche Gelassenheit in dem zu Dir gerichteten Auge, in der ruhigen Miene, die der wüthende Schmerz der die Brust hob, vergebens zu verdrängen suchte. Ach ihr vergebliche Hoffnungen, daß ihr uns mit Hülfe getäuscht. Ach du so oft beseufzte Ohnmacht der Menschen, die 11 Tage stark genung schien, dem besten Menschen zu helfen ....

Schreckliche Verblutung, die ihn uns zu entreissen drohete, da die zerschmetterten Knochen, im Gefühl, unwert zu sein, länger an dem edlen Körper zu bleiben, sich mit Gewalt losdrängten, und die Adern zerrissen. Tödtende Entzündung, du folgtest; Wie die Dürre des Himmels die Erde, so trocknetest du den Lebensgeist aus. Vergebens, vergebens knieten wir vor Gott, und beteten um Erhaltung. Der Sterbende faltet seine Hände. Er betet unzählig. Mein Gott! Ach mein Gott! erbarme Dich mein! Jesus mein Heiland, mein Erlöser, erbarme dich meiner! Der barbarsche Schmerz schmeißt die Hände auseinander. Sterbend schlingt er sie um meinen Hals zusammen. Mit Inbrunst drückt er mich oft an sein Gesicht, an seine Brust. Heiliger, aufrichtiger Kuß, von sterbenden Lippen, die nie ein falsches Wort verlassen. Du kalter Todtenschweiß, der sich oft mit dem meinigen vermischte. Ewig, ewig mir unvergeßliche Worte: Ach mein Freund! wie kann ich, ihre Liebe — — Nun betet die Seele und wird stiller. Nun bete ich — — Ich frage: Sie verstehen mich liebster Freund? Sie sterben auf das Verdienst ihres Erlösers. Sie sind gewiß. Sie sind gewiß, aller, durch das blutige Verdienst des Erlösers erworbenen Gnade theilhaftig. Den Tod in den Augen, den Tod in der Miene, den Tod in der Stimme; antwortet er doch noch ein doppeltes ja. Wie vom Erdbeben erschüttert, hebt sich die unschuldige Brust. So zittert eines Königs Stadt, wenn das

Digitized by Google

innere Feuer im Eingeweide der Erde sie aus ihren Grundfesten hebt. Der Augapfel nähert sich dem Himmel. Die Seele folget ihm. Er stirbt. Ewig schrecklicher 24. August. Ewig schreckliche zweite Stunde der Nacht. Nur 45 Jahre das Glück von Deutschland. Pommern, das seinen Vater gezeugt, zittere Klagen aus dem jammernden Munde. Polen, das seine Mutter geboren, weine bestürzt die lauten Zeugen deines Kummers. Wieder ein ehrlicher Mann weniger! Wieder ein Christ weniger auf der Erde. O du oft beseufzter Krieg! Ach Verlust für die Welt!

10.

Gleim an Lessing.

Vielfach corrigiertes Concept von Gleims Hand, welches in Lessings Werken, Hempel, Bd. XX 2 S. 1039 nach meiner Abschrift gedruckt ist.

11.

Auditeur Hübner an Gleim.

Wohlgebohrner Herr
Insonders Hochgeehrtester Herr Stifts Syndicus,

Ew. Wohlgebohr. bin ich gehorsamst verbunden, daß Dieselben so güttig gewesen, in Dero geehrtesten Antwortsschreiben vom 9. Septbr: c. wegen der beyden Capitalien von 1000 Rthlrn und von 500 Rthlrn, welche der sel. Hr. Major v. Kleist Hauss. Regts bey Einem Hochwürdigen Dom-Capitul zu Halberstadt stehen gehabt, und die, nach Ew. Wohlgeb. güttigem Berichte, die respective Kleist. Erben bereits gehoben haben, mir die erforderliche Auskunft hierüber gefälligst zu ertheilen. Es nimmt mich selbst Wunder, daß die beyden gnädigen Frauen Schwestern des sel. Hr. Major v. Kleist, die verwittibte Frau v. Ploetz und die Frau Hauptmannin v. Kleist, in ihrem unterm 16. Julii c. aus Stuchow an mich erlaßenen Schreiben, und der mir ertheilten Vollmacht, den sämtlichen Nachlaß gedachten Ihres verstorbenen Hr. Bruders im Nahmen der respective Erben zu erheben, mit keinem Worte gedacht, daß erwähnte 2 Capitalien von 1500 rth. zusammen, von ihnen bereits erhoben worden. Um aber zu meiner Legitimation in der Sache, den nöthigen Erweis hiervon in Händen zu haben: so ersuche Ew. Wohlgebohr. gehorsamst um eine vidimirte Abschrift, der von den Kleist. Erben ausgestellten Quittung, über die von ihnen erhobene 1500 Rthlr quaest: Den gantzen Briefwechsel, welcher in der Sache, zwischen den Erben, und Ew. Wohlgebohr. geführet worden, und den Dieselben abschriftlich mir güttigst anbiethen, glaube ich wol vor der Hand entrathen zu können. Genung daß ich denselben, benöthigten Falls, von Ew. Wohlgeb. mir allemal gantz ergebenst ausbitten darf, und in Abschrift zu versprechen habe. Ich bin der vidimirten Abschrift be-

Digitized by Google

meldter Quittung auch noch aus einem andern Grunde benöthiget. Die respective Kleist. Erben verliehren durch die geschehene Reduction des Roebel. Regiments, die 500 Rthlr. Gewehrgelder, welche der Hauptmann Berthome, als gewesener Succedirter Besitzer der Kleist. Compagnie sonst an die Erben zu bezahlen verbunden gewesen seyn würde; und da Er a Conto der Kleist. Erben nicht allein das durch den Tod des sel. Hr. Major v. Kleist, dem General Major v. Hauss zugefallene Parade Pferd mit 100 Rthlrn bezahlen müßen, sondern auch 182 Rthlr, laut eingelaufenen Lazareth und vacanten Rechnungen, welcher der sel. Major v. Kleist von seiner Compagnie zu bezahlen aunoch schuldig gewesen, von den Königl. Cassen dem Hauptmann Berthome an Verpflegungs Geldern ehemals abgezogen worden, der von dem sel. Hr. Major v. Kleist aus seiner Verlaßenschaft beym Regimente nachgebliebene baare Überschuß aber, nicht so viel beträget, als gedachte 2 Posten ausmachen, so hatte mir d. Hr. Hauptmann Berthome aufgetragen, zu seiner Befriedigung und Schadlosstellung, auf die bey dem Hochwürdigem Dom Capitul zu Halberstadt stehende 1500 Rthlr. Kleist. Capitalien, so lange Arrest zu legen, bis ihm die Erben erst seinen Vorschuß bonificiret haben würden. Ich werde dahero, aus der mir gehorsamst ausgebetenen vidimirten abschriftlichen Quittung der Kleist. Erben, über die bereits erhobene 1500 Rthlr. Capitalien, Demselben anzeigen können, daß Er seinen *Regress* auf eine andere Art suchen müße . . . . .

Ich bedaure nur, daß die vielen schönen, und freundschaftlichen Briefe von Ew. Wohlgéb. von Hr. Lessingen, Hr. Ramlern, Hr. Professor Gesnern und Bodmern und andern mehreren sehr verdienten Männern an den sel. Hr. Maj. v. Kleist, theils mit seinen sämtlichen, im Regimente nachgelaßenen Sachen, den 23. Septbr. 1759 zwischen Sagan und Neustedtel in Schlesien, auf dem Marsche von den Kosacken mit dem weggenommenen Kleist. Compagnie Proviant Wagen erbeutet worden, theils zu Torgau auf dem allda befindlichen Kleist. Rüst Wagen, Anno 1760 den 26. Septbr: bey der Rétirade des Hülsen. Corps, und der darauf erfolgten Eroberung der Stadt Torgau, von der Reichs Armee, dem damaligen Feinde in die Hände gerathen, und folglich verlohren gegangen.

Die verlangte Recommendation eines Neveu des sel. Hr. Major v. Kleist, an die hiesigen beyden Dom Herren v. Schlabberndorff, bin ich wegen Mangel hierzu nöthiger Bekantschaft mit Ihnen, zwar nicht vermögend, unmittelbar zu bewirken. Da ich aber die Ehre habe, den lahmen Hr. v. Schlabberndorff, einen Sohn des einen Dom Herrn gleiches Nahmens gantz wol zu kennen: so werde mir ein wahres Vergnügen daraus machen, Ew. Wohlgeb. sowol als auch bemeldten Herrn v. Kleist, nach Möglichkeit dienen zu können.....

Brandenburg
den 20. Septbr. 1763. J. F. Hübner.

Digitized by Google

In dem betreffenden Briefconvolut befinden sich ferner noch die Einzeldrucke folgender zwei Gedichte: „Als | man dem Verfasser sagte, | seine Pflicht sey, | den Tod seines Kleist | zu besingen. | (Vign.) | 1768“ von Gleim und: „Vorläufiger Zuruf | an | den verewigten Helden | Ewald Christian von Kleist. | Bei | der Geburtstagsfeier | Seines Gleims | von | der immer kränklichen Karschin. | Im April 1791“. Ich füge diesen Documenten noch folgende zwei ungedruckte Briefe aus dem Briefwechsel zwischen Gleim und Uz bei:

12.

Uz an Gleim.

Liebster Freund,

Ich würde mich über Ihr langes Stillschweigen beklagen*, wenn ich nicht die unglücklichen Umstände und Zeiten bedächte, die Ihnen wohl wenig Lust machen, zu schreiben. Gott hat Ihnen noch etwas härteres aufbewahret, als alles bisherige gewesen. Sie haben Ihren vortrefflichen Freund verlohren. Multis ille bonis flebilis occidit, nulli flebilior quam tibi. Kleist wird wohl von ganz Deutschland betrauert. Die erste Nachricht, die ich aus den öffentlichen Zeitungen bekommen, hat mich empfindlich gerühret. Er war auch mein Freund! Aber ich glaubte dieser Nachricht nicht. Ich dachte: es giebt mehr Kleiste: vielleicht ist eine Verwechselung der Nahmen. Aber ich erhielt bald gewißere Nachrichten, selbst aus Frankfurth. Ich kann Ihnen meine Betrübniß nicht ausdrücken. Aber es ist gewiß, daß ich seit Kronegks Tod nicht empfindlicher gerühret worden. Bey aller meiner Betrübniß dachte ich doch immer an meinen Gleim. Ich stellte mir Ihren Schmerz vor und bedauerte Sie. Ich weis, wie schmerzlich der Verlust eines vertrauten Freundes einem zärtlichen Herzen ist. Sie werden sich trösten, wie ich mich getröstet habe: Gott hat es gethan, und, was er thut, ist recht. Besingen Sie das Lob Ihres Kleists, wie ich gethan habe. Sie werden meinen Versuch in der Anlage finden und ihn verbeßern.** Ich bin versichert, daß Sie ihn schöner besingen werden. Ich zweifl nicht, daß mehrere seiner Freunde ihm ein würdigeres Denkmaal stiften werden. Aber es soll doch auch meine Stimme bey dem all-

* Gleims letzter Brief an Uz war vom 25. März 1759.

** Das Gedicht, welches beginnt: „Auch Kleist ist hin! Laßt weit herum erschallen, Ihr Musen, um den Oder-Strand“. Sämtliche Poetische Werke von J. P. Uz. Leipzig 1768 I. Band S. 256: „Auf den Tod des Majors von Kleist“.

Digitized by Google

gemeinem Lobe nicht fehlen. Die Nachwelt soll sehen, wie hoch ich ihn geschätzt habe. Non ego te meis chartis inornatum silebo..... Ich möchte wohl einmal wieder ein Lied von dem Grenadier sehen. Muntern Sie seine Muse auf! Vielleicht besingt er auch den unsterblichen Kleist. Möchte er doch bald einen glücklichen Frieden besingen können! Ich selbst wollte in seine Leyer einstimmen. Ich erwarte mit Begierde einen Brief von Ihnen. Laßen Sie mich wenigstens wißen, daß Sie gesund sind. Sie wißen wie sehr Sie liebet

Ihr

A[nspach] getreuer Freund
den 1. Oct. 1759. U.

13.

Gleim an Uz.*

(Undatiertes Concept von Gleims Hand.)

Liebster, bester Freund,

Seit dem Tode meines Kleists leb' ich nur halb, aber dieses, daß ich noch halb lebe, muß ich doch endlich meinem Uz sagen; ich schwöre Ihnen, mein Theurester, daß es mir bisher unmöglich gewesen ist, die Feder anzusetzen; denn ich mußte doch Ihnen, meinem liebsten Freunde, meinen ganzen Schmerz sagen; und, wenn ich das wolte, fiel sie mir aus der Hand. Itzt, da die Wercke unsers unsterblichen Freundes erschienen sind**, könte ich es nicht verantworten, wenn ich sie nicht so gleich an meinen Uz, den mein Kleist so hochgeschätzet, übersendete; zwar sind sie schon einige Wochen in den Buchläden, aber, durch verschiedene Reisen, in landschaftlichen Geschäften, von welchen die letzte vom 27. December bis 12. Jenner nach Leipzig gewesen ist, bin ich von einem zum andern Tage daran gehindert worden. An der Ausgabe selbst, habe ich nicht den mindesten Antheil. Herr Ramler und Herr Leßing haben sie, ohne mein Zuthun, besorgt; vermuthlich, weil ich der Meinung war, daß keine eigenmächtige Veränderungen in manchen Stellen vorgenommen werden müßten, wie der seel. Freund selbst sich desfalls gegen mich erkläret hatte. Ob nicht demohngeachtet eine oder die andere eingefloßen, kan ich nicht sagen; Herr Ramler hat sich darüber nicht deutlich erklären wollen***, übrigens bin

---

* Der Brief selbst wurde nicht abgesandt. Gleim schrieb zum ersten Male nach Kleists Tod an Uz am 8. Oct. 1761 in Angelegenheiten der Dichterin Karschin.

** Des Herrn Christian Ewald von Kleist sämtliche Werke. Berlin bey Christian Friedrich Voß 1760 2 Bde.

*** Dadurch wird bestätigt, was ich in meiner Abhandlung: „Über

Digitized by Google

mit derselben sehr wohl zufrieden, wenn ich die Jahrzahl 1739 über dem Gedicht an den Herrn Rittmeister Adler ausnehme*, denn diese ist grundfalsch, und wiederspricht dem, deßen ich gegen meine Freunde mich so oft gerühmet, und, welches mein seel. Freund mir so gern sagte, daß ich Ihn zur Poesie verführet habe, weil wir erst im Jahre 1743 einander kennen lernten, und das Gedicht selbst lange nach dem Tode des seel. Adlers gemacht wurde, und die Überschrift nachher erhielt, sein Andenken zu stiften. Ihnen, mein liebster Freund, muß ich dieses sagen, denn ohne Zweifel habe ich auch gegen Sie, stolz darauf gethan, daß ich unserm Vaterlande einen solchen Dichter gegeben habe. Sein Leben zu schreiben, verlangten die beyden Herren von mir, aber zu spät; und überdem konte ich mich nicht überwinden; es würde eine Elegie geworden seyn. Zu dem Ehrengedächtniß des Herrn Nicolai habe ich die Materialien aus den Briefen des Seeligen gegeben. Noch itzt, so oft ich, in Prosa oder Poesie meine Pflicht erfüllen will, geräth mein Herz in Aufruhr, noch itzt bin ich die Freundschaft, die

Stumm über seiner Urne weint.

Und der Grenadier, mein liebster Freund, der Grenadier konte selbst durch einen Utz nicht ermuntert werden, den unsterblichen Kleist zu besingen; ich gab ihm ihren freundschaftlichen Brief zu lesen, aber er blieb stumm und starb bey dem Grabe seines Majors. Aber, laßen Sie mich nichts mehr davon sagen, es kostet meinem Herzen zu viel; sie haben recht, Gott hat es gethan, und was Gott thut ist recht; auch hätte ich noch andere Gründe mich zu trösten: wohl nie starb ein Mensch so gern, als unser Freund.

---

die Ramlerische Bearbeitung der Gedichte E. C. v. Kleists" (Wien 1880) nachzuweisen versucht habe.

* Vgl. Kleists Werke, Hempel, Bd. I. S. 48, wo die Vermuthungen über die Entstehungszeit nach diesem Briefe zu berichtigen sind.

Digitized by Google

Beiträge zur deutschen Litteraturgeschichte des 18. Jahrhunderts.

Aus handschriftlichen Quellen.

Von

August Kluckhohn.

I.

Neues von und über Anna Luise Karsch.

Das Andenken der Dichterin A. L. Karsch oder der Karschin, wie sie selbst sich immer genannt hat, ist in neuester Zeit wiederholt aufgefrischt worden, theils durch biographische Arbeiten, theils durch Veröffentlichung neu aufgefundener Erzeugnisse ihrer fruchtbaren Feder. Was seit Theod. Heinzes „biographisch-litterarhistorischer Skizze" (Anklam 1866) in letzterer Hinsicht geboten wurde, findet man in dem dritten Jahrgange der Zeitschrift des Harzvereins (1880) S. 189 ff. in der Abhandlung B. Seufferts: „die Karschin und die Grafen von Stolberg-Wernigerode" vollständig zusammengestellt.

Ich würde es nicht wagen, zumal an dieser Stelle, von neuem die Aufmerksamkeit auf die mehr interessante als litterargeschichtlich bedeutende Erscheinung zu lenken, wenn nicht glückliche Umstände mich in den Besitz von handschriftlichen Materialien gebracht hätten, die, an sich schon lesenswerth, nach den jüngsten Veröffentlichungen in erhöhtem Grade Beachtung zu verdienen scheinen.

In dem Nachlasse meines schon vor Jahren in Sigmaringen verstorbenen Freundes Dr. E. Rössler, welcher einst ein emsiger und glücklicher Sammler litterarischer Seltenheiten war, fand ich neben anderen Documenten zur Litteraturgeschichte des 18. Jahrhunderts vier Autographa der Karschin,

Digitized by Google

und darunter drei aus der besten Zeit ihres Lebens, welche die vielen gereimten Episteln, die von ihr aus späteren Jahren bekannt geworden sind, an Interesse zweifellos überbieten. Ferner verdanke ich der Akademie der Wissenschaften in München, welche einen Theil der Correspondenzen des einstigen Herausgebers des „Nekrologs der Deutschen", Fr. Schlichtegroll aus Gotha bewahrt, einen ausführlichen Bericht über die Dichterin aus ihrer Heimatstadt Tirschtiegel nebst einem noch ungedruckten Gedichte zu Ehren des Prinzen Heinrich von Preussen.

Was zunächst die eigenhändigen Briefe der Dichterin betrifft, so sind dieselben an den gelehrten Göttinger Theologen J. D. Michaelis gerichtet, welcher im Jahre 1762 seinen „poetischen Entwurf des Prediger-Buches Salomonis" neu herausgab. Dieses Buch, das die Karschin im folgenden Jahre durch einen ihrer Freunde und Gönner in Potsdam kennen lernte, gab ihr Veranlassung, mit dem Autor in Correspondenz zu treten. Die Dichterin, am 1. Dec. 1722 auf einer Meierei unweit Schwiebus an der Schlesischen Grenze als Tochter eines Gastwirths Namens Dürbach geboren, blickte im Jahre 1763 schon auf ein schicksalvolles Leben zurück.

In früher Jugend hatte sie bekanntlich das Vieh gehütet und Magddienste verrichtet, aber im Umgange mit der Natur und durch die Lectüre von Volksbüchern, die sie einem befreundeten Hirtenknaben verdankte, den angebornen poetischen Sinn genährt und in kindlichen dichterischen Versuchen auch geübt. Im 17. Lebensjahre gab sie auf Verlangen der Mutter, welche sich nach dem Tode Dürbachs in Tirschtiegel wieder verheiratet hatte, ihre Hand einem Tuchweber Hirsekorn in Schwiebus, und litt elf Jahre lang unter dem Geize und der Zanksucht eines Mannes, welcher keine Nachsicht mit der vergesslichen, oft heimlich nach einem Buche haschenden Gattin kannte. Als sie sich zum vierten Male Mutter fühlte, drang Hirsekorn auf Scheidung, in welche die rath- und hilflose willigte, ohne dass sie sich einer so schweren Schuld bewusst zu sein brauchte, wie man sie ihr ohne jeden sicheren Anhalt und im Widerspruche mit ihrem von allen Seiten anerkannten tugendhaften Charakter neuerdings hat aufbürden wollen. Dem

Digitized by Google

Elend und der Schmach, die auch der schuldlos getrennten nach der Anschauung des Volks anhaftete, preisgegeben, nahm sie nach Jahresfrist, wieder von der Mutter gedrängt, als zweiten Gatten einen Schneider Namens Karsch. Er war zwar ein gutmüthiger Mann, aber ein Gewohnheitstrinker, der das seinige durchbrachte, so dass auch das, was die Frau mit nähen, briefstellern und Verse machen, erst in Fraustadt, dann in Glogau verdiente, sie nicht vor der äussersten Armuth schützen konnte.

In solcher Lage besang sie Hochzeiten, Kindtaufen, Namens- und Geburtstage und allerlei Vorfälle im menschlichen Leben und „sang mit Freuden, wenn sie nur dadurch den Unterhalt eines Tages schaffen konnte." In Glogau fand sie auch einen Buchladen, der ihr einige Lectüre bot, wobei freilich die Ordnung des armseligen, mit zwei und zeitweise mit drei Kindern belasteten Haushaltes und das Verhältniss zu dem trunk- und zanksüchtigen Manne nicht gewinnen konnte. Dass sie dagegen Bewunderung und staunen in den Kreisen der gebildeten erregte, zumal seit der Zeit, wo sie den Heldenkönig Friedrich in feurigen Liedern feierte, besserte ihre häusliche Lage nicht.

„Sie wäre glücklich gewesen, wenn sie keinen Mann und keine Kinder gehabt hätte," sagt ihre eigene Tochter, die Frau von Klenke, in der Biographie der Mutter.* Von ihrem trunksüchtigen Gatten wurde die Karschin endlich befreit, nachdem mit dem Rufe ihres poetischen Talents die Kunde von ihrem unglücklichen Schicksale bis nach Berlin gedrungen war und ein hochstehender Herr bewirkt hatte, dass Karsch einfach unter die Soldaten gesteckt wurde. Ein Jahr später (Januar 1761) wurde sie selbst nebst ihrer einzigen noch übrigen Tochter, während ein Sohn auf dem Lande ein Unterkommen fand, durch einen Baron von Kottwitz nach der preussischen Hauptstadt gebracht.

In den vornehmen Kreisen der Residenz fand die bäuerliche, nun nach grossstädtischer Mode gekleidete Dichterin eine glänzende Aufnahme. Von Gastmahl zu Gastmahl geladen,

* Vor der Sammlung der Gedichte 1792.

Digitized by Google

entzückte sie ihre Gönner und Gönnerinnen durch die Virtuosität, womit sie Verse auf das Papier warf oder nach aufgegebenen Reimen aus dem Stegreif dichtete. Auch die Männer der Litteratur bewunderten ihr ungeschultes Talent. Ramler versuchte sie mit den Regeln der Kunst vertraut zu machen; Sulzer nahm sich ihrer vielfach an. Ihre Tochter wurde in Kost und Pflege gebracht. So konnte die Karschin ihre beglückten Tage zwischen Lectüre, Gesellschaften und Verse machen theilen. Und noch höher stieg ihr Stern, als Gleim in ihr die „deutsche Sapho" entdeckte. Der Dichter-Patron lud sie zum Besuch nach Halberstadt ein, wo sie Monate lang als hochgefeierter Gast mit Aufmerksamkeiten überhäuft und in Mussestunden in die Lectüre griechischer und römischer Dichter eingeführt wurde. Auch in dem Gräflich Stolbergschen Hause zu Wernigerode fand sie Zutritt. In Magdeburg, wo sie vorübergehend als Gast des Commandanten weilte, wurde sie am Hofe der Königin Amalie mit Auszeichnung aufgenommen und, nach Berlin zurückgekehrt, fand sie endlich in Guichard, dem unter dem Namen Q. Icilius bekannten Liebling Friedrichs II., den Mann, welcher ihr bei dem grossen Könige, dessen Preis sie schon seit Jahren gesungen, Fürsprecher werden sollte. Sie ward der Ehre einer Audienz gewürdigt, und, wie sie selbst wiederholt versichert, ihrer Bitte um Versorgung Gewährung verheissen.

Inzwischen hatten Gleim und Sulzer eine Auswahl ihrer Gedichte zur Ausgabe vorbereitet und eine Subscription veröffentlicht, durch deren Erfolg sie die Zukunft der keineswegs sehr häuslichen Dichterin, die aus Gutmüthigkeit auch noch einen brodlosen Bruder zu sich nahm, einigermassen sicher zu stellen hofften.

In diese glänzenden und aussichtsvollen Tage fällt das erste Schreiben der Dichterin an Professor Michaelis in Göttingen. Sie hatte in Potsdam durch den eben erwähnten Oberst Quintus, „diesen Kenner und Meister des schönen Geschmacks", den „poetischen Entwurf des Prediger-Buches Salomonis" kennen gelernt und sich so sehr dafür begeistert, dass sie sich gedrungen fühlte, dem Autor ihre Huldigung darzubringen. Also nicht um eine Wolthat sich zu erbitten, noch um für eine

Digitized by Google

empfangene zu danken, wie sie es in Reimbriefen, zumal der späteren Jahre, so oft gethan, sondern nur um der Verehrung gegen einen hochangesehenen Schriftsteller Ausdruck zu geben, greift sie hier zur Feder. Die Lebhaftigkeit ihrer nur allzu schwülstigen Sprache erscheint als der getreue Ausdruck ihrer warmen Empfindung, während die geschmacklose Verwendung ihrer mythologischen Kenntnisse die vergeblichen Bemühungen eines Ramler und Gleim verräth, durch späten Unterricht bei der vierzigjährigen das in der Jugend versäumte nachzuholen. Mit Interesse wird man dagegen die Aeusserungen der Dichterin über ihre eigene Entwicklung und die einsichtige Schätzung ihres Talents vernehmen. Sie erkennt ebensowol die Gefahr der Vielschreiberei, als die Unmöglichkeit, in späten Jahren eine Schülerin zu werden. Nur der Lectüre der besten deutschen Schriftsteller möchte sie sich in sorgenfreier Musse hingeben können, mit Stolz aber empfindet sie es als ihr höchstes Glück, Männern wie Michaelis ihre Verehrung bezeugen zu können.

Aus dem zweiten Briefe vom 14. Mai 1764 sieht man, dass Michaelis nach Empfang des ersten Schreibens sich beeilt hatte ihr durch Q. Icilius ein Exemplar seines Salomo nebst einem Briefe zu schicken. Dafür spricht sie ihren freudigen Dank aus und bedauert nur, dass sie das schöne Buch, das Sulzer ihr binden lassen wollte, von diesem nicht wieder zurück bekommen konnte. Dem Schreiben fügt sie, um „das Vergeltungsrecht zu üben", ein Exemplar ihrer jüngst erschienenen Gedichtsammlung bei. Aus dem übrigen Inhalt des Briefes ist allenfalls noch bemerkenswerth, dass sie anfängt zu zweifeln, ob ihr „redlicher Quintus" bei dem Könige seine Absichten ganz durchsetzen werde. Indess macht sie sich darüber keine Sorge, da sie niemals grosse Forderungen an das Schicksal gestellt hat, und glücklich ist zu der Zahl ihrer älteren Freunde noch neue zu erhalten.

Auch Michaelis erwies sich als aufmerksamer Freund. Kaum hat er vernommen, dass das der Dichterin zuerst gesandte Exemplar in der Bibliothek Sulzers sich verloren hatte, so verehrt er ihr ein zweites in prächtigem Einbande. Dafür dankt die Dichterin in dem dritten Briefe, der dadurch merkwürdig

Digitized by Google

ist, dass die Verfasserin sich über den Eindruck ausspricht, den die kurz zuvor in den Litteraturbriefen erschienene, tief eindringende und wenig anerkennende Recension ihrer Gedichte auf sie gemacht hatte.*

M. Mendelssohn nämlich, nicht Lessing, wie noch Schlichtegroll in dem Supplementband des Nekrologs 1790—1793 (Gotha 1798) S. 332 meinte, hatte sich in nicht weniger als vier Briefen mit der plötzlich berühmt gewordenen und vielgefeierten Dichterin beschäftigt. Der Kritiker erkennt sie unumwunden als eine „ausserordentliche Erscheinung" an, „Ein Frauenzimmer ohne Erziehung, ohne Bücher, ohne Umgang, das ihre Jugend auf einem Dorfe, bei der Kinderwiege, oder hinter einer kleinen Herde zugebracht, in dem Ehestande beständig mit der Beschwerlichkeit des Mangels und tausend andern Hausplagen zu kämpfen hatte, ohne jemals die geringste Aufmunterung zu finden; dieses Frauenzimmer, sage ich, bildet sich selbst zur Dichterin, erlangt eine blühende Einbildungskraft, macht Betrachtungen über das Leben und die Sitten der Menschen, die eines müssigen Betrachters würdig sind, besitzt überdem eine so ungemeine Fertigkeit zu reimen, dass sie in kurzer Zeit diesen ganzen Band von Gedichten hingeschrieben, dem Wortverstande nach hingeschrieben hat, denn wie man sagt, soll sie dergleichen Gedichte mitten unter dem Geräusche der Gesellschaft in solcher Eile hinschreiben, dass man darüber erstaunen muss. Bedenken Sie die glückliche Kühnheit eines solchen Geistes, der allen Hindernissen zum Trotz, seinen einsamen Weg fortschreitet, und freuen Sie sich, dass dieser Geist endlich alle Hindernisse überstanden und sich in Freiheit siehet. Es ist ein herrlicher Triumph des Naturells über alle Schwierigkeiten des Glücks, der Geburt, der Erziehung."

Aber bei aller Anerkennung ihres Talents, ihrer blühenden Einbildungskraft, ihrer guten moralischen Gesinnungen und einer ungemeinen Fertigkeit zu reimen findet Mendelssohn, dass die Freunde der Dichterin einen schlechten Dienst erweisen, indem sie dieselbe ungemessen loben und sie zu dem Wahne verleiten, als ob sie ohne nachdenken und Anstrengung

* Briefe die neueste Litteratur betreffend XVII 123 ff.

Digitized by Google

des Geistes, ohne ihr Genie zu cultivieren und ohne ihre Gedichte unzählige Mal zur Hand zu nehmen und auszufeilen, etwas wirklich schönes leisten und den Namen einer grossen Dichterin verdienen könnte. „Jetzt ist der entscheidende Zeitpunkt für ihr Genie. Wenn es sich von einsichtsvollen Freunden lenken lässt; so kann sie mit der Zeit den besten Dichtern Deutschlands an die Seite gesetzt zu werden verdienen. Fährt sie aber so fort, wie sie angefangen, so wird sie mit der Zeit mehr, aber nicht besser dichten, ja vielleicht zu solchen Reimern heraussinken, die sie ihrer [!] natürlichen Talenten nach weit hinter sich zurücklassen könnte."

Wie man aus dem Briefe der Dichterin vom 24. Septb. 1764 sieht, erkennt sie die Berechtigung der Kritik, in der sie Spuren des Neides und der Missgunst entdecken will, nur insofern an, als sie mit einigen der in die Sammlung aufgenommenen Stücke selbst schlecht zufrieden ist, und auch einsieht, dass sie besser thäte, wenn sie weniger producierte. Aber sie entschuldigt sich mit der Abhängigkeit, in der sie sich noch immer befindet, und hofft dem Vorwurfe der Vielschreiberei zu entgehen, wenn einmal „ihre Revenuen" geordnet sein werden. In diese glückliche Lage zu kommen sollte ihr jedoch, wie man weiss, niemals gelingen. Friedrich der Grosse liess sich trotz ihrem drängen und den hochgestellten Fürsprechern, welche die Dichterin fand*, zu einer ausgibigen Unterstützung nicht herbei. Einem Geschenk von 50 Thalern folgte nach Jahren ein Almosen von nur 2 Thalern, das die Dichterin als des grossen Königs und ihrer selbst unwürdig bekanntlich zurückzuschicken den Muth hatte**; 10 Jahre später quittierte sie nicht ohne Bitterkeit den Empfang von 3 Thalern***, und als der minder karge Friedrich Wilhelm II. ihr Verlangen nach einem eigenen Hause endlich stillte†, war sie längst alt und

* Nach Guichards Tode (1775) namentlich in dem Herzog Ferdinand von Braunschweig, vergl. Archiv für Litteraturgeschichte Bd. II, 501.

** Gedichte von 1792 S. 193 und Briefe von und an Merck hrsg. von Wagner 1838 S. 46 ff.

*** Gedichte von 1792 S. 324.

† Vergl. Philippson, Geschichte des Preussischen Staatswesens vom

Digitized by Google

hinfällig geworden. Andere regelmässige Unterstützungen aber, die sie namentlich von den Herzögen von Braunschweig und den Grafen Stolberg genoss, würden vielleicht hingereicht haben, sie selbst vor Entbehrungen zu schützen, wenn sie ihr schmales Brod nicht hätte mit Tochter und Enkel theilen müssen. So blieb eine sorgenfreie und unabhängige Existenz ihr auch in dem letzten Drittel des Lebens versagt, und die Voraussetzung traf nicht ein, unter der sie den Vorsatz gefasst hatte, nicht länger gegen jedermann „gefällig" zu sein. Ob freilich die Dichterin, auch wenn sie sich in einer weniger bedrängten Lage befunden hätte, grösseres und besseres geschaffen haben würde, als sie vor dem Berliner Aufenthalt oder in den ersten sonnigen Tagen desselben hervorgebracht hat, darf man bezweifeln. Wie sie selbst sich zu alt fühlte, um noch eine Schülerin zu werden und nach Regeln dichten zu lernen, so war Sulzer bei aller Bewunderung, die er ihrem Genie zollte, schon ein par Monate, nachdem er sie kennen gelernt hatte, zu der Einsicht gekommen: „es wird nichts mehr aus ihr als was sie gegenwärtig ist."* Im grossen und ganzen hat die Erfahrung diesen Ausspruch bestätigt. Denn wenn der Dichterin auch unter vielem mittelmässigem und geschmacklosem oft noch ein begeistertes, in Ausdruck wie Empfindung fast tadelloses Lied gelungen ist, so lässt sich doch ein wesentlicher Fortschritt von der Zeit an, wo sie in den Versmassen des Horaz sich bewegen lernte, nicht erkennen. Oder hält nicht das herrliche Gedicht „an die Vorsehung", das die Jahreszahl 1760 trägt**, an Erhabenheit der Gedanken und Bilder, so wie an Kraft und Schwung der Sprache den Vergleich mit dem besten aus, das in der Berliner Periode entstanden ist?

Tode Friedrichs des Grossen bis zu den Freiheitskriegen 1, 96. Wenn man immer von neuem die Bettelei rügt, womit die Karschin den grossen König unermüdlich verfolgte, so sollte man auch nicht ganz vergessen, dass Friedrich der Dichterin einst gewisse Versprechungen gegeben hatte, und dass diese, so oft sie sich auch getäuscht sah, nicht aufhörte den König noch im Grabe zu feiern. Wie trefflich gelang ihr noch in ihrem letzten Lebensjahre „Die Gesundheit", die sie „Friedrich dem Einzigen" ausbrachte! S. Gedichte 1792 S. 324.

* S. Heinzes Schrift S. 12.

** Gedichte 1792 S. 389.

Digitized by Google

Dagegen würde ein glücklicheres häusliches Los sie davor bewahrt haben, in dem letzten Drittel ihres Lebens kaum weniger als in den drangvollen Glogauer Tagen ihr Talent als eine Erwerbsquelle auszunützen. Indem sie für reichlich genossene Gastfreundschaft durch Stegreif-dichten sich dankbar zeigte und unaufhörlich das Lob der Fürsten und vornehmen, von denen sie Wolthaten empfieng oder erwartete, in rasch hingeworfenen Versen sang, wurde ihr die Dichtkunst mehr und mehr zu einer handwerksmässigen Reimerei, und sie entgieng dem Schicksale nicht, auf das der Kritiker in den Litteraturbriefen warnend hingewiesen hatte.

Wie sehr der Karschin die gereimte Rede zur Gewohnheit geworden, ergibt sich namentlich daraus, dass sie auch ihre Briefe im späteren Leben regelmässig in Versen schrieb. Solche versificierte Episteln, die sie an Gönner und Freunde zu richten gewohnt war, haben auch die Heroen unserer Litteratur von ihr empfangen. Wenn sie damit hie und da lästig gefallen ist, so trifft die Schuld zum Theil diejenigen, welche sie zum Stegreif-dichten ermuntert haben. Machte es doch selbst Goethe, wie er sie versichert, herzliche Freude, „dass sie ihre Feder an ihn laufen liess," und er bat sie geradezu „ihm doch auch einmal etwas aus dem Stegreif zu schicken, da ihm alles werth sei, was treu und stark aus dem Herzen komme, möge es aussehen wie ein Igel oder wie ein Amor."*

Je handwerksmässiger die Karschin im späteren Leben Reimbriefe verfertigte, um so weniger konnten diese natürlich auf poetischen Werth Anspruch machen, und nur des Zusammenhangs wegen bringe ich unter Nr. 4 die Zeilen zum Abdruck, die sie im J. 1774 an Michaelis in Göttingen gerichtet hat. Sie haben vor dem meisten von dem, was in jüngster Zeit unter dem Namen unserer Dichterin bekannt geworden ist, wenigstens den Vorzug, dass es sich weder um eine Bittnoch Dankepistel handelt, vielmehr nur um eine Empfehlung, die sie einem jüdischen Studenten, welcher die Universität Göttingen besuchen will, ausstellt.

---

* Mundt, Schriften in bunter Reihenfolge (1834) S. 147.

Digitized by Google

Recht hübsche Stellen enthält dagegen das bisher unbekannte unter Nr. 5 folgende Gedicht zu Ehren des Prinzen Heinrich von Preussen. Es war nicht das erste Mal, dass die Karschin den Bruder des Königs im Liede pries. Schon die erste Ausgabe ihrer Gedichte enthält Verse zum Lobe des menschenfreundlichen Helden. Unser Gedicht gehört einer späteren Zeit an; vielleicht dem Anfange des Jahres 1784, da der Prinz im Sommer jenes Jahres eine Reise nach Frankreich, worauf die vierte Strophe hinweist, ausgeführt hat. Ist diese Vermuthung richtig, so hätten wir hier eins der wenigen besseren Gedichte vor uns, die sich aus dem späteren Alter der Karschin erhalten haben. Dass sich unter die in Empfindung und Ausdruck trefflichen Strophen auch Geschmacklosigkeiten mischen, ist für fast alle Gedichte, mögen sie aus früherer oder späterer Zeit herrühren, charakteristisch. Uebrigens sprechen Inhalt und Ton unserer Strophen für die freundliche Theilnahme, welche der Prinz der Dichterin schenkte, und welche neben der Gunst, die er einem Gellert und Ramler zuwandte, als ein weiterer Beweis dafür dienen mag, dass er mit Unrecht wegen angeblicher Missachtung „deutscher" Verse verketzert worden ist.*

Das Autograph des Gedichtes bildet die Beilage zu einem Briefe über die Karschin, den ich unter Nr. 6 zum Abdrucke bringe. Es war Theodor Brand aus Gotha, ein ehemaliger Schüler Fr. Schlichtegrolls, des Herausgebers des „Nekrologs", welcher dieses Schreiben am 18. Febr. 1800 aus Tirschtiegel (bei Meseritz), wohin er zehn Monate vorher als Hauslehrer gekommen war, an seinen früheren Lehrer richtete. Schlichtegroll hatte im J. 1798 in dem schon erwähnten Supplementband des Nekrologs für die Jahre 1790—93 (S. 287—350) eine sehr schätzenswerthe Biographie der Karschin veröffentlicht, die in neuerer Zeit wenig beachtet worden ist, bei ihrem ersten erscheinen aber dazu beitrug, dass Brand in dem Geburtsorte der Dichterin, oder genauer: dem einstigen Wohnorte ihrer Mutter, sorgfältige Erkundigungen einzog. Was er über die Dichterin neues beibringen konnte, bezeichnet er selbst

* S. Allgemeine deutsche Biographie Bd. XI, 568.

Digitized by Google

als unbedeutend; wir sehen aber darin einen dankenswerthen Beitrag nicht allein zur Charakteristik der Karschin, sondern auch zur Würdigung ihrer Tochter und der von dieser herrührenden Biographie.

Man wird nicht ohne Interesse lesen, was Brand über die Herzensgüte der Karschin, über ihre Anhänglichkeit an ihre verwandten und insbesondere über ihre in rührender Weise bethätigte Liebe zur Heimat in Erfahrung gebracht hat. Diese Züge stimmen ganz zu dem Bilde, das man aus anderen Quellen von der gutmüthigen, mit ihrer Feder immer dienstbereiten Frau gewinnt. Man wird ihr aber manche rasch hingeworfene „poetische" Epistel, womit sie Gönner und Freunde heimzusuchen pflegte, um so lieber verzeihen, je sicherer man weiss, dass sie nicht weniger im Interesse anderer als in ihrem eigenen die Feder zu führen liebte. Nicht sowol die in persönlichen Angelegenheiten ausgesandten Reimbriefe, sondern vielmehr die zu Gunsten anderer verfassten Bitt- und Dankschreiben sind es, von denen sie einmal gesagt hat, dass sie mehr Wonne daran empfinde, als an einem Gedichte grossen Stils, so dass sie nichts süsseres kenne und nichts lieberes schreibe.*

Aber hat nicht die Dichterin sich wenigstens in ihren häuslichen Beziehungen, in dem Verhalten gegen Gatten und Kinder, gemüthlos bewiesen? Auch unser Berichterstatter berührt ihr Familienleben und spricht die Ansicht aus, dass es ihr „an der schönen Tugend der Häuslichkeit fast ganz gefehlt habe", wobei er freilich zugibt, dass daran ihre eigne Erziehung und ihre Lebensverhältnisse Schuld gehabt haben mögen. Gewiss war die Karschin in mehr als einer Beziehung nicht die Frau, die ein Tuchmacher oder ein Schneider sich wünschen musste, und eben so wenig passten ihre Neigungen und Gewohnheiten immer zu den Pflichten der Mutter. Aber verdienen darum die harten Conflicte, in welche die reichbegabte, ja genial angelegte Persönlichkeit durch Geburt, Erziehung und Lebensschicksale geworfen wurde, weniger unsere Theilnahme? B. Seuffert hat mit Nachdruck darauf hingewiesen,

* Vergl. Seuffert in der Eingangs citierten Zeitschrift des Harzvereins (1880) S. 194.

Digitized by Google

dass es endlich an der Zeit sei, das ungemessene Mitleid, welches auch der neueste Biograph Heinze der Dichterin noch zollte, einzuschränken.* Heinze aber hat seine Kenntniss des früheren Lebens der Dichterin mit objectivem Sinn aus den Mittheilungen geschöpft, welche C. L. v. Klenke, geb. Karschin, der zweiten Sammlung der Gedichte ihrer Mutter (1792) vorausgehen liess. Es ist dieselbe Quelle, auf die jeder Biograph der Karschin in erster Linie angewiesen ist, und zwar eine Quelle, die für das Genie der Dichterin von Bewunderung überfliesst und daneben ihrer unermüdeten Gefälligkeit, Dankbarkeit, Offenheit und Wahrheitsliebe gelegentlich ein lautes Lob spendet, aber eben so rückhaltlos, so oft sie das häusliche Leben berührt, von Schwächen und Fehlern redet. Bedenkt man nun, dass es die eigene Tochter ist, die hier zum Worte kommt, so könnte man glauben, dass sie gegenüber den Schattenseiten in dem Lebensbilde der Mutter nur ungern der Wahrheit die Ehre gegeben habe und aus Pietät beflissen gewesen sei die dunkle Grundfarbe, um mit Seuffert zu reden, zu übermalen. Nun liefert aber der vorliegende Brief den Beweis, dass Frau von Klenke Liebe und Dankbarkeit gegen ihre Mutter nicht gekannt hat und also auch dem Verdacht der Schönfärberei nicht ausgesetzt sein sollte. Es erscheint vielmehr als das letzte schwere Missgeschick, das die vielgeprüfte Dichterin getroffen hat, dass zur Berichterstatterin über die Misere ihres häuslichen Lebens eine Tochter sich aufwarf, der es nicht allein an Geschmack und Tact, sondern auch an echter Pietät gebrach.

Für den Mangel an Liebe auf Seiten der Tochter aber wird man nicht in erster Linie die Mutter verantwortlich machen können. Es ergibt sich nicht allein aus der Erzählung der Frau von Klenke, sondern auch aus den Gedichten und Briefen der Karschin, worin sie ihre Tochter wiederholt als eine angehende Dichterin empfiehlt, dass sie für dieselbe nach Kräften zu sorgen bemüht war. Sie begieng nur den Missgriff, dass sie die Tochter ihrem ältesten Bruder, welchen sie liebevoll bei sich aufgenommen hatte, zur Gattin gab und so eine Ehe stif-

* A. a. O. S. 190 Anmerk. 1.

Digitized by Google

tete, in der Oheim und Nichte so unglücklich mit einander lebten, dass sie sich nach einigen Jahren wieder trennten. Es spricht kaum zu Gunsten der Tochter, dass es ihr, nachdem sie eine zweite Ehe mit einem Herrn von Klenke geschlossen hatte, nicht besser gieng und zwar, wie sie selbst versichert, „wegen ihres Mannes bösen Verwandten". Der alternden Karschin blieb die Sorge für ihren Enkel aus der ersten Ehe der Frau von Klenke. Er besass ihr ganzes Herz und wurde der Grossmutter, die ihn immer um sich hatte, so unentbehrlich, dass sie ihn, nachdem er endlich mit ihrer Hilfe die Universität Frankfurt an der Oder bezogen, trotz ihrer schon sehr geschwächten Gesundheit in ihrem 69. Lebensjahre aufzusuchen beschloss. Bei dieser Gelegenheit war es, wo sie auch ihrer Vaterstadt Tirschtiegel einen Besuch abzustatten hoffte. In Frankfurt aber wurde sie so schwach, dass sie drei Monate lang Bett und Zimmer hüten und dann froh sein musste, wenige Wochen vor ihrem Tode (12. Oct. 1791) Berlin wieder zu erreichen.

Dass sie aber während jener drei Monate von einem Neffen, und zwar einem Sohne ihres Schwagers Karsch mit aufopfernder Liebe gepflegt wurde, ist deshalb bemerkenswerth, weil daraus hervorgeht, dass man der Dichterin in der eigenen Familie des Mannes, von dem sie sich gegen seinen Willen getrennt hatte, keinen ernstlichen Vorwurf zu machen wusste.

Und selbst auf ihr Verhältniss zu dem ersten Gatten, welcher ihr einst die Zustimmung zur Scheidung abgedrungen hatte, fällt in späteren Jahren insofern noch ein versöhnlicher Lichtstrahl, als Hirsekorn wiederholt die Dichterin um ihre Fürsprache für seinen Sohn zweiter Ehe, welcher durch Werber unter die Soldaten gerathen war, anflehte und die Karschin diesen Bitten, wenn auch ohne Erfolg, gern nachkam.

Erst im Hinblick auf die so wol bewährte Herzensgüte der merkwürdigen Frau können wir die Grösse des Conflicts ermessen, worin sie sich zu der Zeit versetzt sah, als sie ihr häusliches Elend wie eine ihrem Dichtergenius unerträgliche Fessel empfand.

Digitized by Google

Bei der Wiedergabe der eigenhändigen Schriftstücke der Dichterin habe ich insofern auf palaeographische Treue verzichtet, als ich bei der Anwendung grosser und kleiner Buchstaben dem heutigen Brauche gefolgt bin, während die Karschin nicht allein zu Anfang der Wörter sich nach Willkür bald der Majuskel, bald der Minuskel bedient, sondern häufig grosse Buchstaben auch mitten in die Wörter setzt. In anderen Fällen lässt sich gar nicht mit Sicherheit entscheiden, ob sie gross oder klein hat schreiben wollen, und in wieder anderen ist ihr nur eine einzige Form für zwei nahe verwandte Buchstaben, so V für v und W (w), geläufig. Wollte man ihre Schrift ganz getreu wiedergeben, so müsste man sich der Photographie bedienen. Auch die regellose Interpunction der Dichterin, die kennen zu lernen gar kein Interesse haben kann, habe ich verbessert, dagegen alle anderen Incorrectheiten der Schrift, grammatische Fehler mit eingeschlossen, beibehalten. — Nr. 6 ist ganz unverändert geblieben.

1.

Die Karschin an Michaelis,
den 26. October 1763.

Ich verwerfe jedwede Anrede, die mir daß Tittolaturbuch sagen könnte; alle sind zu gemein, zu niedrich vor einem Verschönerrer des hebräischen Dichters, der untter dem Druk seines Diadems und in der immer neuen Umarmung morgenländischer Schönen seufzen muste. Ich bewundre Sie, mein vortrefflicher Sänger, und bey dem Leben des Königs, der zu rechter Zeit ißet, man findet alles in Ihrem Gesange, was nur jemals daß Genie und die Kunst mit vereinigten Kräfften hervorbringen kontten. Ich würde einer großen Geistesbelustigung beraubt gewesen sein, wenn mir nicht gestern der glücklichste Zufall Ihren Prediger in die Hände geworfen hätte. Ich sprach mit dem Obrist Quinttus in der Kammer seiner Schwester, es lag ein Buch vor ihm, und er nantte mir den begeistertten Man, der diesem Kinde des Allterthums eine neue Schöpfung gab. Qui[n]ttus, dieser Kenner und Meister des schönen Geschmacks, laß mir eine von den stärksten Stellen vor, und ich riß ihm daß beliebte Buch auß der Hand. Ich mischtte meine Lobsprüche untter die seinigen, und ich würde kühn genug sein Räuberin zu werden, wen er mir nicht ein Gesez gegeben hätte, daß mir heilliger sein muß alß den

Digitized by Google

Römern die neuen Geseze ihrer erst erwählten Consuln. Indeßen will ich den zaubrischen Lauttenschläger seine Künste ablernen, wen es mir möglich ist, Nachahmerin zu sein; aber dieses wäre eine eben so nuzenlose Mühe, alß dem Sänger des Thrones nachfolgen und mit einem harzgebürgischen Fuhrwerk den vierspänigen Wagen des olimpischen Preißerhallters gleichen zu wollen. Niemals werd ich mich an einen Gesang wagen, der die Aufschrift eines Meistersstücks und die Züge der Unnachahmlichkeit tragen soll. Ich ward nur gebohren, wenig strophichte lyrische Lieder zu singen; daß Feuer meines Genies lodert hoch genug auff, aber es erhällt sich nicht lange. Mein Freund, der Profeßor Sullzer, wird Ihnen in der Vorrede zu meiner Lieder-Samlung sagen, auf welche Art ich zur Dichterin ward, und Sie wißen genug, wen ich Ihnen sage, daß ich vor drey Jahren noch Knopfflizen in Männerröke machte, mit einem Korbe an dem linken Arm vom Markte kam, zuweillen im Buchladen schlüpfte und laß, zu Hause flog, Feuer aufzündete, kochte, unter dem Kochen Verße schrieb, und alle Augenblick die Raserey eines vernunftlosen Gattens fürchtten muste. Meine Jahre sind weit über den Frühling des Lebens hinweg, und eine mehr alß zwanzig jährige Mühseligkeit zeichnette früher als sonst daß Alltter auf meine Stirn und um den Aufschnitt meines Auges. Ich zähle virzig Erndten, seit dem ich anfing zu sein, und wie lange kan noch in meinem Busen dieser Funken glimen, der durch keinerley Stürme des Unglücks sich verlöschen lies? Es ist wahr, daß die spätte Entwiklung meiner Seelenkräfte mich eine längere Dauer hoffen läßt, aber diese Seele wiederhohlt mir unaufhörlich die Warnung des ehrlichen Fabel-Dichters: Ich wünsche, daß man mich nicht nöhtigen möchte, den Beyfall, den ich erhielt, in eine Art von Wiederruff zu verwandeln. Die Vielschreyberey glückt nur wenigen; nur ein Volltär und Pope und von den Alltten mein ehrwürdiger Plutarch behaubttetten bey einer nimmer ruhigen Feder ihren einmahl erworbnen Ruhm. Ich aber, die ich weder ein ernstes Gedicht, noch ein Kunststück der Melpomene hervorzubringen vermag, ich werde weißlich verfahren, wenn ich meine Leyer untter die wenigen Lorbeern hänge, ehe noch die Zeit meine Adern eißartig macht. Ich wünsche mir eine ruhige Einsamkeit, um in der Stille mit gesamletten Geist die besten deutschen Schriftsteller lesen zu könen. Denn in der That, meine Belesenheit ist sehr eingeschränkt; ich verstehe keine Sprache außer im Accentte meiner Nation, und nun ist es zu spät eine Schülerin zu werden. Es würde mir schwer fallen mich untter daß Joch der Regeln zu schmiegen, mir, die ich ohne Regel lesen, schreiben und Lieder machen lerntte. Aber, mein Herr Profeßor, die Regeln der Menschenliebe und der Freundschafft lehrte mich mein Herz, und daß Gefühl war meine Muse, ehe mein Ohr noch einen Apollo rümen hörtte. Ein unermüdeter Fleiß brachte

Digitized by Google

mich zu dem Gipffel des Vergnügens, an Männer Ihrer Art schreiben zu können. In Wahrheit, dieses Vergnügen müßen mir die glänzendsten meines Geschlechts in den Prunkzimmern und an den Puztischen beneiden; nur wenige werden es wagen Ihnen mit solcher Freymütigkeit zu sagen, daß sie Verehrerinnen ihres Geistes sind, als ich sage, daß ich bin Dero

Potsdam den 26. October 1763.

bewundernde Dienerin
A. L. Karschin.

2.

Die Karschin an Michaelis,
den 14. Mai 1764.

Mein Verehrungswürdiger Herr Profeßor.

Ich klage mich selbst an wegen meiner Unfertigkeit Ihnen zu danken; ich gehöre in die Claße der üblen Schuldner. Sie überschikten mir mit dem besten Begleiter, mit einem Briefe, Ihren Weyßheitredner, Ihren poetischen Salomo. Der Obriste Quintus, dieser deutschsprechende Grieche, der die Kriegsgöttin und die Muse zugleich untter sein Zellt einlud, gab mir Ihr Geschenk, und ich eilltte damit zu dem Profeßor Sullzer, meinem Freunde; ich baht ihn die Sache des Einbindens durch seinen Diener besorgen zu laßen, und noch biß diese Stunde soll ich daß Buch wiedersehen. Ich erinertte ihm zwey oder dreymahl daran, aber seine vielen Geschäffte, seine großen Zerstreuungen hindern ihm zurück zu denken, untter wellches Caos von Schrifftten die Ihrige kam. Ich muß ihm zu Vieles verdanken, ich kan kein Gezänke mit ihm anfangen; ich tröste mich damit, daß ich in dem Hause des vortrefflichen Quintus schon die mehresten Schönheiten Ihres neuen Salomo aufgehaschet hatte, und daß doch endlich der Profeßor Sullzer mich wegen meiner Anforderung wird befriedigen müßen. Ich würde diesen Männer gleichenden Jünglinge, diesen feindenkenden Briefüberbringer mit einem Exemplar meiner Sammlung beschwert haben, wenn ich nicht glauben müste, daß diese Kleinigkeit Ihnen schon bekant, schon in Ihren Händen sein würde. Ich verlaße mich darauf, daß H. Schiebeler meinen Zweifel darüber entscheidet: aber warum mach ich sollche Weitschweifigkeit? Genug, meine Pflicht fordert und es geziemt mir, daß Vergelltungsrecht zu beobachten. Hier ist also ein Exemplar, mein wehrtester Herr Profeßor! Wenn Sie schon damit versorgt waren, so wird vielleicht einer von Ihren Freunden, oder eine Schwester oder eine Cousine dieses als ein Geschenk von Ihren Händen annehmen, und ich sage mir die Schmeicheley vor, daß diese späte Tillgung meiner Schuld Ihnen nicht unangenehm sein wird. Ich gedenke in dem letzten Theile

Digitized by Google

des Blumenmohnats nach Potsdam zu reisen, daselbst will ich horchen, ob dem redlichen Quintus seine Absichten in Ansehung meiner bey dem Könige noch zum Theil gelingen möchten. Inzwischen bin ich dieserwegen in einem ganz ruhigen Verhälltniß. Wer niemahls große Forderungen an daß Schicksaal machte, dem ist es leicht sich begnügen zu laßen. Ich bin muntter und empfange zu der Zahl meiner älltern Freunde noch mehrere; ist dieses keine Glückseligkeit? In Wahrheit, man müste sehr unzufrieden sein, wen daß Herz noch größre Forderrungen zu machen sich untterstünde. Aber ich ermüde Sie mit den freudigen Außruffungen meiner Zufriedenheit, ich solltte nichts thun, alß Ihnen für die güttige Aufnahme meines Briefes und für Ihre gefällige Antwort danken; darzu war Eine Seitte des Blattes hinlänglich, doch Sie sehen woll ein, daß zu ihrem eigenen Vergnügen so lange mit Ihnen redette

Ihre

Berlin den 14. May 1764. — ganz ergebene Dienerin A. L. Karschin.

3.

Die Karschin an Michaelis, den 24. Sept. 1764.

Hoch zu verehrender Herr Profeßor.

Ihre Güte gegen mich ist von so großen Umfang, daß ich billig beschämt werde wegen der Langsamkeit, mit der ich Ihnen davor danke. In den Tagen des blühenden Frühlings empfing ich Ihren Brief und Ihren Salomo eben so eingebunden wie ihn der Liebling des Königes erhielt, und iezt erkranket daß Laub auff den fruchtverliehrenden Obstbäumen, die Schönheiten in dem Reiche der Blumen-Göttin sind entweder gestorben oder doch veraltet und zu Matronen geworden; die Natur nimt ihre Schäze zurück und spahrt sie auff künfttige Monden, und nunmehr endlich bezahl ich meine Schuld eines Theils. Ich antworte; ich sage, daß ich Ihnen unendlich verbunden bin, und daß Ihr Buch eine Zierde meines kleinen Bücherreichthums ist, und daß ich unendlich vergnügt bin, in einem so vorzüglichen Dichter die Zahl meiner Freunde vermehrt zu haben. Die Crittic, die man jüngsthin über meine Samlung in den Briefen der neuesten Litteratur laß, war nicht ganz ungegründet; denn ich selbst bin mit einigen Stücken sehr schlecht zufrieden, die man in die Gemeinschaft der übrigen aufzunehmen vor gut befand. Der Kunstrichter gab mir nach viellem Tadel ein eben so großes und noch mehr sagendes Lob: meine Gesänge, schreibt er, wären vermögend dem Leser eine besondre Liebe zur Tugend einzuflößen, und wenn hier der Critticus wahr geredet hätte, dann würd ich vergeßen, daß hin und wieder Spuhren des Neides und der Anstiftung

Digitized by Google

eines Andern hervorkommen. Indeßen beunruhiget mich weder die Mißgunst noch die Crittic. Wenn meine *Revenüen* einmahl geregelt sein werden, alßdann fällt der Vorwurf weg, den man mir iezt macht, daß ich zu viel schriebe. So lange man noch nicht unabhängig ist, wär es Thohrheit sich rar zu machen und zu seinem eignen Schaden den natürlichen Trieb zur Gefälligkeit untterdrücken. Ich habe zu wenig Anlage zum Stoltz in mir, ein Ramler und ein Leßing können daß nur thun, was ich nimmer im Stande sein werde nachzuahmen; aber in der That, eine geziemende Eingezogenheit werd ich meiner Muse dennoch empfehlen. Denn wellcher Vernünftige schäzt auch die größeste Schönheit untter meinem Geschlecht, sobald sie gegen Jedermann willfährig ist und rings umher sich küßen läßet oder Küße vertheilt? In den Tagen des Winzerfestes gedenk ich nach Potsdam zu gehen. Vielleicht gelingt es dem Ansehnlichsten untter meinen Freunden, daß sie den König zwingen, sein Versprechen an mir zu erfüllen; Quintus, unser vortreflicher Quintus ist Einer davon, und wen mein Glück mit seinem Willen übereinstimtte, so würd ich nicht Uhrsach haben etwas hinzuzuwünschen. Ich hoffe, daß er nun wieder zurückgekommen sein wird von einer Besuchsreise, die er zu seinen Brüdern nach Magedeburg that. Wenn ich wißen könnte, ob dieser große Gelehrte untter den Kriegshelden an Sie, mein wehrtester Herr Professor, schriebe, so würde ich kühn genug sein und ihm diesen Brief zur Einlage überschicken. Ich will es wagen. Untter den Beylagen eines Quintus werden Ihnen ohnfehlbar angenehmer sein die beschriebnen Blätchens Ihrer ganz ergebnen

Berlin den 24. Septm. 1764.

Dienerin
A. L. Karschin.

auß Ihrer gütigen Hand wird Herr Schiebeler den beygelegten Brief bald erhalten.

Nachschrift.

Empfehlen Sie mich doch dieser liebenswürdigen Freundin, der Sie mein Buch gaben. Mein Irthum und mein Vorschlag rührte vermutlich daher, weil ich in Ihrem Salomo eine Stelle des klagenden Wittwers zu finden glaubte; aber kont ich nicht zugleich an Hallern gedacht haben?*

* In ihrem Briefe vom 14. Mai des Jahres hatte sie Michaelis anheimgegeben, ihre Gedichte einem Freunde, einer Schwester oder einer Cousine zu schenken, indem sie aus einer Stelle des Salomo geschlossen hatte, dass der Verfasser seine Gattin verloren haben müsse. Die Beziehung auf A. v. Haller könnte man so erklären wollen, dass die Dichterin, als sie an Michaelis schrieb, unwillkürlich an den früheren Göttinger Professor dachte, welcher die ihm entrissene Gattin in der berühmten

Digitized by Google

4.

Die Karschin an Michaelis,
den 16. April 1774.

Der Du die Sprache der Hebräer
So gut wie Muttersprache kannst,
Und als ein kleiner Schulengeher
Die Gunst der Musen schon gewannst,
Ich sende Dir mitt einem Jacobs Söhnchen
Jezt meinen Brief und meinen Gruß.
Der Jüngling singet oft in deutschgestimmtten Töhnchen
Ein Lied mitt ziemlich leichtten Fluß,
Und wird bald seine Dichtkunst adeln,
Wenn Du ihn lehrst, Du großer Mann!
Er ist nicht schwülstig, nein, er läßt sich horchsam tadeln
Und nimmt es ohne Murren an,
Wenn Du ihm sagst: mein Herr, dieß ist ein lang Geschwäze,
Hier schneiden Sie viel Strophen ab:
Er thuts, er macht Dein Wort zum heilligen Geseze,
Den frommen Regeln gleich, die ihm sein Talmud gab,
Und ändert fleißig an den Reimen.
Doch wird er niemahls ganz Poet;
Denn er kann nicht die Heillungskunst versäumen,
Die in so mancherley besteht,
Daß man in sieben Menschenalttern
Sie noch nicht völlig außstudiert.
Er wird kein geistlich Danklied psaltern,
Daß über Sonnen sich erhöht,
Er dichttet nur, sich zu erhohlen,
Und dankt mir künfftig durch ein Lied,
Daß ich ihn Deiner Huld empfohlen,
Wenn Ihm Dein Auge freundlich sieht.

Berlin den 16. Aprill 1764. A. L. Karschin.

5.

Gedicht der Karschin zu Ehren des Prinzen Heinrich von Preussen.

Armer Frühling, deine Schwinngen,
Sind von Schnee beladen, ach!
Keine Nachttigallen sinngen
Dir amm Silberbach.

Trauerode „Marianne" besungen hatte. Näher aber liegt wol folgender Gedankengang: Wenn Michaelis auch zur Zeit der Abfassung des „Salomo" verwittwet gewesen, so konnte er gleich dem dreimal vermählten Dichter der „Marianne" alsbald wieder Ersatz gefunden haben.

Digitized by Google

Keine Zephiretten tannzen
Um den unngeschmükkten Baum,
Und die Kaime junnger Pflannzen
Wehren sich des Todes kaum.

Veilchen sterben auf den Schooße
Deiner Flora, traurigmatt,
Selbst im Gartten, den der große
Heinrich liebgewonnen hatt.

Eile Frühling, eil und schmüke
Seine Sommerlauben auß;
Denn Er sehnet sich zurüke
Inn sein länndlich Hauß.*

Die Gesundheitsgöttin mischet
Ihren Hauch in jene Luft,
Wo sein Busen sich erfrischet
Untter Blumenduft.

Mache, milder Frühling, mache
Deine Wunderwerke nęu,
Daß die Nachttigall amm Bache
Heinrichs Liebling sey.

Stärke den geliebten weisen
Anngenehmen theuren Held;
Denn Er wird bald wieder reisen
Weitt in unsre Welltt.

Fama murmelt, daß Er eine
Schnelle leichte Fahrt beginnt,
Daß die Nimmphen ann der Seine
Auf ihm hoffend sind.

Alle Freundschaftsgötter lenken
Seinen Wagen Hand ann Hand.
Heyl mir! und ann mich gedenken
Wird Sein Gottverstand.

Wie der höchste aller Götter,
Wenn sein Thau die Fluren tränkt,
Ann daß kleinste Blatt der Blätter
Imm Vergißmeinnicht gedenkt.

* Nach der Rückkehr aus dem Siebenjährigen Kriege hatte der Prinz Rheinsberg zu seinem ständigen Aufenthaltsorte gewählt und brachte in Berlin regelmässig nur drei bis vier Wintermonate zu.

Digitized by Google

Ja, der Held versprach mir's heütte
Durch den zweytten Gruß ann mich,
Und ich traue drauf wie Bräutte
Auf daß Wort: ich liebe dich.

6.

Aus einem Briefe Th. Brands an Fr. Schlichtegroll über die Karschin,

Tirschtiegel bei Meseritz den 18. Febr. 1800.

. . . . . Um diesem Schreiben durch manche Nachrichten einen größern Werth beyzulegen, erkundigte ich mich nach manchen Lebensumständen, Nachrichten und Gedichten der verstorbenen Dichterinn Karschinn, in deren Vaterstadt ich jetzt lebe, um Ihnen das Resultat davon zum beliebigen Gebrauch mitzutheilen. Ich las vorher Ihre Lebensbeschreibung jener Dichterinn im Supplementbande des Nekrologs und auch die vor den von der Dichterinn Tochter herausgegebenen Gedichten, um zu wissen, was schon bekannt wäre. Außer den dort angeführten Lebensumständen der Karschinn habe ich weiter nichts erfahren können, auch keine individuellen Züge ihres Charakters, die nicht auch dort schon angedeutet wären. Ich habe mehrere Briefe und Gedichte von ihr an den hiesigen Prediger Sturzel und ihre noch lebende Schwester in Händen, die viele Beweise ihres guten Herzens, ihrer unermüdeten Gefälligkeit, ihrer Anhänglichkeit an ihre Freunde und Verwandten enthalten. Besonders theilnehmend und thätig bezeigte sie sich bey dem hiesigen Kirchenbau. Der genannte Prediger, der ihren Einfluß für größer und ihre Verbindungen für vortheilhafter hielt, als sie es im Grunde waren, bath sie um ihre Mitwirkung in Berlin bey vornehmen und geringern Bekannten durch Collecten und Vorsprache. — Die Dichterinn that gern alles, was sie konnte. Sie bewirkte für einige Tirschtiegler Bürger die Erlaubniß im Preußischen für den Kirchenbau Collecten zu sammeln, sie selbst forderte jeden zu einer Beysteuer auf, den sie etwa für willig und vermögend hielt; sie forderte andre entferntere Bekannte zu ähnlicher Mitwirkung auf. So erhielt sie durch die Vermittelung des edlen Gleim von Halberstadt eine Summe von 50 ℛ zum Tirschtiegler Kirchenbau, und im Ganzen wurden dazu durch ihren Betrieb vielleicht einige hundert Thaler herbeigeschafft. In ihren Briefen beklagt sie oft, daß sie nicht mehr thun könnte, daß ihr so manche Hoffnungen fehl schlügen, daß sie gern mehr und recht viel für ihre Vaterstadt thun wollte, wenn sie selbst nur Vermögen hätte. — Da sie selbst im Großen nichts weiter thun konnte, so suchte sie wenigstens durch kleinere Geschenke an die Kirche ihren guten Willen zu bezeigen. So schenkte

Digitized by Google

sie von Zeit zu Zeit an dieselbe: einen Kronleuchter, einige Gemählde und andre Sachen, die sie jedesmal mit gereimten Zeilen an die Tirschtiegler Gemeine begleitete. — Auch suchte sie so viel wie möglich die Eitelkeit der Tirschtiegler zu befriedigen, die gern ein Geläute zu haben wünschten. Ob sie sich gleich sehr um Beyträge dazu bemühete, so war der Ertrag derselben im Ganzen doch gering, vielleicht weil man nicht mit Unrecht glaubte, das Geläute wäre unnöthig — und die Frucht derselben waren einige kleine Glökchen, die nicht einmahl über die ganze Stadt erschallen. Zur Belohnung für alle diese Bemühungen wünschte die Dichterinn nichts sehnlicher, als ihre Vaterstadt noch einmahl zu besuchen, und die Kirche, an deren Gründung sie so thätigen Antheil nahm, mit allem dem, was sie aus ihrer Hand erhielt, zu sehen, welchen Wunsch sie aber, wie bekannt, nicht befriedigen konnte. Der hiesige Prediger hat im Nahmen der Gemeine dadurch Dankbarkeit gegen die Karschinn zu zeigen und ihr Andenken zu ehren gesucht, daß er ein kleines Brustbild derselben nebst einer Abschrift der gereimten Zeilen, die sie den beyden Gemählden, die gleichfalls in der Kirche hängen, beyfügte, in der Kirche des Orts aufhängen ließ. Diese Reimereyen scheinen mir nicht allgemeines Interesses und innern Werth genug zu haben, sonst würde ich sie Ihnen mit Vergnügen mittheilen.

Unter den übrigen handschriftlichen Gedichten oder vielmehr Reimereyen der Karschinn, die ich in Händen habe, findet sich nach meiner Meinung auch nichts, das des Aufbewahrens und Bekanntmachens würdig wäre. Erlauben Sie blos, daß ich Ihnen ein eigenhändig geschriebenes Gedicht der Karschinn an den Prinzen Heinrich von Preußen beylege, welches sich in der Sammlung nicht findet, — woraus Sie auch zugleich sehen können, daß es der Karschinn eben solchen Widerwillen erregt haben müsse, sich der Rechtschreibung zu befleissigen, als ihre Gedichte zu verbessern und auszufeilen. — In den Briefen finden sich übrigens noch weit gröbere Verstoße gegen die Rechtschreibung.

Nach allem dem, was ich nun von der Karschinn gelesen habe, dringt sich mir unabweislich die Vermuthung auf, daß es ihr an der schönen Tugend der Häuslichkeit beynahe ganz gefehlt haben müsse, daß sie mehr sich und andern als ihrer Familie gelebt, und das Glück, das ein trauliches Leben unter guten und liebenden Kindern gewährt, nicht gekannt habe. Es scheint ihr, wie allen sogenannten gelehrten Frauen gegangen zu seyn, die über ihren literarischen Beschäftigungen und Verbindungen, ihre eigentliche und schöne Bestimmung, eine besorgte Hausfrau und Mutter zu seyn, verabsäumten. Freylich mag bey der Karschinn auch viel die Erziehung und frühere Gewohnheit und Verhältnisse daran Schuld gehabt haben. — Ich dachte wenigstens, nachdem ich alles erwogen hatte, daß die Karschinn allerdings eine merkwürdige Erscheinung

Digitized by Google

gewesen sey, ob sie gleich dem Duval nachstehen muß*, daß sie manche gute Eigenschaften gehabt habe, daß ich sie aber nicht hochachten und lieben könne.

Die Stelle ihrer Lebensbeschreibung im Nekrolog: daß die Dichterinn niemahls die Freude gehabt habe, eines von ihren Kindern glücklich und dankbar gegen sich zu sehen, fiel mir anfangs auf und ich dachte dabey, so etwas möchtest du als Kind nicht von dir lesen. Nachdem ich aber enige Briefe der Klenke an ihrer Mutter Schwester, die hier lebt, gelesen habe, kann ich mir sie sehr wohl erklären. Diese Briefe bestehen aus nichts, als den bittersten, heftigsten Klagen über die Mutter, die fast in Verwünschungen ausarten, ruft dabey Gott und Menschen zu Zeugen für die Wahrheit und Berechtigung zu denselben an. Sind sie grundlos, so zeigen sie von dem abscheulichsten Charakter, sind sie zum Theil gegründet, so zeigen sie immer von keinem guten Charakter, der nicht einmahl schonend darüber zu schweigen vermag.

So viel wüßte ich Ihnen etwa von der Karschinn mitzutheilen, ist es gleich unbedeutend, so werden Sie doch meinem guten Willen die Mittheilung desselben zu gute halten . . . . .

---

* Mit dem wegen seines Bildungsganges merkwürdigen französischen Gelehrten, welcher 1775 in Wien starb, kann man die Dichterin nur insofern vergleichen wollen, als beide unter bäuerlichen Verhältnissen eine schwere Jugend erlebten, wobei indess nicht zu übersehen, dass es Duval trotz seinem anfänglichen Hirtenstande leichter gemacht wurde, ein grosser Gelehrter zu werden, als der Karschin, sich zur Dichterin auszubilden.

Digitized by Google

Oden Klopstocks in ursprünglicher Fassung.

Von

Heinrich Funck.

Auf der Grossherzoglichen Hof- und Landesbibliothek in Karlsruhe befinden sich nahezu ein Halbtausend Bände „Miscellen“*, die, zumal da sie noch nicht vollständig katalogisiert sind, vom Publicum fast ganz unberührt bleiben. Und doch vermögen dieselben dem, der sich für Geschichte interessiert, namentlich in Bezug auf badische Landesgeschichte manches wertvolle zu bieten. Aber auch der Litteraturfreund wird nicht ohne Gewinn dieselben durchmustern.

Im 70. Octav-Bande besagter Miscellen finden wir unter Nr. 8:

Oden, als Mskrpt.

Ich habe zu dänen, welche dise Oden fon mir bekommen, das Zutrauen, daß si diselben nicht abschreiben, noch fil weniger drukken lassen wärden.

Klopstock.

Der rechte Entschlus.

– ∪ – ∪ ∪ –, ∪ – ∪ – ∪,
– ∪ – ∪ ∪ –, ∪ – ∪ – ∪,
– ∪ – ∪ ∪ – ∪,
– ∪ – ∪ ∪ –.

Wär nicht fürchtet, nicht hoft, nur där ist glüklich!
Also denkt är: Der Weis' erwartet ruhig,
Was im senden die Forsicht
Würde, Freüd', oder Schmerz.

Du, däms hir sich noch wölkt, du wänst di Zukumft
Auszuspähen. Du Tor, wirst du denn nimals,
Fom ganz anderen Ausgang,
Dir zum Heile gewarnt?

* Es sind 235 Bände in Octav- und Duodezformat, 183 in Quart, 34 in Folio.

Digitized by Google

Lernst du nimals, daß du, ach durch di Hofnung
Auch, dich qülest? Denn si, wen si nun scheidet,
Reicht, im grösseren Kelche,
Herbes Trankes* fil mer!

Und fernichtest** du nicht, was jezo da ist,
Durch des Kümftigen Traum? und läbst ein Läben,
Welches, ler des Genusses,
Heüt nicht, Morgen nicht hat?

Sei, Erwartung, gegrüst, des Weisen Sterke,
Und Zufridenheit du mit düm, was Got schikt!
Leitet ferner; ir fürtet
Schönen, einsamen Fad,

Hin am Mere, wo, nach ferschwundner Heitre,
Stürme brausen, ferwet, der Notschrei jammert,
Bis di Tonnen*** der Loze
Zält, die Leichen nicht mit!

Wo, nach leiserem Spil der samften Welle,
Wogen branden, daß dumf das Felsgestad kracht,
Und der schwellende Tote
Strömt zum weissen Gebein!

Di Eumetri.

– ∪ ∪ –, ∪ – ∪ ∪ –, ∪ ∪ – ∪,
– ∪ ∪ –, ∪ – ∪ ⏑, ∪ ∪ – ∪,
– ∪ – ∪ ∪ –, ⏑ – ∪,
– ∪ ∪ – ∪ ∪ –.

Freüde! da stez, ein Geniuswerk; und doch ist mir†
Etwas nicht da, ich entbäre! der Entzükkung
Stralen, di es auf mich härströmet,
Treffen, wi ist das? nicht ganz;

Hüllen sich dort, und hüllen sich da, wi in Demrung,
Stralen nicht ganz in das Herz hin. Denn ich wünsche!
Und doch lokt im das Har di Schönheit,
Helt im mit Lecheln den Blik;

Füllet di Stirn im Hoheit mit Ernst, mit dem heitern††
In dem Gesicht des Entschlosnen, wen är Tat tut,

---

* Trunkes: (Lesart der Edition).

** verscheuchest.

*** Lasten. (Auf die Lesart Tonnen bezieht sich Klopstock in einem Briefe an C. F. Cramer von 10. December 1782.)

† mir ist doch.

†† Füllt ihm — die — heitren.

Digitized by Google

Oder tun wil. O du, der Irre
Faden, wo ligst du? Was fält?

Stimmet fileicht der Teile Ferein nicht harmonisch?
Dich, Harmoni, där gehorchend sich zu Mauren
Felsen welzen! der Baum, zu schatten,
Wandelt ins Sonnengefild!

Zaubert so gar der Meister nicht stez. Hat das Urteil
Etwa den Teil, und das Teilchen nicht mit scharfem
Blik gemessen? Entschlich im* Ausart
In das Zu gros, und Zu klein?

Dises**? Genau das Mas nicht gedacht; und der Umris
Ründet sich nicht mit der Bigung, därs gelinget.***
One Messung gelang selbst Fenus
Gürtel den Grazien nicht.

Faden, o da, da windest du dich, zu der Pallas†
Wäbe gedret, und zur†† Leitung aus der Irre.
Masbestimmung! auch du lerst Felsen
Wallen, und Heine, den Strom

Seümen! Fermis im Lid' ich dich oft; so entschlüpf' ich,
Frei nun, dem Kreis, dän sein Zauber um mich härzog:
Und där winkt mir fileicht fergäbens
Dan mit dem goldenen††† Stab.

Di Sprache.

An Carl Friedrich Cramer.

⏑ ⏑ – ⏑, – ⏑ ⏑ –, ⏒ – ⏑,
– ⏑ ⏑ –, – ⏒ – ⏑ ⏑ –,
⏑ – ⏑ ⏑ – ⏑ ⏑ –,
⏑ ⏑ – ⏒, ⏑ ⏑ – ⏑.

Des Gedankens Zwilling, das Wort scheint Hal nur,
Där in di Luft hinflist: heiliges Band
Des Sterblichen ist es, erhäbt
Di Fernunft im, und das Herz im!

Und är weis es; denn är erfand, durch Zeichen
Fest, wi den Fels, hinzuzaubern den Hal!

---

* Bemerkt' es.
** Die nicht.
*** der es glücket.
† von Athene's.
†† Finger — zu der.
††† mächtigen.

Digitized by Google

Da rut är; doch kaum hat das Aug'*
In erreichet,** so erwacht är.

Di Gemäldung gleichet dir nicht, des Meissels***
Ründender Gang, Göttin Sprache, dir† nicht!
Nur Weniges bilden si uns:
Und es zeigt sich uns auf Einmal.

Dem Erfinder, welcher durch dich des Hörers
Sele bewägt, tat di Schöpfung sich auf!
Wi Düften entschwäbt, was är sagt,
Mit dem Reize der Erwartung!

Mit der Menschenstimme Gewalt, mit irem
Süsseren Reiz, follends,†† wen si Gesang
Hinströmet, und inniger so
In di Sele sich ergisset.

Doch, Erfinder, teüsche dich nicht! Für dich nur
Ist es gedacht, was zum Laute nicht wird,
Für dich nur; wi tif auch, wi hel,
Wi begeisternd es gedacht sei!†††

Di Gespilen sind ir zu lib, der Sprache,
Trenne si nicht! enge Fessel, geringt
An lemnischer Esse, fereint
Ir den Wolklang, und den Ferstanz.

Harmonin zu sondern, di so einstimmen,*†
Meidet, wär weis, welcher Zwek si ferband.
Di Trennungen zwingen zu fil
Des Gedachten zu ferstummen.

Fon dem Ausland, Deütsche, das Tanz des Lides
Klagend entbärt, lernet ganz, was es ist,
Däm file fon eüch, wi Aten
Im auch horchte, noch so taub sind.

Und es schwäbt doch kün und gewis Teütona
Wendungen hin, di Helländis so gar,
Nicht alle mit stolzem Gefül
Des Gelingens, sich erköre.

---

* daß der Blick.
** Sich ihm senket.
*** Es erreicht die Farbe dich — Marmors.
† Feilbare Last — dich.
†† Höheren — höchsten.
††† du es dachtest.
*† Harmonie — einstimmet.

Digitized by Google

Den Gespilen lasset, und ir, der Göttin
Blumen uns streün, Himmelschlüsseln dem Klang,
Dem Tanz Hiazinten, und ir
Fon den Rosen, di bemost sind.

Si entglühen liblicher, als der Schwestern
Blühendster Busch, duften süsseren Geruch;
Auch schmükt si ir mosig Gewand,
Und durchreüchert ir Gedüfte.

Mein Wissen.

– ∪ ∪ – ⏑ – ∪ ∪ –, ∪ ∪ – ∪,
– ∪ ∪ –, ∪ ∪ – ⏑, ∪ ∪ – ⏑,
– ⏑ – ∪ ∪ –, ∪ – ∪,
– ∪ ∪ – ∪ ∪ –.

Wenig ist nur des Waren, das mir zu ergründen
Glükte; doch ist mir es teüer, wi ein Kleinod,
Durch filjärigen Schweis errungen,
Oder erkemfet mit Blut!

Ist mir ein Trunk, im Külen geschöpft aus der Qelle,
Einer, där, alt fon der Kelter, im Kristal blinkt,
Frülingsseüseln am Blütenbaume,*
Wehen des fallenden Stroms,

Libliche Ru, steübt endlich der Fuß in des Wäges
Krümme nicht mer; wi durchglüte, fon dem lichten
Himmel sinkend, der Stral! wi fern lag
Lange di türmende Stat!

Labt, wi ein Buch, worin es im Geist der ferkanten
Grichen sich rägt, fon sich selber, di Gestalten
Nicht nachamend, di selbst nach keinem**
Muster gebildet nicht sind;***

Heitert mich auf, wi läbender Tanz, dän der Jüngling
Schleünig began, und sein Mädchen, da di Flöte
Wo im Schatten erschol, der Spiler
Gern zu den Libenden kam:

Freündesgespräch, das ist es mir auch, wen in Freüd' und
Leide das Herz nun dahinströmt! O geöfnet
Wird dis† dan, wi for Got! dan rinnen
Beiderlei Tränen herab!

* Baum, der anblüht.
** auch ursprünglich.
*** Lächelnd auf Aehnlichung sehn.
† es.

Digitized by Google

Der Grenzstein.

– ∪ ∪ –, ⏑ – ∪ ∪ –, ∪ ∪ – ∪,
– ∪ ∪ –, ∪ ∪ – ⏑, ∪ ∪ – ∪,
– ∪ – ∪ ∪ –, ⏑ – ∪,
– ∪ ∪ – ∪ ∪ –.

Wirke! Das ist das grosse Gesez, in des Tempels
Tafel gehaun, daß es kund sei, und fon Golde
In den parischen Stein gesenket,
Wi di Lilie walt

Goldener Staub. Noch fassest du nicht des Gesezes
Ganzen Ferstand. Denn es stet zwar in der Halle
Nicht geschriben, allein es forderz
Also der heilige Sin,

Also, durchdenx arbeitend, durchdenk es im Ausrun:*
Gut sei, und stark, und es daure, was du wirkest!
„Daure?“ Daure! Da ligz! Weit walst du
Irre; ferwilderst du** da.

Wende! Da schids durch Grenze sich ab; und der Grenzstein
Hub sich empor in di Wolken, unersteiglich
Däm, Där, emsig allein fürs Läben,
Heisse Geschefte betreibt.***

Einflus der Tat, wen jezt si geschit! und nur wenig
Wirkung bleibt nach, nur ein Schatten, där† ferschwindet.
„File!“ zürnst du. So wärt es†† lenger,
Bis si gesunken ferglimt.

Di man bewog,††† tun Eignes hinzu, und zulezt wird
Dessen so fil, daß der Tropfen in dem Mere
Nun zerflisset, ferget. „ Ferginge?“
In di Atome sich löst.

Nicht, daß dein Tun, ferkenne mich nicht! mir nicht heilig
Were, folfürz, wes auch Andre sich erfreüen:
Nicht ferechtlich, wofern es dir nur
Frommet, ferkenne mich nicht!

Könige sind weitwirkend, auch bleibz, wi ein Abend
Schatten; und doch mus auch diser sich ferliren!

---

* 's, wenn du ausruhst.
** verlierst du dich.
*** Heissen Geschäften sich weiht.
† so.
†† Wenig? — 's was.
††† du bewogst.

Digitized by Google

Was nur Einmal geschit, klimt nimals*
Über der Sonderung Stein.**

Aber wen, wäm di Sterblichkeit ruft, noch, was wirket,
Hinter sich lest, noch ein Denken in des Geistes
Werken, welches, fon Kraft, fon Gutem
Fol, wo es waltet, uns helt:

Drüben ist das am Felsen, där*** grenzt. Was es wirkte,
Wirket es stez, wi im Anfang, so fon neüem:
Jare flihen; sein Einflus strömet,†
Wi der Begin sich ergos.

Da ist das Werk! und tönet nicht blos, wi folbrachte
Handlungen, nach. Wen fon disen bis zum fernsten
Hal sich jede ferlor, zum lezten
Hauche†† sich; redet es laut!

Nuzet doch nicht, wi einst das Gescheft, nur an Einer
Stäte, zugleich an so filen, als Getrente
Sichs, stralt äben där Tag,††† zu irer
Musse Gefärten ersen.

Rürt, es, und wird di Rürung zur Tat; so durchwalt di
Änliche Ban mit den andern, di nicht fremdes*†
Ursprungs sind.*†† Und gelingt nicht dise
Rürung dem bleibenden oft?

Wirke! Das ist das grosse Gesez, in der Halle
Marmor gehaun, daß es kund sei; und di Dauer
List der Weisere mit, als stünd' es,
Goldenes Gusses, mit da.*†††

Morgengesang am Schöpfungsfeste.

„Zwei Stimmen"

Noch komt si nicht di Sonne, Gottes Gesendete,
Noch weilt si, di Läbensgäberin.

---

* Ach, die Handlung sinkt hin und klimt nicht.
** In der Ausgabe folgen zwei weitere Strophen.
*** Jenseit — der Höhe, die.
† fliehn; und es strömt sein Einfluss.
†† Lispel.
††† nach Mühe, nach Lust.
*† Ähnlichen Pfad — der — dem eignen.
*†† Quell entfloss.
*††† Auf den ursprünglichen, wirkungsvollen Abschluss folgt in der Ausgabe noch eine weitere Strophe.

Digitized by Google

Fon Dufte schauert es noch ringsumhär
Auf der wartenden Ärde.

Heiliger! Hocherhabner! Erster!
Du hast auch unseren Sirius gemacht!
Wi wird är stralen, wi stralen,
Der hellere Sirius der Ärde!

Schon wehen, und seüseln, und* külen
Di melodischen Lüfte der Frühe!
Schon walt si einhär, di Morgenröte, ferkündiget
Di Auferstehung der toten Sonne!

Her! Her! Got! barmherzig und gnädig!
Wir deine Kinder, wir mer, als Sonnen,
Müssen dereinst auch untergehen,
Und wärden auch aufgen!

„Alle"

Her! Her! Gott! barmherzig und gnädig!
Wir deine Kinder, wir mer, als Sonnen,
Müssen dereinst auch untergehen,
Und wärden auch aufgen!

„Zwei Stimmen"

Halleluja! Set ir di stralende, götliche kommen?
Wi si da an dem Himmel emporsteigt!
Halleluja! wi si da, auch ein Gotteskind,
Auferstet!

O der Sonne Gottes! Und solche Sonnen,
Wi dise, di jezo gegen uns stralt,
His Är, gleich dem Schaum auf den Wogen, tausendmal tausend
Wärden in der Welten Ozeane!

Und du soltest nicht auferwekken, där auf dem ganzen
Schauplaz der unüberdenkbaren Schöpfung
Immer, und alles wandelt,
Und herlicher macht durch di Wandlung?

„Alle"

Halleluja! Set ir di stralende, götliche kommen?
Wi si da an dem Himmel emporsteigt!

* sie, — sie,.

Digitized by Google

Halleluja! wi si da, auch ein Gotteskind,
Auferstet!

Abgesehen von der phonetischen Schreibweise, welche das gewohnte Bild der vorliegenden Oden stark entstellt, und ausser einer kräftigeren Interpunction, durch die dasselbe ebenfalls nicht wenig verändert erscheint, finden sich auch im sprachlichen Ausdrucke hier bemerkenswerthe Abweichungen von dem uns geläufigen Texte. Dieser gründet sich auf die bei Göschen in Leipzig 1798—1817 herausgekommene Gesammtausgabe von Klopstocks Werken. Im zweiten Bande derselben sind unsere Oden 1798 zum ersten und zum letzten Male vom Dichter publiciert worden. Sie stehen dort nicht ganz in derselben Reihenfolge, wie auf unserm Bogen, indem die dritte und vierte mit einander getauscht haben, und die nunmehrige vierte einerseits und die beiden letzten anderseits schliessen sich den drei vorangehenden erst nach dazwischen gestellten anderen Liedern an.* Die zwei ersten werden daselbst dem Jahre 1781 zugetheilt, die übrigen ins folgende verwiesen. Da aber die sechs Oden in dem Exemplare der Karlsruher Hofbibliothek zusammengedruckt sind und der Dichter sich 1775 in der markgräflichen Residenz aufgehalten hat, so liegt die Vermuthung nahe, dass dieselben ziemlich gleichzeitig und schon damals entstanden seien. Allein ausser obigen eigenen Zeitangaben des Dichters sind es noch besonders seiner Correspondenz zu entnehmende Belege, welche eine andere Datierung unserer Gedichte schlechterdings nicht zulassen.

Das Ergebniss einer Vergleichung unseres älteren Separatdruckes mit dem Texte der Ausgabe letzter Hand bestätigt aufs neue, wie wenig der wahre Dichter durch nachträgliche Aenderungen sich verbessert. Die frühere Fassung unserer Lieder verdient durchaus den Vorzug vor dem vom Dichter endgiltig festgestellten Wortlaute. In ihr athmen unsere Oden noch Jugendfrische, während die verblassten, minder wirk-

* Der vierten gehen voraus: Der Kranz, Der Traum, Beyde; auf dieselbe folgen: Der Nachruhm, Die Rache, Aesthetiker, An Johann Heinrich Voss, Delphi, Die Verwandelten.

Digitized by Google

samen, unklareren, verunschönten, prosaischen Lesarten der Edition den Verlust jener uns empfindlich fühlen lassen. Aufs neue werden wir daran erinnert, dass die nächste Ausgabe von Klopstocks Oden, wo immer eine ursprünglichere Gestaltung vorliegt, mit Hintansetzung der späteren Intentionen des Dichters jene wieder herzustellen hat. Interessant bleiben die von Klopstock an seinen Dichtungen getroffenen Veränderungen immerhin, weil sie, wie alle von den Poeten unternommenen Variationen zum nachdenken veranlassen und gerade er uns so oft einen Blick in das dichterische schaffen ermöglicht. Aber wie vielmal schauen wir ihm hinein und können doch nicht die ihn bestimmenden Gründe entdecken! Das volle Verständniss für die mannigfaltigen und oft wunderlichen Nachbesserungen unseres Dichters wird uns erst dann mit der Zeit aufgehen, wenn durch eine umfassende Durchforschung des textkritischen Materials die Gesichtspuncte alle gewonnen sind, von denen aus die Motive seiner Abänderungen sich mehr und mehr von selbst aufhellen. Zum Aufbau einer solchen Einsicht sind bereits von namhaften Forschern die ersten Fundamente gelegt. Noch gebricht es aber an dem Material selbst. Vor allem müsste die Zahl der älteren Originaltexte vermehrt werden. Man durchsuche die Bibliotheken an den Orten, wo Klopstock länger verweilte oder Verbindungen hatte. Das bekannte Sprichwort wird es sich nicht nehmen lassen, auch da Recht zu behalten.

Ein Klopstocksches Manuscript, welches als Original des hier veröffentlichten Privatdruckes anzusehen wäre und das man am ersten in Hamburg vermuthen möchte, ist daselbst nicht bekannt. Wol aber befindet sich dort in privatem Besitz ein zweites gedrucktes Exemplar unserer Oden. Dasselbe gehörte einst dem bekannten Dr. Georg Heinrich Sieveking in Neumühlen († 1799) und ist, wie es scheint, von dessen Hand mit Correcturen versehen, welche die von dem Texte der Gesammtausgabe abweichenden Lesarten des Separatdruckes beseitigen und die Varianten der Ausgabe herstellen.

Digitized by Google

Noch ein ungedruckter Lessing-Brief.

Mitgetheilt von

Karl Redlich.

Ungedruckte Briefe Lessings gehören nachgerade zu den grössten Seltenheiten. Seit ich für meine im Frühjahr 1879 geschlossene Sammlung der Lessingschen Correspondenz noch einmal alle mir zugänglichen Winkel durchstöbert hatte, sind nur vier neue Briefe zum Vorschein gekommen und eine Ergänzung zu einem bereits gedruckten. Den ersten, vom 10. April 1770, veröffentlichte der jetzige Besitzer, Landgerichtsdirector C. R. Lessing, in der Vossischen Zeitung; dass der Adressat desselben Dr. J. A. H. Reimarus sei, habe ich in den Mittheilungen des Vereins für Hamb. Geschichte 1880 Nr. 4 nachgewiesen. Einen zweiten, an Heyne, hat v. Leutsch in seinem Philol. Anzeiger XI S. 143 zum Abdruck gebracht und ebenda S. 138 den in den früheren Drucken absichtlich verstümmelten Brief vom 28. Juli 1764 vervollständigt. Der dritte und vierte sind den Lesern des „Archivs“ aus dem 2. Heft dieses Jahrgangs in frischer Erinnerung.

In Beziehung auf den zweiten und vierten dieser Briefe habe ich eine Kleinigkeit auf dem Herzen. Den Brief an Heyne hat v. Leutsch vom 14. Januar 1771 datiert. Dies Datum konnte nicht richtig sein, denn der Brief beantwortet offenbar Heynes Anfrage vom 10. Januar 1779 (Hempel Nr. 534) und wird von Heyne am 21. Januar 1779 (Nr. 537) beantwortet. Der jetzige Besitzer, Herr Hermann Schulz in Leipzig, hat mir auch freundlichst bestätigt, dass das Datum „14. Jenner 1779“ lautet, dass also dies Billet hinter Nr. 491 einzuschalten ist. Cäsarinus statt Cäsarius hat Lessing selbst verschrieben.

Digitized by Google

In dem oben S. 282 mitgetheilten Briefe an den Maler Müller muss Boxberger sich einmal verlesen haben. „Was ich ihm auf den Platz senden könnte“ heisst im Original ohne Zweifel „auf den Plotz“. Dass dieses alte Adverb, s. v. a. Knall und Fall, Lessing noch geläufig war, ergibt sich aus seiner Bemerkung über den adverbialen Gebrauch des Substantivs Plotz im Wörterbuch zu Logau (XII S. 264); ich habe es aus der Originalausgabe in dem Briefe an Eva König vom 20. November 1771 (Nr. 248) wieder hergestellt.

Es könnte mir nicht beikommen, so geringfügige Einzelheiten hier vorzutragen, wenn ich nicht zu der spärlichen Mahlzeit ein desto erfreulicheres Dessert aufzutischen hätte, nämlich einen gleichfalls auf die Mannheimer Theaterangelegenheit bezüglichen, bisher noch unbekannten Lessing-Brief, den ganz kürzlich Halm in einem unbeachteten Briefconvolut der Münchener Bibliothek entdeckt und mir freundlichst in wortgetreuer Abschrift mitgetheilt hat mit der Erlaubniss, denselben durch das „Archiv“ weiteren Kreisen bekannt zu machen. Hier ist er.

Hochgebohrner Freyherr,
Gnädiger Herr,

Indem ich mich noch in nicht geringer Verlegenheit befinde, den Auftrag Ewr. Excellenz betreffend, mir selbst nur einigermaaßen Genüge zu leisten, und einer Täuschung nach der andern ausgesetzt bin: geschieht mir auf die unerwarteste Weise ein Antrag, den ich Ewr. Excellenz zu melden nicht genug eilen kann.

Der Chursächsische Hof hat bisher in Dresden einen Trupp Schauspieler gehalten, der unstreitig einer von den vorzügligsten in ganz Deutschland ist. Wenigstens befinden sich zwey bis drey außerordentlich gute Leute darunter, welche für die Absicht, junge Schauspieler beyderley Geschlechts anlernen zu lassen, nicht besser seyn könnten.

Dieser Trupp nun wird gegenwärtig durch die Cabale der Italienischen Komödianten verdrengt, und ist bereit Sr. Churfürstl. Durchlaucht von der Pfalz seine Dienste unterthänigst anzubieten. Der Directeur deßelben hat auch bereits einen Bevollmächtigten deßfalls nach Mannheim abgeschickt, welcher

Digitized by Google

die Gnade haben wird, Ewr. Excellenz dieses zu überreichen. Nun weiß ich zwar nicht, was die nähern Foderungen dieser Leute sind, noch in wie weit die dortigen Einrichtungen sich mit diesen Foderungen vergleichen laßen: so daß es mich im geringsten nicht befremden würde, wenn Ewr. Excellenz für beßer fänden, ihren Antrag gänzlich von der Hand zu weisen.

Da aber doch auch leicht dieses der Fall nicht seyn könnte: so unterstehe ich mich, es Ewr. Excellenz zu wiederhohlen, daß die vortrefflichen Absichten in Mannheim ein beßerer Zufall gewiß nicht begünstigen könnte. Die drey Leute, die ich bereits engagirt habe, würden vors erste unter besagtem Trupp auch ganz wohl Platz finden können, bis man überhaupt eine Auswahl unter ihm machen, und ihn nach der dortigen Erforderniß einschränken könnte.

Ich würde schon itzt das Glück haben, Ewr. Excellenz persönlich aufzuwarten, wenn mir nicht eine kleine Unbäßlichkeit seit einigen Tagen zugestoßen wäre, mit welcher ich Bedenken trage, mich auf den Weg zu machen. Da indeß diese Hinderniß nicht lange mehr dauern kann, so hoffe ich alle die Auskünfte, die ich Ewr. Excellenz zu geben im Stande bin, in wenig Tagen mündlich ertheilen zu können. Ich verharre in tiefster Ergebenheit,

Ewr. Excellenz
unterthäniger Diener
Lessing.

Wolfenbüttel, den 17ten December 1776.

Der Brief bedarf keiner weiteren Erläuterung. Auch ohne die Bleistiftnotiz von anderer Hand am Kopf desselben erkennt der kundige leicht, dass er die erste Beilage zu Lessings Brief an Grossmann von demselben Tage (Nr. 414) und dass der kurpfälzische Finanzminister Freiherr von Hompesch der Adressat ist.

Digitized by Google

Wieland und Orell, Gessner u. Comp.

Mittheilungen von

Bernhard Seuffert.

Im VII. Bande dieses Archivs S. 489 ff. hat Ludwig Hirzel Geschäftsbriefe Wielands aus Salomon Gessners Nachlass veröffentlicht. Die gütige Liberalität des Besitzers dieser Papiere, des Herrn Zolldirectors Gessner in Schaffhausen, eines Enkels von Wielands Tochter Lotte, ermöglichte mir die Benutzung der gleichen Sammlung, wodurch ich einige Ergänzungen zu bringen in der Lage bin.

I.

1762, 12. November, sandte die Verlagshandlung Orell, Gessner u. Comp. an Wieland einen Brief, wovon sie sich folgende Skizze zurückbehielt: „Von den prosaischen Schriften ist der1ste Band welchen Hr. Wieland schon verbessert eingesandt, allbereits getruckt und sind die Empfindungen eines Xsten [Christen] auf Hr. Wielands Begehren weggelassen. Folglich ist Hr. Wieland ersucht den Rest nach Gutbefinden zu senden, damit das Werk enden könne. Die Assignation an Hr. Faber bezahlt. Der Tractat zu remittiren."

Die neue „Sammlung Prosaischer Schriften des Herrn Wieland" erschien 1763. Die „Empfindungen des Christen" eröffneten den zweiten Band 1764.

Am 2. April 1763 theilte die Firma dem Herrn Wieland, Chancellier à Biberach, mit, dass sie ohne Bedenken die Conditionen, den Agathon betr., nicht annehmen könne. Wieland sage, der Vortheil des Autors müsse mit dem des Verlegers in Proportion stehen. Dann müsse aber auch der Verlust des Verlegers mit dem Verluste des Autors im Verhältniss stehen. Da Wielands Name nicht auf dem Titelblatte genannt werde,

Digitized by Google

so sei der Absatz der Dichtung zweifelhaft. „Auch 2 Theile von einem Werk das aus 6^{en} bestehen soll, um 15 NLd'or an sich zu kaufen, in der Ungewissheit wie das Werk gehen werde, in der Ungewissheit wie man in Ansehung des Preises der folgenden Theile mit dem Verfasser zurecht kommen werde, das . . kann kein Buchhändler in der Welt thun, das kan ich auch nicht thun." Er schlage vor, sie wollten den Absatz der beiden ersten Theile abwarten, wenn dieser gut sei, solle Wieland den 3. und 4. Theil machen; dann würden ihm die zwei ersten Theile mit 3 R. in NLd'or à 6 R. 16 Gr. pro Bogen bezahlt werden. Ebenso der dritte und vierte Theil, sobald sie den fünften und sechsten von Wieland verlangen würden; und diese sollten dann sechs Monate nach der Drucklegung ebenso honoriert werden. Dazu erhalte der Verfasser zwölf Freiexemplare. So sei Gewinn und Verlust in Proportion. Nur wenn der erste und zweite Band gar nicht abgehe, verliere Wieland davon das Honorar.

Die endgiltige Fassung des Vertrags über Agathon s. Archiv VII, 498.

II.

In dem ersten von Hirzel mitgetheilten Briefe ist am Schlusse (drittletzte Zeile) „unsre engagemens" statt „unser engagement" zu lesen.

Nach Hirzels Nr. 9 und vor Wielands Denkwürdige Briefe I, 9 ist folgendes Schreiben einzuschalten:

„Hochgeehrteste Herren und Sehr werte Freunde,

Ich danke Ihnen höflichst für die verbindliche Gewährung meines Ansuchens und bescheine hiemit den richtigen Empfang der stipulirten 120 fl. für den 6^{t} Theil des Shakespears, wozu Sie die beyden noch fehlenden Stücke in Kurzem erhalten sollen.

Dem Hrn. Gaum belieben Sie vom Shakespear, in meinem Nahmen, nichts mehr zu schicken. Es hat das Ansehen dass ich Handel mit ihm bekommen werden [!]. Er behauptet vom Shakespear nicht mehr als 10. Exemplare des 1. und 2^{t} Theils durch Sie erhalten zu haben. Seyn Sie doch so gütig und geben mir ein für allemal eine zuverlässige Auskunft über diese Sache. Von meinen so genannten Poetischen Schriften

Digitized by Google

bitte mir 1. Exemplar nächstens aus, womit ich dem Sohn des Freyh. von Senkenberg zu Wien ein Geschenk machen soll.

Wenn Sie mir vom Petrarca eine neue gute Edition procuriren wolltn [!], so würde dieses das Vorhaben meiner Uebersezung sehr befördern; die edition die ich schon besitze ist incomplet, zwar eine aldinische aber eben desswegen für einen Uebersetzer unzulänglich, weil sie nichts als den blossen Text enthält.

Leben Sie wohl und nehmen nebst meiner Empfehlung die Versicherung der besondern Hochachtung an womit ich allezeit seyn werde dero

Biberach den 27. April 1764. ergebenster Diener
Wieland."

Zwischen Hirzels Nr. 10 und 11 ist einzureihen:

„Hochgeschäzteste Herren und Freunde,

Da ich vergangnen Montag die Ehre hatte Ihnen zu schreiben*, und mir von Dero hauptsächlichsten Verlagsbüchern auf Rechnung des Hrn. Bartholomäi in Ulm 1. Exemplar auszubitten, vergass ich auch

1 Mahler der Sitten und

1 Theater der Griechen

zu begehren, welches dann hiemit nachhohlen und Sie ersucht haben will, mir solche nebst den übrigen baldmöglichst zuzufertigen. Ein Exemplar von den Minnesangern und den Fabeln aus dem 13.t Saec. (wofern Sie deren noch haben), belieben sie auch beyzulegen — und von allem den gewöhnlichen Preiss beyzusetzen.

In deren Erwartung ich dann mit vollkommenster Hochachtung bin und stets beharren werde, Dero

Biberach den 2t 9ber 1764. ergebenster
Wieland.

P. S. Dem H. Gessner belieben Sie nebst meiner höflichen Empfehlung zu melden, dass wegen des Biberachers, nach welchem ich Ihn ersucht sich in Paris zu erkundigen, bereits Nachrichten eingegangen."

In die Lücke zwischen Denkwürdige Briefe I, 27 und Hirzels Nr. 14 gehört:

* Der Brief ist unbekannt

Digitized by Google

„Biberach den 27. Februar 1766.

Meine wehrteste Herren und Freunde

In Antwort auf dero mir diesen Augenblick zukommendes Schreiben vom 22. huj. habe die Ehre zu melden, dass Morgen eine Fortsetzung des Agathon, und über 8 Tagen der Schluss des 1. Bandes durch den Constanzer Boten folgen werde, durch welchen ich Ihnen seit 4 Wochen alle acht Tage ein Stück des Ms. zugesandt habe, und verhoffen will dass ihnen solches richtig zugekommen sey. Herr Gessner hat vor wenigen Wochen mich versichert, dass der Setzer sich nach meinen Umständen richten, und es also hinlänglich seyn würde, wenn die lezten zwey Bogen nur wenigstens 14 Tage vor dem 22. Merz von hier abgiengen. Ich habe mein Möglichstes gethan, und bissher öfters einen Theil der Nacht dazu nehmen müssen, um fertig zu werden. Ich hoffe also meine Absicht werde erfüllet werden, und ich das Missvergnügen nicht erhalten, solche wieder ins Stocken gerathen zu sehen. Auch der VIII. Theil des Shakespears hätte noch fertig werden können, wenn Sie nicht Selbsten mir zu Anfang dieses Jahrs hätten schreiben lassen, dass sie selbigen auf die nächste Messe nicht verlangten. Sie sehen also dass sie auf den Agathon mit Gewissheit zählen können. Uebrigens bitte nochmalen inständig auf die Correctur besondere Sorge zu tragen. Einige Exemplare belieben Sie mir so bald als möglich zuzusenden; auch gelegenheitlich zu melden was für ein Schicksal die Comischen Erzählungen in der Welt haben. Ich verbleibe mit unabänderlicher Ergebenheit und Hochschätzung dero

Freund und Diener
Wieland.“

In Hirzels Nr. 14 Z. 5 lies: „zu meiner gez. Danks-Erstattung“. S. 505 Z. 6 lies: „Boten zwey Exemplare“. In Nr. 20 Z. 7 lies: „in ihrer ganzen Beschwehrlichkeit“.

Zwischen Hirzels Nr. 21 und Denkw. Briefe I, 56 fallen zwei Briefe:

„Hochgeehrteste Herren und Freunde

ich habe die Ehre Ihnen hiemit die weitere Fortsetzung des Agathon zu übersenden. Es sind nun noch sieben bis acht

Digitized by Google

Bogen Ms. übrig, so sind wir mit diesem zweyten Theil, und vermuthlich damit auch mit dem ganzen Wercke fertig.

Ich ersuche Sie hiemit nochmalen, mir bäldest zu wissen zu thun, ob dieser zweyte Theil des Agathon auf die nächste Ostermesse kommt, oder nicht. Ich vermuthe, aus allen Umständen, das leztere; wünschte aber lieber, der Sache in Zeiten gewiss zu seyn.

Ich bedaure sehr dass H. Gessner mit Augen-Beschwehrden geplagt ist, und bitte, so bald, aber nicht eher, als es ohne Seine mindeste Ungelegenheit geschehen kan, mich mit Seiner Zuschrift zu beehren.

Immittelst beharre mit vollkomner Ergebenheit
Meiner hochgeehrtesten Herren und Freunde
Biberach den 5t Februar 1767. gehorsamer Dr [Diener]
Wieland."

„P. P.
Hochgeehrteste Herren,

Ich begleite gegenwärtige Fortsetzung des Agathon mit der positiven Versicherung, dass den 6t Merz wenigstens drey Bogen Ms. und den 13t ejusd. der Rest des ganzen Buchs, durch den Constanzer Boten unfehlbar von hier abgehen sollen. Alles was ich Ihnen noch su senden habe, wird beyläuffig Sechs geschriebene Bogen ausmachen. Weil ich die Zeit nicht mehr habe, das aufgesezte ins Reine zu schreiben, so wird desto nöthiger seyn, die Correctur mit allem Fleiss zu besorgen. Hrn. Gessners sehr angenehmes Schreiben habe richtig, wie auch sechs Bogen vom Agathon biss zu K. inclusive erhalten, und erwarte die Fortsetzung durch den Boten. Dem H. Gessner werde ich baldmöglichst zu antworten die Ehre haben. Inzwischen bin ich mit ausnehmender Consideration
Meiner hochgeehrtesten Herren
Biberach den 27. Februar. 1767. ergebenster Diener
Wieland."

Archiv VII, 512 Z. 3 lies: „einiger besondern Ursachen wegen".

Den nachstehenden Brief Gessners, welchen Wieland am 16. Februar 1769 (Denkw. Briefe I, 78) beantwortet, verdanke ich der k. öff. Bibliothek in Dresden.

Digitized by Google

„Mein Theurester Freünd.

Bald würd ich mit meiner Nachlässigkeit in Gefahr stehn, von ihnen ganz vergessen zu werden, und doch würd es mir unerträglich seyn, wenn ich ihre Gleichgültigkeit mit irgend etwas verdienen würde. Sie mein Freund, wissen sich Hochachtung und Liebe beständig in vollestem Masse zuerhalten. Wer kan ihre Schriften lesen, ohne zuwünschen, der Freund eines solchen Dichters zuseyn. Der Neid selbst kan ihnen nicht mehr wiederstehn, Idris und Musarion, erhalten nun das Lob, das sie längst schon verdient haben. Alle hämische Absichten gegen ihren Ruhm verstummen, und man fängt an [zu] empfinden, dass man nur sich selbst schadet, wenn mann ihnen schaden will.

Aber mein Freund! was sagen sie zu der Arth, mit der Bodmer behandelt wird? Die Wuth gegen ihn hat keine Schranken mehr. Man giebt sich nicht einmahl mehr die Mühe, auf Wiz zudenken, ihn lächerlich zumachen, man sagt ihm gerade zu grob heraus, was Zorn und Rache in die Feder geben könen. Aber hat ers nicht gesucht? Ists. nicht eine natürliche Folge seines Eigensinnes und der giftigen Arth, mit der er alles, die ganze Nation anfällt? Aber sagen sie mir, ist das, sie verstehn sich auf Bezauberungen, ist das nicht eine unselige Bezaubrung, das ihn, eben da er allen Leuthen sagt, dass sie Narren seyen, immer und immer Trauer-Spiele schreiben macht, und ihn nie empfinden lässt, dass er darzu nicht das geringste Geschike habe? Aber das ist zutoll, ihn wie einen todten Hund zubehandeln, und von seinen grossen und wahren Verdiensten ganz zuschweigen. Es gereicht ihm zur Ehre, dass seine Feinde sich alle Waffen erlauben müssen, um sich an ihm [!] zuwagen. Wer selbst und unparteyisch denkt, lässt sich nicht Staub in die Augen werfen, und wird ihm desto mehr Gerechtigkeit wiederfahren lassen.

Aber Lessing und Klotz! Sie werden die Antiquarischen Briefe gelesen haben; Herr Klotz hat sich zuungestühm sein Reich errichten wollen, aber er hat mehr Muth als Kräfte sich zum Monarchen unter uns aufzuwerfen. Mit was für Kühnheit hat ers gewagt, über die Künste abzusprechen, zubauen, niederzureissen, als wenn kein Mensch auf Gottes Erdboden

Digitized by Google

wäre, der es einzusehen vermöchte, das das gar nicht seine Sache sey. Lessing ist ihm hier sehr überlegen, und doch steht Lessing selbst hier auf dem Eise.

Erlauben sie, noch ein Wort mit ihnen als Verleger zureden. Für Idris und Musarion haben sie in Leipzig bessere Conditionen gefunden, als wir ihnen nach unsrer Situation machen konten, und ich bin nur froh, dass ich sie besizen und lesen kan so oft ich will. Aber das soll doch nicht ein für alle mahl mit uns abgebunden seyn; das kan nicht seyn; sie kenen uns als redliche Leuthe, die thun, so viel sie könen und halten, was sie versprechen. Die Auflage ihrer Poetischen u. Pros. Schriften ist nun bald vergriffen, und muss bald eine neue veranstaltet werden, und bey dieser unsrer alten Besitzung werden sie uns schützen und schirmen. Haben sie die Gewogenheit uns zu berichten, ob sie Veränderungen darbey vorhaben, oder ob sie sonst etwas darbey zuerinnern haben.*

Ich empfehle mich ihrer theuresten Freundschaft, und bin mit der vollkommensten Hochachtung so lang ich lebe

Theurester Freund

Dero

Zürich d. 20. Jenner. 1769. Ergebenster Diener und Freund

S. Gessner.

a Monsieur Monsieur Wieland

Directeur de la Chancellerie de la Ville Imp. de Biberach

a Biberach.“

Auch mit diesen Nachträgen ist die Zahl der Briefe Wielands an die Züricher Verleger nicht vollständig publiciert. Die im Gessnerschen Nachlasse diesen Schreiben beigefügten Ziffern geben keinen Anhalt für den Umfang des Briefwechsels, da z. B. auch der zweite der oben mitgetheilten Brouillons eine Nummer trägt. Bis jetzt liegen 68 Briefe vor: 6 in den Ausgewählten Briefen von C. M. Wieland II; 29 in den Denkwürdigen Briefen von C. M. Wieland I; 28 im Archiv VII; und vorstehende 5 Schreiben Wielands.

* Von den Poetischen Schriften erschien die „Dritte verbesserte Auflage“ in drei Bänden 1770 bei Orell, Gessner u. Comp., von den Prosaischen Schriften eine neue Auflage in zwei Bänden 1771 und 1772 bei Orell, Gessner, Fuessli u. Comp.

Digitized by Google

Die Prosascene in Goethes „Faust".

Von

Heinrich Düntzer.

Geistreiche Einfälle beginnen der gründlichen Anschauung und Erfassung unserer Dichter und Dichtwerke den Rang abzulaufen; man urtheilt viel weniger nach dem thatsächlich vorliegenden Bestande als nach Laune und Einbildung, die an neuem und auffallendem ihre Lust haben, durch die man das Urtheil leicht besticht, wogegen man jede gewissenhafte Forschung, wenn sie nicht von dem Schilde einer hochgebietenden Schule geschützt wird, verdächtigt, als veraltet verwirft und gröblich entstellt. Auch wir gestehen der geistreichen Vermuthung ihr Recht zu, aber nur, wenn sie auf dem thatsächlichen Boden sich erhebt und als Verklärung der Wahrheit erscheint, nicht, wenn sie, wie es heute meist der Fall ist, von der richtigen Auffassung abführt und zur phantastischen Verzerrung der Wirklichkeit wird. Ein solches launenhaftes Spiel ist der Wissenschaft unwürdig, die, auf das wahre gerichtet, jede sophistische Vorspiegelung verschmäht, mag sie auch in ein noch so glänzendes Gewand sich hüllen, um die unkundigen für sich zu gewinnen. Es ist traurig, wenn man in viel verbreiteten Büchern haltlose Behauptungen mit dem Scheine der Wahrheit vorgetragen, dadurch die Leser berückt, das reine Bild der Wahrheit getrübt sehen muss.

Das grösste Werk unserer Litteratur, Goethes „Faust", lockt ganz besonders zu einer solchen Gaukelei an; unter dem Scheine, in das tiefste Geäder der Dichtung, in das Geheimniss ihrer Entstehung zu dringen, gestattet man sich die ärgsten Entstellungen. Scherers Annahme einer ursprünglich

Digitized by Google

prosaischen Fassung der Tragoedie habe ich Bd. IX, 529—551 widerlegt und als ihre Grundlage die irrige Voraussetzung nachgewiesen, dass die prosaische Scene „Trüber Tag. Feld" der allerersten Gestalt des Dramas angehöre. Dort ist gezeigt, dass dies in offenbarem Widerspruche mit dem Berichte Riemers steht, den anzuzweifeln oder umzudeuten nicht der geringste Grund vorhanden sei. Gegen Kuno Fischer, der, wie zuerst Weisse, diese Scene benutzte, um damit einen früheren, abweichenden Plan des „Faust" zu begründen, habe ich die Sache weiter besprochen in der dritten Ausgabe meiner „Erläuterungen" des „Faust" II, 50 f. Ganz neuerdings hat von Loeper in seiner zweiten Beurtheilung von Schröers Faust-Ausgabe in der „Zeitschrift für deutsches Alterthum" XIV, 455 f. Riemers Zeugniss auf eine Weise beseitigt, die ich hier näher zu bezeichnen mich gedrungen fühle.

Hier lesen wir, das Zeugniss Riemers könne für eine spätere Entstehung jener Scene nicht angezogen werden, weil dieser erst 1803 mit Goethe bekannt geworden und eigener Wissenschaft über die Entstehungsgeschichte des „Faust" bar gewesen. Das heisst doch bloss die Bedeutung Riemers herabdrücken, um sich eines unbequemen Zeugen zu entledigen, und aus der späten Bekanntschaft mit Goethe einen ungehörigen Schluss ziehen. Der von W. von Humboldt empfohlene Schüler Wolfs war keineswegs so unbedeutend und Goethe so untergeordnet, wie von Loeper uns gern überreden möchte, was um so auffallender, als ich schon auf die Mitwirkung desselben bei der Redaction des „Faust" hingewiesen hatte (S. 530), eine Hinweisung, die doch wol einer Berücksichtigung, wo möglich einer Widerlegung werth gewesen wäre. Riemer kam im Herbst 1803 nach Weimar. Schiller fand ihn bereits im December so bedeutend, dass er, als der Gymnasialdirector Böttiger abgehen sollte, an Riemer als dessen Nachfolger dachte, da es „sehr zu wünschen wäre, einen solchen Menschen festzuhalten". Goethe brauchte ihn nicht bloss als Hauslehrer seines August, er that ihm auch als Secretär gute Dienste; und er trat mit ihm in vertrauliche Beziehung, da Riemer den lebhaftesten, sehr einsichtigen Antheil an allen seinen Arbeiten, selbst an seinen auf Naturwissenschaften und Farbenlehre gerichteten Untersuchun-

Digitized by Google

gen nahm. Der Lehrer seines August war ihm ein sehr lieber Hausgenosse, mit dem er gern verkehrte, und gegen den er, je länger er ihn kennen lernte, um so offener war und um so lieber seine Kenntnisse und Fähigkeiten zu seinem Vortheil verwandte. In der ersten Zeit war Riemer von seinem griechischen Wörterbuche, das in Jena gedruckt wurde, sehr in Anspruch genommen. Das Verhältniss scheint mit dem Ende des Jahres 1805 besonders vertraulich geworden zu sein, von welchem Riemers wörtliche Aufzeichnungen aus Goethes Gesprächen beginnen.* Es hängt dieses zum Theil mit der Redaction der neuen Ausgabe der Werke zusammen, die Cotta im August 1805 übernahm. Riemer leistete ihm dabei dieselben Dienste, wie später Eckermann bei der Ausgabe letzter Hand. Zuerst wurden „Wilhelm Meisters Lehrjahre“ durchgesehen, wobei Riemer auf einzelne Ungleichheiten der Schreibung aufmerksam machte, auch wol die zu meidenden Fremdwörter bemerkte. Schon am 30. September giengen diese zum Drucke ab. Viel grössere Mühe machten die neu zu ordnenden, zu vermehrenden und genau durchzusehenden Gedichte, die schon am 24. Februar 1806 an Cotta gesandt wurden.** Ganz besonders lag dem Dichter die schliessliche Redaction des „Faust“ am Herzen. Von Loeper führt aus dem Tagebuche den Eintrag an: „Schliesst vom 21. März bis zum 25. April den ersten Theil des Faust ab“, woraus aber noch nicht folgt, dass Goethe ihn gleich aus der Hand gegeben und nichts weiter daran gethan habe. Dass er Riemer auch bei der Redaction des „Faust“ zu Rathe gezogen, ihn mit dem Stande der Handschrift und dem, was er noch zu thun beabsichtigte, bekannt gemacht, unterliegt keinem Zweifel. Für die in der ersten Ausgabe noch fehlenden Scenen lag ein Schema von 1798 vor, nach welchem die wirklich ausgeführten neuen geordnet waren; es galt die noch nicht gedruckten Scenen genau durchzugehen, die etwa noch auszuführenden, und was allenfalls noch sonst zu thun sei, zu besprechen. Welchen grossen Antheil Riemer an Goethes

* Vgl. Mittheilungen II, 695 ff. Briefe von und an Goethe 285 ff.

** Vgl. Vollmer zum Briefwechsel zwischen Schiller und Cotta S. 543.

Digitized by Google

neuer Ansgabe nahm, ergibt sich aus W. von Humboldts Antwort an diesen seinen früheren Hauslehrer vom 12. April: „Ich freue mich unendlich über Ihre Existenz bei Goethe. Sie hätten nirgends eine schönere und mehr befriedigende finden können, und ihm muss Ihr Umgang und Ihre Theilnahme in [so!] seinen Arbeiten um so willkommener und erheiternder sein, als er in der That jetzt sehr isolirt ist." Auch seinen „Elpenor" legte Goethe Riemer vor, der ihn zur Veröffentlichung dieses Bruchstückes bestimmte. Da dieser auf den durchschlagenden iambischen Rhythmus hinwies und die Abtheilung des Bruchstücks in Verse vorschlug, übertrug der Dichter ihm diese.* Am 30. September bat Goethe ihn von Jena aus um „die beiden Exemplare von Elpenor" (die ursprüngliche Abschrift und die in Verse getheilte?) und um das, was er „allenfalls schriftlich dazu notirt habe". Wenn nun schon die Hausgenossenschaft,** die Liebe zu seinem August und die gemeinschaftliche, von Riemer mit Eifer und Geschick betriebene Arbeit diesen Goethe näher führte, so trug dazu noch mehr sein seit dem Februar 1806 ihn monatlich heimsuchendes, äusserst schmerzliches, ihn dem Tode nahebringendes körperliches Leiden bei, in welchem ihm ein so treuer und brauchbarer Hausgenosse zum Troste gereichte; nichts kettet die Menschen ja näher aneinander als die Noth. Riemer begleitete den noch immer sehr leidenden Dichter, der besonders in Bezug auf seine litterarischen Arbeiten nichts geheimes vor ihm hatte, im Juni nach Jena, und von dort nach Karlsbad. Und nach einem wiederholten Aufenthalte in Jena (Riemer kam nur auf einen Tag nach Jena, aber von seinem vertraulichen Verhältniss zu Goethe zeugt der erhaltene Brief***) traten die traurigen Leidenstage Weimars nach der Schlacht bei Jena ein, die Goethe selbst in Lebensgefahr brachten: es folgte die kirchliche Trauung mit Christiane Vulpius, die

---

* Mittheilungen II, 625.

** Dass die Hausgenossenschaft, wie eine Blutsverwandtschaft, zum Umgange nöthige, bemerkte Goethe selbst schon 1803 gegen Riemer. Vgl. Briefe von und an Goethe S. 285.

*** Briefe S. 181 f.

Digitized by Google

Goethe fast ganz von der Gesellschaft schied, so dass er nur mit der seine Lage verstehenden Johanna Schopenhauer verkehrte. In dieser Zeit war Riemer mehr als je Goethes Vertrauter und Vertreter nach aussen, sein Geheimschreiber und Arbeitsgenosse. Der nächste Winter wurde besonders dem Drucke der Farbenlehre, an der auch Riemer lebhaften Antheil nahm,* und der Durchsicht seiner Werke gewidmet. Das erscheinen der ersten Lieferung derselben, der vier ersten Bände, hatte sich in Folge der politischen Ereignisse verspätet: erst am 27. März 1807 konnte Goethe sie an Zelter schicken. Unterdessen waren die übrigen acht Bände grösstentheils durchgesehen, was bei den meisten wenig Schwierigkeit machte, da nichts wesentliches verändert, nur wenig ungedrucktes gegeben wurde; das bedeutendste neue brachte der freilich äusserlich mit Gretchens Tod abgeschlossene, aber noch immer bruchstückartige „Faust“, dessen vorhandenes Schema wol noch immer nicht ganz ausgeführt war. Am 7. Mai schreibt Goethe an Zelter, er habe bei der Herausgabe seiner Werke sehr lebhaft gefühlt, wie fremd ihm diese Sachen geworden, ja dass er fast kein Interesse mehr daran habe. „Das geht so weit, dass ich ohne freundliche, treu fortgesetzte Beihülfe diese zwölf Bändchen gar nicht zusammengebracht hätte. Jetzt haben wir sie aber meist hinter uns, und bis auf einen kommen sie diese Tage sämmtlich in Cottas Hände. . . . Ich freue mich zum voraus auf den Spass, den Ihnen der neu fortgesetzte »Faust« machen wird; es sind Dinge darin, die Ihnen auch von musikalischer Seite interessant sein werden.“ Die „freundliche, treu fortgesetzte Beihülfe“ ist ohne Zweifel die Riemers, der ihm auch beim „zusammenbringen“ der Gedichte gute Dienste geleistet hatte, von denen manches aus den „Musenalmanachen“ und den „Propyläen“ hier zum ersten Male aufgenommen wurde. Aus der Aeusserung Goethes hatte ich schliessen zu dürfen geglaubt, dieser habe sämmtliche Bände zum Drucke abgesandt, nur den mit „Faust“ beginnenden achten habe er damals noch

* Vgl. die vielen von Riemer aufgezeichneten Aeusserungen Goethes aus dem November und dem December 1806 daselbst S. 289—308, auch Mittheilungen II, 697 f.

Digitized by Google

in seinen Händen behalten. Loeper ist darauf nicht eingegangen. Zwingend war meine Annahme nicht, aber auch nicht sicher zu widerlegen. Aus den bisherigen Angaben liess sich eben keine bestimmte Auskunft gewinnen.

Ich wandte mich deswegen an Freund Vollmer, der mir aus den Cottaischen Papieren erwünschte Mittheilungen machte. Der vierte Band der Werke, der die „Laune des Verliebten", die „Mitschuldigen", die „Geschwister", „Mahomet" und „Tancred" enthielt, war schon im August 1806 ausgedruckt; er gieng am 18. oder 19. an Goethe ab, aber es fehlte daran noch „Elpenor", zu dessen Hinzufügung Riemer den Dichter bestimmte: diesen scheint Goethe mit dem fünften bis siebenten Bande abgeschickt zu haben; gewiss ist, dass Cotta diese Bände nebst „Elpenor" ausgedruckt den 8. December 1806 an Goethe sandte. In demselben December erhielt Cotta für den neunten Band den „Triumph der Empfindsamkeit" und die „Vögel" und für den elften „Werthers Leiden". Und „Faust"? Cotta war auf diesen ausserordentlich gespannt, und so hat er den Dichter bestimmt ihm diesen mitzugeben, als er im Mai 1806 von der Jubilatemesse in Leipzig zurückkehrte. Cotta war gewöhnlich auf der Rückreise von Leipzig am Himmelfahrtstage in Weimar, der im Jahre 1806 auf den 22. Mai fiel. Riemer stand schon damals mit Goethe sehr vertraut. Also um diese Zeit erhielt Cotta die Handschrift des „Faust", erst vier Wochen nach dem Abschlusse desselben. Goethe befand sich seit seinem letzten am 28. Februar erfolgten Krankheitsanfalle wieder wol, so dass er frisch und heiter arbeiten und seine Mittwochsgesellschaft ununterbrochen halten konnte. Erst am 26. Mai erlitt er einen neuen schweren Anfall. So fiel die Redaction des „Faust" in eine für ihn günstige Zeit. War also auch die Redaction mit dem 25. April abgeschlossen, sehr wol ist es möglich, dass Goethe in der bis zur Ablieferung der Handschrift verfliessenden Zeit eine Scene, die ihm eine Lücke zu ergänzen schien, einschob, wie wir ja wissen, dass er auch beim zweiten Theile, als er ihn schon eingesiegelt hatte, später einzelnes nachtrug. So dürfte man also kaum mit der Bestimmtheit, wie es von Loeper thut, behaupten können, das Dictat der Scene an Riemer falle zwischen den 21. März und

Digitized by Google

den 25. April, vielmehr könnte dies auch noch vom 26. April bis zum 21. Mai erfolgt sein, nur an eine spätere Zeit dürfte nicht zu denken sein, da für eine nachträgliche Einsendung derselben eben nichts spricht. Das schweigen des Tagebuchs über die an Riemer dictierte Scene kann nicht auffallen; denn über die Zeit, wo der äussere Abschluss des ersten Theils erfolgte, berichtet es, nach von Loepers Angabe, nur sehr summarisch, und wie weit dasselbe über die nächstfolgende Zeit bis zum Sommer 1807 Mittheilungen mache, wissen wir nicht, nur steht fest, dass es manche Lücken zeigt. Die Herren von Biedermann und von Loeper, welche, nach ihren Anführungen zu schliessen, im Besitz der späteren Tagebucheintragungen sind, würden sich die mitforschenden verpflichten, wenn sie dieselben vollständig mittheilen wollten, sodass diese nicht allein allgemein zugänglich gemacht würden, sondern man auch die Lücken derselben kennen lernte. Ich erinnere mich keiner bisher veröffentlichten Tagebucheintragung aus der Zeit vom 6. Mai und den folgenden Monaten des Jahres 1806. Somit könnte das Dictat in die Zeit vom 26. April bis zum 21. Mai 1806, aber nicht später fallen.

Wir haben gesehen, dass von Loepers Bemerkung, Riemer sei „eigner Wissenschaft über die Entstehungsgeschichte des Faust bar" gewesen, der thatsächlichen Wahrheit stracks widerspricht, da, wenn Riemer auch aus der früheren Zeit keine persönliche Kenntniss gehabt haben konnte, doch niemand eine genauere Ansicht von dem Zustande der Handschrift des Dramas hatte und dem, was Goethe daran noch zu thun gedachte, als gerade sein Gehilfe bei der Redaction der neuen Ausgabe seiner Werke, auf dessen Urtheil und Geschick er viel gab. Nicht weniger als diese Herabdrückung Riemers tritt von Loepers weitere Begründung mit der offen zu Tage liegenden Wirklichkeit in Widerstreit. „Riemer wollte an jener Stelle nur die Behauptung begründen," hören wir, „dass Goethes Dictate stets auf eigenen Entwürfen beruhen, dass also in solchen Fällen die eigentliche dichterische Conception vorangegangen sei. Dies soll auch das Dictat jener Scene beweisen; auch in diesem Falle sei diese Conception vorangegangen. Für ihn nebensächlich war dabei, ob diese Conception ältern oder jüngern

Digitized by Google

Datums gewesen; er hatte das letztere angenommen, weil Goethe wol erst eben darin mit dem Bleistift gewaltet." Von Loeper gibt ja selbst zu, dass Riemer angenommen, „die Conception sei jüngern Datums", wie er sich sonderbar ausdrückt, da doch dieser ausdrücklich sagt, er habe die Scene „eines Morgens, fast unmittelbar nach der Conception [also an demselben Morgen], auf Goethes Dictat niedergeschrieben"; und was er unter „Conception" versteht, lehrt Riemers Text, wozu jene Berufung auf das Dictat der Scene „Trüber Tag. Feld" als Beleg mit „So z. B." angeführt wird. Goethe habe das, was poetischer Erguss der Empfindung, der Leidenschaft und dergleichen war, schon im stillen für sich allein „concipiert und mit halben Worten zu Papier gebracht, von wo aus er es in nochmaligem überdenken einem Vertrauten in die Feder sagte, um es dann mit einem Male reinlich und in einem Gusse vor sich zu sehen". Also ist von der dichterischen Erfassung die Rede, deren Gang Goethe sich mit wenigen Stichworten aufgezeichnet hatte, um sie, wie er pflegte, auf und ab gehend, mit dramatischer Lebhaftigkeit zu ergiessen. Es ist demnach Riemer keineswegs nebensächlich, ob die Conception ältern oder jüngern Datums, es handelt sich um den frischen Erguss des im Geiste eben frisch erfassten, nur mit wenigen Andeutungen auf dem Papier fixierten. Eine ältere Conception so zu dictieren war Goethe rein unmöglich; gieng er eine solche durch, so mochte er daran wol ändern, aber er gab sich nicht die Mühe, sie in die Feder zu dictieren, was er nur bei dem frisch vor seiner Einbildung sich gestaltenden oder bei Briefen und amtlichen Auslassungen that, sondern das durchcorrigierte gab er dem Abschreiber, um es ins reine zu bringen. Riemer, der Goethe so wol kannte, der so vieles, was dieser eben im Geiste concipiert hatte und nun im freien Flusse ausströmte, viele Jahre lang zu Papier gebracht hatte, soll sich Scherer, von Loeper u. a. zu Liebe schülerhaft geirrt haben, Goethe soll das, was Riemer für sprudelnden Erguss des Dichters hielt, von einem durchcorrigierten Blatte abgelesen haben, statt dieses ihm zur Abschrift zu übergeben. Zu einem so urtheilslosen Menschen den kenntnissreichen, vielbegabten und in keiner Weise beschränkten Riemer zu machen ist niemand berechtigt, am wenigsten um den Preis des weg-

Digitized by Google

räumens eines Hindernisses, das sein Zeugniss einer selbstbeliebigen Annahme entgegenstellt, die eben unvermeidlich daran scheitert. Wir haben gesehen, dass Riemer als Gehilfe bei der Redaction der Werke und auch des „Faust“, wo Goethe seines Rathes und seiner aufmunternden Theilnahme vor allem bedurfte, von der vorhandenen Handschrift und der Absicht des Dichters sehr wol unterrichtet sein musste, sodass ihm, hätte er sich auch sonst, was wir entschieden leugnen müssen, so arg täuschen können, um ein ablesen eines corrigierten Blattes für frische dichterische Gestaltung zu halten, nicht entgehen konnte, das, was Goethe ihm dictierte, liege in einer saubern Abschrift längst vor. Scherer selbst nimmt an, dass Goethe „sein altes Concept kaum vermehrt oder gemildert, höchstens durch weglassen gekürzt habe“,* wonach das dictieren für Goethe und Riemer gleich unangebracht gewesen wäre. Nein, wer Achtung vor Zeugnissen kundiger und wahrheitsliebender Personen hat, zu denen Riemer unzweifelhaft gehört, und wer zugleich erwägt, dass dieser Redactionsgehilfe Goethes war, muss die Umdeutung der ganz bestimmt lautenden Angabe Riemers für den Gipfel der Willkür halten.

Aber man hat es nicht an Bemühungen fehlen lassen, diese Vergewaltigung, die eine vortreffliche Handhabe für den neu erfundenen prosaischen „Faust“ und eine von dem später befolgten Plan abweichende ursprüngliche Anlage bot, durch andere Mittel zu stützen. Zunächst fand man ein solches in einem Briefe Goethes an Schiller vom 5. Mai 1798. Nach dem Tagebuche hatte dieser, was von Loeper uns jetzt mittheilt, schon am 10. April in Weimar, wohin er wegen des Gastspiels von Iffland zurückgekehrt war, den „Faust“ wieder vorgenommen; er wollte nach seinen Aeusserungen an Schiller einen wenn auch nur kleinen Theil der Lücken ausfüllen, was auch die Stimmung zum folgenden vermehrte; alle

* Freilich heisst es eine Seite vorher, wie Goethe dabei Veränderungen habe eintreten lassen, könnten wir nicht wissen. Loeper meint in seiner Faust-Ausgabe (I, XIX), er habe dabei vielleicht das Colorit etwas gemildert, obgleich Scherer genug darin zu finden glaubte, was auf die Zeit von 1772 hindeute.

Digitized by Google

Tage rückte dieser wenigstens um ein Dutzend Verse. Es gelang ihm, den alten geronnenen Stoff wieder ins schmelzen zu bringen, indem er nach der Weise Cellinis beim Gusse des Perseus ein Schock zinnerner Teller und eine Portion trockenes Holz daran wandte, d. h. alles that, um ihn im Flusse zu halten. Das Tagebuch gedenkt des Stückes bis zum 21.; wahrscheinlich findet sich in diesem von da an eine längere Lücke. Freilich erwähnen auch Goethes nächste Briefe an Schiller den „Faust" nicht, ausser dass dieser am 29., in Erwiderung einer Mahnung des Freundes, seine Absicht erklärt, auch dieses nordische Drama fertig zu machen: aber die Aeusserung vom 5. Mai nach Beendigung von Ifflands Gastspiel zeigt, dass er die Arbeit die Zeit über nicht ganz hatte stocken lassen. Seinen „Faust", schreibt er, habe er um ein gutes weiter gebracht. „Das alte noch vorräthige höchst confuse Manuscript ist abgeschrieben, und die Theile sind in abgesonderten Lagen nach den Nummern eines ausführlichen Schemas hinter einander gelegt; nun kann ich jeden Augenblick der Stimmung nutzen, um einzelne Theile weiter auszuführen und das ganze früher oder später zusammenzustellen." Offenbar gehörten zu dieser neuen Handschrift des Stückes, welche die vorhandenen noch ungedruckten Scenen nach einem Schema ordnete und numerierte, nicht bloss die noch nicht gedruckten Stellen der alten allerersten Handschrift, wie er sie grösstentheils in einem Flusse hintereinander geschrieben, sondern auch die später noch in Frankfurt hinzugefügten, dann die in der ersten Zeit zu Weimar, in Italien und nach der Rückkehr in den letzten Jahren entstandenen Stellen nicht bloss des ersten, sondern auch des zweiten, nach der Tragoedie von Gretchen spielenden Theiles (vgl. Archiv IX, 543): aber von Stellen eines ursprünglichen prosaischen „Faust" kann nicht die Rede sein, da Goethe in Italien nur eines „ersten, ja in der Hauptsache gleich so ohne Concept hingeschriebenen alten Manuscripts" gedenkt, neben dem kein vorerstes bestehen kann. Nur die in Rom gedichteten Scenen waren auf frischem Papier geschrieben. In der neuen Abschrift fanden sich nun, wie Goethe im angeführten Briefe schreibt, auch „einige tragische Scenen in Prosa", die durch ihre Natürlichkeit und Stärke, in Verhältniss gegen das andere, ganz uner-

Digitized by Google

träglich“ waren. Sie müssen, nach dem oben bemerkten, zu den von 1774 bis 1776 gedichteten Stücken des Faust-Dramas gehört haben. Goethe fährt fort: „Ich suche sie deswegen gegenwärtig in Reime zu bringen, da denn die Idee wie durch einen Flor durchscheint, die unmittelbare Wirkung des ungeheuren Stoffes aber gedämpft wird.“ Hatte auch der Dichter, als er den Brief schrieb, die Umsetzung der Scenen in Verse noch nicht vollendet, so muss er diese doch schon weit gebracht haben, und es ist kaum anzunehmen, dass er vor der Vollendung dieser für ihn so erfreulichen Arbeit davon abgelassen, besonders da der Umfang derselben nicht sehr bedeutend gewesen sein wird. Auch von Loeper erklärt sich gegen Schröer, der hier nur an einen aufgegebenen Versuch denkt, und will die Umschreibung der Kerkerscene in diese Zeit setzen, aber die von ihm der prosaischen Fassung zugewiesene jetzige Prosascene soll „dem Versuch einer metrischen Umschmelzung widerstanden haben“. Wenn Goethe am 9. Schiller meldet, Iffland habe ihm Lust zu seinem zweiten Theile der „Zauberflöte“ zurückgelassen, und so habe er die Acten wieder vorgenommen und einiges daran gethan, so kann dies sehr wol nach der vollendeten Umschreibung jener prosaischen Scenen in Verse geschehen sein, wenn Goethe etwa am 7. die „Zauberflöte“ vornahm. Dass in dem Tagebuche, das hier, wie bemerkt, wol lückenhaft ist, der „Zauberflöte“ keine Erwähnung geschehe, schliesse ich daraus, dass der im Besitze der Cottaischen Buchhandlung befindliche Nachlass Riemers, der die Tagebücher benutzte und die Erwähnungen der einzelnen Werke auf alphabetisch geordneten Blättchen verzeichnete, von der „Zauberflöte“ keine solche aufführt. Hatte aber Goethe die wenigen prosaischen Scenen, die er 1798 vorfand, damals, wie wir annehmen müssen, sämmtlich in Verse gebracht, so kann ihre prosaische Gestalt im Jahre 1806 nicht mehr vorhanden gewesen sein und den Dichter zu einem neuen Dictat veranlasst haben.

Doch wie könnten solche begründete Bedenken Scherer und seinen Bewunderer von Loeper von der Verfolgung einer einmal gefassten Ansicht zurückhalten! Ersterer lässt den Dichter, obgleich dieser nur die erste, ursprüngliche Handschrift nebst ihren Zusätzen nach Italien mitgenommen, auch

Digitized by Google

seine praehistorische zur Hand haben, aus dieser unsere erst zu Weimar 1806 oder 1807 dictierte Scene in Verse umsetzen, diese versificierte Scene neben der ursprünglichen, angeblich 1772 gedichteten, die er doch, sollte man denken, nach ihrer glücklichen Umgestaltung vernichtet haben würde, mit nach Weimar zurückbringen, dieselbe dort fast zwanzig Jahre später, verkürzt und mit einer interpolierten Stelle über Valentin vermehrt, dem guten Riemer „umdictieren", ohne sich zu erinnern, dass er aus ihr die gleichfalls in reinlicher Abschrift vorliegende, in Rom gedichtete Scene „Wald und Höhle" genommen und er sie damals eigentlich hätte cassieren müssen. Und dieser ganze Wald von schreienden Unwahrscheinlichkeiten spriesst einzig aus der Annahme, Riemer sei ein so unverständiger Mensch gewesen, dass er nicht habe unterscheiden können, ob Goethe eine mit wenigen Worten hingeworfene, denselben Morgen kurz vorher concipierte Scene in freiem Ergusse ausgeführt oder eine ältere Scene mit einer kleinen, vorher angemerkten Einschiebung und einigen Streichungen abgelesen habe. Während man Goethe ein so gutes Gedächtniss zuschreibt, dass er noch im Jahre 1829 sich der praehistorischen Anlage seines „Faust" erinnert habe (Scherer, aus Goethes Frühzeit S. 84), muss dieses hier so fabelhaft schwach gewesen sein, dass ihm nicht mehr beigieng, er habe die in Rom gedichtete Scene „Wald und Höhle" nach jener prosaischen gebildet. Aber für von Loeper sind alle diese Bedenklichkeiten nicht vorhanden. Scherers Einfall von der Umdichtung der prosaischen Scene in Rom scheint ihm eine nicht bloss scharfsinnige, sondern auch unantastbare Entdeckung, und dass ich daran getastet (Archiv IX, 531 ff.) und die Haltlosigkeit der Beweise für die Entstehung der prosaischen Scene zur Zeit der kurzen Shakespearisierenden Gährungsepoche, aus der Goethe sich schon 1772 wieder herauszuarbeiten begonnen, durch unanfechtbare Gründe erwiesen, kümmert von Loeper nicht, es kümmert ihn nicht, dass die Art, wie der Widerstand, den Mephisto, wie gewöhnlich, Fausts Forderungen anfangs entgegensetzt, zurückgewiesen wird, so treffend erfunden ist, dass der Versuch, hier eine spätere Interpolation nachzuweisen, ohnmächtig zu Boden fällt, und doch beweist

Digitized by Google

die Stelle, der sich Scherer *per fas et nefas* entledigen muss, entschieden, dass die Scene nicht 1772 gedichtet sein kann, sondern erst, nachdem der Dichter die Ermordung Valentins in seine Tragoedie aufgenommen. Mit Scherer findet er Beweise für die frühere Dichtung der Prosascene „Trüber Tag. Feld“ in Aeusserungen Wielands und Einsiedels. Sehen wir uns diese an.

Böttiger lässt Wieland am 12. November 1796, zu einer Zeit, wo die Kerkerscene noch nicht erschienen war, die Aeusserung thun, unter den interessantesten Scenen des „Faust“, die Goethe im Druck weggelassen, sei auch eine „im Gefängnisse“ gewesen, wo Faust so wüthend werde, dass er selbst den Mephistopheles erschrecke. Scherer meint, und mit ihm von Loeper, damit könne nur unsere Scene gemeint sein. Aber von einem eigentlichen erschrecken des Mephistopheles kann doch auch hier keine Rede sein, wenn auch Faust in Wuth geräth und Mephistopheles sich genöthigt sieht, seinen Willen zu erfüllen. Doch sehen wir davon ab. Scherer selbst muss hier den Bericht erst wesentlich umgestalten, damit er ihm passe. Auch weiss man, wie ungenau Böttigers Angaben sind; und die Aeusserung, welche Wieland that, beruhte auf zwanzigjähriger Erinnerung! Aber wenn etwas darin als sicher gelten kann, so ist es, dass Wieland sich einer zwischen Faust und Mephistopheles im Gefängniss spielenden Scene erinnerte; und gerade dieses muss Scherer zur Seite schaffen. „Das Gefängniss ist freilich ein Irrthum, allein leicht erklärlich, da Gretchens Gefangenschaft das erste Motiv bildet.“ Das ist denn doch eine äusserst schwache Motivierung; viel näher hätte der Grund gelegen, Wieland habe dies irrig in die von ihm bewunderte Gefängnissscene verlegt. Aber Scherer scheint die Kerkerscene ganz der Zeit des Bundes mit Schiller zuzuschreiben; denn er gedenkt dieser erst S. 114 unter seiner vierten Abtheilung: „Mit Schillers Antheil“, nicht bei den prosaischen Scenen, wo man ihre Erwähnung sucht.* Und dass es zu einem solchen

* Wenn es S. 77 heisst, unter den „einigen tragischen Scenen in Prosa“, deren Goethe gegen Schiller gedenke, sei ohne Zweifel die „Trüber Tag. Feld“ mitbegriffen, zugleich aber werde durch diese Aeusserung „der Blick auf weitere eröffnet“, so scheint Scherer diesen Blick nicht weiter verfolgt zu haben.

Digitized by Google

Abschlusse der Tragoedie von Gretchen den jungen Dichter gedrängt haben müsse, würde man kaum bezweifeln dürfen, läge auch nicht Wielands Erinnerung an eine solche vor. Dies erkennt auch von Loeper (Faust-Ausgabe I, XIX), der mit Recht eine prosaische Vorlage derselben annimmt.* Der Dichter scheint eben am Schlusse der Tragoedie von Gretchen, wo er Fausts Versuch der Rettung der Kindesmörderin und dessen grässlichen Schmerz über seine Schuld darzustellen hatte, zur Prosa gegriffen zu haben. Wenn aber Wieland die Kerkerscene kannte, so ist gar nicht einzusehen, weshalb seine Aeusserung, Fausts Wuth erschrecke den Mephistopheles selbst, nicht auf jene gehen könne, die jedesfalls wesentlich umgestaltet wurde. Noch jetzt spielt die letzte Scene theils vor, zum Theil in dem Gefängnisse; sehr wol konnte hier vor der Kerkerthüre ein Gespräch zwischen Faust und Mephisto stehen, in welchem dieser so entsetzlich aufflammte, dass Wieland, der die Scene vor zwanzig Jahren gehört hatte, davon sagen mochte, Faust habe den Teufel selbst erschreckt. Oder diese Wuth konnte später sich äussern, wo Mephisto im Kerker erschien, vielleicht gar am Schlusse nach Gretchens Tod, ähnlich wie er jetzt in der prosaischen Scene ihm grässlich flucht. Auch von Loeper würde sich dieser Einsicht nicht verschlossen haben, stände er nicht unter dem Banne der Schererschen Ansicht.

Noch viel weniger kann für eine frühere Entstehung unserer Prosascene Einsiedels „Launiges Schreiben eines Politikers an die Gesellschaft, am 6. Januar 1776" zeugen, wo es von Goethe heisst, er parodiere sich als Doctor Faust, dass dem Teufel selbst vor ihm grause; denn hier ist eben nicht auf eine besondere Scene Rücksicht genommen, sondern in launiger Uebertreibung gesagt, sein Zauberer Faust sei so schrecklich, dass der Teufel selbst vor ihm Grausen fühle. Wollte man aber, wozu nichts nöthigt, an eine bestimmte Scene denken, so könnte man diese eben im Schlusse des Dramas suchen, in derselben Scene, auf welche Wielands Aeusserung zu beziehen ist.

Wie aber verhält es sich mit den „einigen tragischen

* In der ersten Ausgabe hatte er (S. XVII) bemerkt, andere Entwürfe des Schlusses möchten vorangegangen sein, die jetzige Ausführung gehöre aber der Zeit von 1797 bis 1807 an.

Digitized by Google

Scenen in Prosa“, deren Goethe gegen Schiller gedenkt? Von Loeper (I, XIX) zählt zu diesen ausser der Kerkerscene auch die viele Jahre später seinem Hauslehrer Riemer dictierte, ohne sich weiter auf die anderen einzulassen; die Umgestaltung jener sei Goethe gelungen, bei der Scene „Trüber Tag. Feld“ habe er davon abstehen müssen. Wir denken uns unter den „einigen tragischen Scenen“ nur die Unterlage unserer Kerkerscene, die ursprünglich in drei noch jetzt deutlich geschiedene zerfiel: in eine Scene vor dem Kerker, wo Mephisto mit Faust auftrat, an die sich ein Selbstgespräch Fausts anschloss; den Versuch, die in Wahnsinn gefallene von dem ihr drohenden schmachvollen Tode zu retten; und das erscheinen des zur Eile drängenden Mephisto. Die mittlere Scene mag Goethe weiter ausgeführt, dagegen die sie einschliessenden gekürzt haben. Dieser gab damals dem ersten Theile des Dramas in der neuen Bearbeitung dieser Scenen seinen Abschluss, wie er ihn durch die Zueignung und die beiden Vorspiele im vorigen Jahre eingeleitet hatte. Was er im September 1799 und im folgenden April that, beschränkte sich auf Lücken, im Sommer zog ihn die „Helena“ an, deren Anfang er ausführte, dagegen kehrte er im Winter zum ersten Theile des Dramas zurück, dichtete zuerst die vor die Scene im Dom fallende Ermordung Valentins, dann die derselben folgende Walpurgisnacht, die er im April 1801 vollendete. Bei der Durchsicht vor dem Drucke fiel dem Dichter dann die Lücke zwischen der Walpurgisnacht und der Kerkerscene auf, und so dichtete er, wie die Ermordung Valentins und die Walpurgisnacht ganz neu sind, auch ohne irgend eine vorhandene Unterlage die jetzige Prosascene; auch die kleine Scene „Nacht. Offen Feld“ mag damals entstanden sein. Unserer aus strenger Betrachtung der Ueberlieferung sich ergebenden Folgerung würde sich auch von Loeper, der über die Förderung des „Faust“ von 1797 bis 1801 richtig urtheilt, nicht entzogen haben, hätten ihn nicht der abweichende, etwas forcierte Ton und die „unerwartete Erinnerung an den Erdgeist“ zu der Meinung verleitet, sie müsse sehr früh gedichtet sein, wie er zuerst meinte, in der Zeit der „Stella“, wogegen ihn jetzt Scherer dazu gebracht hat, sie für gleichzeitig mit der früheren Gestalt des „Götz“, vor die Um-

Digitized by Google

arbeitung desselben, zu setzen, woran er auch jetzt noch hält, obgleich ich nachgewiesen, über welchen luftigen Stützen diese Annahme schwebt. Das etwas forcierte erklärt sich gerade aus der spätern Zeit genügend, wo er sich gewaltsam in den Jugendton zurückzuversetzen suchte (was Scherer auch bei der von ihm als spätere Interpolation bezeichneten Stelle annimmt), und wenn er des Erdgeistes sich erinnerte, so folgte er hierin der Scene in „Wald und Höhle", wogegen er die von Scherer so sehr betonte Vorstellung der Possen, die Mephistopheles in Hundsgestalt gespielt, an dieser Stelle passend verwenden zu können glaubte, ohne dass irgend daraus folgte, sie stamme aus einem früheren Plane, oder er daran denken konnte, man werde darin einen Widerspruch damit finden, dass Mephistopheles zuerst unter der Gestalt eines Pudels sich dem Faust nähert. Allbekannt ist ja, wie Goethe über solche Widersprüche dachte, die er, wie auch Lessing, für berechtigt hielt, wenn der Dichter dadurch einen besondern Zweck erreiche, ohne dass sie zu grell auffielen.

Unsere Darstellung der Entstehung der Prosascene gründet sich auf strenge Beachtung der überlieferten Zeugnisse, die wir gegen jede willkürliche Verdächtigung und Umdeutung sichern zu müssen glauben. Jeder noch so scharfsinnig aufgeführte Bau, der die Ueberlieferung nicht achtet, sondern sie sich willkürlich zurechtlegt, entbehrt aller Berechtigung. Es ist seltsam, wie gerade zu der Zeit, wo ich dieses zur Abwehr des Missbrauches von Scharfsinn schreibe, in dem neuesten Stücke von Westermanns „Monatsheften" mir der Vorwurf eines ungenannten zukommt, meine beiden Aufsätze im „Goethe-Jahrbuche" verwirrten alle Angaben durch zu grosse Zweifelsucht. Was mag diese Stimme sich wol dabei gedacht haben, da ich eben das, was Goethe von der Sache wirklich wusste, durch Nachweisung der Widersprüche, in die er mit sich selbst verfallen, klar zu stellen, thatsächlich die Wahrheit aufzuhellen suchte, nur in einem einzigen Falle zu einem beherzten ἀπιστεῖν rieth, das durch die Sache selbst geboten schien? Doch ein solches leeres verdächtigen wird mich nicht irre machen, immer der Wahrheit die Ehre zu geben und luftige, auch in noch so bunten Farben schillernde Blasen für das zu erklären, was sie wirklich sind.

Köln, am 28. December 1881.

Digitized by Google

Sechste Fortsetzung der Nachträge zu Hirzels „Neuestem Verzeichniss einer Goethe-Bibliothek".

Von

Woldemar Freiherrn von Biedermann.

(Fünfte Forts. s. Arch. f. L.-G. X, 488 ff.)

Noch immer finden sich aus früheren Jahrgängen Schriften, die in das Hirzelsche Verzeichniss gehört haben würden, wenn sie dem Sammler nicht unbekannt gewesen wären, oder wenigstens solche, die zwar ihm bekannt waren, bezüglich deren aber übersehen worden war, dass sie in das Verzeichniss gehören. Zu letzteren sind von den folgenden Nachträgen besonders diejenigen zu zählen, bei denen, obwol Goethe nicht der Verfasser, er doch als Miturheber anzusehen ist, sowie diejenigen, die, namentlich im „Morgenblatte", bruchstückweise ungefähr gleichzeitig mit einem selbständigen Buche Goethes erschienen. Diese Drucke im „Morgenblatte" darf die Kritik nicht unbeachtet lassen, da bei denselben Goethes Handschriften zu Gebote standen, wie sie Hirzel denn auch mehrmals in sein Verzeichniss aufgenommen, meistens aber übergangen hat.

Im übrigen habe ich auch diesmal wieder Herrn G. Weisstein einige Fingerzeige zu verdanken.

1775.

Prometheus Deukalion und seine Recensenten. Voran ein Prologus und zuletzt ein Epilogus. Leipzig 1775. [Von Heinr. Leop. Wagner; doch bekannte G. in der Erklärung v. 9. April 1775, dass der Verfasser darin in seiner Manier gescherzt habe.]

1781.

Nach Fielitz, „Goethes Briefe an Frau v. Stein" ist aufzuführen:

Der regierenden Herzogin von Weimar zum Geburtstage 1781. [Das auf Band gedruckte Gedicht zum Lappländerzuge.]

Digitized by Google

1787. 1788. 1790.

Die acht Bände der Göschenschen Ausgabe von Goethes Schriften wurden auch mit einem Titelblatt ausgegeben, welches anstatt der Verlagsangabe „Leipzig, bey Georg Joachim Göschen“ folgende enthält:

Wien und Leipzig, bey J. Stahel und G. J. Göschen.

1801.

Nur nach Goedeke, „Geschäftsbriefe Schillers“ S. 290, führe ich an:

Irene, Deutschlands Töchtern geweiht, von G. A. v. Halem. 1801

worin eine Scene aus Goethes „Mahomet“ abgedruckt ist.

1816.

Litterarische Analekten, vorzüglich für alte Litteratur und Kunst, deren Geschichte und Methodik. Herausgegeben von Fried. Aug. Wolf. I. Berlin, bei G. C. Nauck. 1816.

Auch

1817

unter dem Titel:

Litterarische Analekten, herausgegeben von Fried. Aug Wolf. Erster Band. Berlin, bei G. C. Nauck. 1817. [Seite 290. Stelle aus dem Briefe an Wolf v. 28. Nov. 1806.]

1818.

Morgenblatt für gebildete Stände. Nr. 308. Freitag, 25. December 1818. [Einleitung d. Maskenzugs von 1818.]

1820.

Nr. 4. Intelligenzblatt. 1820 [zur Morgenzeitung; Anzeige von des 2. Bandes 2. Hefte „Ueber Kunst und Alterthum“, sowie von des 1. Bandes 2. Hefte „Zur Morphologie“, namentlich letztere offenbar von Goethe verfasst].

1821.

Morgenblatt u. s. w. Nr. 142. Donnerstag, 14. Juni 1821. [S. 566 f. „Bruchstück aus W. Meisters Wanderjahren, welche nächstens von der Cotta'schen Buchhandlung ausgegeben werden“.]

Digitized by Google

Morgenblatt u. s. w. Nr. 143. Freitag, 15. Juni 1821. [S. 571 f. Beschluss.]

— Nr. 146. Dienstag, 19. Juni 1821. [S. 581 f. Bruchstück desgl.]

— Nr. 147. Mittwoch, 20. Juni 1821. [S. 586 f. Fortsetzung.]

— Nr. 148. Donnerstag, 21. Juni 1821. [S. 590 ff. Beschluss.]

T. Lucretius Carus von der Natur der Dinge. — Carmina sublimis tunc sunt peritura Lucretii, Exitio terras cum dabit una dies. Ovid. — Mit dem lateinischen Text nach Wakefields Ausgabe. Erster Band. Leipzig, bei Georg Joachim Göschen. 1821.

— — — Zweiter Band u. s. w. [Ueber G.s Mitwirkung bei dieser Uebersetzung ist zu vergleichen Knebels Brief an G. v. 30. Dec. 1805.]

1822.

Morgenblatt u. s. w. Nr. 115. Dienstag, 14. Mai 1822. [S. 457 ff. Aus der Vorrede des von Goethe eingeführten Deutschen Gilblas.]

— Nr. 200. Mittwoch, 21. August 1822. [S. 797 f. Betrachtungen aus I. Bd. „Zur Morphologie“ S. 360 ff. in Auswahl.]

1823.

Morgenblatt u. s. w. Nr. 229. Mittwoch, 24. September 1823. [S. 913. „Eins und Alles“.]

— Nr. 230. Donnerstag, 25. September 1823. [S. 919. „Aelteres, beinahe Veraltetes aus »Zur Naturwissenschaft überhaupt« I. Bd.“]

— Nr. 234. Dienstag, 30. September 1823. [S. 935. Fortsetzung.]

— Nr. 239. Montag, 6. October 1823. [S. 955 f. Fortsetzung.]

— Nr. 240. Dienstag, 7. October 1823. [S. 959. Fortsetzung.]

— Nr. 241. Freitag, 8. October 1823. [S. 963. Beschluss.]

1828.

Morgenblatt u. s. w. Nr. 277. Dienstag, 18. November 1828. [S. 1106 f. Brief G.s an Schiller.]

— Nr. 301. Dienstag, 16. December 1828. [S. 2001 f. Desgl.]

Digitized by Google

1829.

Morgenblatt u. s. w. Nr. 47. Dienstag, 24. Februar 1829. [S. 185. Brief an Schiller.]

— Nr. 48. Mittwoch, 25. Februar 1829. [S. 190 f. Desgl.]

— Nr. 75. Sonnabend, 28. März 1829. [S. 297 f. Ueber epische und dramatische Dichtung von Goethe und Schiller.]

— Nr. 201. Sonnabend, 22. August 1829. [S. 802 f. Brief an Schiller.]

— Nr. 208. Montag, 31. August 1829. [S. 830 f. Desgl.]

— Nr. 271. Donnerstag, 12. November 1829. [S. 1083. Desgl.]

1833.

Morgenblatt u. s. w. Nr. 70. Freitag, 22. März 1833. [S. 277 ff. Episoden aus dem 2. Theil des Faust.]

— Nr. 71. Sonnabend, 23. März 1833. [S. 281 ff. Fortsetzung.]

— Nr. 72. Montag, 25. März 1833. [S. 285 ff. Forts.]

— Nr. 73. Dienstag, 26. März 1833. [S. 289 f. Forts.]

— Nr. 74. Mittwoch, 27. März 1833. [S. 293 ff. Forts.]

— Nr. 75. Donnerstag, 28. März 1833. [S. 297 f. Forts.]

— Nr. 76. Freitag, 29. März 1833. [S. 301 f. Beschluss.]

1838/9.

Nach Dr. v. Kraszewskis gefälliger Mittheilung ist in der Wochenschrift Przyjaciel Ludu. Rocznik V (1838/9) Tom. II. Nr. 35, 36 i 37 Kozmians Besuch bei Goethe erzählt und dabei ein Billet von G. und die neugriechische Liebesskolie „Hebe selbst die Hindernisse" nach G.s Handschrift abgedruckt mit dem Datum des 21. Mai 1825.

1842.

Neuer Nekrolog der Deutschen. Achtzehnter Jahrgang, 1840. Erster Theil. Weimar, 1842. Druck und Verlag von Bernh. Friedr. Voigt. [S. 15. Brief an J. H. G. Schlegel aus dem Juni 1826.]

1844.

Nach Weissteins gefälliger Mittheilung:

Ueber die ältesten Darstellungen der Faustsage von Friedrich Heinrich von der Hagen. Berlin, bei Hermann Schultze. 1844. 8. [S. 18. Stelle aus einem Briefe an Schubarth.]

Digitized by Google

Einige Blätter der Erinnerung. Gesammelt und herausgegeben aus dem Nachlass des Majors Friedrich von Luck. Berlin. Bei Alexander Duncker. Königl. Hofbuchhändler. 1845. [S. 14 ff. 4 Briefe an v. Luck.]

1850.

Morgenblatt u. s. w. Nr. 129. Donnerstag, den 30. Mai 1850. [S. 515. Brief an Graf Reinhard.]
— Nr. 132. Montag, den 3. Juni 1850. [S. 527. Desgl.]
— Nr. 133. Dienstag, den 4. Juni 1850. [S. 529. Desgl.]
— Nr. 134. Mittwoch, den 5. Juni 1850. [S. 535. Desgl.]
— Nr. 137. Sonnabend, den 8. Juni 1850. [S. 546. Desgl.]
— Nr. 141. Donnerstag, den 13. Juni 1850. [S. 561. Desgl.]
— Nr. 145. Dienstag, den 18. Juni 1850. [S. 577 f. Desgl.]

1859.

Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen. Herausgegeben von Ludwig Herrig. XXVI. Band, 1. Heft. Braunschweig, Druck und Verlag von George Westermann. 1859. [S. 99. Neudruck der Stammbuchverse „Zu unsers Lebens oft geprüften Tagen".]

1862.

Preussische Jahrbücher. Herausgegeben von R. Haym. Zehnter Band. Berlin 1862. Druck und Verlag von Georg Reimer. [S. 438. Brief aus Ende 1780 oder Anfang 1781, wol an Bertuch.]

1867. 1868. 1869. 1870. 1871. 1872. 1874. 1875. 1876. 1877. 1878.

In vorstehenden Jahren sind die bei G. Hempel erschienenen „Goethes Werke" ausser in der vollständigen Ausgabe von 36 Theilen noch in folgenden Ausgaben publiciert worden:

Die „Hauptwerke", 27 Theile, und zwar die ersten 27 Theile der vollständigen Ausgabe; die „Dichtungen", 19 Theile, und zwar die ersten 19 Theile der vollständigen Ausgabe; die „autobiographischen Schriften", 8 Theile, und zwar Theil 20 bis 27; die „Dramen", 9 Theile, und zwar Theil 6 bis 13; „lyrische und dramatische Dichtungen", 14 Theile, und zwar die ersten 13 Theile der vollständigen Ausgabe; „sämmtliche Gedichte", 5 Theile, und zwar

Digitized by Google

die ersten 5 Theile derselben Ausgabe; „novellistische Schriften", 6 Theile, und zwar Theil 14 bis 19.

Ferner besonders:

Benvenuto Cellini; Clavigo; Dichtung und Wahrheit; West-östlicher Divan; Egmont; des Epimenides Erwachen; Faust, 2 Theile; Götz von Berlichingen; Philipp Hackert; Hermann und Dorothea; Iphigenie auf Tauris; Schriften und Aufsätze zur Kunst; Aufsätze zur Literatur; Wilhelm Meister; Pandora; Rameaus Neffe; Reineke Fuchs; Sprüche in Prosa; Torquato Tasso; die Wahlverwandtschaften; Leiden des jungen Werthers.

1874/5.

Erläuterungen zu den deutschen Klassikern. Erste Abtheilung: Erläuterungen zu Goethes Werken. XVII—XIX. Lyrische Gedichte 1—3. Leipzig, Verlag von Ed. Wartig. 1874. A. u. d. T. Goethes lyrische Gedichte erläutert von Heinrich Düntzer. Zweite, neu bearbeitete Auflage. Erster Band. Goethe als lyrischer Dichter. Leipzig, 1875. [S. 235. Distichon zum türkischen Maskenzug von 1796.]

1878.

Erläuterungen zu den deutschen Klassikern. Erste Abtheilung: Erläuterungen zu Goethes Werken. XIII. XIV. Faust. Zweiter Theil. Leipzig, Verlag von Ed. Wartig. A. u. d. T. Goethes Faust erläutert von Heinrich Düntzer. Zweite, neu durchgesehene Auflage. [Mehrfach Lesarten des ersten Entwurfs.]

Nach Weissteins Mittheilungen gebe ich die beiden nächsten Nachträge, und zwar:

1879.

Catalogue des autographes rares et curieux composant la collection de feu M. de Saint-Aubin etc. Paris. Gabriel Charavay. Quai du Louvre. 1879. 8. [S. 8. Bruchst. e. Briefs v. 27. Sept. 1809 an e. Hoheit (wol Fürstin Friederike zu Solms), sowie Bruchst. e. Aufsatzes v. 21. Juli 1822 über Pulverisierung von Champignons.]

Digitized by Google

1880.

XXII. Catalogue de lettres autographes et documents historiques, faisants partie de la collection de Louis Arrigoni, Milan. Milan, 6 Corso Venezia au 1er. 1880. Gr. 8. [S. 10. Signatur e. Briefs: Weimar, 26. April 1827.]

1881.

Berichte des Freien Deutschen Hochstiftes für Wissenschaften, Künste und allgemeine Bildung in Goethes Vaterhause zu Frankfurt a. M. Herausgegeben im Auftrage der Verwaltung. Jahrgang 1880/81. Zweite Hälfte. Lieferung 3. Brachmonat 1881. [S. 114. Datum zweier Briefe an Nahl.]

Goethe-Jahrbuch. Herausgegeben von Ludwig Geiger. Zweiter Band. Frankfurt a. M. Literarische Anstalt Rütten & Loening. 1881. [S. 108—128. Aeltere Fassung verschiedner Gedichte; 219 ff. Scene aus älterer Fassung der „Vögel"; 225 f. Gedicht an Merck; 229 f. Aeltere Fassung eines Chors aus „Faust II. Theil"; 231 ff. Gedichtbruchstücke und Briefnotizen aus dem Tagebuch der schlesischen Reise; 238—242, 244—257, 261—308, 335—365 erster Druck von Briefen an Frl. v. Knebel, v. Salis, v. Knebel, Buchholz, H. Meyer, J. Ch. Stark, Bertuch, Fr. v. Eybenberg, Graf Dietrichstein, Kirms, Windischmann, Sartorius, Riemer, Blumenthal, v. Schreibers, Schoene, Loos, Frh. v. Münch-Bellinghausen, Reichel, Mylius, v. Müller, Fr. v. Pogwisch, F. S. Voigt (?) und Frh. v. Cotta; S. 242 ff. und 257. Neudruck von Briefen an Heyne und Luden.]

Goethes Briefe. Verzeichniss derselben unter Angabe von Quelle, Ort, Datum und Anfangsworten. Uebersichtlich nach den Empfängern geordnet, mit einer kurzen Darstellung des Verhältnisses Goethes zu diesen und unter Mittheilung vieler bisher ungedruckter Briefe Goethes. Bearbeitet von Fr. Strehlke. 1. Lieferung. Berlin 1881. Verlag von Gustav Hempel (Bernstein u. Frank). [Neu: Br. an A. v. Arnim v. 9. März 1806, an Batsch v.

Digitized by Google

9. März 1792 und 1. Juli 1795, an Behrendt v. 14. Januar 1808, an v. Beroldingen v. 3. Mai 1811, an Bertuch v. 11. März 1808, an Fr. Bethmann, geb. Flittner v. 14. März 1803.]

— — — 2. Lieferung. [Neu: Br. an Graf Brühl v. 15. October 1831, an Gräfin Chasseport v. 19. August u. 14. October 1808, 13. Januar 1829 und 21. April 1830.]

— — — 3. Lieferung. [Neu: Briefe an Cotta v. 2. December 1808, aus 1814 und v. 30. December 1830, an Coudray v. 13. Juli, 21. Juli u. 30. September 1821, v. 12. Juni 1822, sowie v. 15. Juni 1830, an Herzogin v. Cumberland v. 3. Januar 1812 u. 16. Februar 1822, an Baroness v. Cuvier, sowie an David, welcher letzter Brief bisher nur in französischer Uebersetzung bekannt war.]

— — — 4. Lieferung. [Neu: 10 Billets an v. Einsiedel, sowie Anfänge von Briefen an J. F. Frh. v. Fritsch und an Froriep.]

Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe. Vierte Auflage. Erster Band. Mit einem Titelbild und einem Brief-Facsimile. Stuttgart 1881. Verlag der J. G. Cottaschen Buchhandlung. [Neu: 8 ganze und 2 halbe Briefe, sowie 1 Epigramm G.s; viele Briefe berichtigt.]

— — — Zweiter Band. [Mehrfach ergänzt und berichtigt.]

Goethes Briefwechsel mit einem Kinde. Seinem Denkmal. Dritte [So!] Auflage. Herausgegeben von Herman Grimm. Berlin 1881. Verlag von Wilhelm Hertz (Bessersche Buchhandlung).

Schiller und Goethe über die braune Sepiazeichnung „Hectors Abschied von Andromache“ von J. A. Nahl, Director der Maler-Academie zu Cassel. [8. Briefe an Nahl v. 24. September 1800 u. 24. März 1804.]

Goethe in Wetzlar. 1772. Vier Monate aus des Dichters Jugendleben. Von Wilhelm Herbst. Mit den Bildnissen von Kestner und Lotte Buff. Gotha. Friedrich Andreas Perthes. 1881. [Mit G.s facsimilierter Unterschrift unter Lottens Schattenriss.]

Digitized by Google

Jeri und Bätely. Ein Singspiel von Goethe. In der ursprünglichen Gestalt zum ersten Mal herausgegeben. Leipzig 1881. Verlag von Veit & Comp. [Von Wilh. Arndt.]

Mittheilungen an die Mitglieder des Vereins für Geschichte und Alterthumskunde in Frankfurt a. M. Sechster Band. Erstes Heft. Frankfurt a. M. K. Th. Völckers Verlag. 1881. [S. 241 f. Neudruck des Briefs an Textor v. 8. Aug. 1782, mitgetheilt von Ullmann; S. 248. Billet ohne Adresse und Datum, vielleicht an Eberwein, mitgetheilt von Stricker.]

Die Grenzboten. Zeitschrift für Politik, Literatur und Kunst. 40. Jahrgang. 2. Quartal. Nr. 20. Ausgegeben am 12. Mai 1881. Inhalt:... Kleine Goethiana. Mitgetheilt von C. A. H. Burkhardt. Seite 287... Leipzig Fr. Ludw. Herbig (Fr. Wilh. Grunow) 1881. [Neudruck des Gedichts „Die abgestutzten, angetauchten"; Briefe an Batsch v. 3. Febr. 1794 und an v. Wolzogen v. 13. October 1808.]

— — — 40. Jahrgang. 4. Quartal. Nr. 42. Ausgegeben am 13. October 1881. Inhalt:... Ungedruckte Goethiana zur Theatergeschichte. Mitgetheilt von C. A. H. Burkhardt. Seite 105...

Die Tribüne. Nr. 384 (ausgegeben Sonntag früh). 21. Jahrgang. Zweite Ausgabe. Sonntag, den 28. August 1881. [Briefe an v. d. Hagen v. 11. September, 11. u. 28. April 1827; mitgetheilt v. G. Weisstein.]

Neue Freie Presse. Morgenblatt. Nr. 6193. Wien, Mittwoch, den 23. November 1881. [Stellen aus Wenzels Handschrift der „Mitschuldigen".]

Die Gartenlaube. Illustrirtes Familienblatt. Begründet von Ernst Keil 1853. Nr. 10. 1881. [S. 167. Tagebucheinträge G.s v. 1. April u. 17. Mai 1831, Fr. Preller betr.]

Programm der Saldernschen Realschule in Brandenburg a. d. H., durch welches zu dem öffentlichen Redeakt Dienstag, den 5. April, Nachmittags 2 Uhr ganz ergebenst einladet der Direktor Riebe. Inhalt: I. Das Fächer-Album Elisas v. d. Recke, mitgetheilt vom Oberlehrer Dr. Kropatscheck ... Brandenburg a. d. H.

Digitized by Google

J. Wiesike's Buchdruckerei 1881. [S. 10. G.s Eintrag auf dem Fächer.]

Nr. 6. Findlinge betreffend die Weimarische Literatur-Epoche, herausgegeben von Adelbert Kühn. Weimar T. F. A. Kühn. [Neudrucke(?) des Prologs zu Deinhardsteins „Hans Sachs", des Gedichts an Lilli mit „Stella" und des Stammbucheintrags „Zu unsers Lebens oft getrübten Tagen".]

Nr. 78. Findlinge u. s. w. [Vorgedachter Stammbucheintrag mit Variante.]

Nach Weisstein:

Verzeichniss einer gewählten Sammlung von Autographen .... aus dem Nachlass von Rudolph Marggraff, ... welche Mittwoch 2. Juni 1881 zu München im Auktionslokale der Montmorillonschen Buchhandlung und Auktionsanstalt Karlsstrasse Nr. 21 ... versteigert werden. [S. 4. Signatur eines Briefs: Weimar 1829; S. 13. Ein Aufsatz über Nahl v. 1. Jan. 1804.]

Nach dem Goethe-Jahrbuch III, 373:

Catalogue de manuscrits de Pierre Camper et de lettres inédites écrites par lui ou lui adressées qui se trouvent dans la bibliothèque de la société Néerlandaise pour les progrès de la médecine à Amsterdam. Amsterdam Fréderik Muller et Co. 8. [Ueberschrift von G.s Abhandlung über Zwischenknochen.]

1882

ausgegeben 1881.

Nr. XIV. 1882. Verzeichniss einer kostbaren Sammlung von Autographen der berühmtesten Fürsten, Feldherren, Staatsmänner sowie Dichter und Gelehrten aller Nationen des 15.—19. Jahrhunderts. Zu den beigefügten Preisen zu beziehen von Otto Aug. Schulz in Leipzig etc. [Neudrucke von Bruchstücken von Briefen und Gedichten, darunter „Was euch die heilige Pressfreiheit" mit Datum; Stelle aus dem Briefe der Frau Rath an Unzelmann (nicht den Schauspieldirector Grossmann) vom 21. Mai 1791.]

Digitized by Google

Zu Langbeins Schwänken.

Von

Hermann Ullrich.

Sowol von den Schwänken Langbeins, als auch von einer Anzahl erzählender Gedichte desselben Schriftstellers, ist im allgemeinen bekannt, dass die Stoffe fremden Litteraturen entlehnt sind, doch ist diese Entlehnung bisher noch nicht im einzelnen nachgewiesen. Da dieses aber, selbst bei einem Schriftsteller zweiten oder dritten Ranges, nicht ganz ohne Interesse sein dürfte, so soll der Nachweis der Entlehnung hier zunächst für einen Theil der Schwänke* erbracht werden. Die Zahl der Schwänke beträgt neunzehn; von diesen vermag ich acht als entlehnt nachzuweisen, einer ist vom Dichter selbst als Märchen bezeichnet.

Die schöne Jägerin.

Dieser Schwank ist einem altfranzösischen Fabliau: „De la dame qui attrapa un prêtre, un prévôt et un forestier" (bei Le Grand d'Aussy, Fabliaux ou Contes, Fables et Romans du XIIme et du XIIIme siècle, traduits ou extraits. Troisième édition. Paris. Renouard 1827. Bd. IV, S. 246 bis 254) nachgebildet. Statt der im Titel genannten drei Liebhaber, die der Frau eines Bauers nachstellen, ist es bei Langbein ein einziger Liebhaber, ein Dorfschulmeister, der nach der schönen Frau des Försters schmachtet und, nach Verabredung der Frau mit ihrem Manne, von jener zu Mittag geladen wird,

* Schwänke von Aug. Friedr. Ernst Langbein. — Dresden 1792. 8. 2 Bde. — 2. Aufl. Leipzig 1795. 8. 2 Bde. — 3. Aufl. Berlin 1816. 8. — Neue wohlfeile Ausgabe. Leipzig, Dyksche Buchhandlung. o. J.

Digitized by Google

aber vom Manne überrascht, sich aus dem Bade nackt in ein mit Federn gefülltes Fass flüchten muss, welches nun der Ehemann verkaufen zu wollen erklärt. Im Fabliau werden die Liebhaber dadurch zur schleunigen Flucht aus dem gleichen Versteck genöthigt, dass der Ehemann den Inhalt des Fasses in Brand steckt, worauf sie von den Hunden verfolgt werden. Bei Langbein rollt der Förster das zugeschlagene Fass einen Hügel hinunter, wobei es dem Edelmann und dem Pfarrer des Dorfes zwischen die Beine geräth und, weil von den Hunden des ersteren umschnüffelt, geöffnet wird, so dass der Schulmeister nun zur Flucht Gelegenheit hat. Die Revanche des Ehemanns fehlt bei Langbein, da der Schulmeister unverheiratet ist. Des letzteren Erzählung zeigt die genaueste Uebereinstimmung mit einem Schwanke in Val. Schumanns Nachtbüchlein (II, 25): „Der Pfaff im Federfass" (neuerdings abgedruckt in der sehr dankenswerthen Sammlung von Karl Goedeke: Schwänke des sechzehnten Jahrhunderts. Lpz. 1879. Nr. 183). Die Uebereinstimmung ist so gross, dass mich nur die frühzeitige Verschollenheit jenes Schwankbuches hindert, an eine directe Anlehnung seiten Langbeins zu glauben und mich veranlasst, eine französische Quelle, etwa die Contes du Sieur d'Ouville anzunehmen.

Der Kammerdiener.

Der Stoff dieses Schwankes ist bekannt aus Boccaccios Decamerone, Giorn. VII. Nov. 7, ist aber nicht sowol aus diesem, als aus einem seiner Nachahmer entnommen, nämlich aus den Contes aux heures perdues du Sieur d'Ouville (Elite des Contes du Sieur d'Ouville. A la Haye 1703. 2 vols. 16°) Bd. I S. 257: „D'un homme qui fut cocu, battu et content". Bei d'Ouville nämlich, wie auch bei Langbein, hat der Liebhaber die Dame schon früher geliebt, dieselbe aber während eines Aufenthaltes in Italien aus den Augen verloren und findet sie bei der Rückkehr an einen sechzigjährigen Grafen verheiratet, bei dem er sich nun als Kammerdiener verdingt. Während im übrigen d'Ouville dem Boccaccio folgt, hat Langbein noch die Abänderung getroffen, dass er den dem Grafen gespielten Streich vorausgehen lässt, so dass

Digitized by Google

dem Liebhaber seine Absichten erst in Folge des nun verdoppelten Vertrauens seiten des Ehemannes gelingen.

Auf die vielfachen Nachahmungen dieses Stoffes hier einzugehen unterlasse ich deshalb, weil ich in einer demnächst im Druck erscheinenden Abhandlung über La Fontaines Contes et Nouvelles genauer darüber berichten werde.

Die Wette.

Von drei Liebhabern, einem Husarenrittmeister, einem Jäger und einem Magnetiseur, wetten die zwei ersten, dass sie ihre geliebte in Gegenwart des betreffenden Gatten geniessen wollen, der dritte, dass ihn der Mann sogar zum Lager der Frau tragen solle.

Wetten von Frauen, welche ihren Mann am listigsten betrügen würde, sind ungleich häufiger, als Wetten von Liebhabern.* Bei d'Ouville, dem auch dieser Schwank entlehnt ist (a. a. O. Bd. II S. 186: „Gageure de deux voisins à qui feroit son voisin cocu le plus subtilement"), sind es nur zwei Liebhaber, deren Streiche jedoch denen der beiden ersten Liebhaber bei Langbein durchaus entsprechen. Die von dem ersten gebrauchte List (Gesichtstäuschung) ist den von Liebrecht (Zur Volkskunde S. 135) beigebrachten Beispielen hinzuzufügen. Die von dem zweiten Liebhaber gebrauchte List gilt bei d'Ouville einem Müller, bei Langbein einem wolbeleibten reichen, der wegen seines Körperumfanges auf einem Ruhebette im Garten gefahren werden muss. Der dritte Liebhaber und die von ihm gebrauchte List ist von Langbein hinzugefügt worden. Dem Magnetiseur glückt zwar der erste Theil seines Anschlags, insofern als ihn, dem sein Diener angeblich sämmtliche Fussbekleidung entfernt hat, der Mann zu der eine Krankheit fingierenden Frau trägt. Bei dem Versuche jedoch, den Ehemann zu entfernen, erwacht dessen Misstrauen und der Magnetiseur wird mit Stockprügeln vertrieben.

---

* Vergl. den Aufsatz von F. Liebrecht „Von den drei Frauen" in: Pfeiffers Germania Bd. XXI (wiederabgedruckt in: Liebrecht, Zur Volkskunde. Alte und neue Aufsätze. Heilbronn 1879. S. 124—141).

Digitized by Google

Der Sturm zu Konstantinopel.

Die diesem Schwanke zu Grunde liegende obscoene Redensart hat ihren ersten Ursprung in Boccaccios Decamerone, Giorn. III. Nov. 10, und zwar in der Wendung: „rimettere il diavolo in inferno". Von dieser heisst es am Schlusse der Boccaccioschen Novelle ausdrücklich: „Poi l'una all' altra, per la città ridicendolo, vi ridussono in volgar motto, che il più piacevol servigio, che a Iddio si facesse, era rimettere il diavolo in inferno".

An diese umgewandelte Redensart knüpfen nun ganz neue Geschichten an. So handelt eine Erzählung des Bandello (Nov. 5) davon, „wie man den Papst nach Rom bringt". Girolamo Morlinis Novella 66: „De auloedo qui invenit clericum uxorem delibantem"* hat jene Redensart bereits verändert in „pontificem in urbem intromittere". Mit veränderten Nebenumständen begegnen wir unserer Geschichte sodann bei d'Ouville (a. a. O. Bd. II S. 389: „Tour subtil d'un trompette à la femme de son hôte"). Aus d'Ouvilles Erzählungssammlung, die zum ersten Mal 1644 erschien, geht sie dann über in die anonyme Sammlung: Le Facétieux Reveille-Matin des esprits mélancoliques. Remède préservatif contre les tristes, auquel sont contenues les meilleures rencontres de ce temps, capables de réjouir toutes sortes de personnes et divertir les bonnes compagnies (Rouen 1656. 18°). Hier ist sie überschrieben: „D'un trompette qui fut refusé de loger à son logis ordinaire par la maitresse en l'absence de son mari".** Aus der früheren Redensart ist bei beiden französischen Erzählern, wol in Erinnerung an das eingreifen Solimans in die französische Politik unter Franz I. (1542—1544), geworden „faire entrer le Grand Turc dans Constantinople". — Die Hauptabweichung bei Langbein besteht nun darin, dass bei ihm der Ehemann selbst zum Trompeter geworden ist, während er bei

---

* Hieronymi Morlini Parthenopaei Novellae, fabulae, comoedia. Ed. tertia. Lutetiae Parisiorum 1855 (Bibliothèque Elzevirienne) S. 120.

** Wiederabgedruckt im 2. Bde. der Chefs-d'oeuvre des conteurs français, publ. p. Ch. Louandre (Paris 1873. 8°).

Digitized by Google

den Franzosen ganz im Hintergrunde bleibt. In Folge dessen ist es bei Langbein auch der Ehemann, der das von dem Cornet mitgebrachte kostbare Silberzeug als gute Beute an sich nimmt und dasselbe bei einem Sturm auf Konstantinopel erbeutet zu haben erklärt. Bei d'Ouville hingegen und seinem französischen Nachahmer nahm der Trompeter das von der Frau dem Liebhaber zu Ehren aufgetragene Silberzeug an sich.

Die neue Sündfluth.

Dieser Schwank ist, nur mit starker Kürzung des Schlusses, Chaucers „the Miller's tale"* nacherzählt. — Aus dem schmachtenden Küster Absalon ist bei Langbein der verliebte Advocat Blasius geworden. An die Stelle der Astrologie, durch welche bei Chaucer der Student den bevorstehenden Weltuntergang erfahren zu haben erklärt, ist bei dem modernen Dichter die Kalenderweisheit getreten, an die der Student anfangs nicht glaubt, die er aber dann in ihrer Wahrheit in einem Traume bestätigt gefunden zu haben vorgibt. Alles übrige ist wie bei Chaucer, dessen Erzählung wegen ausgeführter Charakteristik zu den besten der Canterbury-Geschichten mit Recht gezählt wird.

Stille Rache.

Die Idee dieses Schwankes beruht auf Boccaccios Decamerone, Giorn. VIII. Nov. 8, wird aber auf ganz andere Personen und Verhältnisse übertragen. Wenn wir daher von diesem Grundgedanken (Wiedervergeltung) absehen, so ist keine Aehnlichkeit mehr mit Boccaccios Novelle vorhanden. Dagegen ist die in Langbeins Schwank eingeflochtene Erzählung in gebundener Rede eine genaue Wiedergabe der italienischen Novelle.

Die Wahrsagerin.

Für diesen Schwank vermag ich die unmittelbare Quelle

* Chaucers Quelle ist noch unbekannt; weitere Bearbeitungen hat Reinh. Köhler mitgetheilt in: Anglia. Zeitschrift f. engl. Philologie, herausgeg. v. R. P. Wülcker I. 38—44 u. Nachtrag dazu: ebd. I. 186 bis 188; ferner ebd. II. 135 f. — Anmerkung 2 auf Seite 43 von Reinh. Köhlers Aufsatz erledigt sich hierdurch.

Digitized by Google

nicht anzugeben: möglicher Weise ist es wiederum die Sammlung des Sieur d'Ouville, die mir nur im Auszug vorliegt. Jedoch bin ich im Stande eine andere Behandlung desselben Stoffes anzuführen, die in Valentin Schumanns Nachtbüchlein 2, 28 enthalten ist. Die Erzählung ist jetzt, weil in K. Goedekes Schwänke des sechzehnten Jahrhunderts (Leipzig 1879) als Nr. 56 aufgenommen, allgemein zugänglich, weshalb ich nur das nöthigste anmerke. Der Titel der im übrigen den gleichen Verlauf nehmenden Geschichte ist hier: „Die Alte im Hanfacker".

Bei Schumann ist es ein verwittweter Tuchmacher, bei Langbein ein lebenslustiger Schneider, dem eine vergnügungssüchtige, zur Führung des Haushalts ganz unfähige Frau zu Theil wird und der daher bald zu Schlägen seine Zuflucht nehmen muss, um die nöthigsten Geschäfte des Hauses besorgt zu sehen. Bei Schumann, wie bei Langbein, sucht die Frau Rath und Hilfe bei einer „Zauberin" oder Wahrsagerin und wird bedeutet (bei Schumann) Sonntags früh auf einen vor der Stadt liegenden Hanfacker zu gehen und drei grosse Stücke Speck gegen Sonnenaufgang zu werfen, worauf ihr die Göttin Diana Hilfe schaffen werde — oder (bei Langbein) sich um Mitternacht in ein näher bezeichnetes Gehölz zu begeben, drei Kieselsteine in das nächste Gebüsch zu werfen und das Waldweib zu fragen, wie sie ihrem Manne gefalle. In beiden Erzählungen ist die Rede der Diana oder des Waldweibes, obgleich anfangs wenig zufriedenstellend, von Erfolg begleitet. In beiden Fällen ist es die Zauberin oder Wahrsagerin, die nach sorgfältiger Erkundigung über die häuslichen Verhältnisse der Frau die Rolle der Diana oder des Waldweibs übernimmt und durch ihre Rede die Frau bessert. — Bei der Seltenheit des Schumannschen Nachtbüchleins ist eine Benutzung durch Langbein höchst unwahrscheinlich. Ich nehme daher als Quelle Langbeins eine französische Erzählung an, die sich vielleicht bei d'Ouville finden lässt.

Die Verlegenheit.

Der Stoff dieses Schwankes begegnet uns zuerst in einem altfranzösischen Fabliau, betitelt: „La Vieille" (bei Le Grand

Digitized by Google

a. a. O. Bd. IV S. 199—200). In diesem wird erzählt, wie ein junger „bachelier" auf seinem Wege eine alte Frau trifft, die lüstern von ihm einen Kuss verlangt. Indem er ihr noch zu entfliehen versucht, nähert sich ein Edelmann, dem sich die alte sofort mit der Bitte zu Füssen wirft, ihr gegen ihren undankbaren Sohn beizustehen. Den abwehrenden Versicherungen des Schülers gegenüber fordert der Edelmann, dass, wenn die alte nicht seine Mutter wäre, er ihm einen schlagenden Beweis geben und die alte umarmen solle. Dieser dira necessitas gegenüber versteht sich der Schüler dazu, die alte hinter sich aufs Pferd zu nehmen, und muss sich zu grosser Heiterkeit des Edelmanns die Liebkosungen jener gefallen lassen. — Bedeutend verändert finden wir den Stoff wieder bei d'Ouville (a. a. O. Bd. II S. 177: „Naïveté d'un valet à sa maîtresse"). Hier wird eine von ihrem Diener begleitete Dame von begegnenden Soldaten mit einem schimpflichen Namen belegt: sie widerspricht und bezeichnet den Knecht trotz dessen schlechter Kleidung als ihren Mann. Darauf wird sie aufgefordert sich von dem Knechte, wie von ihrem Manne, mitspielen zu lassen, widrigenfalls sie als „garce" angesehen und der Knecht getödtet werden würde. Die Dame flüstert dem Knecht zu: „Gervais, garde toy bien de me toucher, faits semblant seulement de le faire". Der Knecht jedoch hält sich wörtlich an den Befehl der Soldaten, so dass diese befriedigt davonziehen. Den Worten der Dame entsprechen genau die Worte der Pfarrerin bei Langbein. Denn diese ist es hier, die von ihrem Manne unter dem Schutze des Schulmeisters weggeschickt wird, damit sie nicht von dem Kriegsvolk gesehen werde. d'Ouville ist also auch hier die Quelle.

Im allgemeinen ist über die Behandlung der Stoffe durch Langbein das Urtheil abzugeben, dass dieselben in modernem Deutsch bearbeitet ihren Quellen gegenüber plump erscheinen. Eine schon öfter ausgesprochene Bemerkung ist hier zu wiederholen: dass nämlich die deutsche Sprache, abgesehen von ihren früheren Perioden, für die Behandlung derartiger Stoffe wenig geeignet ist.

Digitized by Google

Friedrich August Eschen.

Ein verschollener Dichter aus der Zeit unserer grossen Classiker.

Lebensbild.

Von

August Eschen.

Verschollen und vergessen! Wenige nur haben je seinen Namen gehört, sehr wenige unter den jetztlebenden, vielleicht keine ausser zwei greisen, im höchsten Lebensalter stehenden Schwestern haben ihn noch persönlich gekannt*, sehr wenige wissen, was er gewesen ist und was er geleistet hat — verschollen und vergessen! Und doch haben einst die besten und edelsten unseres Volkes, unsere grössten Dichter und Denker dem Jünglinge ihre Beachtung geschenkt, ihn ihrer Freundschaft gewürdigt; doch haben einst viele seines frisch aufstrebenden Talentes sich gefreut und für die Zukunft grösseres von ihm erwartet; doch ist einst sein Name von vieler Menschen Lippen genannt, und sein tragisches Schicksal hat unzählige Herzen erschüttert, als ein jäher, schrecklicher Tod den jugendlichen Dichter hinwegraffte, da kaum die ersten reiferen Früchte seines poetischen schaffens ihm einen nicht unbedeutenden Platz auf dem deutschen Parnass in Aussicht stellten.

Friedrich August Eschen wurde am 7. Februar 1776 in Eutin geboren als ältester Sohn des Bischöfl. Lübeckschen Justiz- und Regierungsrathes Jakob Hugo Eschen und seiner Gattin Friederike Dorothea, geb. von Schack. Schon im Anfange d. J. 1782 verlor er seine noch junge Mutter, aber er fand

* Die ältere dieser Schwestern, die einzige, welche noch eine lebendige Erinnerung an den verstorbenen bewahrte, ist indessen am 1. Januar 1881 in ihrem 93. Lebensjahre heimgegangen.

Digitized by Google

bald ein liebendes Mutterherz in der zweiten Ehefrau seines Vaters, Antoinette Charlotte, geb. Stricker, an der er dafür bis an seinen Tod mit der ganzen Zärtlichkeit eines leiblichen Sohnes hieng, wie er auch für alle nachgeborne Geschwister des kinderreichen Hauses sich stets die treuste Liebe bewahrte. Unter den glücklichsten Verhältnissen für seine geistige Entwickelung wuchs der reich begabte Knabe auf in dem geistig regen Familienleben des Vaterhauses. Der Vater war nicht bloss ein besonders tüchtiger Beamter und vorzüglicher Jurist, sondern auch ein vielseitig gebildeter Mann mit mannigfaltigen Interessen. Namentlich widmete er den reichen litterarischen Erscheinungen jener Zeit eine lebhafte Aufmerksamkeit und brachte ihnen eingehendes Verständniss entgegen, wie er denn selbst einen sehr klaren und deutlichen Stil schrieb und auch in gebundener Rede nicht ohne Glück sich versuchte. Auch die Musik liebte er und war ein nicht ungeschickter Geigenspieler — so waren Musik und Poesie die Lieblingsunterhaltung des Familienkreises und übten ihren mächtigen Einfluss auf den fröhlich heranwachsenden Knaben aus.

Auch die Schule musste dazu dienen, seine vortrefflichen Anlagen in vorzüglicher Weise auszubilden. Rector des Eutiner Gymnasiums war der würdige Johann Heinrich Voss, von dem er nicht allein eine gründliche classische Bildung erhielt, sondern auch das Gefühl für den Wollaut der Sprache und namentlich die Vorliebe für die antiken Versmasse und die Geschicklichkeit im Gebrauche derselben erlernte. Die unvergleichliche Uebersetzungskunst des Lehrers regte zur Nachahmung an, frühe schon liess es der Schüler an Versuchen in dieser Richtung nicht fehlen, und schon der Primaner schickte gelegentlich dem Vater die Uebersetzung einer Horazischen Ode im Metrum des Originals, welche an leichtem und ungezwungenem Gange vielleicht die späteren übertrifft.

Das Leben in Eutin war damals überhaupt ein geistig reges, wozu viele bedeutende Männer, vor allen Voss und Fr. L. von Stolberg, mitwirkten; auch die Musik fand tüchtige Pflege in der Stadt, der Carl Maria von Weber entspross, dessen Vater der Capelle des Fürstbischofs als Director vorstand.

Digitized by Google

Nachdem Eschen auf dem Gymnasium die nöthige Vorbildung erhalten hatte, bezog er zu Ostern 1796 die Universität Jena, um sich dem Studium der Jurisprudenz zu widmen. Indessen scheint ihn diese Wissenschaft fürs erste wenig angezogen zu haben, da er zunächst namentlich philologische, philosophische und naturwissenschaftliche Studien trieb und sich mit litterarischen Bestrebungen beschäftigte. Für die Naturwissenschaften hatte er schon die Vorliebe von Eutin mitgebracht, namentlich war er ein eifriger Botaniker, der die Flora der Jenaschen Gegend mit grossem Eifer und viel Ausdauer durchforschte. Der Sinn für philosophisches denken war ebenfalls bereits in der Heimat in ihm geweckt; sein Vater beschäftigte sich gern und viel mit den Werken Kants, und auch der Sohn war einigermassen mit ihnen bekannt und vertraut geworden. Jetzt fesselte ihn mächtig der jugendliche Fichte, dessen geistreicher Vortrag ihn mit Bewunderung erfüllte. Diese philosophischen Studien theilte mit ihm besonders der gleichalterige Johann Friedrich Herbart aus Oldenburg*, der später in der Philosophie so grosses geleistet hat. Beide Jünglinge von edlem, ernstem streben beseelt, von gleichem Interesse und gleichen Neigungen erfüllt, verbanden sich in inniger Freundschaft, welche bis zu Eschens Tode unwandelbar dauerte. Auch in der Vorliebe für die Musik passten sie trefflich zusammen. Der Philosoph Herbart war zugleich ein tüchtiger Musiker, theoretisch durchgebildet, wovon verschiedene beachtenswerthe Compositionen zeugen, und praktisch geübt namentlich auf der Geige, auf der er vorzügliches leistete, aber auch auf dem Clavier. Bei den gemeinsamen Uebungen übernahm er das letztere Instrument, weil Eschen nur die Geige spielte, darin sich aber eine ziemliche Fertigkeit erworben hatte. Zu diesen trefflichen Jünglingen gesellte sich bald ein Kreis gleichgesinnter Freunde, von denen der Hamburger Gries, der spätere Uebersetzer des Tasso, Ariost und Calderon, der Kurländer Bölendorf und einige Schweizer, unter diesen Fischer, Steck und von May zu erwähnen sind.

* Geboren in Oldenburg am 4. Mai 1776, gestorben in Göttingen am 14. Aug. 1841.

Digitized by Google

Es war ein fröhliches, aber gediegenes treiben unter den jungen Leuten, dichterische Versuche wurden wetteifernd zu Tage gebracht, Ausflüge in die Umgegend dienten der Erholung und dem zwanglos freundschaftlichen Verkehre. Ein solcher Besuch auf der Dornburg, der ihnen einen herrlichen Sonnenaufgang brachte, scheint ihnen unvergesslich gewesen zu sein; denn Eschen feierte ihn noch ein Jahr später 1797 mit einem Liede, welches Herbart componierte, und welches dann abschriftlich allen Freunden mitgetheilt wurde.

Der so begabte und strebsame Jüngling zog bald die Aufmerksamkeit auf sich und war überall wol gelitten. Ihm öffnete sich der Kreis grosser Männer, welche damals in Jena und Weimar versammelt waren und die Augen des ganzen Deutschlands auf diese kleinen Städte zogen.

Den von ihm vor allen anderen hochverehrten Goethe lernte er alsbald gelegentlich eines Besuches in Jena im dortigen Schlosse kennen und ist damals und auch bei allen späteren Gelegenheiten voll rühmens über seine Herzlichkeit und Güte, voll Bewunderung für jedes grössere oder kleinere von ihm erschienene Werk, voll gespannter Erwartung des nächsten.

Schiller scheint ihm zuerst etwas zugeknöpft erschienen zu sein, was sich aber später verlor. So schreibt er am 20. Mai 1798:

> — ich weiss nicht, ob ich sehr viele Zeit für eigne Arbeiten noch übrig finden werde, und ob ich so Schillers Bitte, ihm etwas für den nächstjährigen Musenalmanach zu senden, Genüge thun kann. Den letzten Nachmittag in Jena brachte ich grösstentheils bei Schiller zu, und niemals fand ich ihn so lebhaft und herzlich wie damals.

Gleich im Anfange seines Aufenthaltes in Jena war er nach Weimar geeilt, um Goethe, Herder, Wieland, Böttiger kennen zu lernen. Von Voss empfohlen war er überall freundlich empfangen und wiederholte deshalb seine Besuche öfter, immer mit gleicher Freude. In einem Briefe vom 3. August 1797 heisst es:

> — ich war mit meinem Freunde Gries nach Weimar gegangen, und wir besuchten den Dr. Merkel, den

Digitized by Google

Verfasser der Letten, den ich sehr genau kenne, und Herder. Goethe, den ich gern vor seiner Reise nach der Schweiz gesprochen hätte, fand ich nicht zu Hause. Zu meiner grossen Freude sagte mir Merkel, dass schon an der Fortsetzung von Goethens Faust gedruckt würde. Wieland arbeitet jetzt an der Verbesserung seiner Jugendschriften, welche er glaubt dem Publicum geniessbar machen zu können. Ob dieses möglich sein wird, vorzüglich mit seinen religiösen Sachen, daran zweifele ich.

Viel verkehrte er ferner mit den beiden Hufeland, dem Historiker Woltmann, Fichte und den beiden Schlegel, von welchen namentlich der jüngere Friedrich ihn durch den Reichthum seines Geistes und sein freundschaftliches Wesen anzog.

Auch in den Familienkreisen ward er gern gesehen und schreibt über seinen Umgang mit den Damen dieser Kreise hoch erfreut an seinen Vater, auch einmal in einem heiter scherzenden Briefe an seine Schwester:

— Die Frau Kirchenräthin Döderlein lässt Dich vielmals grüssen und Dich ihrer Freundschaft versichern. — Aber wie komme ich zu dieser Ehre? — Ei, weil Du meine Schwester bist. — Du stehst also wohl sehr bei ihr in Gnaden? — Das sollte ich meinen! Ich stehe überhaupt bei allen Damen in Gnaden, als da sind: die Döderlein, die Professorin Ilgen, die Prof. Mereau, die Prof. Schütz, die Prof. Paulus, die Räthin Schlegel, die Frau v. Humboldt, die Mad. Asverus, die Madem. Schubart, die Fräulein v. Tschocke, die Hofr. Ebert, die Hofr. Schiller, die Madem. Wiedemann, die Prof. Hufeland, die Hofr. Hufeland, die Madem. Amelung, die etc. etc. etc. etc. etc. etc. etc. etc. etc. etc. etc. und, stelle Dir vor, dies ist noch nicht der hundert und ein und dreissigste Theil.

Bei den Gesellschaften in diesen Kreisen gieng es sehr heiter und ungezwungen zu, es wurde musiciert — Eschen spielte die Geige, Herbart übernahm den Bass —, es wurde gescherzt, gelacht, gelegentlich gepunscht und getanzt:

Digitized by Google

— wir zwangen Hufeland, mit zu tanzen, Paulus wurde wegen Unkunde verschont — er tanzt nur schwäbisch. Grosse Freude war, wenn der Olympier Goethe sich unter ihnen bewegte:

— Goethe scheint in Gesellschaft vorzüglich die Unterhaltung der Damen zu suchen, wenigstens war es hier der Fall, und wer seine Schriften kennt, dem wird dies nicht auffallen. — 13. Juni 1796.

In W. v. Humboldts Hause hatte Eschen freundliche Aufnahme gefunden und hier sah er im Januar 1797 zuerst Alexander von Humboldt, der bald grosses Gefallen an ihm fand, namentlich auch wegen seiner genauen Bekanntschaft mit der Jenaschen Flora.

— In diesen letzte nacht Tagen vor den Collegiis werde ich vorzüglich botanisiren, und zwar mit dem grossen Naturforscher, dem jüngern Herrn v. Humboldt. Sein Bruder ist schon nach Berlin abgegangen und wird also Voss da treffen. Der jüngere Herr v. Humboldt geht in 14 Tagen auch weg, erwartet seinen Bruder in Dresden, und beide gehen dann nach Italien, und nach einigen Jahren geht der jüngere H. von da nach Amerika. Er ist ein ausserordentlicher Mensch, es ist fast kein Fach, wovon er nicht ausgezeichnete Kenntnisse hätte. In England, Frankreich, Italien und der Schweiz hat er sich lange aufgehalten: mit den grössten Botanikern, Ehrhardt, Hofmann, Persoon, Schrader und fast allen andern hatte er den genauesten Umgang. Und vorzüglich stark ist er in der Cryptogamie, worin er sehr viel neues gefunden und benannt hat. Diesen Morgen um 6 Uhr holte er mich ab, und wir botanisirten den ganzen Morgen. Doch ich muss schliessen, Humboldt kommt und holt mich zum Spaziergehn ab. —8. Mai 1797.

— Der jüngere Humboldt ist noch hier und bleibt noch 14 Tage. Je mehr man ihn kennen lernt, um desto mehr muss man ihn schätzen und lieben. Gestern Morgen begleiteten wir ihn nach dem Fuchsthurm, dessen Höhe er mit einem neuen Senkbarometer ausmass, und

Digitized by Google

die 840 Fuss über der Meeresfläche war. Gestern Abend nach 10 Uhr kam er zu mir, und wir plauderten bis nach 11, und darauf gingen wir beide noch die Saalbrücke auf und nieder spazieren bis um 12. Der Abend war sehr schön, der volle Mond war fast ganz entwölkt und allenthalben schlugen die Nachtigallen. — 12. Mai 1797.

Mit Voss blieb Eschen in unveränderter Freundschaft verbunden. Er überwachte für denselben den Druck der Vergilschen Eklogen, besorgte die Correctur und vertheidigte ihn gegen, seiner Ansicht nach, unberechtigte Angriffe. Der gute Voss war auf Jena nicht gut zu sprechen, er warnte vor den dort lauernden „litterarischen Freibeutern", worunter er namentlich die beiden Schlegel verstand, von denen der ältere ihn allerdings in einer Kritik der Homer-Uebersetzung etwas unsanft behandelt hatte, was er beiden in die Schuhe schob. Gegen Friedrich hatte er einen besonderen Zorn und machte seinem jungen Freunde wiederholt Vorwürfe über seinen Umgang mit diesem nach seiner Meinung unwürdigen Menschen. Eschen liess sich aber nicht irre machen, und seine Freundschaft mit Friedrich Schlegel wurde erst getrübt, als dieser später gegen Reichardt und Unger in einer Weise sich vergieng, dass Reichardt nicht hinreichend starke Ausdrücke dafür finden kann.

Durch Schlegel war Eschen zuerst mit dem eben genannten Johann Friedrich Reichardt bekannt geworden, der sich namentlich durch die Composition Goethescher Lieder Ruhm erworben hat. Nicht allein ein tüchtiger Musiker, sondern ein in jeder Hinsicht gründlich gebildeter Mann hat er auf die deutsche Litteratur einen nicht geringen Einfluss ausgeübt, namentlich durch die Zeitschriften: „Lyceum der schönen Künste" und „Deutschland", als deren Mitarbeiter er Eschen alsbald gewann. Ein geistreicher anregender Mann von feinen Formen, manchmal allerdings etwas eitel und ruhmredig, war er überall bekannt und vielfach gern gesehn. Wegen freimüthiger Aeusserungen in seinen „Vertrauten Briefen aus Frankreich" seines Amtes als Capellmeister in Berlin ver-

Digitized by Google

lustig, war er bald vom Könige zum Ersatze als Salinendirector in Halle bestellt worden und wohnte dort in seinem reizend gelegenen Landsitze zu Giebichenstein. Hier hielt er mit seiner liebenswürdigen Familie ein sehr gastfreies Haus, wohin er auch im Sommer 1797 den jungen Freund einladete, um dort mit Voss zusammenzutreffen und einige Zeit zu verleben. Eine sehr glückliche Zeit! Das wiedersehn des geliebten Lehrers, das schöne innige Familienleben, der freundliche Empfang, alles erfüllte ihn mit köstlichem behagen. Alle Glieder der Familie gewannen ihn lieb wie einen langjährigen Freund, die vortreffliche zweite Gattin des Componisten sowol wie die Töchter bis auf die kleine vierjährige Sophie herab. Ihn zog besonders die älteste Tochter Louise Reichardt an, welche als Liedercomponistin, z. B. des beliebten Brentanoschen Liedes: „Nach Sevilla, nach Sevilla", rühmlich bekannt ist. In frischer Jugendlichkeit trat sie ihm entgegen, freilich nicht so jugendlich, wie man nach manchen Angaben, z. B. in Meyers Conversationslexikon, sowie in einem Aufsatze von Fr. Brunold (Gartenlaube 1865 Nr. 29) annehmen sollte, indem dort das Jahr 1788 als ihr Geburtsjahr bezeichnet wurde. Sie wäre dann, als sie Eschen kennen lernte, erst neun Jahre alt gewesen. In Wirklichkeit war sie am 11. April 1779 geboren — ihre Mutter Juliane, geb. Benda, starb schon am 9. Mai 1783 —, hatte also bereits das achtzehnte Lebensjahr vollendet. Sie war nicht schön, wenigstens was man gewöhnlich so nennt, ihr Gesicht war durch feine Blatternarben entstellt, und ihre jüngeren Schwestern wurden in dieser Hinsicht ihr vorgezogen. Indessen fehlte es auch ihr nicht an äusserlichen Reizen, eine sehr schöne ebenmässige Gestalt, graziöse Bewegung, edle Züge liessen jene kleinen Mängel bald vergessen, und der Reichthum ihres Geistes, die Tiefe ihrer Bildung machten sie namentlich für bedeutende Männer höchst anziehend, wie später Schleiermacher und Jacob Grimm mit grosser Vorliebe ihr zugethan waren, und auch Goethe gern ihrer Unterhaltung sich erfreute. Grosse Kunstfertigkeit auf Harfe und Clavier, eine herrliche seelenvolle Stimme mit vollendetem Vortrage der schönen, oft von ihr selbst geschaffenen Melodien entzückten alle Hörer, nicht

Digitized by Google

am wenigsten den empfänglichen Jüngling. Unwiderstehlich fühlte er sich zu Louise hingezogen, immer inniger wurde das Verhältniss bei seinen mehrmals wiederholten Besuchen, immer lieber folgte er der Einladung des freundlichen Vaters nach dem schönen Giebichenstein.

Die litterarische Thätigkeit Eschens war von Anfang an eine rege und vielseitige. Ausser kleineren Gedichten, welche nicht gedruckt wurden, versuchte er sich namentlich an Uebersetzungen aus den Classikern, Homerischen Hymnen, Horazischen Oden und Briefen nebst Abhandlungen, welche in Schillers Horen, Wielands Neuem deutschem Merkur, Biesters deutschen Blättern, im Lyceum der schönen Künste, in der Zeitschrift Deutschland veröffentlicht wurden. Die Uebersetzungen zeichnen sich durch Treue und Formgewandtheit aus, die Abhandlungen durch tiefe und treffende Bemerkungen. Unter ihnen ist besonders hervorragend ein längerer Aufsatz über die neueren Erscheinungen der deutschen Litteratur, namentlich eine Kritik über Hermann und Dorothea und über Vossens Louise enthaltend. Dem Endresultate werden freilich heutzutage wenige beistimmen, indem er das letztere Gedicht dem ersteren bei weitem vorzieht, welchem er ausser mannigfaltigen Sünden gegen den Hexameter auch allerlei Fehler in der Charakterschilderung der Personen vorwirft. Die Goetheschen Hexameter konnten allerdings dem Schüler Vossens nicht gefallen; er fand in Weimar und Jena wenig Verständniss für dieses Versmass, Voss selbst räth ihm, die Weimaraner erst einmal Hexameter lesen zu lehren, und Eschen schreibt an seinen Vater am 21. April 1797:

> — Fichte bat mich, sobald ich wieder zu ihm käme, ihm Vossens Homer mitzubringen, um von mir die Vossische Declamation des Hexameters zu hören. Man hatte ihm gesagt, dass ich ihn so sehr gut läse, und es gehört auch sehr wenig dazu, ihn besser zu lesen, als alle Gelehrte, die hier sind. Schlegel, Woltmann, Humboldt, Ilgen, Böttticher lesen ihn unausstehlich. —

Von der Schweiz aus schickte er später einen grösseren Aufsatz über die politischen Veränderungen in der Schweiz

Digitized by Google

nach dem Französischen und an Schiller die gewünschten Gedichte, welche in dem Musenalmanach für das Jahr 1799 aufgenommen wurden.

Eine grössere Arbeit bereitete er lange vor, eine deutsche Uebersetzung des Don Quixote, welche Unger in Berlin in Verlag zu nehmen sich erbot, und wobei Reichardt versprach, die darin enthaltenen Lieder im altspanischen Stile zu componieren. Durch das erscheinen der Tieckschen Uebersetzung wurde dieser Plan vereitelt, da Unger fürchtete, dass mit einer zweiten Uebersetzung kein Geschäft zu machen sein möchte.

Die lebhafte Erregung, welche die Xenien im Musenalmanach von 1797 hervorriefen, spiegelt sich auch in Eschens Briefen wieder. Er erzählt zunächst am 28. Septbr. 1796, dass nach einem Gerüchte die Xenien durch eine Wette Goethes und Schillers hervorgerufen sein sollten, wer in einer gewissen Zeit die grössere Anzahl Epigramme zu Tage fördern könne, findet dies Gerücht aber sehr unwahrscheinlich; später kommt er wiederholt auf dieselben zurück und gibt dem Vater im Vertrauen einen Commentar, auf wen sie gemünzt seien; auch verschiedene Gegenschriften werden erwähnt und meistens abfällig beurtheilt.

Bei all dieser Thätigkeit setzte Eschen namentlich seine philosophischen Studien mit grossem Eifer fort, sah aber bald ein, dass er eine bedeutend längere Zeit gebrauchen würde, um das von ihm gewünschte Ziel zu erreichen, als das Triennium erlaubte, besonders da das juristische Studium seine ganze Zeit in Anspruch nehmen würde. Er sann deshalb auf Mittel, sich eine längere Studienzeit zu ermöglichen, ohne dem Vater grössere Ausgaben zu verursachen. So fasste er den Plan, einige Jahre als Erzieher zu wirken, um neben seinen Bemühungen als solcher seine philosophischen Studien zu vollenden, innerlich reifer und vollkommener zu werden, und dabei durch sein Honorar und litterarische Thätigkeit die Mittel zu erwerben und zu sammeln, welche ihm gestatten würden, demnächst noch zwei Jahre die Universität zur Vollendung seines juristischen Studiums zu besuchen. In der Schweiz wurden damals deutsche Erzieher sehr gesucht und verhältnissmässig

Digitized by Google

gut besoldet, und nach der Schweiz zog ihn ausserdem sein Herz. Schon zu Ostern 1797 waren seine liebsten Freunde dahin gegangen, die Schweizer Fischer, May, Steck, Muhrbeck, aber auch Bölendorf und Herbart, welcher letztere bei dem Landvogt Steiger als Hauslehrer angestellt war. Die Aussicht auf den erneuerten Verkehr mit diesen lieben, auf den Genuss der wunderbaren Naturschönheiten musste viel verlockendes für ihn haben, und so folgte er willig dem drängen der Freunde, welche ihn eifrig einladeten und für eine angemessene Stelle Sorge zu tragen versprachen. Sie konnten dies um so leichter, da die Schweizer angesehenen Berner Patricierfamilien angehörten und zum Theil, wie Steck und May, schon nicht unbedeutende Aemter als Regierungssecretäre bekleideten. Eschen entschloss sich also mit Bewilligung seines Vaters, sich dorthin zu begeben, und benutzte den Winter 1797 auf 98 zu solchen Studien, wie er sie für seinen Erzieherberuf erforderlich hielt, namentlich auch zur Erwerbung vollständiger Fertigkeit im Gebrauche der französischen Sprache, in welcher er übrigens schon von Eutin her ziemlich gewandt war. Um Ostern 1798 sollte die Reise vor sich gehen, aber zunächst eilte er nach Giebichenstein, um Abschied zu nehmen, vorher aber noch glückliche Tage zu verleben. In freundlichen Gesprächen bei Musik und Gesang verfloss die Zeit nur zu rasch, und bald mussten die beiden jungen Leute, die sich kaum erst gefunden, von einander scheiden. Mit entzücken und Begeisterung schreibt der Jüngling von dieser seligen Zeit: verschiedene Gedichte entstanden, von denen ein Lied hier folgen möge, welches Louise viel und gern nach einer schönen von ihr selbst geschaffenen Weise sang.

Der Frieden.

1. Schon winkst du am Himmel,
O lieblicher Mond,
Und bringst mir den Frieden,
Der alles belohnt.
Ich sitz' hier im Stillen,
Ich sitz' hier allein,
Und sinnend betracht' ich
Den freundlichen Schein.

2. Es dunkelt wohl manchmal
Ein Wölkchen den Glanz,
Doch wallt es vorüber
Im schwebenden Tanz:
Bald gibt es der Wölkchen
Am Himmel nicht mehr,
Und heller dann bringst du
Den Frieden mir her.

Digitized by Google

3. Nur wenige finden
Im Sturme der Welt
Den seligen Frieden,
Der alles erhellt:
Sie suchen und schwärmen
Durchs Leben dahin,
Doch finden sie nimmer
Den ruhigen Sinn.

4. Sie wandeln im Hellen
Und suchen das Licht,
Sie fürchten ein jedes
Und kennen es nicht:
Wer nimmer befürchtet
Und nimmer begehrt,
Dem ist nur der Frieden
Vom Himmel beschert.

5. Er bringt uns von oben
Mit freundlichem Blick
Im klopfenden Herzen
Die Ruhe zurück:
Er schwebet im Lichte,
Die Wölkchen entfliehn,
Und alles ist helle,
Was dunkel erschien.

Endlich riss sich der liebende los, wenige Tage noch weilte er in Jena, um Abschied zu nehmen und seine Sachen zu rüsten; dann machte er sich auf die Wanderung, denn zu Fusse mit ganz geringen Ausnahmen sollte die ganze Reise gemacht werden, und nach vierzehn Tagen langte er zum freudigen erstaunen seiner Freunde, die ihn so früh nicht erwartet hatten, in Bern an. Es war eine böse Zeit in der Schweiz. Die französische Republik hatte das alte Patricierregiment der Schweizer Cantone nicht verträglich mit ihren Interessen gefunden, es war gestürzt, und in traurigem Bürgerkriege die helvetische Republik gegründet; Unruhe und Unzufriedenheit herrschten überall, viel Schaden war angerichtet und viel Verlust herbeigeführt. Fast wäre Eschen um die ihm in Aussicht gestellten Stellen gekommen, da die vornehmen Familien sich die Ausgabe bis zu besseren Zeiten ersparen zu müssen glaubten; aber doch entschloss sich alsbald der Oberst von Wattewyl, der im Sommer einen Landsitz zu Montelier bei Murten, im Winter die Stadt Bern bewohnte, ihn als Erzieher seines neunjährigen Sohnes zu engagieren. Ein wackerer gediegener Mann, eine liebenswürdige fein gebildete Frau, machte ihm diese Familie ihr Haus zum angenehmsten Aufenthalte. Einige Freunde, namentlich Herbart und Fischer, hatte er ganz in der Nähe; häufig erhielt er Besuch, häufig auch traf der ganze Kreis in Bern zusammen.

Digitized by Google

Grosse Freude machte ihm die Bekanntschaft Pestalozzis, welcher meinte, dass viel für das Volk gewirkt werden könne, wenn ein berufener Gedichte, welche sich auf die damaligen Zeitumstände bezögen, in volksthümlicher Weise verfasste, wozu er Eschen dringend aufforderte. So schmeichelhaft diesem eine solche Aufforderung von dem Verfasser von „Lienhard und Gertrud" und andern so trefflichen Werken erscheinen musste, fühlte er sich doch einer solchen Aufgabe nicht gewachsen, meinte auch, dass er auf solche Gedichte — mit bestimmter Tendenz — als Gedichte nicht viel halten könne.

Dem Unterrichte und der Erziehung seines lieben Zöglings widmete er sich mit allem Eifer, und auch im ganzen mit günstigem Erfolge. Indessen waren doch die Fortschritte nicht so, wie er in vielleicht etwas jugendlichem Enthusiasmus erwartet hatte; er fühlte sich nicht befriedigt, fürchtete auch, dass bei fernerem beharren in der begonnenen Weise nicht das nöthige erreicht werden würde. Der Knabe schien sich nicht zum Einzelunterrichte so gut zu eignen, wie zur Erziehung in einer öffentlichen Schule, wo durch das Beispiel der Mitschüler eine gewisse geistige Trägheit überwunden und Ehrgeiz und Wetteifer rege gemacht werden würde. Deshalb schlug er den Eltern vor, den Sohn aus dem Hause zu geben, wozu sie sich ungern entschlossen, weil sie den liebgewordenen Lehrer des Sohnes nicht entbehren mochten, auch ihrerseits mit den Erfolgen ganz zufrieden waren. Indessen wurde der Rath des Lehrers befolgt, und in der That entwickelte sich der Knabe nachher immer rascher und erfreulicher.

Eschen aber fand mit Anfang des Jahres 1800 einen neuen Platz bei dem Herrn Frisching von Rümlingen, welcher ebenfalls den vornehmen Familien Berns angehörend auf seinem Landsitze Rümlingen bei Bern wohnte. Hier fand er eine ebenso vortreffliche Familie, wie er sie verlassen hatte, und an seinem Zögling erlebte er die reinste Freude, so dass sich sein Leben sehr zufrieden und glücklich gestaltete.

Einen grossen Verlust hatte er, als Herbart im Januar 1800 plötzlich durch die Krankheit seiner Mutter nach Deutschland abgerufen wurde, und er suchte ihm seine Freundschaft

Digitized by Google

noch besonders dadurch zu bezeugen, dass er die Zöglinge desselben einige Stunden täglich in des Lehrers Sinne fortzubilden sich bemühte. Das Verhältniss zu Herbart spielt eine grosse Rolle in Eschens Briefen; hier nur eine Stelle vom 2. September 1799:

> — Am meisten freue ich mich, wenn ich Freunde finde, die mit mir gleich denken und fühlen, und einen solchen Freund besitze ich an meinem theuren Herbart vorzüglich. Unsere Gedanken und Gefühle begegnen sich und treffen sich so oft unvermuthet auf der gleichen Bahn in Sachen, wo wir es noch nicht glaubten —

Er sollte den theuren Freund nicht wieder sehn.

Während der ganzen Zeit seines Aufenthaltes in der Schweiz war Eschen sehr fleissig gewesen; ausser den oben genannten Arbeiten hatte er namentlich sein Lieblingswerk gefördert, die Uebersetzung des Horaz. Im Anfange des Jahres 1800 war das bei so jugendlichem Alter staunenswerthe Werk vollendet; sämmtliche Oden des Horaz im Metrum des Originals übersetzt lagen druckfertig da. Er hatte es sich nicht leicht werden lassen; wie bei allen seinen Arbeiten hatte er immer und immer wieder umgearbeitet, verbessert, gefeilt, jetzt glaubte er zufrieden sein zu können und das für ihn mögliche erreicht zu haben. Die bekannte Buchhandlung Orell, Füssli u. Co. in Zürich übernahm den Verlag, das Werk erschien für die damalige Zeit sehr splendid ausgestattet, mit einem Bildnisse des Horaz nach einer antiken Gemme geschmückt, in zwei Bänden zur Ostermesse 1800. Allseitig günstig beurtheilt fand es guten Absatz, so dass schon 1801 Franz Haas in Wien und Prag in seiner „Sammlung der beßten Uibersetzungen der römischen und griechischen Klassikern (so!)“ einen abscheulich fehlerhaften Abdruck auf schlechtestem Papier zu veröffentlichen sich veranlasst fand. In der That ist die Uebersetzung im ganzen gelungen, wenn auch die Vorwürfe, die man den meisten metrischen Uebersetzungen machen muss, ihr nicht immer erspart bleiben, dass manchmal dem Versmasse zu Liebe die Sprache schwer und unverständlich wird, manchmal die treue Wiedergabe des Wortsinnes zu wünschen übrig lässt. Natürlich sind die ver-

Digitized by Google

schiedenen Oden verschieden gut wiedergegeben, manche sind in keiner späteren Uebersetzung übertroffen.

Leider sollte die Freude des jungen Dichters über seinen schönen Erfolg bitter durch die Störung seines Verhältnisses zu Voss getrübt werden. Dieser hatte selbst den Plan gefasst, dieselbe Arbeit zu unternehmen, und verlangte nun, dass Eschen das lange vorbereitete und vollendete Werk liegen lassen sollte. Als dies nicht geschah, schon weil der Vertrag mit den Verlegern bereits geschlossen war, auch die Freunde auf die Veröffentlichung drangen, gerieth Voss in grosse Aufregung. Er fand es anmassend und höchst unpassend, dass der Schüler es wage, mit dem Meister in die Schranken zu treten, er erklärte ihn für eitel und selbstgefällig und ergieng sich darüber auch öffentlich in reichlich kräftigen Ausdrücken und wegwerfenden Urtheilen. Eschen vertheidigte sich dagegen mit Würde und Bescheidenheit, aber Voss liess sich nicht besänftigen — er hat von Stund' an das väterliche Haus seines Lieblingsschülers nicht wieder betreten.

Der Erfolg des ersten Werkes ermuthigte den Dichter und die Verleger zu neuen Unternehmungen. Eine Anzahl von Idyllen, welche in ihrer Mehrzahl auf dem dunkeln Hintergrunde des Schweizer Bürgerkrieges liebliche Bilder entfalteten, war bis auf die letzte Feile druckreif geworden. Sie wurden der Verlagshandlung angeboten und gern angenommen; schon war der Vertrag darüber geschlossen — aber sie sollten nicht mehr an die Oeffentlichkeit gelangen. Der junge hoffnungsvolle Mann wurde plötzlich seinen angehörigen, seinen Freunden, wurde der deutschen Litteratur, die ihm noch vieles und grosses hätte verdanken können, durch ein schreckliches Schicksal entrissen.

In den letzten Tagen des Juli 1800 machte er sich mit einem neu gefundenen Freunde, Th. Ziemssen aus Greifswald* zu einer kleinen Vergnügungsreise auf, welche durch den Canton Freiburg ins Waadtland führte, am 2. August

* Theodor Ziemssen, Dr. theol. et phil., Pastor zu Hanshagen, Superintendent der Greifswalder Landsynode, Director des Greifswalder Schullehrer-Seminars, geb. am 12. Febr. 1777, gest. am 20. Oct. 1843.

Digitized by Google

weilten die Freunde in Vevey und wanderten dann weiter. Am 7. August bestiegen sie den Berg Buet unter Leitung eines tüchtigen Führers. Eschen gieng voran und verschwand plötzlich vor den Augen der entsetzten Begleiter. Eine Gletscherspalte, welche niemand ahnte, war von trügerischem Schnee und Eis verhüllt, die Rinde brach, und der unglückliche stürzte in die über hundert Fuss tiefe Spalte hinab, in deren Enge er zuletzt eingeklemmt hängen blieb. Der Tod scheint sofort erfolgt zu sein, soviel abweichende Angaben auch gemacht worden sind. Kein Lebenszeichen drang aus der Tiefe, und später erwies sich, dass die Brustknochen zerschmettert waren. Rettung war nicht möglich, da Stricke oder andere Hilfsmittel fehlten; Ziemssen und der Führer eilten nach dem etwa sechs Stunden entfernten Servoz zurück. Aber erst am andern Morgen konnte man sich an die Arbeit machen, den Leichnam herauszuziehen, was unter grossen Gefahren, nach unsäglichen Anstrengungen endlich gelang. Man fand in seinen Taschen die Uhr, welche zerquetscht die Stunde seines Todes zeigte, und den am 2. August in Vevey angefangenen Brief an seinen Vater, ein theures Vermächtniss für die angehörigen. Die Leiche wurde nach Servoz gebracht und nach der nöthigen Untersuchung über den traurigen Todesfall zur Erde bestattet. Der französische Praefect d'Aymar, welcher sich bei der ganzen Angelegenheit sehr theilnehmend und thätig gezeigt hatte, sorgte später dafür, dass dem verstorbenen ein Denkmal gesetzt wurde mit der Inschrift:

> A la mémoire de F. A. Eschen, Naturaliste, Litérateur, Poète, né 1777 à Eutin, Cercle de la Saxe inférieure, englouti dans une crevasse du glacier du Buet, le 19. Thermidor an VIII, retiré de cet abyme par J. Deville, ses deux fils, et J. Otil, inhumé dans ce lieu par les soins de D. M. d'Aymar, Préfét. Monument élevé le 21. Fructidor an IX sous la Magistrature de Buonaparte, Cambacères, Lebrun — Cons. de la R. F.

Halten wir einen Augenblick inne, um uns noch einmal das Bild des geschiedenen zu vergegenwärtigen.

Wir sehen zunächst einen durchaus liebenswürdigen Menschen, der sich in allen Verhältnissen mit ganzem Herzen hin-

Digitized by Google

gibt. Es ist wolthuend, die achtungsvolle, ehrfürchtige Liebe gegen die Eltern, die zärtliche Zuneigung zu den Geschwistern, die schöne Pietät gegen den Lehrer, die zuverlässige, treue Hingebung an die Freunde, die reine, keusche Verehrung der geliebten zu beobachten, wie sie sich in allen seinen Briefen aussprechen. Darum hat er auch viel Liebe und Freundschaft gefunden, und viele haben seinen Tod schmerzlich betrauert.

Wir sehen ferner einen edlen, feinen Sinn, allem gemeinen und schlechten fremd und fern, nur nach dem hohen und schönen gerichtet, wo er es finden mochte. Selten ist bei so jugendlichem Alter ein so festes und ernstes streben, welches das Ziel nie aus dem Auge verliert. Sich selbst zu möglichster Vollkommenheit auszubilden, das war sein begeistertes streben, wie es das seiner Freunde war.

> Besser zu werden, ist der Wahlspruch, der hier im Kreise der Freunde gilt; Grösser zu werden oder vielmehr zu scheinen, überlassen wir andern. 20. Nov. 1797.
>
> Ich habe es einsehen lernen, dass mir vieles, sehr vieles noch fehlt, und ich freue mich dieser Einsicht; denn sie zeigt mir, was und wie ich suchen soll. 24. Oct. 1798.

Stets war er bemüht mehr den eigenen strengen Anforderungen zu genügen als etwa anderen zu gefallen.

> Mir selbst genug zu thun, werde ich immer streben, denn dieses Streben ist das Vorrecht des freien Menschen: wer andern auf Kosten seiner selbst genug thun will, der würde nicht den Dank verdienen, den diese ihm geben, und er würde sich desselben nie erfreuen können.

Die gleichmässige, harmonische Ausbildung des ganzen Menschen schien ihm allein wünschenswerth; so sehr er scharfes denken liebte und übte, so war ihm doch die einseitige Verstandesbildung wenig genügend ohne gleichmässige Bildung des Herzens:

> Mein Brief betraf den Zweck und das höchste Ziel der Menschheit, und auf welche Art mein Weg mich dahin führen solle und müsse, wie sich dort die Vernunft mit dem Herzen und das Herz mit der Vernunft vereinigen

Digitized by Google

müsse, und so vernünftige Herzlichkeit und herzliche Vernunft entstehen würde.

Ich fühle es immer mehr, dass der Geist des Menschen nur dann in würdiger und fruchtbarer Thätigkeit sich erweitert, wenn er zur Nahrung des Herzens seine Kräfte übt, wenn beide in Wechselwirkung stehn, und Geist und Herzlichkeit sich nicht im Menschen trennen und oft gegen einander kämpfen.

So trieb es den Philosophen von dem abstracten denken immer darauf hin, den Gedanken praktisch zu verwerthen und für das Leben nutzbar zu machen. So sehr ihn Fichte anzog, und so hoch er sein denken und streben schätzte, so war er doch im ganzen der Richtung des Königsberger weisen verwandter. Uebrigens gieng er ziemlich selbständig seinen Weg, ohne sich einem Meister oder einer Schule gefangen zu geben. Herbart scheint damals noch nicht die Grundlagen seines späteren Systems gefunden zu haben, wenigstens zeigen die Berichte über gemeinschaftliche Studien keine Spur davon.

Für einen so praktisch gerichteten Menschen war die paedagogische Thätigkeit gewiss das richtige Feld, und wir haben gesehn, mit welchem Eifer er sich derselben zuwandte und seine Grundsätze dabei in Anwendung brachte. Die drei Freunde Herbart, Ziemssen und Eschen, von Pestalozzis Anregungen erfüllt, glühten vor Eifer für zweckmässige Gestaltung des Erziehungs- und Unterrichtswesens: in allem wesentlichen einverstanden, fassten sie grosse Pläne für die Zukunft. Sie wollten gemeinschaftlich in Deutschland ein grosses Erziehungsinstitut gründen, um in demselben ihr System in Anwendung zu bringen. Ob dasselbe in allen Stücken vor reiferem paedagogischem Urtheil bestehen kann, mag fraglich sein. Der Freiheit des Kindes wurde vielleicht reichlich Raum gegeben; es sollte ohne allen Zwang aus eignem Antriebe Trägheit und Unlust überwinden, Fleiss und Treue sich aneignen. Die Bildung sollte mit dem Griechischen, und zwar mit dem Homer beginnen mit möglichster Einführung in den Geist des Dichters, wobei denn die Elemente der Sprache nebenher und an der Lectüre geübt wurden. Der Botanik — Naturgeschichte überhaupt — und der, mehr in philosophischem Geiste gelehrten Ma-

Digitized by Google

thematik wurde viel Werth beigelegt, Geographie und namentlich Geschichte aber für eine höhere Stufe verschoben. Die Freunde haben mit ihrer Methode grosse Erfolge gehabt, Ziemssen später in einem lange Jahre von ihm geleiteten Institute; indessen würde sie nur für solche Zöglinge passen, deren Ausbildung von derselben Hand ganz vollendet werden soll. In alle andern Schulen würden diese eben nicht hinein passen. Was namentlich den Anfang mit dem Griechischen betrifft, so mag das viele Gründe für sich haben, Sprache und Litteratur grosse Vorzüge haben, aber historisch ruht doch unsere ganze Bildung auf dem Lateinischen und erst durch dieses auf dem Griechischen. Es ist ja auch, wie schon bemerkt, kaum möglich, bei der Bildung einzelner von dem allgemeinen Verfahren abzuweichen. Doch mochte die Methode zu tadeln sein, der schöne, warme Eifer, die tüchtige Persönlichkeit des jungen Lehrers musste wol gute Erfolge hervorbringen.

Den Dichter zu charakterisieren ist sehr schwer, da er noch in der Entwickelung begriffen war und seine Vollendung nicht erreicht hat. Der Uebersetzer zeigt viel Formgewandtheit und feines Gefühl für den Wollaut der Sprache; das tritt auch bei den eigenen Gedichten hervor. Zunächst sieht man, dass Voss einen mächtigen Einfluss auf ihn ausgeübt hat; die antiken Versmasse sind ihm am geläufigsten, auch der Ton erinnert sehr an den Meister. Aber mehr und mehr befreit er sich von diesem Einflusse, seine Idyllen schlagen einen tieferen Ton an, die lyrischen Gedichte athmen eine grössere Lieblichkeit und Zartheit, und zu bedauern ist, dass er so wenige Proben hinterlassen hat. Er machte die strengsten Anforderungen an die Kunst und würde gewiss grosses erreicht haben, wenn nicht seine Entwickelung so plötzlich abgeschnitten wäre.

Doch eilen wir zum Schlusse.

Der arme Ziemssen war nach Bern zurückgeeilt, wo seine traurige Nachricht das Frischingsche Haus und alle Freunde mit Betrübniss und Schrecken erfüllte. Sie hatten jetzt die schwere Pflicht, dem nichtsahnenden Vater die Unglücksbotschaft zu melden. Da sie nicht einmal dessen genaue Adresse

Digitized by Google

kannten, schlossen sie den Brief Ziemssens, von einem herzlich theilnehmenden Schreiben des Herrn von Frisching begleitet, in ein an den allgemein bekannten Voss adressiertes Couvert mit der Bitte, dem Vater in schonender Weise seinen schrecklichen Verlust mitzutheilen. Voss gieng nicht zu seinem langjährigen Freunde, sondern sandte ihm am folgenden Morgen den Trauerbrief zu mit folgendem etwas kühlem Begleitschreiben:

> —Eine traurige Botschaft aus Bern, die ich gegen die Nacht zurückhielt. Ihr guter Fritz — hat frühe geendigt. Armer Vater! Er ist auf einer Bergreise verunglückt, ohne seine Schuld, Gott foderte ihn.
>
> Wenn Ihre Thränen versiegt sein werden, so denken Sie: Wiedersehn! und Enträthselung auch dieses Dunklen!
>
> Der Ihrem Sohne Gaben verlieh, die hier nur aufblühen, dort volle Frucht tragen sollten: der tröste Sie und die Ihrigen. Voss.

Es war ein schwerer Morgen für das Elternhaus, der Morgen des 31. August 1800, der so plötzlich die schreckliche Nachricht brachte, dass der hoffnungsvolle Sohn und Bruder, der Stolz und die Freude des Hauses, in dieser Weise hatte scheiden müssen. Namentlich der Vater, der stets in innigster Gemeinschaft mit dem trefflichen Sohne gestanden hatte, war durch den Schlag schwer getroffen und tief gebeugt; als aber der erste Schreck überwunden war, richtete er sich fest und männlich auf, mit edler Ergebung in Gottes Fügung: würdig und gefasst hat er sein Leid getragen.

Die Freunde in Bern ordneten seinen Nachlass. Seine Briefe wurden durchgesehen, nach den Unterschriften geschieden, und jedem Briefschreiber die seinigen zugesandt, ein Verfahren, das vom Vater gebilligt wurde und das richtige sein mochte. Aber ein leises bedauern kann man nicht unterdrücken, dass dadurch eine unschätzbare Autographensammlung interessantesten Gehalts zerstreut und verloren gegangen ist; nur eine Anzahl Briefe von Reichardt, Voss, Böttiger und Biester sind geblieben, weil aus irgend einem Grunde die Rücksendung unterlassen wurde.

Digitized by Google

Ausserordentlich gross war die Theilnahme, welche das traurige Ereigniss überall hervorrief, und welche sich in den damaligen Zeitungen widerspiegelte, auch der Familie von allen Seiten oft auf die rührendste Weise kundgegeben wurde. Bald aber gieng die Zeit darüber hin und brachte den todten und sein Schicksal mehr und mehr in Vergessenheit.

Die Freunde haben sein Andenken treu bewahrt bis an ihr Ende. Ziemssen erbat vom Vater die Erlaubniss, das Werk des verstorbenen zu vollenden und die zurückgelassenen Idyllen zum Drucke fertig zu machen. Der Vater konnte sich zu der Zeit nicht dazu entschliessen, und so sind sie überhaupt liegen geblieben, wie sie zuletzt aus des Dichters Hand hervorgegangen waren.

Louise Reichardt war in ihrem innersten Wesen getroffen und geknickt. Für lange war ihr liederreicher Mund verstummt, ernst und trübe gieng sie ihren Weg und trug still das Gedächtniss des geliebten im treuen Herzen. Erst nach Jahren, etwa zwischen 1804 und 1806 — die Zeit kann von dem Berichterstatter augenblicklich nicht constatiert werden — entschloss sie sich zu einer neuen Verlobung mit dem Maler Gareis. Wenn jedoch in dem oben erwähnten Brunoldschen Aufsatze in der Gartenlaube die Sache so dargestellt wird, als wenn an dem dort geschilderten Tage Gareis als ein gänzlich fremder Louise zum ersten Male gesehen habe, so beruht das auf einem Irrthume. Der junge Maler war ein langjähriger bekannter und Freund des Reichardtschen Hauses. Schon am 24. April 1798 schrieb Eschen aus Giebichenstein bei seinem Abschiedsbesuche daselbst:

> — Und so entflieht jeder Tag: jeden Abend, wenn ich mit den Töchtern aus dem Garten oder aus irgend einem der benachbarten Wäldchen zurückgekehrt bin, setzt Reichardt sich an das Clavier, und seine vier ältesten Töchter und der junge Gareis, der mit seinem Bruder, einem trefflichen Maler, zum Besuche da ist, begleiten seine Stimme. —

Louisens trauriges Schicksal war noch nicht erfüllt. Der verlobte wollte vor der Vermählung noch eine Reise nach Italien machen; schon wurde er zurückerwartet, die Hochzeit ge-

Digitized by Google

rüstet — da kam statt des erwarteten die Nachricht von seinem Tode: er war in Florenz nach kurzer Krankheit an der Dysenterie gestorben. Wieder ein schwerer Schlag für die arme, der sie tief danieder beugte. Dazu quälte sie sich mit dem Gedanken, dass dieses neue Unglück eine Nemesis für die Untreue gegen das Andenken des geliebten sei. Traurig und einsam war fortan ihr Lebensweg, das lächeln war selten auf ihren Lippen geworden, sie lebte vor allem der Erinnerung an den geliebten ihrer ersten Jugend. Vielleicht war es ihr gut, dass später die Noth sie zwang, für ihren Lebensunterhalt zu sorgen. Als die kurze Stellung ihres Vaters an dem Hofe des Königs Jerome zu Ende war und Reichardt kaum der Verfolgung und Verhaftung entgieng, waren seine Vermögensverhältnisse gänzlich zerrüttet. Louise zog sich nach Hamburg zurück, wo sie als beliebte Gesanglehrerin ein genügendes Einkommen erwarb, bis sie, lange nach Ruhe sich sehnend, am 17. November 1826 ihr einsames Leben schloss, in der freudigen Hoffnung, mit dem vorangegangenen ewig vereinigt zu werden.

Bei den übrigen Menschen wurde der todte bald vergessen. Brockhaus' Conversationslexikon widmete ihm in den ältesten Auflagen einen Artikel voll warmer Anerkennung, aber als sein Andenken schwächer wurde, musste dieser Artikel weggelassen werden, um modernen Namen Platz zu machen.

Später ward er nur gelegentlich genannt und sein Schicksal berührt*: vergessen und verschollen! Nur seine Familie hat sein Gedächtniss treu gepflegt, und doch möchte es auch für fernerstehende nicht uninteressant sein, von dem leben und lieben, den Freunden und den Dichtungen dieses edlen und tüchtigen jungen Mannes zu hören: deshalb hat eines späten Neffen liebende Hand ihm dieses Denkmal gesetzt.

* Von Heinrich König in seinem Roman „König Jeromes Carneval", von Brunold in dem angeführten Aufsatze von 1865, in v. Bippens „Eutiner Skizzen", in Brandts „Luise Reichardt" und Herbsts „J. H. Voss"; eingehender hat ganz neuerdings von ihm Heussner in seiner Schrift „J. H. Voss als Schulmann in Eutin" gehandelt.

Digitized by Google

Hermann Varnhagen, Ein indisches Märchen auf seiner Wanderung durch die asiatischen und europäischen Litteraturen. Mit einer Tafel. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung 1882. (IV) und 122 SS. 8°.

Diese „einen vor kurzem gehaltenen Vortrag in erweiterter Gestalt wiedergebende" anziehende Schrift führt uns die verschiedenen dem Verf. bekannt gewordenen, bis in die allerneueste Zeit reichenden Bearbeitungen der mittelalterlichen Legende von dem König oder Kaiser vor, den Gott für seinen Hochmuth dadurch straft, dass ein Engel, während jener badet, seine Gestalt annehmen und seine Kleider anlegen und so eine Zeit lang an seine Stelle treten muss. Indem der Verf. diese Legende aber nicht nur aus einer jüdischen von Salomon und Aschmedai herleitet, wie dies zuerst Paulus — damals noch Selig — Cassel in seiner Abhandlung „Schamir" gethan, sondern die jüdische wieder mit Benfey, Pantschatantra I, 129 f., ursprünglich aus Indien stammen lässt, durfte er von seinem Standpunct aus seiner Schrift den von ihm gewählten Titel geben. Ref. glaubt nun zwar auch an die Verwandtschaft der christlichen Legende mit der jüdischen und hat auf die betreffende Stelle in Cassels Schamir bereits vor 25 Jahren in der Germania II, 431 aufmerksam gemacht und sie ergänzt, an die Abstammung beider aus Indien aber kann er nicht glauben. Salomon und der stolze König bleiben in ihrem Körper, während der Daemon Aschmedai und der Engel sich auf Gottes Befehl in ihr Ebenbild verwandeln. In den verschiedenen Fassungen des indischen Märchens hingegen vermag ein König seine Seele aus seinem eigenen Körper in andere entseelte Körper zu versetzen, und als er dies einmal gethan hat und sein Körper entseelt daliegt, nimmt ein anderer, der gleiches vermag, von des Königs Körper Besitz. Ref. hält diese Vorgänge für so grundverschieden, dass er nicht annehmen zu dürfen glaubt, dass die beiden Legenden sich aus dem indischen Märchen entwickelt haben. — Uebrigens kennt der Verf. drei wichtige Versionen des indischen Märchens gar nicht, nämlich die, welche H. Uhle in der Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft XXIII (1869), 443 ff. im Original (Sanskrit) und in deutscher Uebersetzung mitgetheilt hat, ferner die, welche sich in „Le Trône enchanté, conte Indien, traduit du Persan par Mr. le Baron Lescallier", New-York 1817, I, 130 ff., findet, und endlich eine in neuester Zeit aus dem Volksmund in Indien aufgezeichnete in M. Frere, Old Deccan Days;

Digitized by Google

or, Hindoo Fairy Legends, current in Southern India, London 1868, S. 103 ff. Beiläufig sei auch noch erwähnt, dass W. Radloff in seinen Proben der Volkslitteratur der türkischen Stämme Süd-Sibiriens IV, 495 ff. eine bei den tümenischen Tartaren gefundene Version gibt. — Während nun nach des Ref. Ansicht die jüdische Legende von Salomon und Aschmedai und die christliche von dem stolzen Herrscher und dem Engel aus dem indischen Märchen von dem König, der seine Seele in andere todte Körper versetzen kann und in dessen eigenen entseelten Körper sich ein Verräther versetzt, nicht herzuleiten sind und hiernach der Titel der Schrift nicht berechtigt ist, so hätte sich trotzdem über dasselbe indische Märchen unter demselben Titel eine Abhandlung schreiben lassen. Denn das indische Märchen ist nicht nur „in mehrere andere orientalische Märchensammlungen übergegangen" (S. 8), sondern es gibt auch wirklich eine Anzahl europäischer Bearbeitungen, über die der Verf. jedoch kein Wort gesagt hat. Man sehe über dieselben Dunlop-Liebrecht S. 410 f. und füge noch hinzu Gozzis dramatische Dichtung „Il Re Cervo" — von C. Streckfuss in seinen „Märchen nach Gozzi" (Berlin 1805) frei bearbeitet — und Julius Grosses epische Dichtung „Der Magier". — Zu den von einer Anzahl Gelehrten allmählich nachgewiesenen verschiedenen Bearbeitungen der christlichen Legende — zuletzt zusammengestellt von A. D'Ancona in seiner Ausgabe der Novelle di G. Sercambi, Bologna 1871, S. 293 ff. und wiederholt in seinen Sacre Rappresentazioni, Firenze 1872, III, 175 ff., wozu noch des Ref. Nachträge in Lemckes Jahrb. XII, 407 f. und in Gröbers Zeitschr. III, 275 kommen — hat der Verf. keine neue, bisher unbekannt oder unbeachtet gebliebene zu fügen gewusst, aber er hat sie fast sämmtlich selbst gelesen, sie sorgfältig mit einander verglichen und auf ihr Abhängigkeitsverhältniss, welches durch eine beigefügte Stammtafel veranschaulicht ist, untersucht und in einer auf diese Untersuchung gegründeten Folge uns vorgeführt, und zwar je nach Wichtigkeit und Umfang unverkürzt oder bruchstückweise — die altdeutschen oder nichtdeutschen Stücke in Uebersetzung — oder nur im Auszug. (Im Anhang sind drei lateinische Prosatexte im Original abgedruckt.) Sehr Schade ist es, dass eine der schönsten prosaischen Versionen der Legende, wie sie in allen bisherigen Zusammenstellungen derselben fehlt, so auch unserm Verf. unbekannt geblieben ist. Es ist eine spanische, die sich nur in einer Hs. des „Conde Lucanor" des Infanten Don Juan Manuel als letztes (LI) Beispiel findet und erst von P. de Gayangos in seiner Ausgabe des „Conde Lucanor" (Biblioteca de autores españoles, T. LI: Escritores en prosa anteriores al siglo XV, Madrid 1860, S. 423) herausgegeben worden ist. Auch eine interessante isländische Version wäre nach G. Cederschiölds Inhaltsangabe in der Germania XXV (1880), S. 132, zu berücksichtigen gewesen. Jetzt ist dieselbe nebst einer zweiten,

Digitized by Google

nicht minder interessanten Version in dem eben erschienenen Werke „Islendzk Æventyri. Isländische Legenden, Novellen und Märchen. Hgg. von H. Gering", Bd. I, S. 136 ff. (Nr. XLII, A und B) im Original herausgegeben worden. Sodann wäre zu erwähnen gewesen, dass B. de La Monnoye in seinen Anmerkungen zu Du Verdiers Bibliothèque françoise (in Rigoley de Juvignys Ausgabe II, 562) bei Gelegenheit der französischen Moralité de l'orgueil et présomption de l'empereur Jovinien sagt: „Au commencement du siècle dernier [17e], un poëte, dont j'ai oublié le nom, la [cette fable] mit par scènes, en vers hexamètres". Unbekannt sind dem Verf. ferner geblieben die Notizen von E. Weller im Serapeum 1864, S. 224 u. 333, u. 1865, S. 16, und von E. Boysse, Le Théâtre des Jésuites, Paris 1880, S. 167, über dramatische Aufführungen der Legende von „Jovianus" oder „Jovinianus" — so heisst bekanntlich der stolze Kaiser in den Gesta Romanorum — durch die Jesuiten in Ingolstadt (1623), Dillingen (1642), Freiburg (1649) und Clermont (1675). Endlich ist noch nachzutragen, dass der ungrische Dichter Stephan Póli im 16. Jahrhundert ein auf die Gesta Romanorum zurückgehendes Gedicht „Jovenianus" verfasst hat. Vgl. F. Toldy, Geschichte der ungrischen Dichtung, übers. von G. Steinacker, S. 113 f. — Mögen nun noch einige Bemerkungen zu Einzelheiten gestattet sein. S. 26 war „miles" der Gesta Romanorum nicht mit „Krieger", sondern mit „Ritter" zu übersetzen. — S. 32 schreibt der Verf. in der Komoedie des Hans Sachs „Wenn nur den Zärtling Kaiser fran Nicht etwan stieß ein Fieber an" und setzt zu „Zärtling" die Note „zarter Mensch"; es ist aber zu schreiben „zärtling", und dies steht für „zärtlichen". Wir finden bei H. Sachs sehr häufig für „...lich(e)n" und „...lig(e)n" „ling", z. B. in der „Wittenbergischen Nachtigall": „die bäpstling Gebot" und „dem heiling Geist". S. 33 in derselben Komoedie schreibt der Verf.: „Doch hab wir Scherzens nit Gewand" und übersetzt dies in der Note: „wir sind nicht aufgelegt zum Scherzen"; es steht aber „gwandt", und dies ist s. v. a. „gewohnt", also in heutiger Sprache: „Doch sind wir an scherzen nicht gewöhnt". — Pater Martin von Cochem ist doch bekannt und in seiner Art bedeutend genug, um nicht, wie S. 94 geschehen, „ein Kapuziner M. von C.", sondern vielmehr „der Kapuziner M. v. C." genannt zu werden. — S. 96 f. nimmt der Verf. an, dass Langbein in seinem „Märchen von König Luthbert," wenn er Luthberts „wilde Eroberungssucht" und „grimme Tyrannei" hervorhebt, an Napoleon gedacht habe. Wie ist aber nun, fragt der Vf., Langbein auf den Namen Luthbert gekommen? und antwortet darauf: „Eine, wenn auch nur hypothetische, Lösung dieses kleinen Räthsels liegt nicht allzufern. Unter den mancherlei Spott- und Schmähnamen Napoleons wird [!], so vermuthe ich, ein sehr nahe liegender [!] gewesen sein, gebildet aus den beiden letzten Hälften von Napoleon Bonaparte: Leopard. Und letzteren

Digitized by Google

Namen versteckt der Dichter unter dem den Buchstaben nach einigermassen nahestehenden Luthbert." Und diese Lösung soll „nicht allzufern liegen"! — Von dem „Prato Fiorito", der Quelle des italienischen Volksbuches vom „Imperatore superbo", sagt der Verf. S. 118, es sei ihm darüber nichts bekannt. Ref. verweist ihn auf Melzis Dizionario di Opere anonime e pseudonime, I, 110, woraus zu ersehen, dass es eine bald anonym, bald unter dem Namen von Giuseppe Ballardini erschienene, in Wirklichkeit aber von einem Kapuziner Fra Valerio verfasste Beispielsammlung ist. Vielleicht gibt noch weitere Auskunft des Bernardus a Bononia Bibliotheca Scriptorum Ordinis Minorum S. Francisci Capucinorum, Venet. 1747. — Schliesslich sei noch erwähnt, dass der Verf. S. 73—90 den Inhalt eines 1876 anonym erschienenen dänischen Dramas „Der verwandelte König" analysiert und dabei zugleich eine Anzahl Stellen daraus übersetzt hat. Ref., der wol zuerst in Deutschland auf das Drama aufmerksam gemacht hat (Gröbers Z. III, 275), hatte dabei auch den Wunsch ausgesprochen, dass es durch eine gute Uebersetzung dem deutschen Publicum zugänglich gemacht werden möchte. Vielleicht erfüllt nun Hr. Varnhagen diesen Wunsch; seine mitgetheilten Uebersetzungsproben, die freilich noch genauer Durchsicht und Correctur bedürfen — so z. B. enthalten die Worte auf S. 81 „in den Baum von Rogers Affen" ein zweifaches Missverständniss*, und undeutsche Wortstellungen, wie auf S. 86 „Wo frei du warst, du fühltest dich gebunden", kommen mehrmals vor —, zeigen seine Befähigung dazu. Die Anonymität des Dramas ist inzwischen enthüllt: es ist von dem auch sonst rühmlichst bekannten Dichter und Kritiker Rudolf Schmidt in Kopenhagen.

Weimar. Reinhold Köhler.

---

* Die ganze Stelle lautet:

. . . Des Löwen Käfig,
In den er kam, soll seine Wohnung sein.
Reicht Hundekost durchs Gitter ihm; 'ne Pritsche
Stellt ihm hinein, so kann er Fliegen fangen,
Wenn er nicht auch zum sinn'gen Zeitvertreib
Mit einem zugespitzten Bratenknochen
Will ritzen in den Baum von Rogers Affen:
Mir dienen Afrer, Sikuler, Kalabrer!

Die vorletzte ganz unverständliche Zeile soll folgende dänische wiedergeben:

vil riste paa dens Træ, den Rodgers Abe,

die vielmehr zu übersetzen ist:

will ritzen in ihr [der Pritsche] Holz, er, Rogers Affe
(oder: der Affe Rogers).

Digitized by Google

Aufsätze zur Litteratur. Von Dr. Richard Wegener, Prediger an der Hofgerichtskirche und Inspektor des Schindlerschen Waisenhauses. Berlin, Wallroth, 1882.

Der Verfasser, dem wir uns nicht erinnern schon einmal als Schriftsteller begegnet zu sein, hat durch das vorliegende Buch seine Befähigung zu dieser Art geistiger Thätigkeit hinreichend bewiesen, und es wäre zu wünschen, dass wir ihm noch öfter auf diesem Gebiete, vielleicht auch einmal als Verfasser eines zusammenhängenden grösseren Werkes begegneten. Ueberall beweist er Sicherheit und Selbständigkeit des Urtheils, und auch in den schwierigern Formen des Stils, wie im Dialog (Nr. 3: „über das symbolische und allegorische Drama") bewegt er sich ohne Zwang. Er „verhehlt sich nicht, dass er sich in Rücksicht des Inhalts auf Widerspruch gefasst machen müsse, da manche Bemerkung dem herrschenden Geschmacke kaum zusagen dürfte." Jedesfalls aber hat er Recht, wenn er fortfährt: „Dies konnte mich freilich nicht zurückhalten meine Meinung offen zu bekennen; denn ich bin überzeugt, dass es für die Litteratur und ihre kritische Würdigung nur erspriesslich sein kann, wenn jeder, der sich und die Sache gewissenhaft geprüft und mit eigenen Augen gesehen hat, sein selbstgewonnenes Urtheil rückhaltslos ausspricht." Mit Ausnahme jenes Dialogs Nr. 3 bewegen sich sämmtliche übrigen vier Aufsätze ausschliesslich auf dem Gebiete der deutschen Litteratur.

In Betreff des ersten „über Schillers Braut von Messina" fühle ich mich zum Widerspruch durchaus nicht aufgelegt. Dieses Werk hat von jeher die verschiedensten Beurtheilungen erfahren; erst neuerdings ist wieder ein, allerdings ziemlich überflüssiger, Commentar dazu von Krafft erschienen (vgl. diese Zeitschrift oben S. 432), und vor mir liegt: „Die Schicksals-Idee in Schillers Braut von Messina und ihr innerer Zusammenhang mit der Geschichte der Menschheit. Von August Buttmann, Professor. Berlin 1882." Unter diesen ist mir der Aufsatz unsers Verfassers am sympathischesten. Es behagt mir (ich habe mich auch schon in ähnlichem Sinne geäussert), dass er das Stück für „deutsch und modern" erklärt; ja man kann es geradezu für eine Wiederaufnahme des Motivs der „Räuber", des Kampfes zweier feindlicher Brüder um die nämliche geliebte, ja noch mehr, für einen „zweiten Theil der Räuber" ansehen, indem ja, nach dem Entwurf, der leidenschaftliche Bruder, und zwar mit dem Bewusstsein seines Verbrechens, die Schwester liebt (vgl. Schiller, Hempels Ausgabe XVI, S. 181 f.). Alles antike in dem Stücke ist nur Form, höchstens, in Betreff des Inhalts, mit leisem Anklang an die Oedipus-Sage. Doch es ist für die engen Grenzen einer Anzeige zu misslich, sich auf aesthetische Erörterungen, die immer in das weite führen, einzulassen: genug, der Aufsatz ist recht lehrreich.

Digitized by Google

Hat man, mit Unrecht, die „Braut von Messina" eine verfehlte Nachahmung der Antike genannt, so ist Immermanns räthselhafter „Merlin" (Nr. 2) wol eben so oft ein verfehlter „Faust" genannt worden, obgleich Immermann selbst sich die grösste Mühe gab jede Spur von Anlehnung an das Goethesche Meisterwerk zu vermeiden. Zur vollen Klarheit über das geheimnissvolle Werk verhilft uns auch der vorliegende Aufsatz nicht, so beherzigenswerthe Andeutungen er auch über den inneren Zusammenhang des Stückes gibt. Hier wird wol auch noch die von dem Verfasser mit Unrecht abgewiesene Quellen- und Detail-Forschung ihre Schuldigkeit thun müssen. Denn noch sind wir über Immermanns religiöse Anschauungen, wie seine chiliastischen Träume, aus denen die bekannten Sonette entsprangen (Hempels Ausg. XI, S. 222 ff.), nicht genügend unterrichtet, werden es vielleicht auch nie werden, da er sich darüber vorzugsweise nur im Gespräche geäussert hat (vgl. ebd. S. 223, Anm. 1). So bleibt der „Merlin", wie Immermann ja wollte, zunächst immer noch ein Dom, in dem das helle Tageslicht durch die bunten Fenster nur im magischen Schimmer sich bricht. Auch wird man wenigstens die aesthetische Vergleichung mit dem zweiten Theile des „Faust" nicht von der Hand weisen können (führt doch unser Verfasser selbst das Wort Geibels als Motto an: „Der den zweiten Faust geschaffen, den gewaltigen Merlin!"), und diese kann meines erachtens nur zu Ungunsten des „Merlin" ausfallen. Denn trotz allen Wunderlichkeiten und Allegoristereien steht die Idee des zweiten Theiles des „Faust" klar vor den Augen jedes denkenden, wenigstens jetzt; ob es früher anders war, weiss ich nicht; wird es mit dem „Merlin" wol auch einmal dahin kommen?

Nr. 4 ist eine recht dankenswerthe Diatribe über „Georg Neumark", sein Leben und seine Werke, mit besonderer Berücksichtigung auch seiner sprachlichen und metrischen Eigenthümlichkeiten. Zu seinem Geburtsdatum, über welches die Litteraturgeschichten bis dahin schwankten, bringt der Verfasser die interessante Notiz bei (S. 213): „Die deutlich lesbare Umschrift um Neumarks Titelbild in dem poetisch-musikalischen Lustwäldchen, von Neumark selbst 1652 ediert, lautet: Georgius Neumarkus Mühlhusa Thuringus. Nat. MDCXXII. Mart. XVI. Hiernach wäre er am 16. März 1622 geboren." Und doch scheint sowol Ort als Datum der Geburt falsch zu sein. Denn Theodor Hansen, „Johann Rist und seine Zeit", Halle 1872, S. 30, Anm. 1) sagt: „Geb. 1621, nicht in Mühlhausen, sondern in Langensalza (S. Herzogs Realencykl. X, S. 300), getauft daselbst nach dem Kirchenbuche zu St. Stephani am 7. März 1621." Also werden die künftigen Litteraturgeschichten ihn wol den 6. März 1621 zu Langensalza müssen geboren sein lassen.

Zu „Fr. A. von Stägemann" (Nr. 5) steht der Verfasser insofern in näherem Verhältniss, als dieser ein Zögling des Schind-

Digitized by Google

lerschen Waisenhauses war, dessen Archiv der Verfasser in dankenswerther Weise für seinen Aufsatz benutzte. Stägemann besang die Thaten der Befreiungskriege in meist antiken Formen, wurde, auch weil er ein vorzüglicher und pflichteifriger Beamter war, von seinen Zeitgenossen als Dichter überschätzt, übte aber keine zündende Wirkung auf das Volk. Ich kann es auch nach dem vorliegenden Aufsatz nicht bereuen, ihn bei der Neubearbeitung einer populären Litteraturgeschichte gestrichen zu haben.

Robert Boxberger.

Geschichte der deutschen Litteratur des achtzehnten Jahrhunderts. In übersichtlichen Umrissen und biographischen Schilderungen von Dr. Johann Wilhelm Schaefer. Zweite, vermehrte und vollständig umgearbeitete Auflage, herausgegeben von Franz Muncker. Leipzig, Weigel, 1881.

Schaefer war ein Litterator, der ein feinfühlendes Verständniss für das litterarische Bedürfniss des grossen Publicums hatte. Dies beweist auch das vorliegende Werk, und es ist erfreulich, dass die Erneuerung desselben den Händen eines Mannes anvertraut worden ist, der einerseits Pietät und Verständniss genug für die Arbeiten seines Vorgängers, anderseits einen bedeutenden Schatz eigener Kenntnisse und selbständigen Urtheils hat, um das Werk auf der Höhe der heutigen Anforderungen zu erhalten, eventuell auch darauf zu erheben. Die Arbeit des neuen Herausgebers war eine doppelte: sie erstreckte sich auf den Inhalt und auf die Form. In Bezug auf letztere bestand sie wesentlich im feilen; den Inhalt hat Dr. Muncker überall nach den neuesten Forschungen in Bezug auf Data und ähnliches berichtigt, mit weiser Beschränkung vermehrt, die Kritik der Werke gleichfalls nach reiflichem besserem ermessen theils berichtigt, theils neu hinzugefügt. Mit Recht aber hat er an der im wesentlichen biographischen Form nicht gerüttelt; Schaefer hatte die richtige Einsicht, dass diese für das grosse Publicum die anregendste, belebendste und deshalb auch die lehrreichste ist. Sollte Schaefer, was er, denke ich, allerdings nicht ausdrücklich gesagt hat, vorzugsweise die Schulen als Publicum im Auge gehabt haben, so wäre vielleicht mit Rücksicht auf diese noch eine etwas verhülltere Darstellung von Bürgers Doppelehe zu wünschen gewesen.

Es ist mir nur ein Datum aufgefallen, welches nach den neuesten Forschungen nicht berichtigt ist (S. 692): Schiller ist nicht den 17., sondern den 22. September 1782 aus Stuttgart geflohen. Dies darf schon deshalb nicht unerwähnt bleiben, weil das hundertjährige Jubiläum dieser in Schillers Leben Epoche machenden „Hegire" vor der Thüre ist und wol auch in den bellettristischen Zeitschriften nicht

Digitized by Google

unerwähnt bleiben wird (diese Voraussicht hat sich mittlerweile nicht bestätigt); da wird es interessant sein, zu beobachten, wie viele uns noch das falsche Datum auftischen werden. E. Vely in ihrer „Franzisca von Hohenheim" und gleichzeitig Archivrath v. Schlossberger in Stuttgart haben das richtige constatiert. Der Gegenstand von Schillers Liebesneigung in Mannheim (S. 700) war nicht eine Schauspielerin, sondern einfach Frau von Kalb; Palleske hat sich hier durch seine Verehrung für diese irre führen lassen.

Vortrefflich ist S. 727 die Parallele zwischen Schiller und Herder in Bezug auf ihre universalhistorischen Anschauungen. Doch einen „Egoisten" würde ich Schiller auch „im idealen Sinne" (S. 722) nicht genannt haben, oder man könnte mit demselben Rechte jeden bedeutenden Menschen und in erster Linie den von Schaefer hier bevorzugten Goethe so nennen, ja man hat ihn so genannt. Was die Eintheilung des „Wallenstein" (S. 750) betrifft, so hat Fielitz nachgewiesen, dass die erste Eintheilung auch die jetzige war und erst die zweite die von Schaefer erwähnte. Dass Haller (S. 59) nach Hirzels neuester vortrefflicher Ausgabe den 16., nicht den 8. October (S. 59) geboren ist, konnte Dr. Muncker wol noch nicht wissen, und mit den wenigen übrigen, unbedeutenden Berichtigungen mag ich ihn auch nicht behelligen, sondern scheide von dem wackern Herausgeber mit Dank für den Genuss, den mir das Werk in seiner neuen Gestalt gewährt hat. Robert Boxberger.

Lessings Emilia Galotti. Nebst einem Anhang: Die dreiactige Bearbeitung. Von Richard Maria Werner. Berlin, Hertz, 1882.

Eine scharfsinnige, lehrreiche und das Verständniss der Dichtung wesentlich fördernde Untersuchung. Wir wollen nur einzelnes aus derselben herausheben. Die Orsina, meint der Verfasser (S. 13), sei von dem Dichter geschaffen worden, um Odoardos That als eine nothwendige, nicht bloss aus einer subjectiven Ansicht entsprungene darzustellen; das lässt sich sehr wol hören. Dagegen fasse ich die poetische Gerechtigkeit in dem Stücke anders auf als der Verfasser (S. 40). Ich meine, der Dichter hat gedacht wie Schillers Mortimer von Leicester:

> Auch nicht im Tode mag ich deinen Bund,
> Das Leben ist das einz'ge Gut des Schlechten,

oder wie sein Karl Moor von Schufterle: „Er soll nicht sterben, wenn ich und mein Schweizer sterben und mein Roller". Ein solches verrottetes Geschlecht kann nur durch eine Revolution hinweggefegt werden; dann hätte aber nach Shakespearescher Weise das dazu

Digitized by Google

disponierte Volk mit auf die Bühne gebracht werden müssen, und dazu war Lessings Zeit noch nicht angethan. Ich muss gestehn: auch ich würde als Marinelli triumphierend abgegangen sein im Bewusstsein meiner Unentbehrlichkeit (S. 45). Auch muss ich an das Gefühl der meisten Leser appellieren, ob der edle Appiani, das Vorbild des Marquis Posa, sie nicht interessiert, wie Werner behauptet (S. 53). Vortrefflich ist im Anhang der Nachweis einer Shakespeareschen Reminiscenz in Betreff der Harnadel, mit der sich Emilia tödten will.

Robert Boxberger.

Eva Lessing. Ein Lebensbild. Von Richard Thiele. I. Mit einem Bilde von Eva Lessing, nach einem Oelgemälde im Besitze der Familie. Halle a. S., Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses. 1881. VIII und 109 SS. 8°.

In der Vorrede zu diesem „Lebensbilde" lesen wir folgende Sätze: S. VI „Zu bedauern ist nur, dass ausser den erhaltenen Briefen Lessings, Evas u. a. fast keine Quelle mehr fliesst, um das Lebensbild der trefflichen Frau von Jugend auf bis ins Einzelne zeichnen zu können: die Familientradition hat nur wenige Erinnerungen bewahrt, und sonstige urkundliche Nachrichten und Documente fehlen oder sind uns wenigstens nicht bekannt geworden"; ferner S. VII: „Dass damit zugleich ausgesprochen ist, dass die Erzählung der Jugendzeit Evas, überhaupt ihre Lebensgeschichte bis zum Beginne des Briefwechsels mit Lessing nur eine kurze und trockene Skizze sein kann, die hier und da bis zur Nomenclatur ausartet, versteht sich von selbst, und Letzteres bedarf nach dem oben Gesagten wohl kaum der Entschuldigung, da die thatsächlichen Verhältnisse es bedingen. Wer etwas anderes erwartet hat, muss seine Enttäuschung eigener Unkunde zuschreiben." Kann man offener und aufrichtiger, zugleich aber auch naiver sein eigenes Buch in der Vorrede verurtheilen? Kann man dessen Ueberflüssigkeit und Nutzlosigkeit deutlicher beweisen? Der Herr Verfasser rechnet sich ja nicht einmal selbst zu jenen Leuten, welche eine zusammenhängende Darstellung von Evas Leben „vermisst" haben, wenn es solche Leute überhaupt gibt. Hat denn Herr Thiele gar kein anderes Thema für seine Feder im weiten Kreise der deutschen Litteraturgeschichte finden können, oder auch im Umfange der Lessing-Litteratur, wenn er auf diese sich zu beschränken die Absicht hatte? Dem grösseren Publicum, der gebildeten Frauenwelt, für welche er sein Elaborat bestimmt, liegt jene einzige Quelle, aus der er schöpft, liegt Lessings Briefwechsel mit seiner Braut in einer handlichen, eleganten, in Text und Anmerkungen musterhaften Ausgabe von Alfred Schöne vor, die obendrein mit einer unvergleichlich besseren Reproduction

Digitized by Google

desselben Oelgemäldes geschmückt ist, von dem Thieles Buch einen schlechten Abklatsch bringt.

Gehen wir auf die Darstellung selbst ein, so ist die Erzählung dem Programme gemäss wol „chronologisch, ja oft tagebuchartig gegliedert", sie ist aber nicht so „schlicht und einfach, wie es das Wesen dieser Frau und auch Lessings selbst war, die beide ebenso allem Wortprunke und jedem Redeschwall, als auch hochtönenden Liebesphrasen und Betheuerungen abhold, aber desto wärmer und wahrer in ihrem Empfinden waren" (S. VI). Oder ist es nich Wortprunk, wenn S. 8 von der „frischen Mädchenknospe in dem herrlich gelegenen Neckarathen", und gleich auf der folgenden Seite wieder von der „blühenden Kinderschaar" gesprochen wird, welche „die beiden jungen Ehegatten fast mit dem Himmel theilen mussten, „indem sie von sieben ihrer Lieblinge drei, ehe sich die jungen Menschenknospen überhaupt zur Blüthe erschliessen konnten, in ein frühes Grab sinken sahen"? Ist es nicht Redeschwall, wenn es S. 30 von Lessing heisst: „Die Zeit in Wolfenbüttel sollte ihn wirklich den Würgengel mit dem flammenden Schwerte, das Schreckensgespenst, das er bis jetzt noch nicht hatte kennen lernen, und dem er kurz vorher in seiner herrlichen Schrift: 'Wie die Alten den Tod gebildet' das Abschreckende und Hässliche in der Gestalt sich schmeicheln durfte genommen zu haben, so recht kennen lehren"? Ist es endlich nicht geradezu geschmacklos, wenn die Wiener Schriftsteller des 18. Jahrhunderts mit folgendem Vergleiche bedacht werden (S 54 f.): „Der Zweck, den alle diese Männer verfolgten, war gewiss ein sehr löblicher: sie wollten die deutsche Sprache pflegen und damit die Litteratur heben, nur waren ihre Kräfte allzu unzureichend dazu: der Flug des Adlers geht der Sonne zu, und nur er vermag sich hoch hinauf in den lichten Aether zu erheben, aber keine schnatternde Gans?" Diese wenigen Stilproben werden genügen, um das Buch zu charakterisieren und auch in dem Leser den Wunsch zu erwecken, der sich mir während der Lectüre mehr und mehr aufdrängte: der Vf. möge uns mit der Fortsetzung seines Lebensbildes freundlichst verschonen.

Lemberg, 21. Mai 1882. August Sauer.

Vorlesungen über G. E. Lessings Nathan von Dr. C. R. Pabst, vormals Professor an der Hochschule in Bern. Aus den hinterlassenen Papieren desselben herausgegeben von Fr. Edinger, Lehrer am Gymnasium in Bern. Bern, Verlag von B. F. Haller 1881. 268 SS. gr. 8°.

Die Publication von Vorlesungen nach dem Tode des Verfassers hat immer etwas missliches. Der Leser stellt andere Anforderungen

Digitized by Google

als der Hörer, das gesprochene Wort strebt andere Ziele an als das geschriebene. Die Breite, Weitschweifigkeit der Darstellung, das weite ausgreifen, die vielen Wiederholungen: alle diese Nachtheile erschweren die Lectüre dieses Buches, und der Herausgeber ist sich dessen bewusst gewesen. Trotzdem billigen wir die Pietät, die er für Professor Pabst durch die Uebernahme dieser Arbeit bewiesen, und sind ihm für dieselbe dankbar. Denn das Werk bedeutet durchaus eine Bereicherung der ausgedehnten Litteratur über Lessings Nathan. Der Vf. hat die Fortschritte, welche die Forschung in den letzten zehn Jahren gemacht, nicht mehr benutzt, nichtsdestoweniger sind seine Erörterungen grossentheils von bleibendem Werthe. Die Einleitung gibt eine vorzügliche Charakteristik von Lessing als Philosophen überhaupt, als Religionsforscher und theologischem Schriftsteller, bespricht seine Stellung zu den gleichzeitigen theologischen Parteien, seine politische und kosmopolitische Richtung, gibt einen Ueberblick über die Fragmente eines ungenannten und über den daran sich knüpfenden Streit. Der eigentliche Kern des Buches behandelt in vier Abschnitten die Entstehung des Gedichts, die theatralischen Aufführungen des Nathan, Versbau und Stil, die Idee des Gedichts, und gibt endlich im 5. Abschnitte Scene für Scene und Rede für Rede einen erläuternden Auszug desselben. Niemand wird diese Vorträge durcharbeiten, ohne seine Kenntniss Lessings zu vertiefen. Sehr störend wirken bei der Lectüre die zahlreichen Druckfehler, welche z. B. einzelne häufig vorkommende Namen consequent entstellen.

Lemberg, im Mai 1882. August Sauer.

Anzeigen aus der Goethe-Litteratur.

1. Goethe in den Hauptzügen seines Lebens und Wirkens. Gesammelte Abhandlungen von Adolf Schöll. Berlin, Verlag von Wilhelm Hertz (Bessersche Buchhandlung). 1882.

Genanntes Werk ist zwar noch bei Lebzeiten des Verfassers erschienen, aber trotzdem als posthumes zu betrachten, da bekanntlich ein trauriges Los die letzten Jahre des geistvollen Mannes verdunkelt hatte. Posthum ist es insofern, als der Verfasser nicht in der Lage gewesen ist, die einzelnen Aufsätze des Buchs vor dem Druck wieder durchzusehen, und darum manches veraltete ohne Prüfung stehen geblieben ist. Wir begegnen nämlich darin bekannten aus alter Zeit; über die Hälfte der gesammelten sechzehn Aufsätze —

Digitized by Google

dem Raum nach über drei Fünftel — hat bereits in Zeitschriften gestanden. So gleich der erste: „Ueber Goethes Leben und Schriften von G. J. Lewes“ 1857. Schöll eifert gegen dieses Buch und zeiht den Engländer zahlreicher Irrthümer. Als Nachweis von solchen führt er an: dass Lewes die Weimarer Hofverhältnisse der siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts falsch darstellt (wobei Lewes mehr Recht hat, als Schöll zugeben will); dass er einmal Friedrich von Einsiedel mit August von Einsiedel verwechselt; dass er einmal die Stelle eines Briefes der Frau von Branconi an Lavater als aus einem Briefe Lavaters an die Branconi herrührend anführt — und dergleichen Nebendinge mehr. Dass aber Lewes auf Goethe unmittelbar bezügliche Thatsachen ebenfalls falsch dargestellt habe, vermag Schöll nicht nachzuweisen. Er sagt nur: „Ich kann versichern“, dass dies der Fall ist, und ergeht sich darüber in allgemeinen Redensarten, die zu der beabsichtigten Verurtheilung der englischen Goethe-Biographie schlechterdings nicht zureichen. Es ist ein verfehlter Patriotismus, der auch den verstorbenen Dr. Uhde verleitete, über die günstige Aufnahme von Lewes' Buch in Deutschland eine Strafpredigt ausgehen zu lassen; diese Aufnahme ist doch ein nicht zu verachtender Beweis, dass wir in Deutschland noch nichts besseres hervorgebracht haben. Zu den Vorzügen ist aber unbedingt hauptsächlich die Darstellung zu rechnen; denn wenn auch gewisse deutsche Biographen Goethes denselben im ganzen richtiger erfasst haben mögen — was hilfts, wenn man beim lesen ihrer Bücher vergisst, dass es nicht Goethe ist, der Langeweile in uns erzeugt?

Zufrieden kann man entschieden sein mit dem folgenden neuen Aufsatze „Der junge Goethe 1749 — 1778“ — eine trefflich zusammengefasste kernige Darstellung des werdenden Dichters, der Anfang einer Biographie Goethes, welche der von Lewes den Rang ablaufen könnte.

„Ueber Goethes 'Geschwister'“ ist der älteste Aufsatz der Sammlung, 1851 entstanden, worin Schöll die Beziehung des Schauspiels auf Frau von Stein dargelegt hatte und am Schluss in dem Briefe von Mariannens Mutter an Fabrice, den dieser in dem Stücke als theures Andenken bewahrt und vorliest, einen Brief Goethes an Frau von Stein entdeckt haben wollte. So unwahrscheinlich letzteres war, griffen doch thatsachenlüsterne Goethe-Litteratoren den Gedanken auf, bekräftigten die vorgebliche Thatsache mit der verhängnissvollen Wendung: es sei „nachgewiesen“, dass ein Brief der Frau von Stein an Goethe in den „Geschwistern“ erhalten sei, und bemühten sich sogar, den Tag zu ermitteln, an dem er geschrieben sei.

Die umfänglichste Abhandlung, „Goethe als Staats- und Geschäftsmann“ stand 1862 und 1863 in den „Preussischen Jahrbüchern“, ist aber hier umgearbeitet; dieselbe lässt Schölls Vorzüge und Fehler besonders hervortreten. Schöll hat darin seine gründliche

Digitized by Google

Goethe-Kenntniss glänzend verwerthet, indem er die amtliche Wirksamkeit Goethes in Wechselwirkung mit seinen Dichtungen darlegt — aber dies mit einem Wortreichthum, der oft in Schwulst ausartet und in dem die Klarheit untergeht, verunstaltet überdies durch häufigen Gebrauch neu erfundener oder wenigstens im Deutschen Reiche unbekannter Worte. Das hindert aber nicht, diese Abhandlung für das Studium Goethes nachdrücklich zu empfehlen.

Aus dem Jahre 1865 schreibt sich her der Aufsatz: „Goethes Verhältniss zum Theater"; neu ist dagegen: „Goethes Tasso und Schillers Don Carlos", eine auf die Persönlichkeit der beiden Dichter sich gründende Vergleichung dieser Dramen.

„Goethe und die Wendung der modernen Cultur" verfolgt Goethes Einfluss auf das Culturleben im allgemeinen. Aehnlichen Inhalts ist: „Goethe in seinen Zeiten", worin die Abhängigkeit der jeweiligen zeitgenössischen Litteratur von Goethes vorgehen in den Hauptvertretern der ersteren, sowie Goethes stets behauptetes Uebergewicht entwickelt wird.

Eine sehr gründliche Beleuchtung erfährt eine Dichtung in der Abhandlung: „Ueber Goethes Pandora, ihre Entstehung und Bedeutung". Referent kannte den schon 1858 im „Frankfurter Museum" erschienenen Aufsatz nicht, als er bei Herausgabe von Goethes „Tag- und Jahresheften" (1876 in Hempels Goethe-Ausgabe) in der Anmerkung zu Absatz 683 ebenfalls wie Schöll die Ansicht aufstellte, dass das genannte Schauspiel in Beziehung auf Minna Herzlieb gedichtet sei.

„Goethe und die französische Revolution" (1871), sowie „Dichter und Eroberer" (1863), letzterer Aufsatz Goethes Berührungen mit Napoleon schildernd, machen auf grossen Werth wol keinen Anspruch, ebensowenig „Zu Goethes Stella", welcher Aufsatz an Urlichs' Hinweis anknüpft, dass genanntem Schauspiele unstreitig das Verhältniss Fritz Jacobis zu Johanna Fahlmer zu Grunde liege.

In der Abhandlung „Ein verlornes Zauberspiel von Goethe" hat Schöll 1863 im „Morgenblatt" dargelegt, was ich bereits 1860 in der „Wissenschaftlichen Beilage der Leipziger Zeitung" gethan hatte, dass das Schattenspiel: „Das Urtheil des Königs Midas" auf König Friedrichs II. Schrift „Sur la littérature allemande" zu deuten sei. Nachdem aber 1871 von Burkhardt ermittelt worden war, dass Goethe der Verfasser dieses Stücks nicht sei — wie man bis dahin vermuthet hatte, habe ich Anstand genommen meine Abhandlung in der Sammlung meiner „Goethe-Forschungen" wieder abdrucken zu lassen, obschon dieselbe manches noch heute beachtenswerthes enthält. Es kann auch kaum in Zweifel gezogen werden, dass die Verfasser des Schattenspiels — die Kammerherren von Einsiedel und Freiherr von Seckendorf — darin Goethes Sache gegen den schriftstellernden König geführt haben.

Digitized by Google

„Ueber Goethes 'Das Neueste von Plundersweilern'" ist Wiederabdruck eines 1870 zuerst veröffentlichten Aufsatzes, der aus Handschriften werthvolle Aufklärungen über das Bänkelsängerlied gibt. Zum Theil einen Nachtrag hierzu liefert der folgende Aufsatz: „Sendbrief an Dr. Hirzel (1871)".

Den Schluss macht: „Ueber Goethe-Autographen. Ein Vortrag", worin der Verfasser die Bedeutung von Autographensammlungen für die Litteratur, insbesondere an Beispielen nachweist, wie durch viele Auflagen der Schriften Goethes fortgeschleppte sinnentstellende Druckfehler erst auf Grund eingesehener Handschriften erkannt worden sind. Schöll macht dabei auch einiges ungedrucktes bekannt, wohin jedoch das wiederholt gedruckte Epigramm auf Knebels Schreibtisch nicht gehört.

---

2. Études sur la poésie lyrique de Goethe par Erneste Lichtenberger, Professeur suppléant de littérature étrangère à la Faculté des lettres de Paris. Ouvrage couronné par l'Académie française. 2ème édition revue et corrigée. Paris, Librairie Hachette et Cie. 1882.

Dieses vorzügliche, musterhaft geschriebene Buch ist nicht neu: es erschien zuerst 1878, ist aber in Deutschland auffälliger Weise noch wenig bekannt. Ich wüsste ihm kein anderes über denselben Gegenstand an die Seite zu stellen. Dasselbe will nicht ein vollständiger Commentar zu Goethes lyrischen Dichtungen sein, sondern nur Goethes Dichtungsweise in dessen hervorragendsten Gedichten kennzeichnen, sie aus seinem leben und wirken begreifen lehren. Dazu bringt der Verfasser umfassende Kenntniss von Goethes Dichtungen und schriftstellerischen Arbeiten, wie von den Schriften über Goethe zur Geltung und verarbeitet seinen Stoff mit soviel Scharfblick als Geschmack. Folgen wir seiner Darstellung.

Er stellt zunächst fest, wie Goethe bekanntlich in seinen Dichtungen mit Vorliebe sich an fremde Muster anlehnt, die gerade seine Aufmerksamkeit erregt haben (S. 17), und wie in Folge dessen namentlich auch die Gedichte, welche seine Herzensneigungen feiern, bei jedem neuen Gegenstande der letztern in einer andern Form auftreten.

Goethe war zuerst bei den nach französischen Mustern witzig spielenden Odendichtern und Anakreontiker des vorigen Jahrhunderts in die Schule gegangen; ihnen folgend dichtete er noch seine Leipziger Lieder, wennschon wahrer Natur sich mehr nähernd als seine Vorgänger (S. 18 f. 26). Nachdem er in Strassburg durch Herder auf das Volkslied hingewiesen worden war, nehmen die Lieder an Friederike dessen Gepräge an (S. 31 ff.). Das Wesen

Digitized by Google

des Volksliedes schildert Lichtenberger vortrefflich (S. 35 ff.) und behandelt auch die Lieder an Friederike mit besonderer Sorgfalt. Von der Annahme ausgehend, dass Goethe bei Abfassung des Abschnittes von „Dichtung und Wahrheit", der das Verhältniss mit Friederike erzählt, die an letztere gerichteten Gedichte vor Augen gehabt habe, führt er diejenigen Stellen dieses Abschnittes vor, in denen er den Hauptinhalt der einzelnen Lieder wiederfindet. Nach dieser Methode begründet er nicht nur „Willkommen und Abschied", „Mit einem gemalten Band", „An die Erwählte" und „Mailied" (das frühere „Maifest") — alles Lieder, die schon bisher den Commentatoren, zum Theil nur mit Ausnahme eines bekannten hartnäckigen, als Friederiken-Lieder gegolten haben — als solche, sondern auch die bisher noch nicht oder doch nicht entschieden dafür erkannten Gedichte „An die Entfernte (S. 49) und „Der Wanderer" (S. 53 f.).

Die Begeisterung für Pindar leitet Goethe an, seine hessischen Freundinnen, Caroline Flachsland, sowie die Hofdamen von Ziegler und von Roussillon, in Oden zu besingen (S. 62 ff.).

Weiter spricht Lichtenberger über die auf bildende Kunst bezüglichen Dichtungen von 1774 (S. 94 ff.), denen er die „Erklärung eines alten Holzschnittes von Hans Sachs" anschliesst.

Die Lieder und sonstigen Gedichte an Lili zeichnen sich vorzugsweise durch Kunstvollendung aus, was Lichtenberger insbesondere durch Vergleichung von Briefstellen, die auf Lili sich beziehen, mit den dieselben Gefühle aussprechenden Dichtungen feinsinnig darthut (S. 118 ff.); übrigens macht er auf die Schaffung neuer Worte und neue Anwendung von Worten in den Gedichten aus der Lili-Periode aufmerksam. Welche Dichtungen sich auf Lili beziehen, steht fast ohne Widerspruch fest, doch hat Lichtenberger hinsichtlich „Jägers Abendlied" einen neuen Beleg durch Goethes Brief an die Gräfin Auguste Stolberg beigebracht (S. 132 f.).

Die durch Goethes Verhältniss mit Frau von Stein hervorgerufenen Gedichte sind in Folge der langen Dauer dieser Verbindung und da aus diesem Grunde verschiedenartige litterarische Einflüsse mitgewirkt haben, von einer Mannigfaltigkeit wie in keiner andern der inhaltlich verwandten Gruppen. Gelegentlich der Besprechung der Gedichte an Frau von Stein hat Lichtenberger auch Veranlassung genommen, auf die heikle Frage sich einzulassen, ob Frau von Stein sich Goethen hingegeben habe. Die Frage ist eigentlich müssig und schwerlich je zu lösen; zu verkennen ist jedoch nicht, dass sie oft lebhaft verhandelt worden ist und kaum aus der Welt zu schaffen sein wird, so lange die Bewunderung Goethes sich lebendig erhält. Lichtenberger entscheidet sich für Bejaung. Soll Referent seine Meinung äussern, so kann er nur sagen, dass er zur entgegengesetzten Ansicht gelangt ist. Die Stellen aus Goethes Briefen und Gedichten an Frau von Stein, worauf Lichtenberger sich bezieht,

Digitized by Google

scheinen mir gerade das Gegentheil zu beweisen; denn hätte Frau von Stein sich hingegeben gehabt, so wäre es Gemeinheit gewesen, auf das, was im Rausche der Sinnlichkeit geschehen, mit ruhigerem Blute hinzudeuten; vielmehr hätte Goethe dann alles sorglich vermeiden müssen, was als Anspielung auf das geschehene hätte gedeutet werden können. Und nun gar Tasso! Wäre es nicht grausamer Vorwurf für Frau von Stein gewesen, dass in diesem Bilde Weimarer Verhältnisse die Prinzess die stürmische Annäherung Tassos ablehnt, obwol ihre Nachgibigkeit nicht wie die der Frau von Stein zugleich Verbrechen gewesen wäre. Im übrigen beziehe ich mich auf Schillers Brief an Körner vom 12. August 1787, worin ausdrücklich bemerkt ist, dass Goethes Umgang mit Frau von Stein „rein und untadelhaft gewesen sein solle", was in der klatschsüchtigen Gesellschaft nicht so zuverlässig erzählt worden sein würde, wenn nicht Gründe vorhanden gewesen wären dies für wahr zu halten.

Die Beschäftigung mit der Antike in Italien, das lesen der Classiker in diesem Lande führte Goethe zur römischen Elegie; der erotische Inhalt namentlich der Elegien des Properz entsprach den Beziehungen zu Christiane Vulpius, die er in dieser Form dichterisch behandelte. Er verlegte den Ort der Handlung nach Rom und durchwebte diese mit römischen Begegnissen, um über die Wahrheit in der Dichtung zu täuschen. Die Ruhe der antiken Dichtungsform war übrigens dem weniger leidenschaftlichen Verhältniss und dem gehaltneren Wesen des Vierzigers gemäss (S. 201). Lichtenberger vertheidigt sehr gut die sinnliche Darstellung in den Elegien gegen Angriffe, welche sie erfahren hat (S. 207 ff.). Nachdem Lichtenberger weiter die Venetianischen Epigramme, die Xenien und die Votivtafeln besprochen, entwickelt er seine Ansicht, dass „Deutscher Parnass" gegen eine Antixenie Gleims (Nr. 26 in „Kraft und Schnelle des alten Peleus") gerichtet sei (S. 241 ff.). Henkel widerspricht dieser Annahme Lichtenbergers im „Arch. f. L.-Gesch." (IX, 200 ff.); doch dürfte Lichtenberger Recht behalten. Die Beziehung auf allgemeinere Litteraturverhältnisse, wie sie Henkel in dem Gedichte findet, liegt wol auch darin; allein es ist in Goethes Art, von einem besonderen auszugehen und in demselben das allgemeine mit einzubegreifen, und so wird er auch hier verfahren sein. Ob das Gedicht aber auch die nach Goethes Brief an Schiller vom 28. Januar 1798 beabsichtigte Uebertrumpfung der Xenien sei, wie Lichtenberger ferner meint, mag dahingestellt bleiben. — „Alexis und Dora" betrachtet Lichtenberger (S. 248 f.) als Nachklang von „Nausikaa", „Der neue Pausias und sein Blumenmädchen" als Feier des Liebesverhältnisses mit Christiane, da diese Verfertigerin künstlicher Blumen war (S. 258), ihre Liebe zu Blumen auch dadurch bekundet ist, dass Goethe für sie die „Metamorphose der Pflanzen" dichtete.

Digitized by Google

Balladen in verschiedenen Formen dichtete Goethe fast in allen Perioden seines Lebens. Lichtenberger geht die bedeutendsten derselben durch; sein Commentar zur „Braut von Korinth" ist eine wahre Nachdichtung und die Absichtlichkeit der in dieser Ballade herrschenden Unklarheiten, namentlich bezüglich der Verwischung des Unterschiedes zwischen einer gespensterhaften Wiederkehr aus dem Grabe und einer verstohlenen Entziehung aus klösterlicher Einschliessung (S. 294) meisterhaft entwickelt.

In Sonetten zu dichten bewogen Goethe die im Frommannschen Hause angehörten Vorlesungen der Sonette von Klinger, W. Schlegel, Gries und Werner (S. 308); Goethe verherrlichte in dieser Dichtart Minna Herzlieb, die er damals in dem genannten Hause kennen gelernt hatte. Auch Lichtenberger bezieht, wie Schöll und ich gethan, „Pandora" auf Minna Herzlieb. Wenn übrigens Lichtenberger mich (S. 311) als einen nennt, der das fünfte Sonett auf Prinzess Louise von Weimar deutet, so gestatte ich mir darauf aufmerksam zu machen, dass ich mich erklärter Massen auf eine Angabe in der Hempelschen Goethe-Ausgabe (III, 326) gestützt habe. Jetzt bin auch ich überzeugt, dass es sich nur auf Minna Herzlieb beziehen kann.

Weiter bespricht Lichtenberger die „Geselligen Lieder" und hierauf den „Westöstlichen Diwân", welcher durch den von Hammer übersetzten Diwân des Hafis und durch die Uebereinstimmung der Persönlichkeit des persischen Dichters und des bejahrten Goethe veranlasst wurde (S. 330). Goethe konnte unter der orientalischen Maske Marianne von Willemer als Suleika ohne Gefährdung seines Herzensgeheimnisses besingen (S. 333), wie 25 Jahre früher Christiane in antiken Formen. Lichtenberger spürt feinsinnig die Stellen in Diwân-Gedichten aus, in denen er auf Mariannens Mitwirkung am Diwân anspielt (S. 348—353). Die Schwächen der Diwân-Dichtung mustert Lichtenberger (S. 356—366) in einer Weise, die bei dem feurigen Goethe-Verehrer überrascht, aber nur, um auf dieser Folie die auch aus diesen Dichtungen hervorleuchtende grossartige Persönlichkeit Goethes um so glänzender hervortreten zu lassen.

Mit den philosophischen Gedichten und der Marienbader Elegie schliesst das interessante Buch. Nach La philosophie de Goethe von Caro, Goethe, les oeuvres expliqués par la vie 1749—1795 von Mézières, und Lichtenbergers Werk wird man mit Goethe in Frankreich bald in weiteren Kreisen vertraut sein als in Deutschland.

Digitized by Google

3. Ueber Goethes Egmont. Vortrag von R. Noetel, Director des Friedrich-Wilhelm-Gymnasiums zu Cottbus. Cottbus, 1882. B. Jaeger.

Ob der Vortrag sich gut angehört hat, vermag ich nicht zu sagen — rednerisch schwungvoll ist er nicht —, aber für den Druck hätte derselbe unbedingt sorgsamer ausgearbeitet werden sollen. Er enthält viel überflüssige Worte und ist mangelhaft disponiert; im übrigen werden erhebliche neue Gesichtspuncte nicht aufgestellt.

---

4. Die Goethe-Bildnisse u. s. w. von Dr. H. Rollett. III. und IV. Lieferung. Mit 4 Radierungen und 35 Holzschnitten. Wien, 1882.

Hiermit soll vor der Hand lediglich das erfreuliche fortschreiten des schönen Werkes bestätigt werden.

---

5. Goethes Briefe u. s. w. Bearbeitet von Fr. Strehlke. 7. und 8. Lieferung. Berlin 1882.

Die bezeichneten Lieferungen umfassen die Adressaten von Therese v. Jakob bis Lavater. Neu finden wir darin den bisher nur den Anfangsworten nach bekannten Brief an Keferstein, sowie den Brief an Knebel aus Februar 1796, ingleichen die Anfänge der Briefe an Knebel vom 31. Oct. 1798, aus Sept. 1806, vom 22. Oct. 1806, zwei aus 1807, vom 21. Nov. 1813 und vom 9. Febr. 1822. Irriger Weise sind als neu angegeben: Der Brief an Karadschitsch, der schon 1874 in der Zeitschrift Србдніа und seitdem auch in deutschen Blättern gedruckt ist; die Briefe an Klinger vom 8. Dec. 1811, sowie an Knebel aus Jan. 1796 und Mai 1808, die insgesammt 1879 in den „Grenzboten" standen; endlich der Brief an Knebel vom 11. Juli 1809, der im „Goethe-Jahrbuch" II, 262 f. zu lesen ist. — Man vermisst dagegen: Hinweis auf „Die Gartenlaube" von 1881, worin sich Seite 167 eine Stelle aus dem Briefe an August Kestner vom 29. Juli 1831 findet; dann den Brief an Praesident v. Kalb in den „Deutschen Monatsblättern" von 1878; hiernächst die Briefe an Kirms vom 11. Jan. und vom 12. Febr. 1816 aus der „Gegenwart" von 1878 und aus Martersteigs „Pius Alexander Wolff"; ferner den Brief an Knebel aus Rom vom 22. Febr. 1788, worüber zu vergleichen Riemers „Mittheilungen" II, 527; endlich Erwähnung der Lücken in Briefen an Knebel vom 13. Aug. 1780 nach den „Grenzboten" von 1873, vom 2. April 1785 nach Stahrs „Weimar und Jena" II, 240, und vom 25. Aug. 1809 nach den „Hamburger Nachrichten" von 1877. Die Briefe an Knebel, die in

Digitized by Google

Schölls „Goethe in den Hauptzügen seines Lebens und Wirkens" S. 564 und 566 stehen, erschienen wahrscheinlich erst während des Druckes der 8. Lieferung der Goethe-Briefe. Die Datierungen in dem von Guhrauer herausgegebenen Briefwechsel zwischen Goethe und Knebel sind sehr mangelhaft; es sind daher zahlreiche Berichtigungen erfolgt, von denen Strehlke namentlich die von Düntzer gegebenen berücksichtigt hat. Doch sind in den vorliegenden Heften noch einige unrichtige Datierungen der aufgeführten Briefe, auch ausser in denen an Knebel, stehen geblieben, von denen wir folgende herausheben. Der Brief an Kirms vom 6. Juni 1799 ist nicht von Weimar, sondern von Jena, und der unterm 13. Nov. 1800 eingereihte vom 2. dess. Mon. datiert (Goethe-Jahrbuch III, 352). — Den Dorows „Denkschriften" entnommenen Brief an Knebel setzt Strehlke (S. 362) in den März oder April 1804 als „die einzige Zeit, wo Frau von Staël in Jena gewesen sein kann". Sie hat sich aber, soviel bekannt, niemals dort aufgehalten, und es ist auch in dem Briefe von Frau v. Staël selbst gar nicht die Rede, sondern nur von ihrer Schrift „De l'influence des passions sur le bonheur des individus et des nations". Aus Vergleichung des Briefs 143 des Goethe-Knebelschen Briefwechsels mit den Briefen zwischen Goethe und Schiller vom 17., 19. und 21. December 1796 steht ausser Zweifel, dass der fragliche Brief in dieser Zeit, wol am 17. December geschrieben ist. — Warum endlich der in den „Grenzboten" anscheinend richtig auf den 3. oder 4. Mai 1808 bestimmte Brief an Knebel gegen die Wahrscheinlichkeit auf den 8. dies. Mon. verlegt ist, lässt sich ohne Erläuterung nicht einsehen.

Der Brief an Kaaz vom 2. Juli 1805 steht nicht im „Johannesalbum", sondern im „Dresdner Album" 2. Auflage.

Die Briefe an Lavater besprechen wir mit der 9. Lieferung, worin sie zu Ende geführt werden.

Die Personalangaben sind in den neuesten Lieferungen spärlicher geworden. Zu ergänzen sind insbesondere: Junker-Bigatto, Clemens Wenzel Casimir Freiherr von, k. bayr. Kämmerer, geb. 2. Dec. 1794, gest. 9. Juli 1876; bei Angelica geb. Kaufmann hätte mindestens gesagt werden müssen, dass sie seit 1781 mit dem — 1795 verstorbenen — Venezianischen Maler Zucchi verheiratet war; über Keferstein s. Goethes Werke, Ausgabe Hempel XXVII. Theil, 1. Abth. S. 617 und 655.

Der leitende Grundsatz, nach welchem in den „Goethe-Briefen" einzelne Briefe abgedruckt sind, ist nicht ersichtlich: weder die mehr oder weniger schwierige Zugänglichkeit der Quelle noch die grössere oder geringere Bedeutung des Inhalts scheint durchgängig massgebend gewesen zu sein. Man hätte namentlich gewünscht, dass der Herausgeber insbesondere sämmtliche noch ungedruckte Briefe, die ihm zur Verfügung standen, hätte abdrucken lassen.

Digitized by Google

Schlusswort.

Herrn Professor Düntzer hat die Verwahrung, die ich gelegentlich der Anzeigen zur Goethe-Litteratur im 2. Hefte gegenwärtigen Bandes gegen seine Behandlung Goethe-litterarischer Fragen eingelegt habe, im vorigen Hefte zu einer „Abwehr" Veranlassung gegeben. Dass er mich darin der Unwahrheit, mangelhaften denkens und sonstiger Sünden beschuldigt, wird niemand Wunder nehmen, dem die Liebenswürdigkeit bekannt ist, welche der genannte Herr Professor in seinen zahlreichen litterarisch Fehden zu entwickeln im Stande ist. Unnöthige Vertheidigung dagegen wird niemand erwarten.

Woldemar Frhr. v. Biedermann.

Ueber F. M. Klingers dramatische Dichtungen von Oskar Erdmann (Separat-Abdruck aus dem Programm des Königl. Wilhelms-Gymnasium). Königsberg 1877. In Commission bei C. Th. Nürmbergers Buchhandlung.

Lenz und Klinger, zwei Dichter der Geniezeit. Dargestellt von Erich Schmidt. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. 1878.

Trotz dem regen Eifer, mit dem gerade in den letzten Jahren die litterarhistorische Forschung sich der Epoche des Sturmes und Dranges zugewendet hat, ist uns diese Zeit in ihren bedeutendsten Vertretern, in Klinger und Lenz, noch immer nicht völlig erschlossen. Es sind uns, wie bekannt, grössere Arbeiten versprochen, denen wir erwartungsvoll entgegensehen*; es ist aber natürlich, dass auch von andern Seiten Publicationen stattfinden, in denen die Ergebnisse mehr gelegentlicher Forschungen niedergelegt werden. Zwei sehr dankenswerthe Arbeiten dieser Art liegen uns hier vor. Die erste ist vorwiegend drei Jugenddramen Klingers, dem „leidenden Weib", den „Zwillingen", „Sturm und Drang", gewidmet.

In einer allgemeinen Charakteristik der Jugenddichtungen Klingers hebt Herr Dr. Erdmann gleich im Eingang hervor, dass es ihm nicht lediglich darauf ankomme, die historische Bedeutung Klingers zu ergründen, sondern dass er auch den poetischen Werth seiner Werke bestimmen wolle, — ein Gesichtspunct, der scheinbar selbstverständlich ist, der aber doch Klinger gegenüber nicht immer zur Anwendung gelangt. Der Herr Vf. geht dann, nachdem er darauf

---

* Es erschien inzwischen von Max Riegers Werk der vortreffliche erste Band: Klinger in der Sturm- und Drangperiode. Darmstadt 1880. Die hier folgenden Darlegungen werden jedoch durch Riegers Untersuchungen im wesentlichen nicht berührt.

Digitized by Google

verzichtet, biographisches zu geben, zu sprachlichen und stilistischen Untersuchungen über, die viel gutes enthalten. Er macht den Versuch, Klinger besonders eigenthümliche Constructionen und Wendungen nachzuweisen, einen Versuch, den ich indess für weniger gelungen halte. Erdmann erkennt selbst an, dass hier leicht die Gefahr einseitiger Beurtheilung entstehe, und dieser scheint er in der That nicht immer entgangen zu sein. Es wird z. B. als „besonders auffallend" Accusativ in factitiver Bedeutung hervorgehoben (S. 5); unter den angeführten Beispielen findet sich aber eines, „ich gafft mich rasend" (Die neue Arria I, 1. Rigaisches Theater Bd. II, S. 125) wörtlich im „Götz von Berlichingen" (I. Act, Hempel 6, 46). Ich möchte glauben, dass gerade die Stürmer durch eine grosse Uebereinstimmung auch in stilistischer Hinsicht sich auszeichnen, und dass deshalb ein derartiger Versuch nur mit der grössten Vorsicht und auf Grund der genauesten Kenntniss der ganzen Periode unternommen werden darf.

Was Erdmann über die Wiederholungen bemerkt, scheint aus demselben Grunde misslungen. Er sagt (S. 6): „Bei Lessing dient die Wiederholung dem klareren Durchdenken, der nachdrücklicheren Hervorhebung desselben Begriffs im sonst ruhigen Dialoge, ebenso bei seinem Nachahmer Leisewitz. Bei Klinger dagegen ist sie ein Ausdruck der Leidenschaft, in der die Seele zu derselben Vorstellung immer wieder zurückkehrt, um sie vollständig auszutoben oder träumerisch in ihr zur Ruhe zu kommen." Diese Unterscheidung von ruhigem und leidenschaftlichem Dialog scheint mir doch wenig zutreffend. So weit Klinger überhaupt leidenschaftlicher und pathetischer ist als Lessing und Leisewitz, so weit, und nicht weiter, ist es auch sein Dialog; und so wenig wie jene Verschiedenheit der dichterischen Naturen den stärksten Einfluss Lessings auf Klinger im allgemeinen ausschloss, so wenig ist auch stilistische Beeinflussung ausgeschlossen. Die Begriffsbestimmung Erdmanns ist offenbar zu weit; austoben einer Vorstellung und träumerisches zur-Ruhe-kommen liegt der Wiederholung in sehr vielen Fällen bei Lessing und Leisewitz so gut, wie bei Klopstock und den Stürmern zu Grunde. Das träumerische wiederholen möchte eher für Lessings als für Klingers Stil charakteristisch sein.*

Im zweiten Abschnitt wird das „leidende Weib" einer eingehenden, scharfsinnigen Analyse unterworfen. Auch viel gute Einzelbeobachtungen finden sich, an denen das Buch überhaupt reich ist; so über die Art Klingers durch Namen zu charakterisieren. Brand, Läufer (der Lenzsche, im „Hofmeister", heisst übrigens Läuffer), Wild, La Feu u. s. w. Erdmann erinnert ferner S. 15 an die Nei-

* Auf die hier berührten Fragen bin ich Quellen und Forschungen Heft 40 S. 204 ff. zurückgekommen.

Digitized by Google

gung Klingers für musicalische Effecte. Ich gebe noch einige weitere Beispiele. „Konradin" II 4, Konradin erscheint im Gefängniss, die Laute spielend; „Stilpo" II 4, Seraphine spielt, „ohne es zu wissen", auf der Laute; „neue Arria" I 7, Amante spielt und singt zur Laute vor der Wohnung der geliebten; „Schwur" III 1, Martano singt vor der Barone eine „welsche Arie" mit Harfenbegleitung; Otto II 2, Gisella spielt vor ihrem Vater auf der Laute. Im „Aristodemos", als die Heldin geopfert werden soll, „melancholisches Geflüster der Flöten". „Medea auf dem Kaukasos" III. Act.*

In Lenzens „Engländer" spielt Robert im Gefängniss, und zwar „in der Dämmerung", die Violine und singt dazu (vgl. auch den Schluss des Dramas „die beiden Alten"). Schiller liebt dieses Motiv ebenfalls, und durch ihn ist es dann, wie so viele andere, auf mo-

* Vgl. „Betrachtungen" Nr. 531 (Werke, Cotta 1842): „Der Mann, welcher die Idee vom Paradiese erschaffen oder erträumt hat, war entweder ein sehr tief politischer Menschenkenner, oder ein sehr glücklicher Phantast. Vielleicht war er auch keins von beiden: denn er traf Gesang und Musik schon erfunden an. Ein Geschöpf nun, das Gesang und Musik aus sich erschaffen, dabei so fühlen, schwärmen, ahnen konnte, konnte leicht auf so etwas verfallen und für dieses liesse sich noch höheres erfinden . . Vielleicht ist gar die Musik die Hauptquelle aller der Gefühle und hohen Ahnungen, welche späterhin die Philosophen zu Begriffen zu machen strebten, vielleicht haben sie gar ihre Metaphysik daraus aufgeführt." — Die überspanntesten Empfindungen, wenn er Musik hört, hat Berkley in „Sturm und Drang": er ist einmal der weiche, närrische Kerl aus dem ein reiner Ton machen kann, was er will (I 2, 275). „Es gibt Töne," erzählt er, „die mir ein ganzes trauriges Gemählde durch einen Klang aus meinem widrigen Leben vor die Augen stellen; und wiederum welche, die meine Nerven so freudig treffen, dass wie der Ton zum Ohr kommt, eine der Freudens-Scenen aus meinem Leben da steht. Zum Beyspiel, soeben begegnete mir deine Mutter in dem Park zu Yorkshire, und hüpfte recht freudig aus der dichten Allee, wo seitwärts der Bach sich schlängelt und murmelt. Ich hört es genau, und so das Fliegen-Gesums im Sommer um einen . . . Und wie du nun die Töne wandeltest, freylich war's Busby und Hubert." Es ist unverkennbar, dass der junge Klinger hierin, wie in andern Puncten, mit den Romantikern zusammenhängt. Allbekannt ist z. B., wie Heine, in seiner anmuthigen Weise, mit seinem musicalischen zweiten Gesicht zu prahlen liebt, mit seiner Fähigkeit bei jedem Ton, den er hörte, auch die „adaequate Klangfigur" zu sehen. So hat ihm Paganini mit jedem Striche seines Bogens auch sichtbare Gestalten und Situationen vor die Augen gebracht, ihm in tönender Bilderschrift allerlei grelle Geschichten erzählt u. s. w. (Vgl. „Florentinische Nächte" Werke IV, 224 ff.)

Digitized by Google

derne Dichter gekommen. An die „Räuber" hat schon Erdmann erinnert; eine wichtige Rolle spielt die Laute Karlos II 7 und 8 in den Scenen der Eboli; Piccolomini III 7 spielt und singt Thekla u. s. w. Bei Goethe sind zwar musicalische Effecte nicht selten, sie sind aber anderer Art als die meisten der angezogenen. Die Lieder Georgs im „Götz", Clärchens, Gretchens werden, wie die Lieder im Shakespeare, ohne Musikbegleitung gesungen oder recitiert und gehören also nur halb in diese Reihe; ebenso die mehr komischen Lieder Liebetrauts und Mephistos zur Cither. Von machtvoller Wirkung ist Orgel und Gesang in der Domscene des „Faust", der überhaupt voll von musicalischen Effecten ist. Wesentlich ist die Musik ferner im „Egmont", besonders in der letzten Scene.

Es kann nicht die Aufgabe sein, hier dieses Motiv weiter nach rückwärts zu verfolgen; nur an das musicalische in Klopstocks Poesie sei erinnert, an die Rolle, welche z. B. Laute und Harfe bei ihm spielen; vgl. etwa die Ode „Mein Vaterland": „Die Flügel wehten, die Laute schimmerte, Und begann von selber zu tönen,* allein mir bebte die Hand. Ich halt es nicht länger aus! Ich muss die Laute nehmen . ." „Hermanns Schlacht", 2. Scene, spielt der eine von zwei Barden, der andere singt, es gibt „Bardenmusik" und Hörner, das Opfer wird mit Musik begleitet u. s. w. Das letzte Motiv hat vielleicht direct auf Klingers „Aristodemos" und „Medea auf dem Kaukasos" gewirkt. — Wir dürfen für Klinger überhaupt etwas mehr, als bisher geschehen ist, Anknüpfungspuncte an Klopstock suchen; noch in den „Betrachtungen" erscheint er immer als der vierte im Bunde der drei grossen, Homer, Shakespeare und Milton.

Im dritten und vierten Abschnitt spricht der Vf. lehrreich und anziehend von den „Zwillingen" und von „Sturm und Drang". Besonders lobenswerth ist die reichliche Herbeiziehung von Shakespeare, auch der Komoedien, der „lustigen Weiber", der „Komoedie der Irrungen". — Das lachen der Verzweiflung, „Zwillinge" II 5, 182, wird richtig auf „Emilia Galotti" IV 3 zurückgeführt; es hätte auch noch „Minna" IV 6 angezogen werden können. Es heisst in den „Zwillingen":

„Guelfo. Ha, ha, ha! Lachen Sie doch!

Kamilla. Sie sind fürchterlich mit Ihrem Lachen"

und in der „Minna":

„v. Tellheim. Warum lachen Sie nicht? Ha, ha, ha! . . .

Das Fräulein. Ihr Lachen tödtet mich, Tellheim!"

Vgl. ferner „Emilia" IV 5. V 6 (Lachmann-Maltzahn II 162, 176).

Einiges biographisches ergibt sich ungezwungen; wie Klinger

* S. o. Stilpo. Vgl. auch Cabale und Liebe III 4; Ferdinand hat „in der Zerstreuung und Wut eine Violine ergriffen und auf derselben zu spielen versucht".

Digitized by Google

selbst an eine Uebersiedelung nach America dachte, so sind auch die Stürmer in „Sturm und Drang" dorthin gelangt. Auch die Lustspiele sind hier wichtig; der „Schwur" spielt nicht ohne Grund in Wien; ohne genauere Einsicht in die seelischen Zustände des Dichters jedoch können wir nur ganz im allgemeinen sagen, dass die neuen Verhältnisse, in die er getreten war, ihn zu den seltsamen und moralisch bedenklichen Anschauungen führten, von denen das Stück ein lebendiger Zeuge ist.

Einige Anspielungen auf Wiener Verhältnisse fehlen nicht, „man rühmt vorzüglich die gute Tafel und, was dazu gehört, die guten Mägen. Und wahrlich man hat Recht, so herrlich gegessen, so leicht und glücklich verdaut wird nicht auf dem übrigen Erdboden" (II 1, 38). I 3, 23 wird ein Bild von Guido ausführlich geschildert. — Das Drama erinnert uns daran, dass Klinger Theaterdichter war; der junge Cavalier, der auf Reisen gewesen ist und aus dem Auslande allerlei wunderliche Vorstellungen zurückbringt, ist eine Lieblingsfigur des sächsischen Lustspiels. Sie findet sich schon bei Holberg im „Jean de France", ja schon bei Moscherosch, dem biederen bittenschilderer des 17. Jahrhunderts. Die Zofe im „Schwur" heisst „Lisette"!e Für den Baron Fabris schweben wol Figuren wie Baron von Drom r (in Gemmingens „deutschem Hausvater") oder Hofmarschall von Kalb vor.

Der letzte Abschnitt gibt eine Uebersicht der späteren Dramen, „Falsche Spieler", „Schwur", „Konradin", „Günstling", „Damokles", „Aristodemos", die beiden „Medeen". Die Besprechung ist leider etwas kurz ausgefallen, bietet aber doch noch viel gutes. Weshalb einige Dichtungen, „Stilpo", „Derwisch", unter den früheren „Otto", „neue Arria", „Simsone Grisaldo" ganz übergangen sind, weiss ich nicht zu sagen. — In der Auffassung des Verhältnisses der „Spieler" zu Schillers „Räubern" ist Erdmann beizupflichten: Klinger wird nach dem erscheinen der „Räuber" die Züge, welche ihn interessierten, in seiner Weise nachgebildet haben; ähnlich steht es ja, nach der sehr annehmbaren Hypothese von Erich Schmidt (Anzeiger f. dt. Alterthum u. dt. Litt. III 198 f.) mit den „Zwillingen". Noch sei die Vermuthung ausgesprochen, dass der — sehr praegnante — Schluss 5. Actes der „Räuber": „Dem Mann kann geholfen werden (er geht des ab)" von Klinger vielleicht in seinem zweiten Actschluss nachgebildet ist: „Lass uns auf Mittel denken, dem wackern Manne zu helfen (er geht ab)". — Ueber das biographische Moment vgl. „Betrachtungen" Nr. 433: „Als ich zum ersten mal in P*** in Garnison lag und die Kniffe, Ränke, die Gewandtheit der falschen Spieler (Grecs) entdeckte" u. s. w. Für die Verbreitung des Spiels besonders in soldatischen Kreisen haben wir noch andere Zeugnisse; Lessings* Riccaut

* Vor Lessing hatte schon Moore seinen „Spieler" („Beverley") geschrieben.

Digitized by Google

ist aus Breslauer Erlebnissen erwachsen (bekannt ist die leidenschaftliche Neigung Lessings zum Spiel); in H. L. Wagners „Kindermörderin" wird, im 3. Act, von dem Major ausführlich die — für den Zusammenhang ganz gleichgiltige — Entlarvung eines falschen Spielers erzählt.* Ifflands „Spieler".

Mit Recht macht Erdmann auf die Hervorhebung des Deutschen in den „Spielern" aufmerksam. Nicht umsonst heisst der Hauptvertreter dieser Deutschheit von Stahl, nicht umsonst hat der verlorene Sohn einen französischen Namen angenommen. „Unter dem Namen eines Franzosen, mein Sohn!" ruft Stahl aus, „ist ihm sein ehrlicher deutscher Name nicht gut genug?" (I 2, 241). Trotzdem hat auch der Sohn das Bewusstsein von der Herrlichkeit der Deutschen; „ein Deutscher," meint er, „hält Fuss in jedem Kampf" (II 3, 274); in seinem Munde machen sich diese Worte, da er für einen Franzosen gelten will, freilich seltsam genug. Ein ähnlicher Widerspruch „Schwur" I 3 (S. 25; S. 19), wo die kokette Barone Worte wie diese sprechen muss: „Sie möchten den Verführer spielen, aber glauben Sie mir, das deutsche Blut verträgt ihn nicht, es ist zu treu, zu zäh zum leichten Bösewicht." Vgl. auch „Konradin", z. B. I 4, 23 „freyes deutsches Blut", „deutscher Starrsinn". Die treue, alle Wechselfälle überdauernde Anhänglichkeit an das Vaterland ist einer der anziehendsten Züge in Klingers Persönlichkeit; sie spricht sich wol am schönsten aus in der Zueignung der „Betrachtungen":

„Diese Schrift, wie alle in der Sammlung enthaltenen, widme ich den Deutschen, meinen Landsleuten, für die ich sie geschrieben — als dem Volke, das so hoch in der Cultur steht, dass man mit Kraft und Wahrheit, im biedern deutschen Sinn, zu seinem Nutzen und seiner Unterhaltung schreiben kann." Vgl. ferner „Betrachtungen" No. 529.** Patriotismus auf der Bühne ist auch in den Ritterdramen die Regel; ich erinnere weiter an den deutschen Hausvater, welcher wünscht, dass „ein teutscher Biedermann an sein (!) Grab vorbeygehe" u. s. w. (V 7).

Dann heisst es „Wir sind also zween teutsche Männer?", „Es ist der biederste, deutsch gesinnteste Jüngling" (IV 2) etc. —

---

* Diese Erzählung ist dann von Gemmingen im „deutschen Hausvater" nachgeahmt worden V 2. Der „Hausvater" ist überhaupt von der „Kindermörderin" stark beeinflusst.

** Unbegreiflich, wie Goedeke, Grundriss 669, zu dem Ausspruch kommen konnte: „Auf die stürmende Jugend (Klingers) folgte matte Erschlaffung, die bald in herbe Kälte übergieng, über die jugendliche Wildheit lachte und auf das deutsche Volk geringschätzig niedersah". Der ganze Satz darf als verfehlt bezeichnet werden.

Digitized by Google

Ferner „Cabale und Liebe" I 2 (Goedeke III 364): „Miller. Ich bin halt ein plumper gerader teutscher Kerl", und der effectvolle Schluss des 1. Actes: „Umgürte dich mit dem ganzen Stolz deines Englands — Ich verwerfe dich — ein teutscher Jüngling!"

Interessant ist es, wie die Dichter auch in Dramen, welche nicht im Vaterland spielen, dem Patriotismus Ausdruck zu geben wissen. So Schiller im „Fiesco":

„Teutscher. Fort! indess unsere teutsche Knochen Scharten in ihre Klingen schlagen . . Peitscht diesen welschen Hunden Respect ein.

Calcagno. Wer da?

Teutsche (hauen ein). Teutsche Hiebe. . . .

Calcagno. Bären die Teutschen! . . . Wenn sie das fremden Tyrannen thun, alle Teufel! wie müssen sie ihre Fürsten bewachen!" (V 4 u. 6. Vergl. auch III 11).

Aehnlich Leisewitz im „Julius von Tarent":

„Aspermonte. Ich habe einen Freund in einem entfernten Winkel von Deutschland, der uns gern aufnimmt.

Julius. So sei Deutschland die Freistatt der Liebe!" (III 5).

Das Buch von Erich Schmidt ist, wie der Verfasser in der Zueignung an Theodor Storm erzählt, aus Vorträgen entstanden, welche später zur Ausarbeitung des uns vorliegenden Werkes Anlass gaben. Schmidt hat allen gelehrten Apparat vermieden, da er — mit Recht — der Meinung ist, dass sein Thema auch das Interesse eines grösseren Publicums in Anspruch nehmen darf; indess ist auch für den Fachmann das Werk von grossem Interesse, wie sich von selbst versteht bei einem so gründlichen Kenner gerade der Genieperiode, dem wir schon für seine aufschlussreichen Arbeiten „Richardson, Rousseau und Goethe" und „Heinrich Leopold Wagner" den grössten Dank schulden.

Schmidt versteht vor allem die seltene Kunst des charakterisierens; die mit Feinsinn und Geschmack entworfenen Bilder von Lenz und Klinger treten uns sinnlich greifbar entgegen und prägen sich der Phantasie bestimmt und scharf ein; auch wer nie eine Zeile der beiden Dichter gelesen hat, weiss ungefähr, nachdem er Schmidts Buch gelesen, wer Lenz, wer Klinger war.

Eine so anziehende Aufgabe es wäre, Schmidt auf dem Wege, den er uns vorzeichnet, Schritt für Schritt zu folgen, so muss ich doch zu meinem bedauern darauf verzichten; ich kann nur einige Puncte herausgreifen und ein par Bemerkungen daran knüpfen.

S. 23 ff. bespricht der Herr Vf. Lenzens „Anmerkungen über das Theater", die, wie er bemerkt, neben Herders „Shakespeare", Goethes Frankfurter Rede und Merciers Nouvel essai sur le théâtre,

Digitized by Google

den Goethe durch einen Dichtgenossen (H. L. Wagner) übertragen liess, die Dramaturgie des Sturmes und Dranges bilden. — Der schärfste Gegensatz zur Hamburger Dramaturgie zeigt sich in dem Verhältniss zu Aristoteles; Lessing hatte gemeint, dass ein jeder, der so fest an Aristoteles glaube, wie er, ein jedes Drama des grossen Corneille übertreffen könne (VII 422); Lenz gesteht sehr unbefangen, dass er den Philosophen noch nicht ganz durchgelesen habe, und spöttelt über seinen langen Bart und den kleinen krummen Finger; er lehnt es ab, seiner Definition von der Tragoedie zu folgen, und spricht, ganz im Geiste der Genieperiode, das kühne, trotzige Wort: Wer kann uns zwingen, Brillen zu gebrauchen, die nicht nach unserm Auge geschliffen sind. Wie reich an solchen genialen Aeusserungen von epigrammatischer Schlagkraft sind doch die „Anmerkungen" und wie sehr lassen sie uns bedauern, dass diese Blütenträume nicht reifen sollten! Was die Dichtkunst so reizend macht, ruft Lenz, ist nichts anderes als die Nachahmung der Natur; aber, fügte er hinzu, die Idee der Schönheit muss bei unsern Dichtern ihr ganzes Wesen durchdrungen haben. Fort mit dem rohen Nachahmer, der nie an diesem Strahl sich gewärmet hat, auf Thespis' Karre! — Der ganze Prometheische Stolz dieser Jünglinge, ihre Schöpferfreude tritt uns hier entgegen. Mitleidig, wie auf Handlanger, sieht Lenz auf die Geschichtschreiber herab; der Poet haucht seinen Geist in die Mumie des alten Helden, die der Biograph einsalbt und spezereit. „Da steht er wieder auf, der edle Todte, in verklärter Schöne geht er aus den Geschichtsbüchern hervor und lebt mit uns zum andernmale. Cäsar ist in Rom so nie bedauert worden, als unter den Händen Shakespeares." Den letzten Satz hätte vielleicht auch Lessing unterschrieben, ganz gewiss aber nicht den folgenden: „Ist es den Herren beliebig, sich in dem Verhältniss eines Hauses und eines Tages einzuschränken, in Gottes Namen, behalten Sie Ihre Familienstücke, Miniaturgemählde, und lassen Sie uns unsere Welt." — Andeutungsweise wenigstens möchte ich noch bemerken, dass Lenz in einem Hauptpuncte, in der Auffassung, dass das erste in der Tragoedie die Charaktere seien, mit einem Dichter unserer Zeit aufs genaueste zusammentrifft, mit Otto Ludwig, der ja auch sonst mit den Stürmern und Drängern sich berührt. „Es kommt darauf an," fragt Lenz, „was eigentlich beim Schauspiel der Hauptgegenstand ist: der Mensch? oder das Schicksal des Menschen?" „Wer ist denn eigentlich interessant," fragt Ludwig, „die That oder der Mensch?" (Shakespeare-Studien 441). Beide beantworten die Frage in derselben Weise. Die Hauptempfindung in der Tragoedie ist die Person, sagt Lenz, der Schöpfer ihrer Begebenheiten. Und noch schärfer definiert Ludwig als die Formel der epischen Spannung: „was wird ihm begegnen?", als die der dramatischen aber: „wie wird er handeln? was wird er thun?" (513).

Digitized by Google

Der Dramatiker, will dem Publicum einen Menschen zeigen, nicht eine Viertelstunde, meint Lenz; „er kann nur Menschen auftreten lassen, keine Handlungen", Ludwig (436). Was Ludwig von diesem Gesichtspunct aus an den Franzosen tadelt, wirft Ludwig Schiller vor u. s. w. Gustav Freytag, in der „Technik des Dramas", stellt sich, wie bekannt, im grossen und ganzen auf die Seite des Aristoteles: „Spannung des Hörers wird nicht durch die Charaktere hervorgebracht, wie interessant diese sein mögen, sondern nur durch das Gefüge der Handlung" (35).

S. 26 f. wird der Einfluss Diderots auf Lenz besprochen, der in so eigenthümlicher Weise neben dem Shakespearisieren hergeht. Jenes ebenso greifbare wie unkünstlerische fabula docet, welches die Lenz und Wagner ihren Dramen anhängen, es geht noch hinter Diderot zurück, zurück auf Lillo und Moore. Schmidt hat uns früher einmal Aussicht gemacht, dass er die Entwicklung der Komoedie in England, Italien, Frankreich, Dänemark und ihre Einwirkung auf Deutschland ausführlicher darstellen werde. Hoffentlich wird er nicht nur dieses Versprechen erfüllen, sondern auch die weitere Entwicklung in England zur bürgerlichen Tragoedie, in Frankreich zum drame domestique u. s. w. uns schildern; für die Darlegung der Einflüsse fremder Litteraturen auf die unsrige ist ja noch so viel zu thun!

27 ff. handelt Schmidt vom „neuen Menoza" und vom „Hofmeister". In dem Wenceslaus des „Hofmeisters" steckt ziemlich deutlich ein Rousseausches Element: das streben zur Natur und Einfachheit, das sich fast zur Caricatur steigert. Wenceslaus isst Salat und Knackwurst, nicht Capaunenbraten mit der Champignonsauce,* er trinkt nicht Kaffee, Thee, Chocolade, sondern Wasser. „Wasser, Wasser, mein Freund, und da eine Pfeife dazu geraucht, nach dem Essen im Mondenschein und einen Gang ums Feld gemacht; da lässt sich drauf schlafen, vergnügter als der grosse Mogul" (III 4 Tieck 44). In den späteren Scenen verliert sich dieser Zug, Wenceslaus ist dann nur noch der etwas schrullenhafte, aber gemüthliche und kreuzbrave Pedant. — Im „neuen Menoza" hat mich eine Scene immer besonders interessiert, die letzte des vierten Acts, deshalb, weil sie mich entschieden an das Finale des ersten Acts von Mozarts „Don Juan" erinnert. Ein Zusammenhang braucht nicht nothwendig zu bestehen, er wäre aber doch nicht unmöglich, vor allem, weil das Motiv, um das es sich handelt, in den ältesten Fassungen des „Don Juan" sich nicht findet.** Vielleicht gehen auch da Ponte, der Dichter des Mozartschen Textes, und Lenz auf eine gemeinschaftliche Quelle zurück; jedesfalls aber hat der Gedanke, dass eine Situation dieses

* Vgl. Goethe, „Satyros": „Rohe Kastanien Ein herrlicher Frass!"

** Ich habe die Texte selbst nicht untersuchen können, sondern stütze mich auf die Darstellung in Scheibles Kloster III 665 ff.

Digitized by Google

armen unglücklichen Lenz, durch Mozarts Musik geheiligt, auf unserer Bühne fortlebt, für mich, ich muss es gestehen, etwas schönes und rührendes. — Die Scene in der Oper ist allbekannt; bei Lenz stellt die Bühne einen „Tanzsaal" dar, es wird getanzt, gesprochen, als plötzlich „Lärmen wird. Die ganze Gesellschaft springt auf:

Donna Diana (schreit hinter der Scene). Zu Hülfe! er erwürgt mich.

Eine Dame. In der Kammer hierbei.

Zierau. Axt her, Bediente."

Im „Don Juan" ruft Zerline:

„Hülfe! Hülfe! Rettet!

Anna. Elvira. Octavio. Ha, das war auf jener Seite!

Sprengt die Thür! Auf ihr Leute!"

Das Fest ward, wie in der Oper, in der bestimmten verbrecherischen Absicht veranstaltet; der Gastgeber, Graf Camäleon, hat hinter der Scene der Donna Diana Gewalt anthun wollen; die Thür wird eingerannt, und der Graf und die Donna erscheinen. Es liessen sich der Analogien noch weitere aufstellen, doch verzichte ich einstweilen darauf. — In dem Text der Oper steckt auch sonst ein Element des Sturms und Drangs; das ziemlich unmotivierte: „Hier gilt kein Stand, kein Namen! Hier lebt die Freiheit hoch!", die Angriffe der Bauern auf Don Juan u. s. w.

Zu dem gelungensten in dem von Klinger handelnden Theil zähle ich die Auseinandersetzungen über seine philosophische Richtung 106 f., und über den Einfluss des Alten Testaments auf seine Dichtung 99 ff. Ich will es mir nicht versagen, über den ersten Punct wenigstens ein par Sätze wiederzugeben: „Klinger, unstreitig ein Mann von viel Gefühl und viel Verstand, war nichts weniger als ein geschulter Denker. Durch Rousseau gründlich verdorben und von Ingrimm gegen jedes 'System' erfüllt, vermochte er mit der grossen geistigen Bewegung Deutschlands nicht Schritt zu halten. In der Jugend ohne geistige Disciplin, vielmehr voll Verachtung gegen die Schulweisheit aufgewachsen, als Mann dem unmittelbaren Wellenschlag der neuen Wissenschaftslehre und Lebensanschauung entzogen, beraubt des erfrischenden und anregenden Gedankenaustausches, brütete er über seinen Rousseauschen Ideen weiter, selbstredend ohne bei aller Anstrengung auf dem laufenden zu bleiben, eine jugendliche Unreife ganz zu überwinden. Ein Mann, ein Greis, der auf Rousseau schwört, kann uns durch sein treues festhalten an den Jugendidealen rühren, wird uns aber immer den Eindruck einer stecken gebliebenen Entwicklung machen." Es kommt hinzu, dass der Weltmann, wenn er sich zur Beschäftigung mit der Philosophie herbeilässt, stets am meisten Gewicht auf die Ethik und am wenigsten auf die Metaphysik legen wird. Der Widerstreit der Systeme wird ihn abstossen und ihm minder wichtig erscheinen

Digitized by Google

gegenüber den ethischen Fragen, zumal wenn er sieht, dass aus grundverschiedenen metaphysischen Anfängen verwandte ethische Anschauungen erwachsen können. Klinger ist durchaus Eklektiker und des positiven in seiner Philosophie ist wenig; es kann deshalb ein Versuch, wie ihn der Verfasser der den Werken angehängten Lebensskizze macht, der Versuch, die in den Betrachtungen zerstreuten Züge zu einem einheitlichen Bilde zu sammeln, vor latuer Widersprüchen zu keinem Resultate gelangen.

Den Einfluss der Bibel weist Schmidt besonders in den „Zwillingen" und in „Simsone Grisaldo" nach; im „Simsone" denkt Klinger an Simson, in den „Zwillingen" an den ersten Brudermord. Dass auch im „Julius von Tarent" Kain und Abel vorschweben, geht mit Deutlichkeit aus den Worten des Guido hervor: „Seht ihr nicht das Zeichen an meiner Stirne, dass mich niemand tödte?" (IV 6).

Mit Schmidt finde ich es auffallend, dass im „leidenden Weib" die Personen aus höheren Ständen als Waffe das Brodmesser führen an Stelle des Degens oder des Dolches; doch weiss ich nicht, ob er Recht thut, daraus zu schliessen, dass der Dichter mit den Sitten der oberen Kreise nicht vertraut sei (S. 76). Auch die Waffe der Diana im „Menoza" ist das „Federmesser", die des Gustav das „Taschenmesser". Vgl. Werthers Briefe vom 15. und 16. März 1772: „da möchte man sich ein Messer ins Herz bohren", und: „Ach! ich habe hundertmal ein Messer ergriffen, um diesem gedrängten Herzen Luft zu machen".

Ich habe bei der Besprechung von Erdmanns Buch einen Punct, auf den er gleich im ersten Theil seiner Schrift kommt, nicht berührt, die ausserordentlich grosse Abhängigkeit, in der sich Klinger Zeit seines Lebens von andern Dichtern, vor allem von Shakespeare und Lessing, befunden hat, oder, wie Erdmann dies euphemistischer ausdrückt: „die schnelle Receptionskraft, mit der er von Jugend an bedeutende litterarische Erscheinungen in ihrer Eigenthümlichkeit enthusiastisch erfasste, und den leidenschaftlichen Trieb, der ihn reizte, die als gross, gewaltig und schön erkannten Muster in eigenen Werken zu verwerthen und weiterzubilden" (S. 3). Erdmanns Schrift — und dies wäre wol der einzige wesentliche Vorwurf, den man ihr machen kann — ist überhaupt durch eine entschiedene Ueberschätzung ihres Helden ausgezeichnet; so sehr man die Charakterfestigkeit und männliche Tüchtigkeit Klingers ehren mag und so vortheilhaft sie ihn vor allem von Lenz unterscheidet, so soll man doch nicht vergessen, dass dieser die unvergleichlich grössere poetische Begabung für sich hatte, und dass Klinger in mancher Hinsicht selbst mit geringeren Geistern nicht rivalisieren kann, dass er z. B. in Schärfe und Lebenswahrheit der Charakteristik hinter H.

Digitized by Google

L. Wagner zurückstehen muss „Klinger hält sich (nur mit Ausnahme einiger Scenen im leidenden Weibe) fern von dem Cynismus und der gemeinen Natürlichkeit, welche die Dramen von Lenz und Wagner zu einer oft sehr unerquicklichen Lectüre macht" (S. 6) — solche und ähnliche Sätze sind ebenfalls zurückzuweisen. Abgesehen davon, dass auch andere Werke Klingers Cynismen enthalten (Sch — — kerl im „Otto" u. a. m.) wollen wir doch überhaupt diesen Massstab nicht anlegen; eenu was würde sonst aus dem „Götz"?*

Dass Klinger, alles in allem, eine vornehmere Natur war als Lenz und Wagner, wird natürlich niemand leugnen.

Im Gegensatz zu Erdmann hat Schmidt gewusst sich völlig frei zu halten von jener zur Ueberschwänglichkeit neigenden Anschauung; ich unterschreibe durchaus seine so formulierte Auffassung: „Lenz tritt uns als ein nur nicht zur Reife gediehener Dichter entgegen, während von einer rein poetischen Begabung bei Klinger kaum die Rede sein darf. In seiner zweiten Periode arbeitete er sich zum Schriftsteller empor." (S. 74).

Jenes nachbilden der Motive anderer nun ist bei Klinger nicht ein vorübergehendes; es ist also etwas wesentlich anderes bei ihm als bei Lessing, Goethe, Schiller, Kleist. Es scheint mir wünschenswerth, dies einmal des näheren auszuführen — wobei es sich natürlich nicht entfernt darum handeln kann, alle entlehnten Motive anzugeben; es soll nur versucht werden, eine reichliche Anzahl von Beispielen zu geben, welche geeignet sind, das behauptete anschaulichst zu belegen.**

Es empfiehlt sich, mit Shakespeare, als dem einflussreichsten, zu beginnen; die Dramen, die hier zunächst in Betracht kommen, sind „Julius Cäsar" und „Coriolan" einerseits, „Romeo und Julia" anderseits. „Cäsar" steht in erster Linie; es liegt nahe, dies mit der Römerschwärmerei des Dichters in Verbindung zu bringen. „Wer den Geist nicht in sich fühlt," heisst es in der Vorrede zum Rigaischen Theater,

---

* Der Gipfel der Geschmacklosigkeit scheint im „Aristodemos" erreicht, wo, um Hermione vor dem Opfertod zu retten, Mutter und Bräutigam ihre jungfräuliche Ehre beschimpfen; der Vater aber ruft, nachdem er sie getödtet, den Matronen zu: „Seht, ob sie ein reines Opfer gefallen ist; weit hab ich ihre Seite geöffnet".

** Es versteht sich, dass bereits von anderen gegebenes nur kurz wiederholt wird. Einiges hatte schon Gervinus angedeutet; das meiste hat Erich Schmidt „Lenz und Klinger", „H. L. Wagner" (S. 3), „Anzeiger f. dt. Alterth." (IV 221) beigebracht. Ferner Erdmann; Werner „L. P. Hahn" (117 ff.) einiges für den „Otto". Von dem „Otto" sehe ich hier ab. Vgl. auch Quellen und Forschungen Heft 40 S. 83 ff.

Digitized by Google

„der die Römer zu Thaten führte, die wir nur bewundern können, wird uns, wie Korneille, wohlgesetzte Reden nach den römischen Schriftstellern vordeclamieren; aber uns nie den Mann in seinem Fleisch und Bein, Nerven und Geist vorzaubern, wie Shakespeare in seinem Koriolan, Brutus und Kassius thut."*

Auf die Aehnlichkeit Guelfos, in den „Zwillingen", mit Cassius hat bereits Erich Schmidt aufmerksam gemacht. Eine Eigenthümlichkeit in den Nachahmungen Klingers, die wir noch öfter beobachten werden, tritt uns gleich hier entgegen: die Figuren, welche ihm Vorbild sind, werden ein oder mehrere Male genannt. So ist im Anfang der „Zwillinge" von Brutus und Cassius die Rede, Guelfo erklärt den Cassius näher zu fühlen, während Grimaldi „sich den Brutus vorzieht". Er will den Cassius malen. „Wie machtest du das?" fragt Guelfo?

„Grimaldi. Ich wollte den Guelfo ansehen, fest, ohne Zittern; wollte diesen Blick nehmen, diese Farbe, diese lebenden Muskeln — he, Guelfo?

Guelfo. Wilst du mich stolz machen?" (I 1, 129 ff.)

Am lebhaftesten schwebt „Cäsar" vor in den Dramen, deren Hauptthema Verschwörung und Befreiung von fürstlichen Tyrannen ist, im „Stilpo" und im „Günstling".

„Stilpo" I 5 tritt Antonia zu Stilpo und Rinaldo, welche „Tod und schreckliches Verderben" dem Fürsten geschworen haben, wie Portia II 1 zu Brutus kommt, den die verschworenen verlassen haben. Beide wollen erfahren, was vorgegangen ist, und Antonia beruft sich — wie oben Guelfo auf Cassius — auf die Grösse der Portia, die Brutus „heldenmüthig im Tod vorgieng".**

* Doch liegt ihm, besonders in der späteren Zeit, Tacitus (und Sueton) näher als Shakespeares Berichterstatter Plutarch, den er sogar — Betrachtungen 275 — den „ewig geschwätzigen" zu nennen wagt, in schroffem Gegensatz zu seinem Herrn und Meister Rousseau (Vgl. R. R. Goethe 215 f.) und seiner eignen Jugend. Ebenso charakteristisch ist es, wenn er Juvenal und Persius, 351, auf Kosten von Horaz erhebt. Vgl. noch 134. — Auch Karl Moor IV 5 (159) muss „Römergesang hören, dass sein schlafender Genius wieder aufwacht."

** Dieselbe Scene hat Schiller zweimal nachgebildet, Fiesco III 3 (vgl. Zeitschrift f. dt. Alt. u. dt. Litt. XX 373) und Tell I 2 (283). Wie Portia stolz darauf ist, Catos Tochter zu sein, so rühmt auch Gertrud sich „des edeln Ibergs Tochter" u. s. w. Sehr gut hat David Strauss („Der alte und der neue Glaube" 335) bemerkt, wie störend die Dissonanz zwischen diesem hochstilisierten Auftritt und der volksthümlichen Eröffnungsscene selbst auf der Bühne wirkt; und es ist gewiss bezeichnend, wenn Schiller in seinen Schweizer Landleuten Brutus und Portia sieht.

Digitized by Google

Piedro, der zweite Sohn des Stilpo, hat einige Züge von Cassius, darin dem jüngern Sohn in den „Zwillingen“ ähnlich. Der „Stilpo“ erinnert überhaupt, in mehreren Situationen, an die „Zwillinge“; der Hass der Brüder wird durch die Liebe zu demselben Mädchen verstärkt, das der jüngere indess weniger innig und wahr liebt als der ältere; das Trinkgelage der 1. Scene kehrt Stilpo III 6 wieder, an der Stelle von Grimaldi steht hier Pomponius. Und in dieser Scene ist es auch, wo, wie in den „Zwillingen“, bedeutungsvoll der Name des Cassius erscheint. Pomponius sagt zu Piedro:

„Diese deine Bleichheit, diese dürre, hagre Gestalt ist der Behalter eines feuervollen kühnen Geistes. Du weisst, dass der grosse Cäsar nur den Kassius fürchtete“ (III 6, 323). Vgl. „Cäsar“ I 2 (ich citiere nach Eschenburgs Uebersetzung 1775—82): „Der Kassius dort hat ein hagers, hungriges Gesicht; er denkt zu viel; dergleichen Leute sind gefährlich. .“

Die Aehnlichkeit lässt sich noch weiter verfolgen. Stilpo z. B. sagt: „Hörst du ihn je viel reden aus Furcht sich zu verrathen? Hast du ihn je Wein trinken sehen, oder lustig seyn?“ (I 6, 271), und Piedro selbst: „Ich kann die lustigen Leute nicht leiden“ (III 6, 319). Cäsar sagt: „Er liebt keine Schauspiele, er hört nicht gern Musik; er lächelt selten. .“

Starken Einfluss des „Cäsar“ zeigt auch der „Günstling“. Brankas gleicht Brutus, die Verschwörungsscene III 2 der entsprechenden „Cäsar“ II 1. Ich führe nur an, dass Brankas, wie Brutus, die feierliche Bekräftigung des beschlossenen für überflüssig erklärt.

„Brutus. Gebt mir alle eure Hand.

Kassius. Und lasst uns unsern Entschluss beschwören.“

„Don Diego. Eure Hand zum Schwur.“

„Brutus. Nein, keinen Eid! — Bewegt uns nicht die Ehre beym Volk . . so brecht bey Zeiten ab“ (II 1).

„Don Brankas. Wenn Schwüre eurem Herzen Zuversicht geben müssen, so steht ab“ (III 2, 60).

Nachdem die Verschwörer fort sind, kommt Brankas' Mutter hinzu, wie Portia — und Antonia im „Stilpo“ — und will wissen, was vorgegangen ist.

Brankas ist, wie man sieht, Brutus, er ist aber auch — ein Beweis, wie wunderlich die Motive sich mischenund verwirren. — Coriolan. Er ist ein tapfrer Krieger, „der Maurer und Kastilier Schrecken“, und findet sich bei der Rückkehr aus siegreichem Kampf mit Undank belohnt. Er verbündet sich mit den Feinden des Staates, besonders mit dem Kastilier Velasko, und ist auf dem Wege, seines Vaterlandes Unglück herbeizuführen, als er durch die Ueberredung seiner Mutter dazu geführt wird, seine persönliche Beschimpfung zu vergessen und den Staat zu erretten. Wie Coriolan gerade durch dieses vergessen der persönlichen Beschimpfung sich selber untreu

Digitized by Google

wird, und wie er den Vorstellungen seiner Mutter weicht, ob er gleich gewiss ist, seinen Untergang damit zu besiegeln; die wundervolle Tiefe der Worte:

„Du hast beglückten Sieg für Rom erkämpft;
Allein für deinen Sohn, — o, glaube, glaube! —
Den schädlichsten, wenn nicht den tödtlichsten.
Doch immerhin!"

— das hat Klinger natürlich nicht nachbilden können. — Gut hat Schmidt, S. 90, ausgeführt, wie der „Günstling" mit der Stimmung der russischen Zeit zusammenhängt; der König erscheint als der nur verleitete, bereuende, und aller Schatten fällt auf den Günstling.

Dass einem mit Shakespeare vertrauten Dichter, wenn es sich um Themata handelte, wie sie im „Stilpo" und im „Günstling" vorliegen, die gewaltigen Scenen des „Cäsar" und „Coriolan" vorschweben mochten, darf uns nicht eben Wunder nehmen; anders steht es aber in Fällen, wo scheinbar gar keine Veranlassung vorlag an jene Dramen zu denken und wo doch bis ins einzelne Uebereinstimmung sich findet; hier erst werden wir voll den ausserordentlichen Eindruck, den Klinger von Shakespeare empfieng, ermessen können. Ein solcher Fall liegt vor in den „falschen Spielern" in der 4. und 5. Scene des I. Acts. Die grosse Scene zwischen Brutus und Cassius, IV 2, liegt zu Grunde; der Marquis und Balluzzo, zwei Falsch-Spieler, gerathen in einen heftigen Wortwechsel, in welchem sie übrigens in unleugbar geschickter Weise ihre Charaktere exponieren.

Folgende Stellen lassen sich auch im einzelnen vergleichen:

„Brutus. Ich schickte zu dir um Gold, meine Legionen zu bezahlen; und du schlugst mirs ab. War das gehandelt, wie Kassius handeln sollte? Hätt' ich dem Kajus Kassius so geantwortet!"

„Marquis. Wie vielmal schickte ich Jean nach 100 Dukaten und Jean kam leer. Ist das brav? Ist das Dank?"

In diesen und ähnlichen Stellen ist der Marquis Brutus, Balluzzo Cassius; doch auch das umgekehrte findet sich, z. B.:

„Brutus. Du sagst, du seyst ein besserer Soldat . .

Cassius. Ich sagte, ein älterer Soldat, nicht ein besserer. Sagt ich ein besserer?"

„Balluzzo. Wie, ich wär' ein dummer Spieler?

Marquis. Das wollt ich nicht sagen. Ich meinte, ich sey ein edlerer Spieler. ."

In „Cäsar" kommt ein dritter hinzu, der zum Frieden mahnt: „Schämt euch doch ihr Feldherren, was heisst das?" Ebenso in den „Spielern". „Wie, Ihr Herren," ruft dieser, „seyd ihr toll? was soll das heissen?", und er fügt hinzu: „Ist es Zeit hier den Brutus

Digitized by Google

und Cassius zu spielen, während der reiche Octavius mit gespickter Börse aufmarschirt?"

Der naive Leser, der sich im Augenblick nicht der Zankscene des „Cäsar" erinnert, wird hier den Dichter einfach nicht verstehen; wir werden darin wieder ein Beispiel sehen jener merkwürdigen Art Klingers bei irgend einer passenden — oder wie hier unpassenden — Gelegenheit sein Vorbild zu nennen.

Dieselbe Beobachtung hat Erich Schmidt (Lenz und Klinger S. 100) für alttestamentarische Gestalten gemacht; er schildert das Verfahren des Dichters hübsch mit diesen Worten: „Die Parallele drängte sich ihm so stark auf, dass sie nicht nur ein allgemein verstärkendes Motiv wurde, sondern, wie sie Klinger selbst klar empfand, auch von den solchergestalt handelnden Personen gewahrt und ausgesprochen wird."

Die Gartenscene des „Romeo" hat Klinger dreimal nachgebildet: im „leidenden Weib" III 1, III 3—5; in „Sturm und Drang" V 7 u. 8; im „Stilpo" II 2 („Platz vor Pomponius Garten"). Im „leidenden Weib" ist wiederum mehrmals von „Romeo und Julia" die Rede, die geliebte, die selbst Julie heisst, nennt ihren Liebhaber Romeo; er versprach für sie eine Scene aus „seinem" Shakespeare zu übersetzen, nach der sie wiederholt fragt; er aber lehnt es ab: „Ich konnte nicht; sah meine Liebe; vergass Romeos seine."

Von Uebereinstimmungen will ich nur diese herausheben:

„Julia. Wenn du glaubst, ich habe mich zu bald gewinnen lassen, so will ich sauer sehen... Gern hielt ich streng auf Sitte."

„Julie. Nicht wahr, Franz, ich hätte mich nicht so gleich ergeben sollen, es wäre dir selbst lieber gewesen?" (III 1. Tieck 1, 185.)*

„Romeo. Fräulein, bei jenem seligen Monde schwör ich..

Julie. O! schwöre nicht bey dem Mond!.."

„Franz. Gieb mir alle Liebe; ich will sie wahren, bei dem Glanz des heiligen Monds.

Julie. Schwöre nicht!.." (III 5, 192).

Wenn Brand, die zweite männliche Hauptperson des Dramas, sich auf dem Grabe seiner geliebten tödtet, dürfen wir ebenfalls an Romeo denken.

Im „Stilpo" ist, wie in „Sturm und Drang", Liebe zwischen den Sprösslingen feindlicher Eltern dargestellt, Horazio hat im Kampf zu erweisen, dass seine Liebe seiner Tapferkeit nicht feindlich war; ihm ist ein Freund beigegeben, der über Vernachlässigung klagt, gleich Benvolio und Mercutio.

---

* Vgl. Piccolomini III 5 Thekla: „Ich sollte minder offen sein, mein Herz Dir mehr verbergen; also wills die Sitte."

Digitized by Google

Es findet sich ferner — ganz überflüssiger Weise — eine Amme* des Liebhabers, — welche auch von seiner Mutter mit „Amme" angeredet wird, wie Julias Amme von jedermann; IV, 4 werden Geschichten aus seiner Jugend erzählt: er hat einen Fall gethan etc. Vgl. die allbekannte geniale Scene Romeo I, 3, eine jener Scenen, wie sie eben nur Shakespeare gelingen.**

Hiermit dürfte das wesentlichste gesagt sein über „Cäsar" und „Romeo", die für Klinger gleichsam die Grundbücher der Dramatik sind und die ihn immer und immer von neuem zur Nachahmung reizen. Bevor wir dasjenige Drama betrachten, welches unter Lessings Werken für ihn eine ähnliche Bedeutung hat, die „Emilia Galotti", wollen wir noch in Kürze die Nachahmung einiger anderer Shakespearischer Situationen bei ihm beobachten.

Die ergreifende Klage des Othello, als er Desdemona schuldig glauben muss:

„Solch eine feine Stickerinn mit der Nadel. — Solch eine Kennerin der Musik! — So belebt! so witzig! so voller Geist!" (IV, 1) finden wir unter ganz ähnlichen Verhältnissen — im „Derwisch" wieder:

„Derwisch. Eine so sanfte Seele! so süsse Mienen! so ein zauberhaftes Wesen! so unschuldsvolle Augen!" (III, 8, 189),
und noch einmal in der „Elfride":***

„Eine solche Liebe! eine solche Seele! solch eine Stimme!" (III, 3, 329.)

Als der Derwisch seine geliebte getödtet hat, glaubt er, „die Sterne müssten sich verdunkeln bey dieser That, ein allgemeiner Schrecken die Natur überfallen" (III, 11, 194); ebenso Othello: „Itzt sollte eine grosse Verfinsterung an Sonne und Mond seyn, und der geschreckte Erdball sollte sich aufthun!" (V, 2.)

In der „Elfride" ist ebenfalls noch ein zweites Motiv des „Othello". Othello erzählt:

„Eine Zigeunerin gab dieses Schnupftuch meiner Mutter; sie war eine Zauberinn und konnte den Leuten fast in der Seele lesen... Meine Mutter gab es mir, als sie starb, und befahl mir, wenn ich dereinst eine Frau nehmen würde, es ihr zu geben... Es ist etwas Zauberisches in dem Gewebe dieses Tuchs." (III, 4),

---

* Eschenburg hat übrigens die Amme (nurse) „Wärterinn" getauft.

** In der Erzählung des Daniel von den Jugendstreichen des Räubers Moor IV, 3, scheint übrigens dasselbe Motiv vorzuschweben. Moor hat sich das Auge verletzt, wie Julia die Stirn, u. s. w.

*** Ich bemerke, dass nach dem Messkatalog der Michaelis-Messe von 1783 eine Ausgabe der „Elfride" existiert „Basel bei I. I. Thurneysen dem Jüngern und Leipzig in Commission bei Joh. Phil. Haugen", welche Goedeke nicht verzeichnet.

Digitized by Google

und Edgar sagt:

„Lassen Sie mich Ihr Herz und Treu mit dieser Kette fesslen. Eine Königin, meine Mutter trug sie. Eine Genueserin bracht' sie ihr und versicherte sie, dieselbe sey von geheimer Kraft." (IV, 3, 340.)*

Dass die komisch sein wollenden, rohen Scenen des „Simsone" unter Shakespeares Einfluss stehen, dass z. B. Truffaldino ein Shakespearescher Clown sein möchte u. a. m., kann ich nur andeuten.

Der Einfluss Lessings, besonders der „Emilia", zeigt sich in den ersten Dramen Klingers: „Leidendes Weib", „Zwillinge", „Otto", weniger stark als in denen aus späterer Zeit, wo das Thema der „Emilia" immer und immer wieder zu neuen Variationen um- und fortgebildet wird. Es scheint, als ob Klinger in den ersten Jahren für das politisch-revolutionäre des Dramas noch nicht empfänglich war; natürlich hat ihn das nicht abgehalten einzelne Züge der „Emilia" schon vorher, in seiner Weise nachzubilden. So im „leidenden Weib" das Wort der sterbenden Emilia: „Eine Rose gebrochen, ehe der Sturm sie entblättert"; hier aber ist er der Nachahmung sich aufs deutlichste bewusst und weist in Folge dessen mit besonderm Nachdruck auf sein Vorbild hin. Der Gesandtin, welche die Ehe gebrochen hat, wird von ihrer Tochter eine Rose gebracht. Sie spricht:

„Von meinem Busen weg! Eine Rose! Ich habe die Rose gepflückt, ehe sie der Sturm entblättert. Es steht in einem Trauerspiel, glaub ich, der Vater erstach seine Tochter, eh' der Sturm kam .." (V, 1.)

„Emilia (bekömmt die Rose zu fassen). Du noch hier? — Herunter mit dir!" (V, 7.)

Erdmanns Ansicht, dass die Reminiscenz wirkungsreich und fein benutzt ist (S. 12), kann ich nicht beipflichten. Die Worte geben nur einen halben oder gar keinen Sinn. Auch hier zeigt sich vielmehr, wie mir scheint, dass Klinger alles gebrauchen kann, auch das was er nicht gebrauchen kann.

In den Liebesscenen des dritten Acts — in dem ganzen dritten Act kommen die Helden, Brand und die Gesandtin, nicht zum Vorschein, ja es wird überhaupt nicht von ihnen gesprochen — schwebt nicht nur „Romeo", sondern auch „Minna von Barnhelm" vor („das muthwillige Mädchen" III, 1, 184; vgl. Lessing IV, 6, 602); auch hier hat Klinger getreu sein Vorbild angegeben: die liebenden

* Wiederum hat Schiller, Fiesco II, 4, dasselbe Motiv benutzt. Othello. „War das nicht Cassio, der von meiner Frau weggieng?" (III. 3.) Fiesco. „Wer wars, der da weggieng? . . Auf dem Sopha blieb dieses Schnupftuch liegen. Meine Frau war hier" u. s. w. Es ist, wie öfter, ein deutliches Zeichen der Nachahmung, dass diese Scene keine Folge hat und für den Zusammenhang überflüssig ist.

Digitized by Google

nennen sich Minna und Tellheim. Erdmann glaubt, dass man in Anbetracht der Empfindung und Zartheit, mit der die Liebesscenen ausgemalt seien, nicht mit Klinger darüber rechten solle, dass manche Situationen den beiden an sich so verschiedenen Mustern nachgebildet sind (S. 12), — eine Meinung, die ich ebenfalls nicht theilen kann. Ist es schon an sich bedenklich, wenn ein jugendlicher Dichter für eine Liebesscene der Muster bedarf, so ist die Vereinigung der Vorbilder, wie sie hier vorliegt — ausser von Romeo und Minna ist auch noch von Rousseau, Metastasio und Petrarca die Rede; und die Art, wie sich, ganz ohne Veranlassung, Franz als Lehrmeister, Julie als Schülerin geberden, erinnert an „der Widerspänstigen Zähmung" — diese Vereinigung der Vorbilder ist doppelt bedenklich. Es ist klar, dass die Gefühle, welche der Dichter ausspricht, keine reinen sind, dass sie aus Büchern zusammengelesen, nicht empfunden, sondern auempfunden sind und dass unser Maler auch Gemälde hinstellt, wofür er den Spiegel nicht in sich hat; und es ist ebenso klar, dass Klinger diesen Mangel theilt mit andern Dichtern, ältern und gleichzeitigen. Es liegt auf derselben Linie, wenn die Poeten des 18. Jahrhunderts, den sichern Boden des erlebten unter den Füssen verlierend, die künftige geliebte besingen, wenn Klopstock, wie später Miller und Voss, klagt „Dauernd verlangen, und ach! keine Geliebte dazu"; und es liegt auf derselben Linie, wenn Klopstock, wenn Lenz sich an dem Feuer wärmen, das Petrarca seiner Laura, das Rousseau der Frau von Houdetot angezündet hatte, wenn Leisewitz, „um sich gehörig zu echauffieren", im Shakespeare und, sofern es sich um eine „verliebte" Scene handelt, auch in den Briefen seiner Braut liest. L. P. Hahn, der entsetzliche, findet sich dann bemüssigt, ausdrücklich zu versichern, er sei keiner von den kalten Klötzen, die sich aufm Flügel ins Feuer spielen müssen. — Wie heben sich doch die Dichtungen Goethes durch die Gestaltung des erlebten, und nur des erlebten, von denen der Genossen ab, Goethes, der freilich — auch das ist charakteristisch und unterscheidet ihn von Klinger — nicht als Stürmer und Dränger beginnt, so wenig wie Lenz.

In der „neuen Arria" finden wir dieselben litterarisch gebildeten liebenden, wie im „leidenden Weib": die geliebte heisst Laura, der Liebhaber meint, Petrarca konnte seine Laura nicht sanfter lieben (I, 4, 153); Laura, die sich von ihm trennen soll, weiss in der letzten Unterredung, da das Herz ihr blutet, ihren Schmerz wiederum nur in litterarischen Anspielungen auszusprechen:

„Willst du mir den Petrarca, meinen ehemaligen Liebling, lassen, den du mir an jenem schönen Morgen schenktest? Ich les' die Schwestergesänge nicht mehr. Kein süsses Liebesliedchen mehr... Jetzo lass mir ihn bloss um des Siegs über den Tod." (I, 6, 160.)

Wir ersehen übrigens aus dem „leidenden Weib" und der „neuen Arria" deutlich, dass Klinger, so sehr er auch später gegen die

Digitized by Google

empfindsamen zu Felde zog — und es kann das ein Beweis sein, wie stark jene Strömung war, wenn sie selbst den widerstrebenden mit sich fortriss — dass Klinger in seinen ersten Dramen ihr doch selbst verfallen war; vielleicht hat er später erkannt, wie viel forciertes, auch bei ihm, damit verbunden war, und hat gerade deshalb die schärfsten Ausfälle auf die schönen Seelen gemacht. Die Wendung des Dichters vom empfindsamen zum antik-heldenhaften ist wie symbolisiert in der Abwendung Julios von Laura, der Hinwendung zur stolzen Solina; und man merkt dem Dichter den Triumph an, wenn er am Schluss der tollen Scene zwischen Solina und Julio, I, 4, jene ausrufen lässt: „Und dieses war wol von keiner Seite eine Liebeserklärung nach der Mode?"

Noch ganz sentimental gehalten ist dagegen die Figur des lautespielenden Amante, eines jungen Malers, der, wie Conti die Emilia Galotti, Laura portraitiert hat, zum entzücken ihres Vaters, der gleichfalls Maler ist. „Ach du Meisterstück der Natur und meiner Kunst!" sagt Amante selbst (I, 1, 126) mit jener Bescheidenheit, welche den Personen der Stürmer eigen zu sein pflegt. Der Prinz hatte gesagt:

„Ah! schönes Werk der Kunst, ist es wahr, dass ich dich besitze? — Wer dich auch besässe, schönes Meisterstück der Natur!" (I, 5.)

Interessant ist es, zu beobachten, wie in den Dramen jener Zeit, nachdem Lessing seinen Conti geschaffen hatte, bald hier, bald dort Künstler auftauchen. Klinger begnügt sich nicht mit einem Exemplar. In der „neuen Arria" fanden wir bereits zwei Maler*, ein dritter ist Martano im „Schwur", der sich das Bild der Barone „schnell ins Herz, aber nicht so schnell in Aug und Pinsel sah" (III, 2, 59), ein vierter in der „Elfride" ist glücklicher Weise nur angedeutet. Das für die Handlung so wesentliche Bild der Elfride erinnert an das Portrait der Emilia. — Den, uns heutigen, ach nur zu sehr bekannten Effect des Malerateliers bringt Gemmingen im „Deutschen Hausvater" auf die Bühne. („Es stehen verschiedene Kunstwerke und Mahlereyen herum. In der Mitte eine Staffeley, auf welcher ein Gemählde ist.") Darauf finden wir einen ziemlich gleichgiltigen Maler im „Fiesco"; in das öde Ritterstück Jacob Maiers, „Fust von Stromberg", hat sich gar ein „griechischer" Maler verirrt. (In Mannheim spielte Iffland die Rolle.) — Dass Miller, in „Cabale und Liebe", Künstler ist, ist nicht sehr wesentlich; und Goethes „Künstlers Erdenwallen" und „Künstlers Apotheose" gehören wol auch nur ungefähr in diese Reihe; sie hängen mit Rousseaus „Pygmalion" zusammen.

In der „neuen Arria" nun, um zu unserm Gegenstand zurückzukehren, finden wir zuerst das Thema der „Emilia" angeschlagen;

* Dass hier dem Dichter die „Emilia" vorschwebte, hat schon Karl Lessing erkannt; vgl. Lessings Werke, Lachmann Bd. XIII, S. 555.

Digitized by Google

wir finden hier, wie im „Simsone", im „Stilpo" und im „Günstling", einen schwächlichen, sinnlich begehrlichen Fürsten, Verderbtheit der Höflinge u. s. w.; das Drama ist auch im einzelnen voll von Motiven und Wendungen seines Vorbilds. Ich führe nur einiges aus. Der Prinz Galbino ist natürlich Lessings Prinz Hettore, Drullo ist ungefähr Marinelli, Julio ein Stück Appiani, ein grösseres Stück Hettore; er ist ein Glied jener Reihe (George Barnwell) — Mellefont — Prinz Hettore — Weislingen — Clavigo — Fernando — Karl (im „Deutschen Hausvater"), zu der man, wenn auch weniger eng, noch Schillers Fiesco, Ferdinand und Carlos rechnen kann; er schwankt zwischen einem niedrig stehenden, empfindsamen Mädchen und einer höher stehenden, mehr leidenschaftlichen Heroine, zwischen Laura und Solina, wie jene, mehr oder minder, schwanken zwischen (Maria — Millwood), Sara — Marwood, Emilia — Orsina, Marie — Adelheid, Marie — — —, Stella — Cäcilie*, Lottchen — Amaldi, Leonore — Julia, Louise — Milford, Königin — Eboli. — Das Motiv: ein Mann zwischen zwei Frauen, ist von hier ab, und bis heute, in unserer Litteratur Lieblingsmotiv. Das umgekehrte: eine Frau zwischen zwei Männern, herrscht u. a. im Ritterdrama und bei Hebbel.

Odoardo fragt, nach Emiliens Ermordung, mit bitterm Hohn den Prinzen:

„Nun da, Prinz! Gefällt sie Ihnen noch? Reitzt sie noch Ihre Lüste" (V, 8);

ebenso Paulo den Julio:

„Gefällt sie Ihnen so blass und todt?" (III, 3, 209.)

Eine ähnliche Situation noch einmal in der „Medea"; Medea ruft dem Jason zu, nachdem sie die Kinder getödtet hat:

„Gefallen dir die Knaben? Hab ich dir zugerichtet das Brautbett mit der jungfräulichen Braut?" (V, 102.)

Solina erwirbt vor unsern Augen den Dolch, der für die Katastrophe nöthig ist; sie nennt ihn wie Emilia ihren Freund („ein unbekannter Freund ist auch ein Freund"):

„Ha! ich denk' ein Freund wie dieser kann nichts schaden. Wir brauchen in gewissen Fällen Freunde, auf die man sich verlassen kann . . . Wohl will ich dich wahren, wie man seinen Herzensfreund wahrt." (IV, 4, 232.)

Drullo hat, gleich Marinelli, einen Ueberfall veranlasst; Julio stach seinen Karlo auf den Tod, ruinierte ihm fünf der besten Kerls (V, 1, 248), wie Appiani Knall und Fall den einen niederschoss (IV, 1, 153). Drullo klagt, gleich Marinelli, über Undank:

„Ist das der Dank dafür, dass ich sie errettete?" (V, 1, 248.)

---

* Die zweite natürlich nicht hieher gehörig; es ist bemerkenswerth, wie Goethe der Schablone entgangen ist. Dasselbe gilt von den beiden Leonoren des „Tasso", von Klärchen und der Regentin im „Egmont".

Digitized by Google

„Marinelli. Da find' ich mich schön belohnt!" (III, 1, 141.)

„Galbino. Haben Sie Geduld mit mir!" (V, 1. 248.)

„Der Prinz. So verzeihen Sie mir, Marinelli . ." (I, 6, 121.)

Wenn es der Mühe lohnte, liesse sich die Uebereinstimmung noch weiter verfolgen; ich gebe nur noch zwei Beispiele:

„Julio. Ich schwöre.

Solina... Mir schwören? Ha, ha, ha, mir schwört man auch!" (I, 4, 146.)

„Marinelli. Nicht aus Verachtung.

Orsina. Verachtung! Verachtung! Mich verachtet man auch! mich!" (IV, 3, 158.)

„Solina. Wie er da steht! Held! Held! bist du ein Mann?" (I, 4, 152.)

„Orsina. Wie er da steht, der Herr Marchese!" (IV, 3, 157.)*

Ich verzichte ebenso darauf, für „Stilpo" und „Elfride" nachzuweisen, wie oft auch hier Klinger aus Lessings Mitteln zehrt, und hebe nur ein Beispiel heraus:

„Pandolfo. Sie werden machen, dass ich bleibe.

Fürst. . . Dein Troz, dein hämischer Neid, dein Stolz, der alles beleidigt." (I, 10, 276.)

„Just. Ich bleibe bey Ihnen; ich muss bey Ihnen bleiben.

v. Tellheim. Und deine Hartnäckigkeit, dein Trotz, dein wildes ungestümes Wesen . ." (I, 8, 561.)

Wie Klingers „Derwisch" aus dem Derwisch des „Nathan" erwachsen ist und wie nur dieses Lessingsche (resp. Rousseausche) Element das Stück für uns geniessbar macht, hat Schmidt (Anz. f. dt. A. u. dt. Litt. IV, 222 f.) nachgewiesen; wir brauchen uns also

---

* Es ist ein beliebtes Wort, dass man in Untersuchungen, wie diese, eicht „zu weit" gehen könne; ich will deshalb wenigstens in Kürze den Vorbehalt machen, dass für mich das Kriterium stets das ist, ob eine Situation, eine Wendung **praegnant** ist oder nicht. Es wäre gewiss sinnlos, wollte man **lediglich** aus Uebereinstimmungen von der Art der letztgegebenen die Vorbildlichkeit erkennen; wenn ich aber Aehnlichkeiten in Charakteren, Situationen und Motiven finde, so bin ich berechtigt auch bei unwesentlicherem auf eine Beeinflussung zu schliessen. Wenn also Orsina in verächtlichem Spott, in wegwerfendem Hohn ruft: „Wie er da steht, der Herr Marchese! Was er für Augen macht!", so liegt in diesen Worten, obgleich sie an sich nichts ungewöhnliches haben, doch — für mein Gefühl — etwas so für Orsina charakteristisches und zugleich so Lessingsches, dass ich, wenn sie mir in einem Drama wieder begegnen, das sonst stark unter Lessings Einfluss steht, und in dem Munde einer Figur, welche derjenigen entspricht, die dort den Ausspruch thut — dass ich dann unbedenklich einen Zusammenhang annehme.

Digitized by Google

auch mit diesem Werke nicht näher zu beschäftigen. Dagegen wird es nöthig sein, von den späteren Dramen noch einige herbeizuziehen, deshalb, weil es für Klinger charakteristisch ist, dass er sein ganzes Leben lang sich nur willig ergeben, aber nie sich befreit hat.

Ich wähle den „Günstling" und „Aristodemos" aus. „Emilia" hat auf den „Günstling" in doppelter Weise gewirkt, einmal direct, und dann durch Schillers „Fiesco" hindurch; bei den starken Wirkungen und Wechselwirkungen, welche die Litteratur jener Zeit kennzeichnen, ist ein solcher Fall nicht vereinzelt; ganz ähnlich scheint z. B. Wagners „Kindermörderinn" auf Schillers „Cabale und Liebe" direct und durch den „Deutschen Hausvater" gewirkt zu haben. Der König im „Günstling" hat Gabriele, die Braut des Brankas, in dessen Abwesenheit verführt — eine neue Saite auf dem alten Instrument, Emilia rediviva. Helfer bei der Verführung waren

„Blut, Sinne, Tanz, Musik" (I, 3, 19);

in der „Emilia" hiess es:

„Ich habe Blut, mein Vater; so jugendliches, so warmes Blut, als eine. Auch meine Sinne sind Sinne... Ich kenne das Haus der Grimaldi. Es ist das Haus der Freude." (V, 7, 178.)

In der fünften Scene des ersten Actes kehren jene prophetischen Entzückungen wieder, in denen ein Mal Orsina, das andere Mal Odoardo Bilder der Rache, welche den Verführer treffen soll, ausmalen: „Wenn dann die Gierde" etc., „Jede Thräne" etc. (33). Wir vergleichen ferner:

„Marinelli. Hier aus diesem Fenster können Sie ihn sehen. Er geht die Arkade auf und nieder... Ganz einig ist er mit sich noch nicht." (V, 1.)

„Don Diego. Ich seh ihn dort — in der Galerie; er geht wie ein Mann dahin, der noch nicht einig mit sich ist." (III, 1, 50.)

„Der Prinz. Hier! heb' ihn (den Dolch) auf." (V, 8.)

„König... hebe diesen Dolch auf; ich hab ihn selbst geschliffen; er sey mein Spiegel, und der Spiegel meiner Nachfolger. Es geht tief hier, was ich bey diesem Werkzeug fühle!" (V, 4. 109.)

Ebenso, wie Lessing, erinnert auch Klinger an die Geschichte der Virginia. (Aehnlich Schiller, „Fiesco" I, 10. II, 17.)

„Emilia. Ehedem wohl gab es einen Vater, der seine Tochter von der Schande zu retten, ihr den ersten den besten Stahl in das Herz senkte.." (V, 7.)

„Alviero. Brutus zog den Dolch aus dem Busen der Entehrten, und die entflammten Römer schwuren den Eid zur Freyheit.." (II, 3, 46.)

Hier haben wir noch ein Mal den Hinweis auf ein bekanntes Vorbild, den wir so oft bei Klinger fanden; er steht damit, wie man sieht, nicht allein; aber Lessing (und ebenso Schiller) denkt an ein geschichtliches Ereigniss, nicht an ein dichterisches Product. — Es

Digitized by Google

sei noch erwähnt, dass in Lessings „Sara“ Marwood in ähnlicher Weise sich eine „neue Medea“ nennt und dass Rousseau, auch bevor er für seinen Roman den Titel „Nouvelle Héloïse“ gefunden hatte, bereits in dem Werke selbst auf die Geschichte von Abailard und Heloise hingedeutet hatte (R. R. Goethe 109). Vgl. auch Den neuen Menoza, Die neue Arria, Romeo und Julia auf dem Dorfe u. s. w.

Im „Aristodemos“ tödtet Aristodemos seine Tochter Hermione, um sie vor Schande zu retten. „O mein Vater,“ fleht sie, „meine Seele ist verdunkelt von der Schande! — rette! rette du mich!

Aristodemos. Ich verstehe dich, geliebtes Kind! — Den Tod kannst du leiden; aber nicht ertragen den Flecken in deine jungfräuliche Ehre!..“ (V, 143.)

Vgl. noch:

„Emilia. Und Sie so unruhig, mein Vater?

Odoardo. Und du so ruhig, meine Tochter?“ (V, 7.)

„Hermione. Und du bist so kalt und unthätig? . . Bin ich ruhig?“ (II, 99, 100.)

Dem ausserordentlich starken Einfluss Shakespeares und Lessings gegenüber kann der Goethes — da es sich ja hier nicht um die ganze litterarische Richtung, sondern nur um einzelne Motive und Wendungen handelt — leicht gering erscheinen; er ist es in der That im Verhältniss zu dem, welchen jene Dichter ausübten, aber eben nur im Verhältniss. — Mit dieser allgemeinen Andeutung muss ich mich, aus Rücksicht auf den Raum, für jetzt begnügen; ich hoffe später einmal das versäumte nachholen zu dürfen.

Ebenso muss ich darauf verzichten, nachzuweisen, was Klinger aus den Dramen von Lenz und Schiller und aus Producten untergeordneten Ranges gewonnen hat; nur ein Beispiel will ich geben. In der „Medea (in Korinth)“ sollen, als Jason und Medea sich trennen, die Kinder entscheiden, bei wem sie in Zukunft bleiben wollen; ganz so ist es im „Deutschen Hausvater“:

„Sophie. Nicht wahr, du bleibst bey mir?

Das Kind. Ja Mutter, liebe Mutter —“

„Medea. Seyd ihr nicht mein?

Söhne. Dein Mutter! Dein!“

„Sophie. Nicht wahr, bey mir?

Monheim. Bey mir, mein Kind?

Das Kind. Bey dem Vater und der Mutter... (Beyde wollen das Kind umarmen, sie begegnen sich, sehen sich gerührt an; dann fallen sie sich um den Hals.)

Hausvater. O Natur, Natur!“ (V, 5.)

„Medea. Ha, mütterlich ist mehr!

Jason. Kommt, meine Kinder, seyd ihr nicht mein?

Söhne. Dein! und der Mutter auch!

Medea. Vermagst du zu trennen, was der innigste Ruf der

Digitized by Google

Natur, das heiligste Gefühl zusammenknüpft!" (Ihn umfassend, und die Kinder in die Gruppe ziehend.) (III, 60 f.) . . .

Das Ergebniss aber der vorliegenden Untersuchung dürfte in zwiefacher Weise zu verwerthen sein. Es ist einmal, wie sich von selbst versteht, für die Würdigung Klingers unumgänglich, zu sehen, was er von andern gelernt hat. Zweitens jedoch wird es sich eines Tages für uns darum handeln, zur vollen Erkenntniss der Sturm- und Drangperiode ihren Shakespeare gleichsam wieder aufzubauen; denn wie man zu sagen pflegt, dass sich, was wir sind, in unserer Goethe-Auffassung spiegele, so kann man dasselbe auch für die Stürmer in ihrem Verhältniss zu Shakespeare, und — in geringerem Masse — zu Lessing behaupten. Möchten die hier gegebenen Materialien als Bausteine zu einer solchen Reconstruction des Shakespeare, des Lessing der Genies brauchbar befunden werden!

November 1878. Otto Brahm.

Miscelle.

Die älteste Nachricht über eine Aufführung von Shakespeares Romeo und Julie in Deutschland (1604).

Bei Durchsicht der Theateracten des städtischen Archives zu Nördlingen stiess ich auf ein Schriftstück, welches einen nicht unwichtigen Beitrag zur Geschichte des Theaters und speciell des Shakespearischen Dramas in Deutschland enthält. Es ist die am 20. Januar 1604 beim Rathe der freien Reichsstadt Nördlingen eingereichte „vnnderthenige Supplication" einer Wandertruppe. Das Schreiben lautet, wie folgt:

Ehrnueste, Fürsichtige, Achbare, Grosgünstige vnndt wolweise Herrn, Supplicando Neben erpietung vnserer willigen diennste Bey E: E: W: AnnZubringen, khönnen wir vnnden Benannte Nicht vmbgehen.

demnach wir unnß ein Zeitlanng Inn Geistlichen vnndt weltlichen Historien: welche dann Inn deütscher Spraach vnndt Zierlichem Habit vonn vnnß persönlich Comoed: vnndt Tragoediweis agiert werden vnndt den Zuhörenden sonnderlich aber der Jugenndt Zur Forcht vnndt Ehr Gottes, Auch gehorsamm Ihrer Eltern, Feine Exempla Fürstellen: Gebrauchen Laßen, Als Nemlichen:

1. Auß dem Buch danielis 6. Capitel.
2. vonn der kheüschen Susanna.
3. vonn dem verlohrnen Sohn.
4. vonn einem vngehorsammen Khauffmans Sohn.

Digitized by Google

5. vonn dem weisen vhrteil Carolj des hertzogen Auß Burgundt.
6. vonn Thisbes vnndt pyramo.
7. vonn Romeo vnndt Julitha.
8. vonn Annabella eines hertzogen tochter vonn Ferrara.
9. vonn Botzarhio (?) einem Alten Römer.
10. vonn Vincentio ladislao Satrapa ā Mantua.

welche wir dann Inn diser gegenndt Ann vilen Orthen Als Zu Vlm, Haylbrunn, Sch: Hall*, dünckhelspil vnndt Mehrern Orthen Mit sonnderm wolgefallen der Zuehörer agieret haben.

Gelanngt derowegen Ann E: E: W: vnnser hochvleißig vnndt diennstliches biten, si welten vnnß Genedigst vergünstigen, Obgenanndte Historien ein Zeitlanng Alhie Zu Agiern. versehen vnnß Auch E: E: W: werden solch vnser Bitten Nicht für vnzimmlich Achten, dieweil wir Ann Allen Andern Orthen gefördert worden, Sonndern eines theils Ihrer geburtstatt oder landsmannschafft genießen lassen.

damit aber E: E: W: Ohne Zweiffel seyen, das es nicht etwann leichtfertig Gauckhelhwerck sey, Seinndt wir erbietig eine vonn solchen Comedien vor einem E: Rath Zuuor Zu agiern, es sey welche es woll; Solches vmb E: E: W: vnserm geringen vermögen Nach Zuuerdienen seindt wir Jeder Zeit willig.

E: E: F: W: dienstwillige
Companie Comoedianten.

Ob wir hier eine Gesellschaft englischer Schauspieler vor uns haben, lässt sich mit Sicherheit nicht bestimmen; die Acten geben keine Antwort auf diese Frage. Wahrscheinlich ist es allerdings, da gerade um diese Zeit die englischen Komoedianten, zu deren Repertoire überdies einige der erwähnten Stücke gehören, viel in Schwaben herumzogen.** Nachgewiesen aber wird durch dieses Verzeichniss unzweifelhaft, dass schon vor dem Jahre 1604 Romeo und Julie in Deutschland „mit sonnderm wolgefallen der Zuhörer“ agiert wurde. Die älteste bisher bekannte Nachricht von einer Aufführung der Shakespearischen Tragoedie stammte aus dem Jahre 1626.***

* Schwäb. Hall.

** Cohn, Shakespeare in Germany S. LXXVI.

*** R. Genée, Geschichte der Shakespeareschen Dramen in Deutschland S. 167.

Karl Trautmann.

Digitized by Google

Verbesserungen und Nachträge.

Bd. 7 S. 489 ff. Ungedruckte Briefe von Wieland. — Nachträge und Berichtigungen hierzu s. Bd. 11 S. 520 ff.

Bd. 9 S. 441 f. Bezüglich der Rosenplüt fälschlich zugeschriebenen Dichtung „Memorial der Tugend" kann ich jetzt noch hinzufügen, dass die in der Dresdner Handschrift M 50[d] unter diesem Titel vorkommenden Verse: „Ich arme Nunn oft heimlich clag" u. s. w. aus dem „Memorial der Tugent" von Joh. von Schwartzenberg entnommen sind (s. Der Teütsch Cicero. Augspurg, M.D.XXXX. fol. Bl. CXL Rückseite und Vorderseite). — S. v. C.

Bd. 9 S. 443 Z. 22 sind die Worte: „Etliche sagen Hans Eichorn hab es angericht" zu streichen.

Bd. 10 S. 174. „Petrus Watzdorf civis isthic (in Arnstadt)" wird von Luther in einem Briefe v. J. 1544 erwähnt: s. Luthers Briefe hggb. von de Wette und Seidemann Th. 5 S. 628 (wo für Walzdorf zu lesen ist Watzdorf). Diese Erwähnung lässt nach Seidemann (ebd. Th. 6 S. 702), der Watzdorf wol irrthümlicher Weise Bürgermeister in Arnstadt nennt, darauf schliessen, dass Luthers Brief „an einen Ungenannten" aus dem J. 1544 bei de Wette Th. 5 S. 623 an Watzdorf gerichtet ist.

Bd. 11 S. 87 ff. (Henriette v. Arnim.) In einer Besprechung des ersten Heftes dieses Bandes in der Kölnischen Zeitung vom 10. Februar 1882, 3. Blatt, hebt H. Düntzer hervor, dass der Passus in der angeführten Briefstelle — passant alternativement des bras des Prêtres dans ceux de L'Israëlite, me paroit La belle Cunigonde, placée à Lisbonne entre Le Juif Don Issachar et Le Grand Inquisiteur — eine Anspielung auf Voltaires Candide enthält. Die betreffende Stelle findet sich im 8. Capitel dieses Romans. Es wird hier erzählt, wie Jude und Grossinquisitor (l'ancienne et la nouvelle loi) handelseinig wurden, sich in die Liebe der sauberen Kunigunde brüderlich zu theilen: am Montag, Mittwoch und Sonnabend sollte sie dem Juden, an den übrigen Wochentagen dem Priester gehören. Wie man sieht, ein keineswegs beneidenswerther Vergleich für Henriette von Arnim, und ich vermag nicht zu erkennen, wie Düntzer, dem ich mich für den Hinweis auf jene Stelle aufrichtig zu Dank verpflichtet fühle, aus eben dieser Stelle gerade den Grund herleiten kann, die Bedeutung des Salmourschen Zeugnisses abzuschwächen und dasselbe wol gar nur als einen schlechten Witz aufzufassen.

G. Buchholz.

Digitized by Google

Ohne davon zu wissen, dass ihm Herr Professor Düntzer bereits zuvorgekommen war, hat auch Herr Dr. W. Creizenach in Leipzig in einer an den Herausgeber gerichteten Zuschrift darauf aufmerksam gemacht, dass Salmour in seinen auf die Arnim bezüglichen Worten auf Voltaires Candide anspielt.

Bd. 11 S. 126. Die Verse „Wehmuth ergreift mich" u. s. w. sind aus Schillers Maria Stuart Act II Sc. 4 entnommen.

Bd. 11 S. 184 und 185 f. Herr Pfarrer Kawerau hat mir gütigst mitgetheilt, dass Ratzeberger irrig Wolfgang statt Theodor Fabricius (vgl. Theolog. Studien und Kritiken 1882 S. 327) nennt. — Auf die Thatsache, dass der von Strobel herausgegebene Bericht „Vom Schmalkaldischen Kriege" in dem „Dialogus vom Interim" mit enthalten ist, hat bereits Aug. von Druffel in seiner Ausgabe von: Des Viglius van Zwichem Tagebuch des Schmalkaldischen Donaukriegs (München, 1877. 8°. Einleitung S. 28* ff.) aufmerksam gemacht. Ebenda ist auch eine im Münchener Reichsarchive vorhandene Handschrift des Kriegsberichts nachgewiesen. — S. v. C.

Bd. 11 S. 282 Z. 7 v. u. Vgl. S. 518. — S. 283 f. Boies Antwort steht in Schillers Briefwechsel mit Cotta S. 219 ff.

Bd. 11 S. 308 Z. 15 v. u. Vgl. S. 428.

Bd. 11 S. 435. Die von Zolling, „Heinrich von Kleist in der Schweiz" S. 33 ff., aus Heinrich Gessners Papieren abgedruckte hexametrische Bearbeitung der Idylle Sal. Gessners „Der zerbrochene Krug" rührt von Ramler her und steht in Salomon Gessners auserlesenen Idyllen in Verse gebracht von Karl Wilhelm Ramler, Berlin 1787, S. 19—25. Gessner nahm einige kleine Aenderungen vor, wodurch er die groben metrischen Fehler in Ramlers tadellose Verse hineinbrachte. Da die Abschrift das Datum „Bern, Februar 1802" trägt, so kann sie der Dichterconcurrenz nicht ferngestanden haben. Vielleicht sammelte man überhaupt Gedichte über denselben Vorwurf. — Aug. Sauer.

Bd. 11 S. 554. Die Quelle des in Schumanns Nachtbüchlein enthaltenen Schwankes ist anscheinend das in Druck erschienene Meisterlied „Ein hübsches lied Von dem Pfarrer jm Federfaß In des Heinrich Mülichs grünen thon", von welchem Goedeke im Grundriss Bd. 1 S. 243 Nr. 96a eine Magdeburger Ausgabe anführt, die Dresdner Bibliothek eine zu Augspurg von Matheus Elchinger gedruckte, undatierte Ausgabe in 8° besitzt. Der Anfang dieses Liedes lautet: „HOrt wie vor lannger zeyt, zů Summerhausen, dausen, von Würtzburg nicht fast weyt". Von Herrn Prof. Dr. Edmund Goetze in Dresden erfahre ich, dass dasselbe von Hans Sachs gedichtet und von diesem in sein drittes handschriftliches Meistergesangbuch Bl. 279—282′ mit der Datierung: „1531, 25. april." eingetragen ist. — S. v. C.

Digitized by Google

Register.

Die Zahlen weisen auf die Seiten.

Abeken, B. R. 97. 116. 127. 133. 137. 140.
Aeschylus 102. 130 f. 136. 139 f.
Alberus, Er. 177 ff. 628.
André, J. 327.
Archenholz, J. W. v. 402 ff. 407.
Arnim, Henriette v. 87 ff. 627 f.
Ast, G. A. F. 103 f.

Babo, J. M. 113.
Baebler, J. J. 448 f.
Baechtold, J. 301 f.
Balde, J. 323.
Bauman, H. 54.
Bebel, H. 2 ff. 24 ff. 41.
Berliner Hs. 52.
Bertuch, F. J. 85 f.
Biedermann, W. Frhr. v. 147 ff. 302 ff. 423 ff. 543 ff. 592 ff.
Biedermann, W. Frhr. v. 416 ff.
Bindel, K. 443 f. 454 f.
Block, J. D. 137.
Blume, L. 142 ff.
Boccaccio, Gio. 554. 556 f.
Bode, Aug. 98. 105. 107. 110.
Bodmer, J. J. 480. 525.
Böttiger, C. A. 84 f. 539. 579.
Bohl, J. S., geb. S. 308.
Boie, H. Ch. 283 f. 422. 449.
Bossert, G. 317 ff.
Boxberger, Rob. 174 ff. 281 ff. 296 f. 301 f. 316 f. 432. 444. 455. 586 ff.
Brahm, O. 601 ff.
Brand, Th. 493 f. 504 ff.
Brinkmann, C. G. v. 102.
Brockmann, J. F. H. 325 ff.
Bruderschaftslied 439 ff.
Buchholz, G. 87 ff. 627.
Büchmann, G. 167 ff.
Büsch, J. G. 326.
Burmann, G. W. 470. 476 f.
Byron, G. G. Lord, 389 f.

Cervantes, Mig. de 119. 569.
Chaucer, G. 557.
Christianus, A. 192 f.
Codrus, eine Schulkomoedie 328 ff.
Collimitius, Georg Tanstetter 34.
Collin (H. J. v.? M. v.?) 327.
Creizenach, W. 165.
Cronegk, J. F. v. 481.
Crueger, J. 449 ff.

Dante Alighieri 98.
Daum, Ch. 349 ff.
Derschau, Ch. F. v. 356 ff.
Dialogus vom Interim 186 ff. 194 f.
Distel, Th. 349 ff.
Dorothea, sancta 439 ff.
Dresdner Hss.: M 10x S. 54. Briefe an Wieland 402 ff. 524 ff. des K. Hauptstaatsarchivs 90 f. 179. 184 f.
Düntzer, H. 64 ff. 173 f. 416 ff. 527 ff.
Düntzer, H. 148 ff. 601.

Einsiedel, F. H. v. 539 f.
Erdmann, Osk. 601 ff.
Eschen, Aug. 560 ff.
Eschen, F. A. 560 ff.
Esther, Drama, 442.

Falk, J. D. 110. 114.
Faust, Doctor, Drama, 173 f.
Feinde, dem fliehenden, eine goldene Brücke bauen 167 ff.
Finckelthaus, G. 324.
Fischart, J. Tratzfatzbriet 342 ff.
Fleming, P. 102.
Flügel, Ew. 277 ff.
Frankfurter Hs. 178. 181 f. 186 f.
Freiberger Hs. 447 f.
Friedrich der Grosse 275 f. 353 ff. 447 f. 594.
Funck, H. 507 ff.

Gaedertz, K. Th. 285 ff.
Gast, J. 46 f.
Geiger, L. 147 ff.
Gellert, Ch. F. 456. 472.
Gemmingen, O. H. v. 606. 624.
Gessner, H. 435. 628.
Gessner, Sal. 435, vgl. 628. 455 f. 480. 520 ff.
Gleichen, W. H. K. v. 135. 140.
Gleim, J. W. L. 457 ff. 504.
Goedeke, K. 342 ff.
Göschen, G. J. 402 ff.
Goethe, J. W. v. Verhältniss zu Klinger in Weimar 65 ff. 82 ff. Erste Bekanntschaft mit Schiller 148 ff. 417 ff. Verhalten gegenüber Schillers Zerwürfniss mit Reichardt 305. Poerios Aufzeichnungen über s. Verkehr mit G. 386 ff. G. und Frau v. Stein 596 f. in Briefen von H. Voss 98. 100 f. 104 ff. 111 ff. 116 ff. 124 ff. 130 ff. 140 f. in einem Briefe Schillers an Boie 284. in Briefen Eschens 563 ff. Nachträge zu Hirzels Goethe-Bibliothek 543 ff. Notizbuch

Digitized by Google

von der Schlesischen Reise 1790 S. 153. Annalen 148 f. 418 f. Goethes Briefe, Verzeichniss derselben von Strehlke 307 ff. 425 ff. 599 f. Briefe an ungenannte: v. Frankenberg? 153. Hufeland? 153. F. S. Voigt? 157. Brfw. m. e. Kinde hgg. von H. Grimm 306 f. ob Briefe an J. H. von Born noch vorhanden? 164. an Frau v. Hopfgarten 427. an A. Poerio 386 ff. Brfw. zwischen Schiller u. G. 4. Aufl. 302 ff. an v. Schreibers 155. an Frau v. Stein 593. an H. Voss 101. 115. 134. Berichtigungen zu dem Texte eines Briefes Blumenbachs an G. 390 f. Ausgabe sämmtlicher Schriften 126. Anzeige seiner Schriften 158. Zeit der Ablieferung der Theile der ersten Ausg. der Werke an Cotta 532. Riemers aus den Tagebüchern gezogene Notizen über die einzelnen Werke 537. Wanderers Nachtlied 75. Götz v. Berlichingen 113. 152 f., vgl. 422 f. Faust 114. 159 ff. 165 f. 311 ff. 396 ff. 423 ff. 527 ff. Hermann und Dorothea 126. 568. Klaggesang der edlen Frauen des Asan Aga 148, vgl. 416 f. Erwin und Elmire 148. Verse an Merck 152 f. 422 f. Gedicht auf die Hochzeit von J. Ch. Starks Tochter mit dem jüngeren J. Ch. Stark? 154. Iphigenie 158. 364. 391 ff. der Wanderer 164 f. 596. Hanswursts Hochzeit 172 f. Musen und Grazien in der Mark 174. Epigramm 305. Bemerkungen über die Darstellung des „Macbeth" von G. (nicht Schiller) 306. Braut von Corinth 388. eine Erfindung für ein Titelkupfer zu Göschens histor. Kalender 413. Italienische Reise 448 f. Xenien 569. An die Entfernte 596. Jägers Abendlied 596. Deutscher Parnass 597. Der neue Pausias und sein Blumenmädchen 597. West-östl. Diwan 598. G. über die Karschin 492. musicalische Effecte 604. Böttiger über G. 157. Goethe-Jahrbuch 147 ff., vgl. 416 ff. 428 f. Herbst, G. in Wetzlar 163 f. Keil, G., Weimar und Jena 431. Lichtenberger, études s. l. poésie lyr. de G. 595 ff. Niemeyer, G.s Stellung zur Tonkunst 166. Noetel, über Egmont 599. Rollett, die G.-Bildnisse 166. 315. 599. Schöll, G. in den Hauptzügen s. Lebens 592 ff.

Götz, J. N. 353 f. 366.
Goetze, Edm. 51 ff.
Gotter, F. W. 78. 326.
Gottsched, J. Ch. 277 f.
Gries, J. D. 562 f.
Grimm, H. 306 f.
Grosse, Em. 367 ff. 444 ff.
Gryphius, A. 324.
Günther, J. Ch. 289 ff.

Hain, L. F. Th. 120.
Halberstädtische Hss. 457 ff.
Haller, A. v. 381. 385. 501 f.
Hamann, J. G. 297 ff.
Heine, H. 320.
Heinrich, Prinz von Preussen 493. 502 ff. 505.
Herbart, J. F. 562 ff. 570 ff. 577.
Herbst, W. 163 f.
Herder, J. G. v. 301 f. 366.
Herolt, J. 318.
Herrand von Wildonie 142 ff.
Heydenreich, E. 447 f.
Hirzel, L. 377 ff.
Hölty, L. H. Ch. 101.
Hohlfeld, P. 396 ff.
Holstein, H. 442.
Homer 17 f. 42.
Horaz 573 f.
Hospinius, M. 318.
Huber, L. F. 410. 412. 414 f.
Hübner, J. F. 459 f. 461 ff. 479 f.
Humboldt, A. v. 565 f.
Humboldt, W. v. 130 f. 565.

Immermann, K. 587.

Jacobi, F. H. 99.
Jacobi, Max 131 f.
Jacoby, D. 297 ff. 320.
Jepp (Jeep), J. 319.

Kämmerer, E. 409.
Kalb, Charlotte v. 405. 589.
Kannegiesser, K. F. L. 128.
Karsch, A. L. 481 f. 484 ff.
Kaufmann, Ch. 81 ff.
Kerckmeister, J. 329 ff.
Kessler, G. W. 137. 139 f.
Kilian Brustfleck 172 f.
Kirchhof, H. W. 27.
Klee, G. 455 f.
Kleist, E. Ch. v. 457 ff.
Kleist, H. v. 324 f. 433 ff.
Klinger, F. M. 64 ff. 601 ff.
Elfride 617.
Klopstock, F. G. Meyers Gedächtnissfeier 101. die Oden Auf meine Freunde (Wingolf), Salem, An Gleim 246 ff. Oden, als Mskrpt. 507 ff. musical. Effecte 604.

Digitized by Google

Einfluss auf Klinger 604.
Klotz, Ch. A. 525 f.
Kluckhohn, A. 484 ff.
Knebel, K. L. v. 354 f. 363.
Köhler, R. 386 ff. 582 ff.
Königsberger Hs. 179.
Körner, Ch. G. 410 ff. 414.
Kohlmann, Ph. 353 ff. 433 ff.
Kolde, Th. 439 ff.
Kotzebue, A. F. F. v. 106. 114 f.
Krafft, M. 432.
Krause, (Ch. G.) 458 ff.
Kullmann, G. 196 ff.
Kummer, K. F. 142 ff.

Langbein, A. F. E. 553 ff. 584 f.
Leibniz, G. W. Brief an Ch. Daum 349 ff. Ode 352.
Leisewitz, J. A. 607.
Lenz, J. M. R. 422 f. 601 ff.
Lessing, Eva 590 f.
Lessing, G. E. in Briefen Gleims 457 ff. 471. 479. 482 f. F. Nicolais 464 f. G. S. Nicolais 467. 474. J. F. Hübners 480. S. Gessners 525 f. ungedruckte Briefe: an Reimarus 281 f.; an Maler Müller 282 f., vgl. 518; an Frhrn. von Hompesch 517 ff. Briefe an Reimarus und Heyne 517. Faust 173 f. Epilog für Frau Schuch 174. Emilia Galotti 367 ff. 376. 589 f. Nathan 591 f. Schuldner in der Bedeutung „Gläubiger" 444 ff. Wiederholungen 602. nachgeahmt von Klinger 618 ff. Seldner, L.s Verhältniss zur altröm. Komoedie 296 f.
Lessing, K. G. 327.
Lichtenberger, E. 595 ff.
Lieder 174 ff.
Lier, H. A. 1 ff.
Litzmann, B. 289 ff. 293 ff.
Lotichius, P. 322 f.
Ludwig, O. 608 f.
Luther, M. 102. 118 f. 443 f.

Märchen 582 ff.
Manzoni, A. 386. 389 f. 395.
Mecklenburg, B. 345 ff.
Meil, J. W. 326.
Mendelssohn, M. 489 f. 500 f.
Merck, J. H. 422 f.
Merkel, Garl. 106. 114 f. 563 f.
Michaelis, J. D. 485. 487 f. 497 ff.
Milchsack, G. 169 ff.
Miller, J. M. 325. 450 ff.
Minor, J. 297 ff.
Moritz, K. Ph. 150.
Morus, Th. 12.
Müller, (Maler) Fr. 282 f. 518.
Müller, J. v. 102 f. 131.
Müller, Jo. Ge. 301 f.
Münchener Hss. 485. 518.
Muncker, F. 246 ff.
Muncker, F. 588 f.

Nachtigall, O. 1 ff.
Neuber, Caroline 293 ff.
Neumark, G. 587.
Niccolini, G. B. 394 f.
Nicolai, F. 464 ff. 471 ff. 483.
Nicolai, G. S. 463 f. 465 ff. 473 ff.
Niemeyer, E. 166.
Noetel, R. 599.

Opitz, M. 102. 323 f.
d'Ouville 554 ff.

Paar, Graf Ludw. 52.
Pabst, C. R. 591 f.
Pauli, J. 22 ff. 27.
Pestalozzi, J. H. 414. 572.
Petrarca, F. 522.
Poerio, A. 386 ff.
Polle, F. 141.
Polle, F. 453 f.
Pontanus, J. 168 f.
Pontanus, J. J. 12 f. 168.

Ramler, K. W. 457 ff. 467. 471. 480. 482 f. 628.
Ratzeberger, M. 186. 190 f. 628.
Reden-Esbeck, F. J. Frhr. v. 293 ff.
Redlich, K. 517 ff.
Reichardt, J. F. 566 f. 579.
Reichardt, Louise 567 f. 570. 580 f.
Reimarus, J. A. H. 281 f. 517.
Reinhard, K. 409.
Richter, O. 446.
Riemer, F. W. 107. 110 f. 120. 125 ff. 528 ff. 537 f.
Rössler, E. 484.
Rollenhagen, Gabr. 285 ff.
Rollett, H. 166. 315. 599.
Rompler v. Löwenhalt, J. 323.
Rosenplüt, H. 169 f. 627.
Roth, St. 441 f.
Rückert, F. 316 f. 444. 455.
Rumpf, Ch. 172 f.

Sabinus, G. 321 f.
Sachs, H. Schicksale der eigenh. geschriebenen Sammlung s. Werke 51 ff. das 5. handschriftl. Spruchbuch in Berlin 52. 56 ff. das 14. Spruchbuch und 16. Meistergesangb. im Bes. des Grafen Paar 53 ff. Bibliographie 57 f. Chronologie der Fastnachtspiele 58 f. der handel der Türck. belegerung der Stat Wienn 53. Kriegslied auf die Schl. bei Mühlberg, von S., nicht Bauman 53 f. letztes Meisterlied 56. Sapphica 56 f. die pitter lieb 58. paum darauf maid vnd gsellen wachsen 58. der sechste Prosadialog 59 ff. Vf. des Liedes v. d. Pfarrer im Federfaß 628. Schilderung der Alpenlandschaft 323. benutzt von Gabr. Rollenhagen 286 f.
Salmour, Graf J. G. v. 90 f.
Sapidus, J. 13.

Digitized by Google

Sauer, Aug. 457 ff. 590 ff. 628.
Schaefer, A. 453 f.
Schaefer, J. W. 588 f.
Schiebeler, (Dan.) 499. 501.
Schiller F. v. Verh. zu Henriette v. Arnim 87 ff. 627. in Briefen von H. Voss 110 f. 114. 116. 119 ff. 123. 128. 134 f. Schillers Kinder 116. 123 f. 127. Goethe, Erste Bekanntschaft mit Sch. 148 ff. 417 ff. Zerwürfniss mit Reichardt 305. in e. Briefe Göschens 411. in Briefen Eschens 563. Verh. zu Charlotte v. Kalb 589. Brief an H. Voss 124. Brfw. zwischen Sch. und Goethe 4. Aufl. 302 ff. ungedruckte Briefe: an Boie 283 f., vgl. 627; an Wieland 402. 408 f. die Götter Griechenlands zum Behuf der Declamation von Solbrig 101. Othello 120 f. 124. Geschenkexemplar des „Wilh. Tell" 124. Maria Stuart 127. Bemerkungen über die Darstellung des „Macbeth" von Goethe, nicht Sch. 306. Gesch. des Dreissigjährigen Kriegs 405 ff. 410 f. 413 f. andere Arbeiten für Göschens histor. Kalender 413 ff. Braut von Messina 432. 586. Jungfrau von Orleans 454 f. Xenien 569. musical. Effecte 603 f. deutscher Patriotismus 607. Nachahmung Shakespeares 613. 617 f.
Schlegel, A. W. v. 102. 130. 137. 566. an H. Voss 136.
Schlegel, F. v. 564. 566.
Schlichtegroll, F. 485. 504 ff.
Schmidt, Er. 285 ff. 321 ff.
Schmidt, Er. 601 ff.
Schnorr von Carolsfeld, F. 177 ff. 627.
Schöll, A. 592 ff.
Schönaich, Ch. O. v. 277 ff.
Schreyer, H. 160 ff.
Schröer, K. J. 311 ff.
Schrötering, J. 345 f.
Schuldner in der Bedeutung „Gläubiger" 444 ff.
Schulze, W. 328 ff.
Schumann, V. 554. 558. 628.
Schupp, B. 345 ff.
Scotus, M. 49.
Seldner, K. 296 f.
Senkenberg, R. L. v. 325.
Seuffert, B. 402 ff. 520 ff.
Shakespeare, W. i. e. Briefe von H. Voss 139. Othello 120 f. 124. 127 f. 132. 136 f. 140. Lear 127. 132. 136 f. 140. Richard III. 137. s. Antheil an dem Trauerspiel Timon 196 ff. Romeo aufgeführt in Deutschland 1604 S. 625 f. übersetzt von Wieland 521. 523. nachgeahmt von Klinger 612 ff. 619.
Smid, J. H. 366.
Solger, Karl 94 ff.
Solger, Karoline 94 ff.
Sophokles 102 ff. 111 f. 114 f. 132 f. 136. 139.
Spangenberg, C. 319.
Spangenberg, W. 319.
Stägemann, F. A. v. 587 f.
Stein, Ch. v. 596 f.
Stolberg, F. L. Graf 100. 102. 113. 140.
Strehlke, F. 307 ff. 425 ff. 599 f.
Sulzer, J. G. 498 f.

Tedaldi-Fores, C. 392.
Tezel, J. 46.
Thiele, R. 590 f.
Trautmann, K. 625 f.

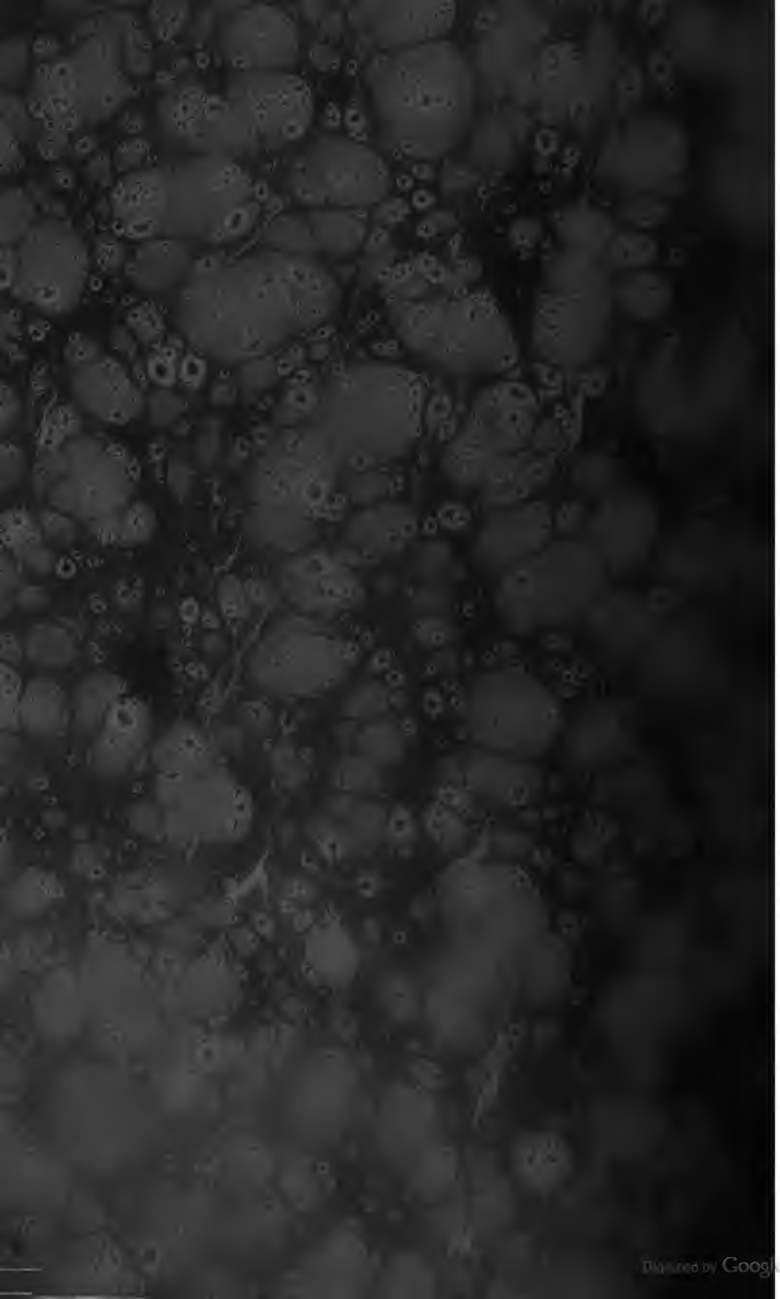
Uhland, L. 175 f.
Ullrich, H. 553 ff.
Unzer, J. Charlotte 326.
Unzer, J. Chr. 326.
Ursinus, C. Velius, 13. 31. 42.
Uz, J. P. 481 ff.

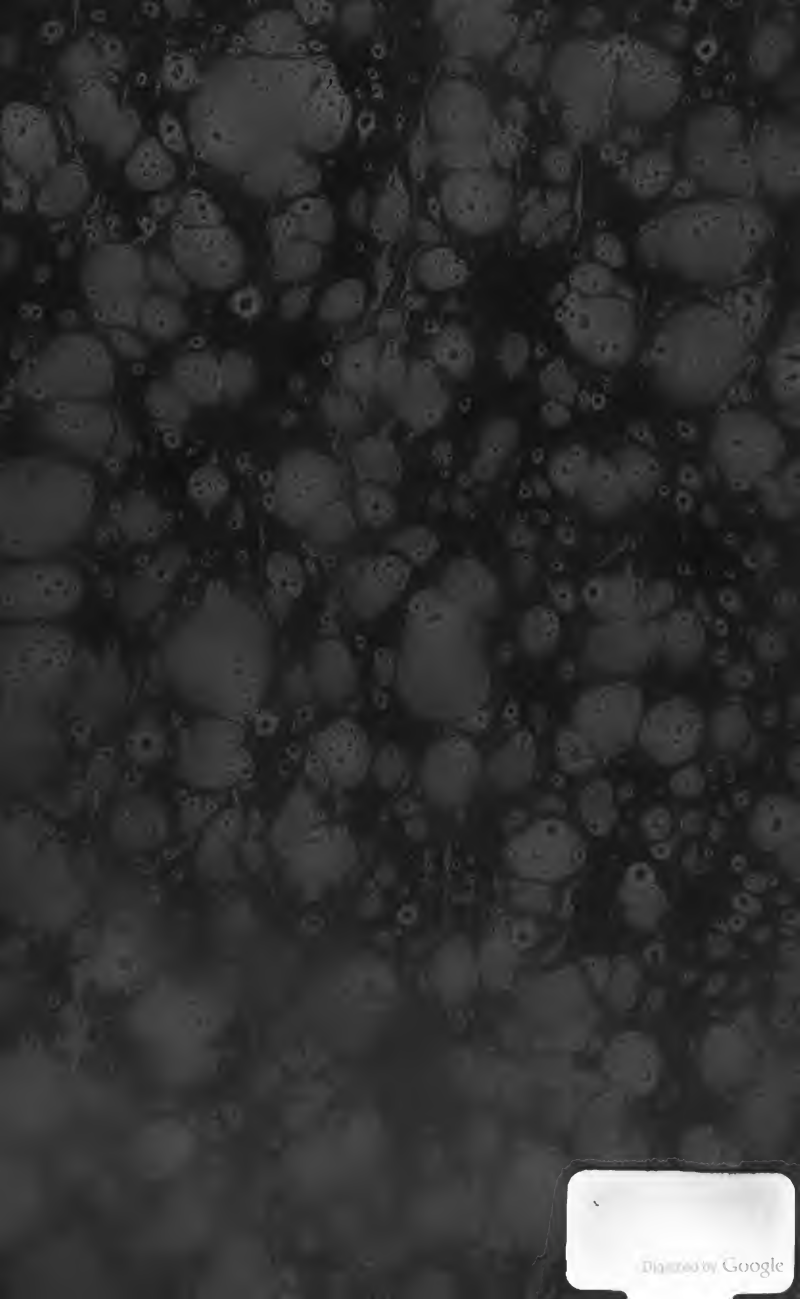
Valla, N. 18.
Varnhagen, H. 582 ff.
Voigt, G. 316 f.
Voith, V. 442.
Volkslied des Siebenjähr. Krieges 447 f.
Vollmer, W. 303.
Voss, Ernestine 450 ff. 453 f.
Voss, Hnr. 94 ff. 628.
Voss, J. H. 97 f. 102. 115. 117. 125. 128 ff. 136. 449 ff. 453 f. 561. 566 ff. 574. 579.

Wagner, H. L. 325.
Wagner, J. J. 396 ff.
Waldis, B. 171 f.
Watzdorf, P. 627.
Wegener, R. 586 ff.
Weimarische Hs. 179.
Wenzel, K. G. 281 ff.
Werner, R. M. 589 f.
Widmann, A. J. 318.
Widmann, E. 318.
Widmann, G. R. 317 f.
Widmann, Jörg 318.
Wieland, Ch. M. Verh. zu Klinger in Weimar 83. 86. i. e. Briefe Eschens 564. Briefe Göschens an W. 402 ff. Brief Schillers an W. 408 f. Briefe bei Zolling, H. v. Kleist in der Schweiz 437 f. Briefe an Orell, Gessner u. Co. 520 ff. Plan von e. neuen Art von Privat-Unterweisung 377 ff. Mitwirkung bei Göschens histor. Kalender 402 ff. Aeusserung über e. Scene des Goetheschen Faust im Gefängnisse 539 f.
Wittig, G. K. 289 ff.

Zincgref, J. W. 444.
Zolling, Th. 433 ff.
Zwickauer Hs. 439 ff.

Digitized by Google


Digitized by Google


Digitized by Google